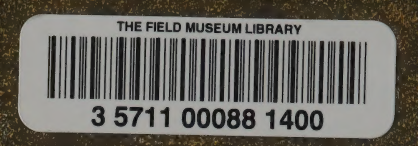
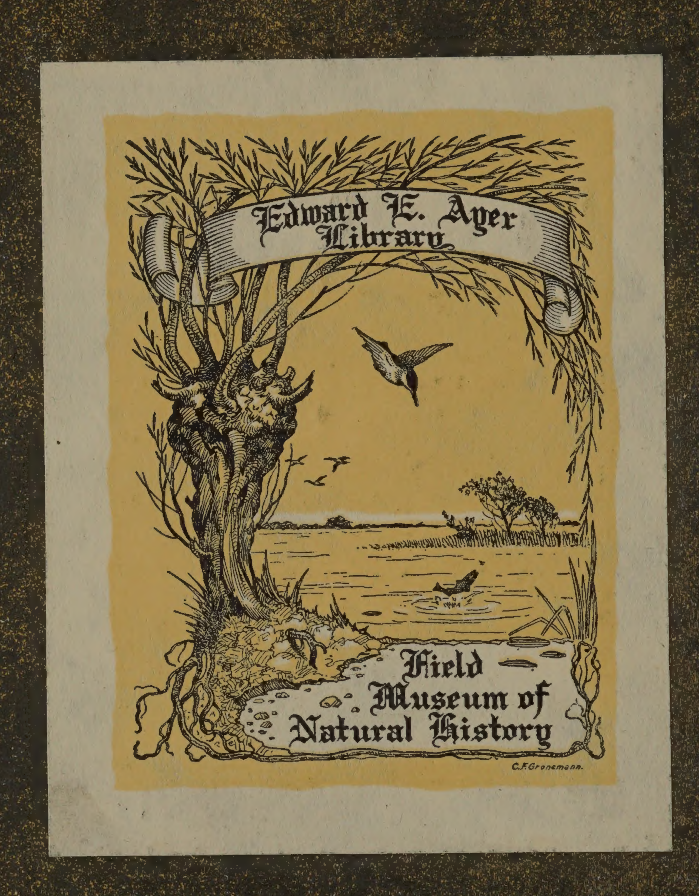


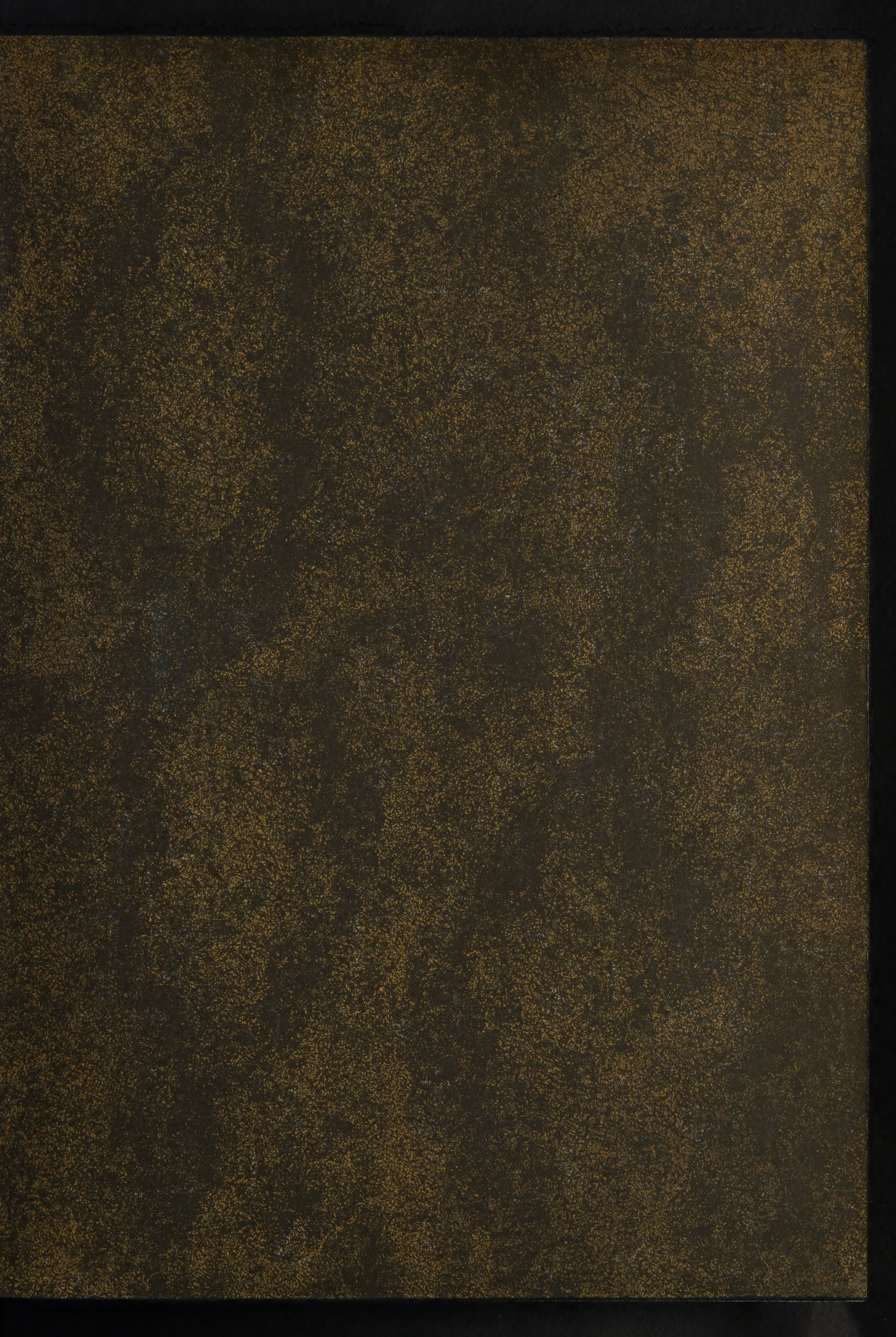
H. MEERWARTH u. K. SOFFEL

LEBENSBILDER aus der TIERWELT

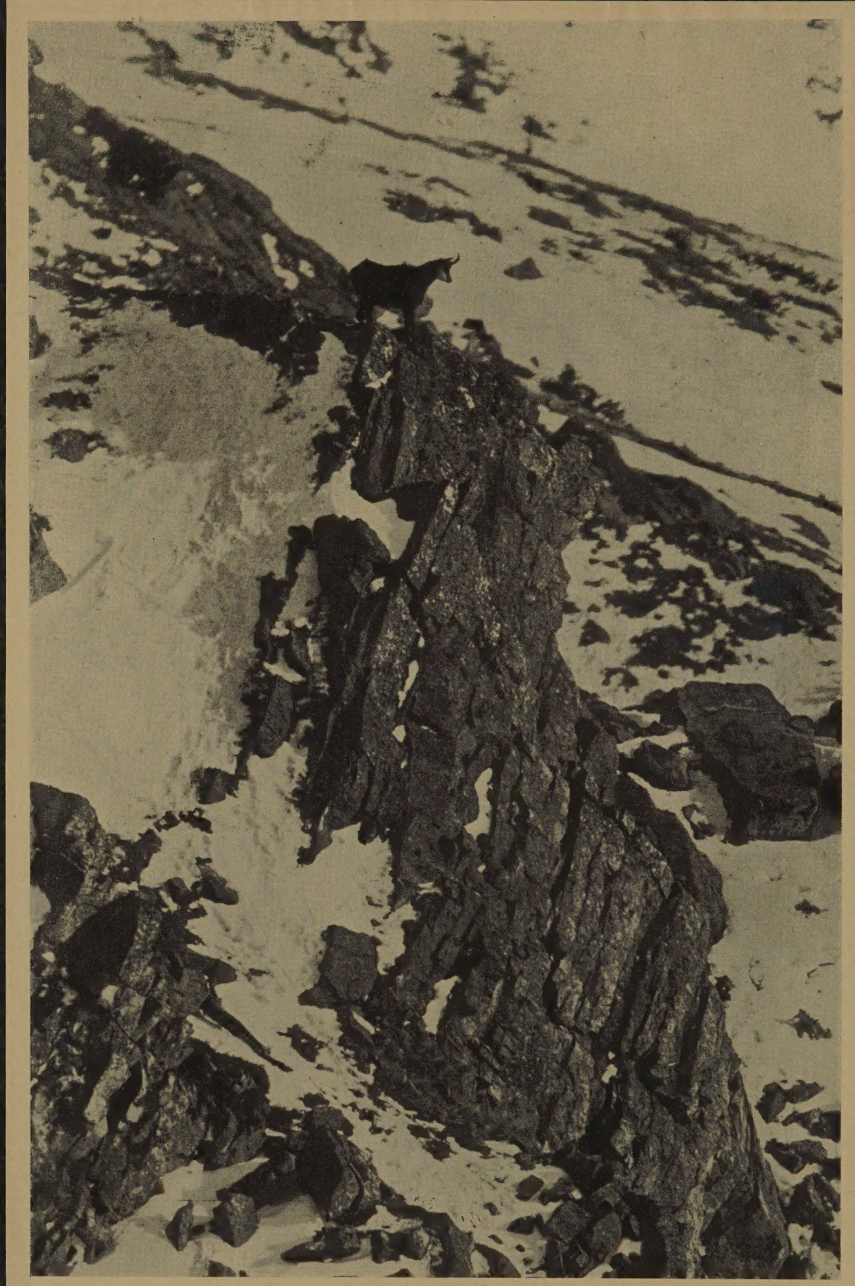
·Säugetiere·


THE FIELD MUSEUM LIBRARY
3 5711 00088 1400


Edward E. Ayer
Library
Field
Museum of
Natural History
C.F.Gronemann.







M. Steckel. *Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Sichernder Gemsbock.

Lebensbilder
aus der
Tierwelt

Herausgegeben von
H. Meerwarth und K. Soffel

Zweiter Band

Erste Folge: Säugetiere II



R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Einbandzeichnung von Karl Soffel in München.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

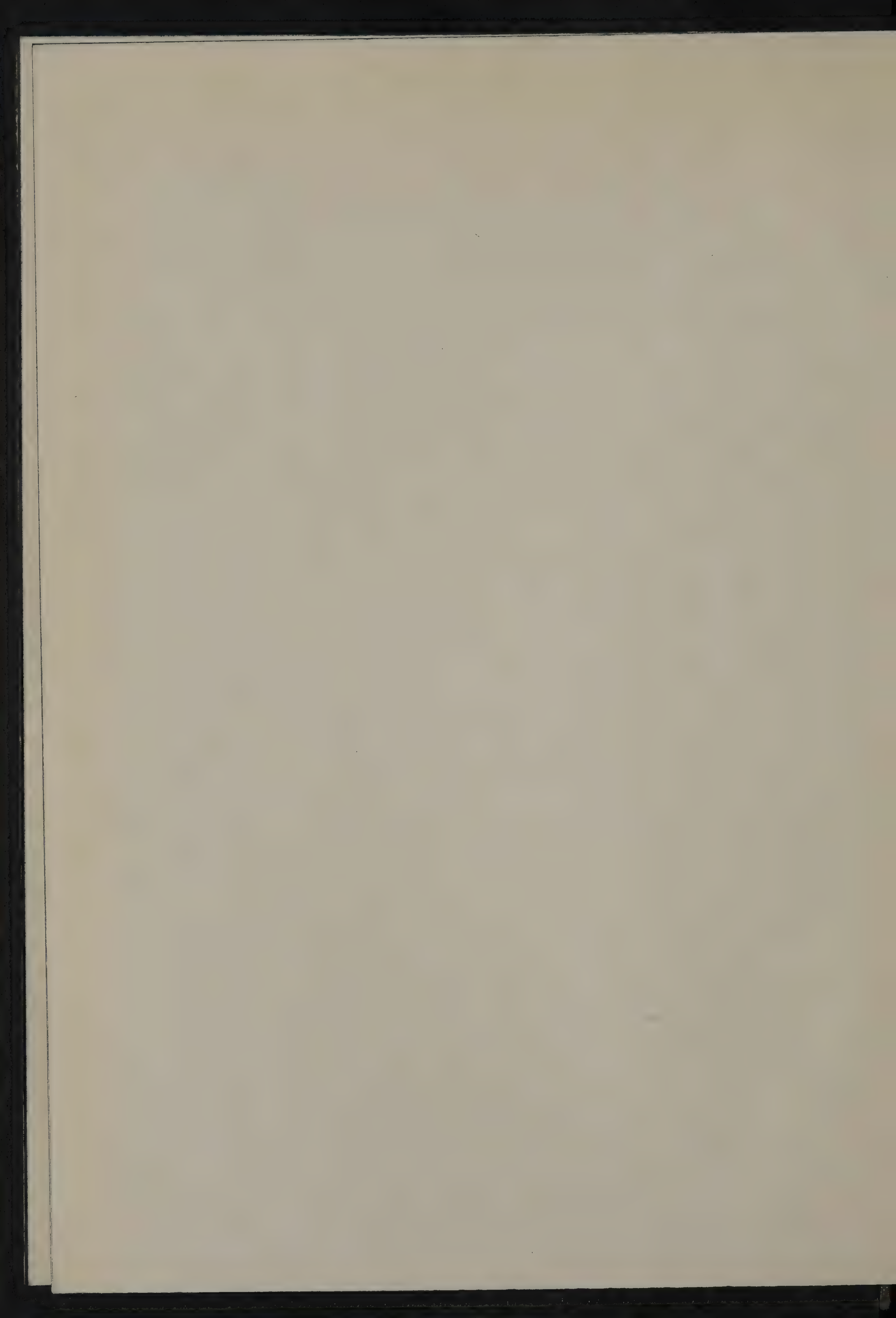
Seiner Königlichen Hoheit
dem Großherzog

Wilhelm Ernst von Sachsen

dem weidgerechten Jäger und Naturfreunde
in Ehrfurcht gewidmet

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Inhaltsverzeichnis	III
Die Gemse von Hermann Meerwarth	1— 69
Der Siebenschläfer von A. Bütow	70— 90
Das Damwild von J. Müller-Liebenwalde	91—165
Der Hamster von Hermann Löns	166—187
Das Elch von Fritz Bley	188—320
Der Feldhase von Hermann Löns	321—346
Der Maulwurf von Martin Braeß	347—366
Das „Murmeltier" von Fritz Bley	367—395
Der Steinmarder von Hugo Otto	396—409
Der Dachs von Fritz Bley	410—426
Das Ziesel von Else Soffel	427—445
Der Eisbär. 1. Im Eismeer von Alf Bachmann-München. 2. Der Bär von Alfred Leverkus-Leverkusen a. Rh.	446—484
Die Brandmaus von Else Soffel	485—497
Das Walroß und Moschusochse von Dr. Ernst Schäff	498—514
Fledermäuse von Else Soffel	515—552
Verzeichnis und Erläuterung der Bilder von Karl Soffel	553—560
Register	561—562



Die Gemse.

Von Hermann Meerwarth.

Verklungen ist im Hochgebirg der letzte Schrei des Brunfthirschs, verschwunden sind im Laatschendickicht die Ringamseln, die noch vor kurzem auf dem Zug nach dem Süden in Scharen hier oben in der beerenreichen Zone ein paar Rasttage gemacht, es fehlt das Rotschwänzchen, das noch vor wenigen Tagen um die höchstgelegene Alphütte hüpfte und nickkopte und ab und zu noch sein kurzes Gstanzl vernehmen ließ.

Nur der Zaunkönig schlüpft noch im Krummholz herum und schmettert seinen silbernen Triller und der Kolkrabe läßt ab und zu seinen lauten Ruf vernehmen oder das Gezänke einer Gesellschaft Steindohlen unterbricht auf Minuten die Stille: hoch oben an scharfragender Felskante flatternd balgen sie sich um die letzten Fetzen des Aufbruchs, den der glückliche Schütze drüben am Almboden hatte liegen lassen, nachdem er den Laatschenbruch durch den Schweiß des stolzen Kronenzehners gezogen.

Sonst herrscht Ruhe jetzt hier oben, denn auch der Senn hat schon vor Wochen seine Herde talwärts getrieben, das Glockengebimmel und Brüllen des weidenden Viehs ist längst verstummt und mit ihm verschwanden die Schafe und Ziegen aus den Karen. Regen und ein paar Schneeschauer, Frost und Sonne haben die letzten Spuren der hier eingedrungenen Menschenkultur, die Fährten und Losungen des Weideviehs, getilgt: jetzt gehört das ganze Revier wieder der Gemse, der kühnen Springerin, der wetterfesten, die über Sommer entlegene Walddickichte und die Nachbarschaft von ewigem Schnee und Eis der Gemeinschaft mit dem ihr verhaßten Weidevieh vorzog. Jetzt kommt sie wieder tiefer herab zur Äsung auf den hoch zwischen den Laatschenfeldern gelegenen Almböden, erst das „Graffl" allein, die Geißen, Kitze und schwachen Böcke. Bald werden sich auch die alten „Lauberböcke" einstellen, die bis dahin noch das verborgene Leben des griesgrämigen Einsiedlers im dichtesten Laatschendickicht führen.

Wäre der Toni nicht, der Hüterbub, der so tagelang draußen bei seinen Schafen und Ziegen lag und herumspekulierte, der Sepp hätte vielleicht keinen einzigen Gamsbock zu sehen bekommen und das Mirzl drunten hätt' ihn nicht schlecht aufgezogen — so kann er doch wenigstens ein Gamskrickl vorweisen, das er noch kurz vor dem Abtrieb errungen, ein ganz ansehnliches, aber das



M. Steckel. *Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Gemse. Zwei geringe Brunftböcke als neidische Zuschauer am Brunftplatz.

schönere ist droben geblieben, und auf dem Rücken seines Trägers, des ältesten Bocks im Revier, wird sich bis zur Brunft im November ein Mordsbart, ein richtiger „Wachler", ein weißbereifter, zu einem wahren Prachtstück herauswachsen. Und soviel steht fest, den wird er dem Jagerhias streitig machen und er soll keinen anderen als seinen Sonntagshut zieren, dem Jager zum Trotz, seinem Dirndl ein Stolz — das schwor er sich zu, als er jenem bei der Heimkehr von der Alm begegnete. —

Der Winter kann von den Hochlagen täglich seinen Einzug halten. Draußen über dem Flachland wogt ein kaltes, graues Nebelmeer und brandet bis in die tieferen Gebirgstäler herein, oben aber im Hochgebirge über der Krummholzgrenze wölbt sich ein klarblauer Himmel über die glänzend beleuchteten, kahlen Gipfel der Bergriesen, läßt ihre gigantischen Formen um so mächtiger hervortreten und macht untertags fast vergessen, daß jeden Morgen glitzernder Reif auf Gelände und Bäumen liegt. Aber die immer noch kräftige Herbstsonne hat leichtes Spiel mit ihm und mühlos zaubert sie aus den weißen Flächen ein farbenprächtiges Herbstbild hervor: oben die schroffen Felsen glänzend im



M. Steckel. *Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Gemse. Sichernder Bock, charakteristische, schiefe Kopfhaltung.

blauen Äther, umsäumt und zum Teil ganz bedeckt von mächtigen Flächen der krüppelhaften Bergföhre, der schwarzgrünen Laatsche. Dazwischen die jetzt vergilbten Alpenmatten, Bestände der immergrünen Alpenrosen, an denen bereits die Knospen schwellen, die übers Jahr zu neuem Almenrausch erblühen werden, und kümmerliche Bergerlen, darunter anschließend der Hochwald, erst kurzstämmig und reichästig, allmählich in den schlanken hochstämmigen Bergwald übergehend: geschlossene tiefgrüne Tannenbestände, mit eingesprengten grellgelben Bergahorn und Birken, weiter unten große Flächen der noch immer üppig vollen Buchen mit rotbraunem Hauch, den Spuren des Frühreifs: ein Stimmungsbild in tausend Farben von scheidender, verlorener Pracht! Schlägt über Nacht das Wetter um, so ist am nächsten Morgen schon alles bis tief in den Bergwald herunter in fußtiefen Schnee gehüllt, schwere Nebelwolken verhüllen die höchsten Berghäupter, die aus dem auf Minuten zerrissenen Wolkenschleier den Gamsjäger im Schmuck des Winters begrüßen.

Wie immer es sei, früh am Morgen und des Abends herrscht hier oben schon die weiße Farbe und dem Hochgebirgsjäger winkt jetzt die höchste Weid=

1*

mannslust, die Gamsbrunft! Gewiß, auch des Spielhahns und Urhahns Balz, des Berghirschs Brunft bringen ihm edle Freuden und Beute — doch er teilt sie mit dem Bewohner der Ebene und des Mittelgebirges. Aber nirgends sonst in der Welt als hier oben in der nächsten Nachbarschaft von Gletschern und ewigem Schnee ist die Gamskrucke zu gewinnen und nur in dieser an Fährlichkeiten überreichen Jahreszeit der Gamsbart. Drum ist die Gamsjagd auch die Perle, der Stolz des echten Jägers: die schroffe Bergnatur hält ihm dies Revier rein vom sonst allerorten grassierenden Jagdgigerltum. Mag man auch von allen gerade über dies Thema vielfach verbreiteten Übertreibungen absehen, soviel bleibt sicher: die Gamsjagd erfordert einen ganzen Mann, ein starkes Herz, einen wetterfesten Körper, entschlossenen Mut und große Ausdauer gegen allerlei Strapazen. Und mit Stolz sei's gesagt: in deutschen Landen gibt's noch „echte" Gamsjäger, nicht nur unter der einheimischen Bevölkerung der bayrischen und österreichischen Alpen, denen allen ein Spritzer Jagerblut in den Adern rollt — mehr als der zünftigen Jägerei lieb ist — selbst unsere Fürsten, voran der Senior von Bayerns Jägern, Prinzregent Luitpold und Kaiser Franz Joseph von Österreich sind bis in ihr hohes Alter passionierte Gamsjäger geblieben und um sie reiht sich ein großer Kreis von echten Jägern aus allen Ständen, die es mit dem stolzen Sprüchlein des alten Franz von Kobell halten:

Herunten leicht Jager d'erfragst
auf Henna und Hasen und Füchs.
Wo droben aber 's Edelweiß wachst,
da taugen die mehreren nix!
Aber i bi dabei;
denn „wie höcher wie liaba" dees is
mei Spruch allewei!

* *
*

Morgendämmerung: graue Nebelschwaden wogen und brauen und verhüllen den Ausblick. Nur ab und zu, wenn ein Windstoß dazwischen fährt, zeigen sich die Einzelheiten der Landschaft: drüben die schroffe, graue Felswand, auf der in Gräben und Löchern noch Reste vom letzten vor wenigen Tagen niedergegangenen Schneefall sich gehalten haben, zu ihren Füßen eine kleine rings von Laatschendickungen eingeschlossene, jetzt mißfarbige Hochalm, ein seit Jahren bevorzugter Brunftplatz, auf dem sich besonders starke Böcke einzustellen pflegen. Alle Farben gedämpft im Grau des jungen Tages — kein Laut hörbar als das Sausen des Morgenwindes, der in Stößen die alte Wettertanne zaust, unter der der Jäger seinen Stand genommen.

Ob der alte Bock wie schon so manches Jahr so auch heuer hier Hochzeit machen wird, und ob es ihm wieder beschieden sein soll, den prächtigen „Bart"

und die hohen, starken Krucken durch all die Fährlichkeiten unversehrt hin-durchzutragen, die hier oben seiner, des Liebestollen, weniger Vorsichtigen, harren? Der Zufall muß hier helfen, denn das Wild ruht zur Nacht bald zur Rechten, bald zur Linken des Almbodens. Oben unter der Wand ist der Stand nicht zu nehmen, weil der talwärts streichende Morgenwind leicht dem Wild Witterung brächte, und von unten her ist die Alm zu wenig übersichtlich und die Distanz für einen sicheren Schuß zu weit. Und ein zahlreiches Gemsrudel, der Harem des gewaltigen Platzbocks, eräugt hier mit fernsichtigen Lichtern den anpirschenden Jäger leicht von oben auf der freien Alm, wenn er sich auch noch so sehr an den Holzrand drückt, oder vernimmt das hier unvermeid-liche trockene Schnellen der Zweige, falls er es versuchen sollte, durch die Dickung selbst sich anzupirschen.

Ein Platz, in der Tat, wie geschaffen, einen rechten Kapitalbock zu erhalten, nachdem es ihm gelungen, in den früheren Jahren ebenbürtige Rivalen erfolgreich abzukämpfen. Der eine war, vom Brunftplatz von ihm abgehetzt, auf der benachbarten steilen Wand im Kampf von ihm vom schmalen Felsenbande abgedrängt, — in wenigen Minuten hatte sich das ganze ab-gespielt — rücklings in den Graben gestürzt, wo ihn zwischen Krummholz und Felsblöcken kein spähendes Auge der aasfressenden Krähen und Raben entdeckte; aber die Füchse hatten bald mit ihm aufgeräumt, und im Frühling lag sein Schädel mit den starken Hornzapfen weit unten im Geröll des Berg-bachs, sein „Bart" zierte nicht den Jägerhut, lieferte aber manchem gefiederten Gaste des Laatschenwaldes, dem Zaunkönig, der Ringamsel willkommenen Nist-stoff zur Auspolsterung der Kinderwiege.

Im folgenden Jahre war die Sache nicht so einfach vonstatten gegangen: ein in jeder Beziehung Ebenbürtiger war diesmal von der anderen Seite des Gebirgsstocks herübergewechselt und den Fährten des zahlreichen Rudels ins Bereich unseres Platzbocks gefolgt: mitten auf dem Brunftboden erwartete der Eindringling den wie ein schwarzer Ball über Stock und Stein daher-sausenden Platzbeherrscher und dachte nicht an Flucht. Ein heißes langes Ringen begann, währenddem das Rudel dem Klirren der stahlharten Krucken, dem Stampfen der kraftstrotzenden Läufe, dem Ächzen und „Blädern" der wutentbrannten Kämpen lauschte, nicht ohne daß bei dieser Gelegenheit der eine oder andere der schwächeren Böcke zum Ziel kam, die ständig gierig, wenn auch in angemessener Entfernung den Brunftplan des Gewaltigen um-lungerten. Aber plötzlich fuhr die scharfe Waffe des Gegners dem Eindring-ling in die Weiche, mit kurzem Ruck riß er sie heraus und stürmte im nächsten Augenblick dem eben erspähten „Schneider" entgegen, der es aber vorzog, beizeiten im Laatschendickicht zu verschwinden.

Der andere Kämpe aber zog langsam mit hängendem Lecker und ge-krümmtem Rücken zu Holz, an seiner Seite hing ein ellenlanges Stück des Ge-

ſcheides heraus und eine ſchmutzige Schweißſpur verriet ſeinen Weg und ſein Wundbett, in dem ihm der mit dem Schweißhund folgende revierende Jäger den Fangſchuß gab.

Erſt durch dieſen Befund waren die Jäger auf den Kapitalen aufmerkſam geworden, aber wiewohl ſeither ſchon drei Jahre vergangen waren, der „Bartgams“ war immer noch Herrſcher in ſeinem Revier und Stammvater manches braven Bockes, deren auffällig ſtark geringelte und weit ausgelegte Krucken die Jäger, wohl mit Recht, der Vererbung des vom Schickſal ſo begünſtigten Prachtbocks zuſchrieben. Ihn ſelber hatte freilich noch keiner genauer geſehen, höchſtens durchs Fernglas. Als ob ihn, den Stolzen, der Berggeiſt beſchirme, hatte er Glück und ſpottete jeglicher Bemühung. Zweimal ſchon hatte ſein Stündlein geſchlagen, aber das erſtemal war es ein Jagdgaſt, dem beim Anblick des ſchwarzen, unerwartet aus der Dickung tretenden Kapitalbocks das „Blut in die Augen trat“, und das Zittern in die Arme, ſo daß er das Schießen vergaß — wie hat er geflucht damals, der Jagerhias, er ballt jetzt wieder die Fauſt bei der Erinnerung. Und im letzten Jahre war er ſelbſt der Gefoppte: heiß und kalt wird ihm jetzt noch beim bloßen Drandenken. Er hatte ihn in den Laatſchen angepirſcht, es war ihm gelungen, das faſt Unglaubliche, in ſtundenlanger mühſeliger Geduldsarbeit, jetzt lag er in guter Deckung und brauchte nur noch eine kleine Bodenfalte überwinden und dort vorne hinter jenem Felsblock, da wird er's dann „fliegen laſſen“ und dann iſt er ſein. Aber langſam zu Werke, wenn's auch ein Biſſel länger braucht. Da kommt eine falſche Bewegung in die Nebelſchwaden, ſtatt abwärts wie bisher, beginnen ſie aufwärts zu treiben, ballen ſich vor der Wand und in wenigen Minuten iſt die Ausſicht verſperrt und der Jäger ſitzt zwar jetzt am rechten Fleck, aber vor ihm liegt nun ſtatt der Alm mit dem Gamsrudel ein Nebelmeer, das allmählich immer dicker wird, ihn ſelbſt einhüllt. Der „Gamsſchützer“ hatte wieder einmal ſeine Schuldigkeit getan, ein ſchwerer Schneeſturm kam in ſeinem Gefolge und unſer Mann war froh, daß er, zwar ohne den Bartgams, den Teufelsbock, aber doch mit heilen Knochen, wenn auch todmüde nach mühſamem Abſtieg die Jagdhütte endlich gefunden hatte. —

Wie wird's wohl dies Jahr gehen?

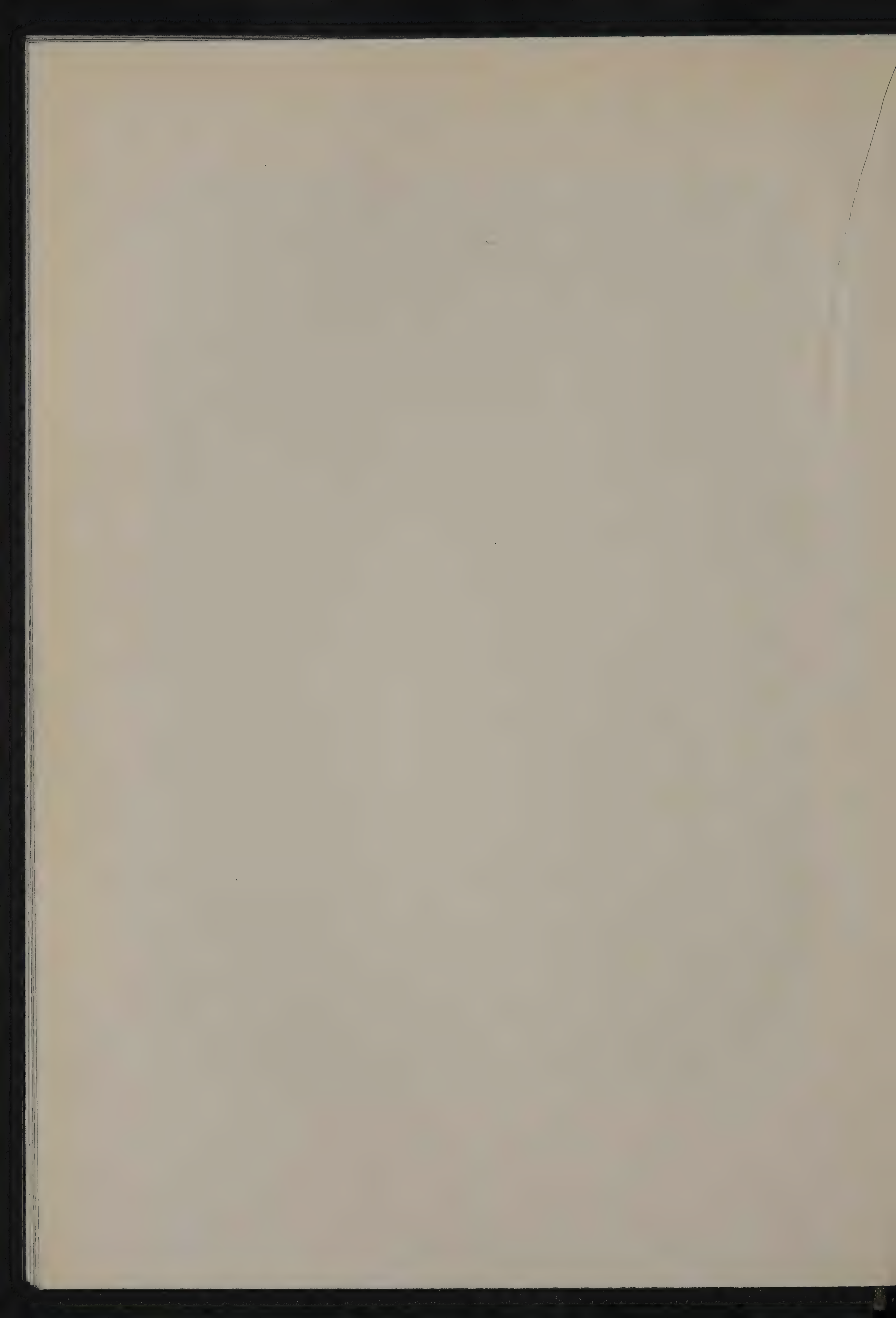
Der Halter-Sepp machte damals ein ſchiefes Geſicht, als er ihn traf beim Abtrieb. Muß der Kerl auch grad heuer auf dieſe Alm gekommen ſein, — ſicher weiß er, der berüchtigte Wildſchütz, jetzt den Bock, da heißt's die Augen offen halten, wenn's nicht gar ſchon zu ſpät iſt! — Der Hias ſtöhnt beim Gedanken an die Möglichkeit, daß ſein Stolz, ſein Teufelsbock, ſo einem „Lumpen“ könnte angelaufen ſein — das Zittern hätt' der ſicher nicht gekriegt! —

Allmählich ſchwinden die Dämmerungsſchatten, in die brauenden Nebel



M. Steckel. — Hohe Inton.

Gemse. Sichernd.



ist bestimmte Bewegung nach der Wand, nach oben gekommen. Zwischen den Laatschen tauchen dunkle Gestalten auf und verschwinden wieder. Bald läßt der Zaunkönig seine Zeterstimme vernehmen, ab und zu ertönt heller Klang von steinelnden Gamsen. Das Rudel hat seinen Schlafplatz in der Dickung verlassen und ist jetzt im Anzug zur Äsung nach der Alm. Eine alte Geltgeiß als Leitgeiß an der Spitze, dann verschiedene Kitzgeißen, mit den ihr folgenden oder sie in neckischen Bocksprüngen umtanzenden Kitzen — hier ein, dort zwei — und mit den Jahrlingen, der Nachkommenschaft von der vorletzten Brunft, darunter ein paar zierliche Böckchen, die der Platzbock noch nicht für voll nimmt und daher beim Rudel noch duldet, wenn sie auch ab und zu, von den brunftigen Geißen gereizt, bei einer kleinen Hatz hinter einer Schmalgeiß etwas zu plump vertraulich werden. Eine innere Unruhe beherrscht die ganze Gesellschaft. Selten ist das Kitz willkommen, wenn es dem Gesäuge der Muttergeiß verlangend naht, unwillig wird es meist abgeschlagen, tröstet sich aber bald im neckischen Spiel mit seinesgleichen. In kurzen, trippelnden Schritten bewegen sich die Geißen meist und nichts verrät bei dieser Gangart die Kraft ihrer Glieder. Nur wenn eine wie spielend einen mannshohen Felsblock nimmt oder einen Laatschenbusch überfällt, verrät die Leichtigkeit, mit der es geschieht, das sprunggewandte Bergwild. Das Rudel hat die Alm erreicht und zieht äsend bergauf der Wand zu. Oft wirft ein Stück auf, steht wie in Erwartung, zieht prüfend die Luft durch den Windfang, schüttelt den Grind und äst weiter.

Wo mag der Bock stecken? Oben in der Almecke, auf einer der untersten Terrassen der Wand hebt sich ein dunkler Fleck vom grauen Gestein. Eben wirft die Sonne flüchtigen Strahl durch die widerwillig weichenden Nebel, da blitzt es auf über dem schwarzen Fleck — ein heller Fleck leuchtet auf und verschwindet. Es ist der Teufelsbock, der Jäger hat ihn schon mit dem Fernglas entdeckt und einen Juchzer möcht' er loslassen vor Freude, daß er noch da ist. Deutlich hebt sich im Glas sein massiger langhaariger Körper, im Wind wehen die langen Haare an Brust und Hals und am Rücken hebt und schüttelt der spielende Luftzug die langen Rückenhaare, den weißgestreiften, spannenlangen Bart, den Wachler. Starr steht der Bock wie eine Statue, nur wenn er den Grind dreht bei der Suche nach einem Rivalen, prahlen seine hohen, weit ausgelegten Krucken im Morgenstrahl und seine Bläsße leuchtet auf.

Die Geißen werfen auf und äugen rückwärts, eine eilt in trippelndem Schritt wieder bergab. Der Wind hat ihr den nahenden Freier verraten, dessen penetranter Bocksgeruch im Winde sogar der Nase des Menschen auf gut fünfzig Meter Entfernung vernehmbar ist. Bald zeigt sich ein Bock mittlerer Stärke am Rande der Dickung und trollt dem verhoffenden Rudel entgegen. Da ein scharfes „Blädeln" von der Wand her und wie ein schwarzer Ball fliegt der Platzbock über die letzten Felsterrassen, über Büsche, Stein-

blöcke mitten durch das auseinanderstiebende Rudel dem Eindringling entgegen! Doch der macht noch beizeiten kehrt und flüchtet durch die Laatschen zurück, verfolgt von dem mächtigen Gegner. Jetzt tritt der Platzbock wieder auf den Plan, — die Eifersucht hat seine Begierde neu angestachelt, — und beginnt die Schmalgeißen zu treiben, die sich in der Regel erst nach langer Hatz dem Beschlag fügen. Das ist dann ein Rennen von der Alm durch die Dickung nach der Wand, und hat der Bock die Geiß erreicht, so traktiert er sie mit Kruckenstößen und Laufschlägen, daß die Haare stieben, bis sie sich willfährig zeigt, und ist dann unersättlich im Genuß. Die brunftigen Muttergeißen drängen sich dicht um ihn, und die Zeit verstreicht ihm unter Minnespiel und eifersüchtigem Wachtdienst gegenüber anderen Brunftböcken, so daß er kaum Zeit zum Äsen findet und sichtbar von Tag zu Tag mehr abmagert.

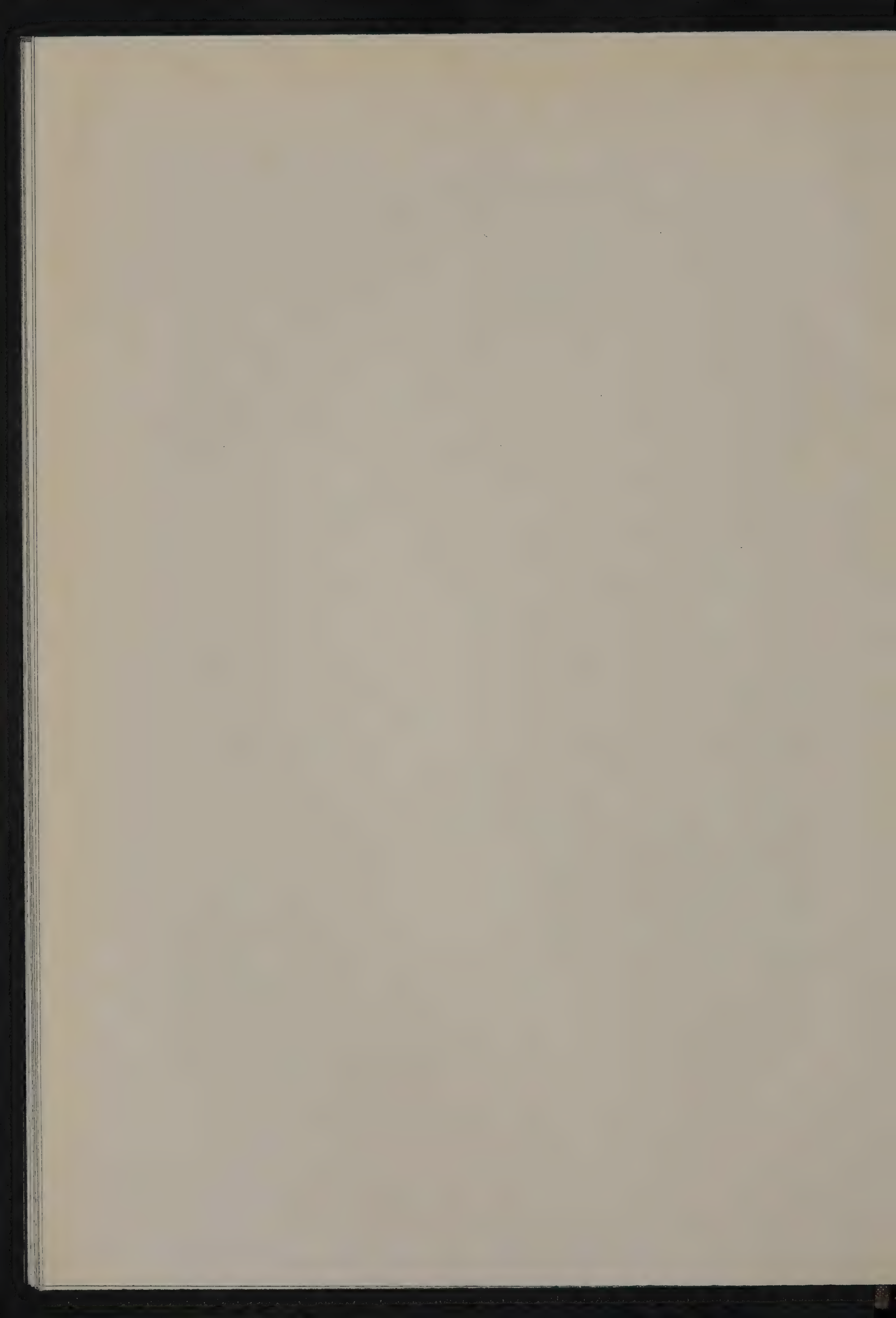
Manch guter Bock zählt schon zu seinen Nachkommen: verschiedene von ihnen hat schon des Jägers oder Wildschützen Kugel ereilt, teils hier oben in der Nachbarschaft ihrer eigentlichen Heimat, teils fernab im fremden Gebiet, wohin sie zur Brunftzeit auf die Brautfahrt ausgewechselt waren, mancher hat es schon an anderem Revier zur Würde eines unbestrittenen Platzbocks gebracht. Aber einige lungern immer noch hier im angestammten Revier um das Rudel der eigenen Sippe, jederzeit bereit, den Platzbeherrscher zu ersetzen, wenn ihn sein Schicksal in dieser oder jener Form ereilen sollte. Dann wird es unter den Nachfolgern neue Kämpfe setzen, bis ein Überlegener die Oberherrschaft wieder erringt und ebenso eifersüchtig wahrt wie sein berühmter Vorgänger. Bis dahin freilich führen sie das Leben der am Brunftplatz überzähligen — immer in ängstlicher Scheu vor dem gewalttätigen Ahnherrn, gleichwohl jederzeit bereit, vorübergehend seine Rechte auszuüben, wo immer sich im vielbewegten Verlauf der Brunftzeit Gelegenheit dazu gibt: und die ist nicht gar zu selten, denn die Geißen, besonders die älteren Stücke, sind durchaus nicht wählerisch und nehmen den Ersatzmann ohne viel Sträuben, wenn der gewalttätige Tyrann durch anderweitige Inanspruchnahme seine Rechte nicht überall zugleich wahren kann.

Langsam zieht sich das Rudel der Wand zu und verschwindet schließlich hinter Laatschen und Steinblöcken. Hier, auf unzugänglicher Terrasse wird es sich niedertun, sicher vor jeder gefahrbringenden Annäherung: im Rücken und über ihm die steile Wand, nach allen Seiten und abwärts frei der Ausblick. Ab und zu erscheint ein Stück auf einer Felszacke und hält Umschau: die geringste Witterung von Mensch oder Hund, die der Wind dem feinfühligen Windfang zuträgt, sie entgeht dem scharfsinnigen Späher so wenig, wie irgendwelche fremde Erscheinung im weiten Gesichtskreis: ein scharfer Pfiff, ähnlich dem Schrei des Bussards, von einzelnen Stücken wiederholt, und das Rudel ist wie der Blitz auf den Läufen, äugt mit schräggehaltenem Grind bergab, um sich erst über Nähe und Richtung, aus der die Gefahr droht, zu vergewissern,



M. Steckel. *Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Gemsbock. Ein ebenbürtiger Gegner nähert sich dem Rudel (Winterkleid).



und verzieht sich dann immer höher in die jäh abstürzende Felswand. Auch unser Jäger, der endlich seinen Späherposten verläßt, entging nicht dem Blick der Leitgeiß. Verschiedene Gemsköpfe, auf die große Entfernung eben als weiße Flecke im grauen Gestein erkennbar, tauchen auf und verschwinden wieder, der Jäger aber vergrämt sie nicht, sondern geht ruhig bergab der tiefer gelegenen Jagdhütte zu, zufrieden mit dem Ergebnis seiner Späherfahrt und voller Hoffnung auf den Abend, wo das Rudel und mit ihm der Bock bestimmt wieder auf den Almboden erscheinen wird, — und wenn's das Glück will, kann's diesmal klappen. —

Stunden vergehen — der Jäger hat drunten in der Hütte seinen „Schmarren" verzehrt, und sich zum Mittagsschlaf niedergelegt — die Nacht war kurz und der Aufstieg zur Jagdhütte am vorigen Abend war mühselig genug. Droben beim Almboden hat der Halter=Bub, der Toni, hinterm Felsblock den Abstieg des Jägers beobachtet — er bleibt ruhig liegen und läßt Stunde auf Stunde vergehen. Aber endlich macht er sich auf, geht offen und frei über den Almboden der Wand zu. Es dauert nicht gar lang und der erste Gamspfiff ertönt, andere antworten, das Rudel steht oben auf einer der unteren Terrasse, Kopf an Kopf und äugt nach dem langsam sich nähernden Jungen. Bald hat er den Fuß der Wand erreicht und immer noch halten die Gams aus — die Gestalt ist ihnen vertraut vom Sommer her — erst als der Bub beginnt, in die Wand einzusteigen, zieht das Wild auf vertrautem Wechsel in langsamen Fluchten der Höhe zu. Ein paar Juchzer und Peitschenknaller hinterher und dann steht unser Bursch und lauscht angespannt. Da — ein Schuß! Ein verschmitztes Grinsen im Gesicht des Buben verrät, daß er den Schützen kennt; ja, man hat nicht umsonst den ganzen Sommer hier oben Vieh gehütet und dabei ein bissel nach dem Gams und seinem Wechsel Ausschau gehalten. Und, was dem Jäger unmöglich dünkt, der Sepp hat's fertig gebracht: auf weitem Umweg in die Wand einzusteigen, und die launische Glücksgöttin war dem Kühnen hold — der Teufelsbock war ihm auf sichere Distanz zu Schuß gekommen und der kräftige, verwegene Bursch stieg mit dem schweren Bock im Rucksack den halsbrecherischen Pfad zurück und landet nach stundenlanger Fahrt in stockdunkler Nacht auf einsamen Bauernhof.

Und im „Heimgast" lachen die Bursche und kichern die Madel und bei nächster Gelegenheit braucht unser Jäger sicher nicht auf den Spott zu warten, wenn der Bursch mit dem gewilderten „Wachler" auf dem Sonntagshut im Wirtshaus mit ihm zusammentrifft. —

Droben am Brunftboden herrscht ein anderes Leben: drei oder vier Böcke kämpfen um den Besitz des verwitweten Harems, das starke Rudel ist schließlich zersprengt in mehrere kleinere — der Jäger konnte mehr als einen guten Bock schießen, aber die Lust war ihm vergangen, als er an jenem Abend überhaupt nichts auf dem Almboden antraf, am anderen Morgen aber an dem

dreisten Benehmen mehrerer Böcke, die sich sonst hier kaum hatten blicken lassen dürfen, erkannte, was die Uhr geschlagen hatte. Was half es ihm nun, daß er in stundenlanger mühseliger Nachsuche mit dem Schweißhund schließlich den Aufbruch fand, den der „Lump“, nachdem er aus der Wand weit drüben heil abgestiegen war, in die Laatschen geworfen hatte! —

* *
*

Das war ein unfreundlicher Abschied von der Jagdhütte: fast hätt' unser Hias der Jägerpflicht vergessen und das Kochgeschirr ungeputzt und das Bettzeug den hier im Winter als zahlreiche Gäste eintreffenden Mäusen der verschiedensten Art als Tummelplatz und Zeitvertreib für die allzu fleißigen Nager hinterlassen. Doch siegte schließlich die Selbstzucht über den tiefen Groll, und als er die Hüttentür dröhnend ins Schloß warf, war drinnen alles fein säuberlich am rechten Fleck, das Küchengeschirr blitzblank im Wandschrank, das Bettzeug an Haken und Stricken frei an der Decke aufgehängt, wie es sich gehört für einen rechten Jäger.

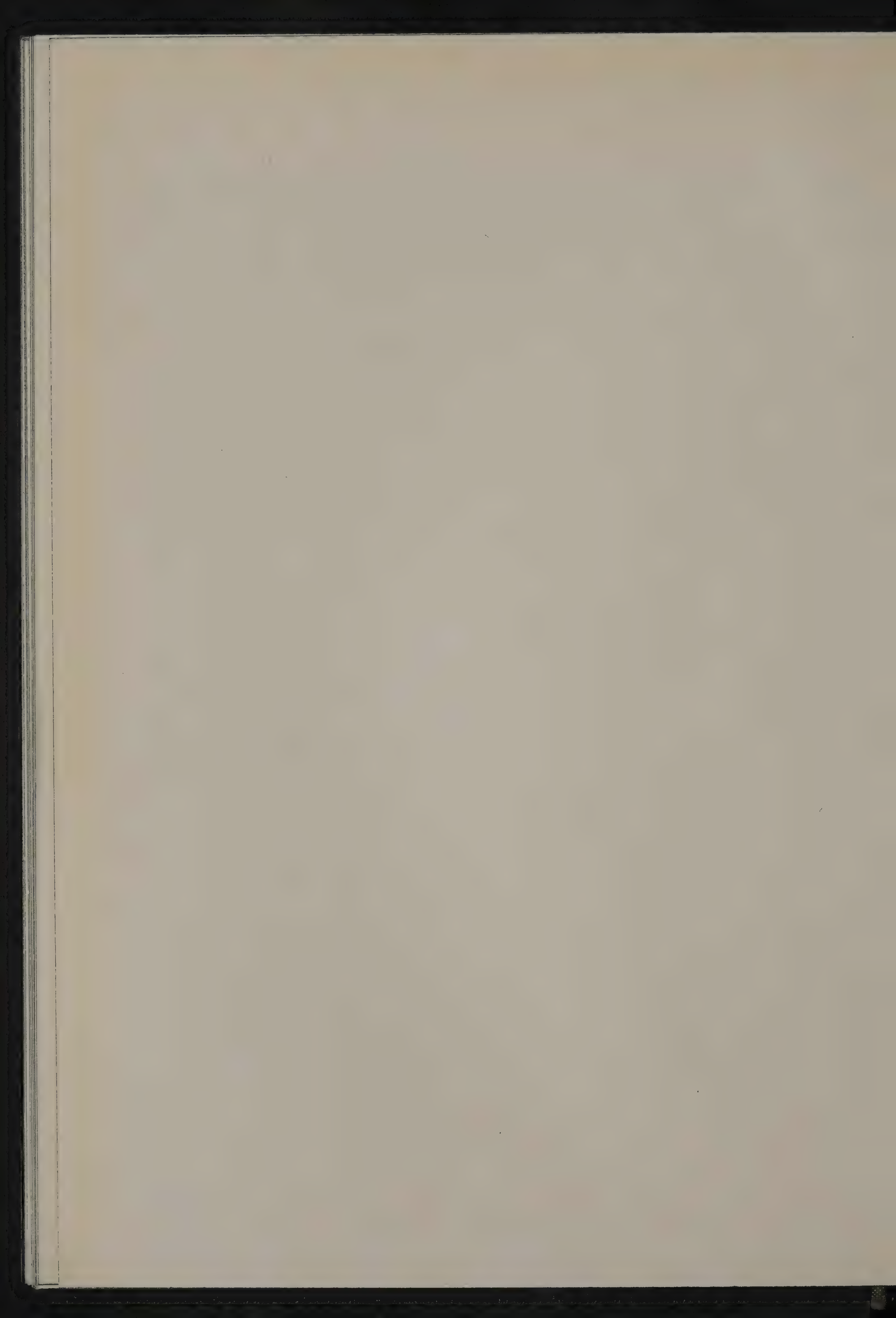
Bald deckt tiefer Schnee die Gegend, fußtief, metertief, wachsend von einer Neuen zur andern, daß bald nur oben noch der Giebel der Hütte hervorragt und die Spuren von Fuchs und Marder über das Dach ziehen, die hier vorübergehend Unterschlupf finden und fleißig auf die vom Sonnenschein hervorgelockten Hüttenmäuse pirschen.

Das Gemswild tritt wohlgenährt durch die nährstoffreichen Alpenkräuter in den Winter, mit einer dicken Feistschicht, als Wärmeschutz und Reservestoff für die Tage der Not, in denen das Fett allmählich verbraucht wird. Die alten Böcke freilich haben schon während der Brunft ein gut Teil davon verloren. Eine dichte schwarzbraune Wolle deckt den ganzen Körper: so ist unser Wild in jeder Beziehung gut vorbereitet auf den harten Bergwinter. In größeren oder kleineren Rudeln bezieht es nunmehr seine Winterstände im tiefer gelegenen Bergwald, der gegen die rauhen Winterstürme einigen Schutz gewährt. Von Raubwild kaum beunruhigt, da Fuchs und Marder und auch der Steinadler ihnen wohl kaum gefährlich werden, und dem Menschen, dem einzig gefährlichen Störenfried, in dieser Jahreszeit der Zugang unmöglich ist, halten sie sich meist dicht bei den gewählten Ständen, an denen ihnen die Hand des vorsorgenden Jägers noch einige besondere Gaben gespendet hat, gefällte Weißtannen, Heupuppen, Salzlecken, im Wald verstreut, denn die Gemse meidet als scheues Tier auch im strengsten Winter die großen Wildfütterungen, an denen sich das Rotwild und Rehwild in Scharen sammelt. Die Knospen der Nadelhölzer, besonders die Weißtanne und Laatsche, Moos und Bartflechten und das spärliche auf dem Halm getrocknete Heu, besonders unter alten Wetter-



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemse. Kitzgeis mit Kitz, sichernd.



tannen und an schneefreien Steilhängen, bilden die Äsung, die dem genügsamen Krikelwild den ganzen Winter über kaum fehlt, denn der Schnee wird in der scharfen Kälte immer bald tragfähig, so daß die Tiere immer wieder einen Weg zur Äsung finden. Ja selbst gegen die allem übrigen Schalenwild verderbenbringende „Harscht“, den an der Oberfläche aufgetauten und dann wieder hartgefrorenen Schnee, ist das Gamswild gewappnet. Die dichte und harte Behaarung seiner Läufe verhindert deren Verwundung an den messerscharfen Eisrändern der durchbrechenden Schneeoberfläche, infolge deren das übrige Schalenwild, besonders Rotwild und Rehe, der Kälte, dem Hunger und Raubzeug so leicht zum Opfer fällt. Hält freilich der Schneesturm länger an, so kommen auch für die Gemsen schlimme Zeiten, in denen sie mit Vorliebe unter dem weit ausgelegten Dach von Wettertannen Unterschlupf suchen und dann die erreichbaren Zweigspitzen, die Flechtenbehänge, das spärliche Gras äsen, bis der Schnee, wieder tragfähig, einen Wechsel nach weiter entfernten Äsungsplätzen gestattet. Auf diese Zeit ist wohl sicher die Entstehung der merkwürdigen „Gemskugeln“ oder „Bezoarkugeln“ zurückzuführen, jener bis zu Hühnereigröße erreichenden, an der Luft rasch trocknenden und aromatisch riechenden Gebilde, die sich häufig im Labmagen der Gemse vorfinden und natürlich in der abergläubischen Volksmedizin als Universalmittel gegen alle mögliche Gebrechen bis auf den heutigen Tag eine große Rolle spielen. Sie bestehen aus nichts anderem als dem mit den Laatschentrieben überreich aufgenommenen Harz, unverdaulichen Holzteilen von Pflanzenstengeln und Wurzeln, Haaren, die die Tiere gelegentlich beim Putzen ihrer Decke ins Geäse und mit der Äsung in den Magen bringen. Sicher haben diese Kuriosa keine andere Bedeutung, als daß sie höchstens, wie man beobachtet haben will, den besonders stark damit behafteten Tieren Verdauungsstörungen veranlassen, so daß sie stets schlecht bei Wildpret bleiben.

* *
*

Lustig pfeifend streichen die Kreuzschnäbel im Bergwald von Wipfel zu Wipfel. Ihre Brut ist trotz der Härte des Bergwinters gut gediehen und besucht nun unter Führung der Alten die Hauptfutterstände.

Eifrig trägt der Tannenhäher Niststoffe zu Holz: Moos, Flechten zur Aufpolsterung der Nestmulde, auch Tierhaare, die er unter der Wettertanne reichlich findet, seinem altgewohnten Rastplatz, wenn er drüben am Rand des Bergbachs seinen Kropf und Hals mit Haselnüssen gefüllt hatte, um sie droben dicht unter der Laatschengrenze zwischen Steinen und in Felsritzen zu verstecken — sein Wintervorrat, den ihm freilich der Winter allzuoft so tief mit Schnee verdeckt, daß er nicht daran kommen kann.

Noch wenige Wochen, dann kommt ein neues Leben in die Bergwelt: mit Sausen und Brausen weht der Föhn, haut den Schnee von den Bäumen, lockert in wenigen Tagen die Schneelagen steilhängender Halden und läßt sie als donnernde Lawine zu Tal fahren. In unglaublich kurzer Zeit zaubert hier an den schneefreien Stellen die Sonne frisches Grün aus dem Boden und ruft die Tiere der Alpenwelt zum leckeren Mahl nach langer Entbehrung: Krähen und Birkhühner fahnden eifrig nach den von der belebenden Wärme hervorgelockten frischen Halmen, Insekten und Würmern. Von Tag zu Tag mehren sich die schneefreien Stellen und wenn auch bei Wetterumschlag ein einziger Schneefall in der Nacht wieder alles eindeckt — er hat doch keinen Bestand mehr, der Neuschnee hat keine Dauer, der Frühlingsnebel, der Schneefresser, mildert in der Nacht die Kälte, die Macht des Winters ist gebrochen. Von Tag zu Tag mächtiger tost der Bergbach, so daß der muntere Gesang der Bachamsel kaum mehr zu vernehmen ist. Melancholisch flötet die Misteldrossel in den frisch beschneiten Wald.

Beim ersten Ruf des Frühlings, als die alten Wettertannen sich im Föhnsturm bogen, ist das Gemswild wieder aufgebrochen, bergan, den schneefreien Plätzen zu, die bald mit verheißungsvollem Grün winkten. Nicht allen ist es vergönnt, jetzt hier oben mit der kräftigen Äsung des Winters letzte Drangsal zu überwinden: manch ein verwaistes Kitz war zuletzt dort der Kälte und Not unterlegen, ein Raub der Füchse, gar manches Tier stürzt auf halb verschneitem Pfad in den Abgrund und nicht gar selten finden ganze Rudel auf dem Wechsel zur verheißungsvollen Alphöhe ihr Grab in niedergehenden Lawinen. —

Die alte Wettertanne droben am Almboden steht im Zeichen der Hahnenbalz: zu ihren Füßen jodeln und springen zwei uralte Birkhähne, wetteifernd um die Gunst der Hennen, die dem Liebestournier von den umliegenden Tannen und Laatschen zuschauen. Zwei Wochen später beginnt der mächtige Urhahn sein geheimnisvolles Lied weiter unten im Wald, nahe der Baumgrenze zu singen und die Waldschnepfe streicht schon jetzt murksend am Rand des Almbodens und fällt auf schneefreier Stelle ein, mit dem langen Stecher zu wurmen.

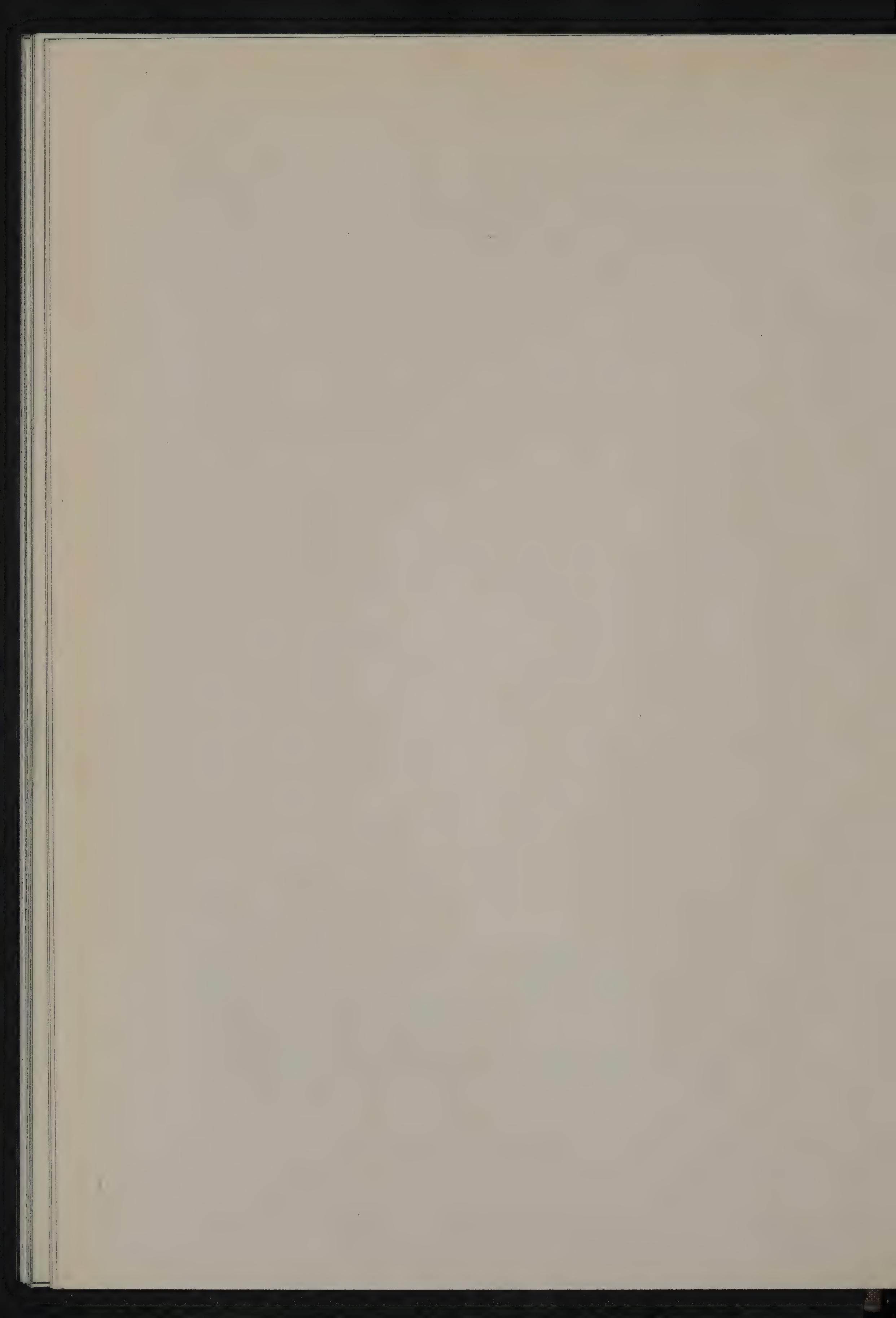
Jetzt gibt's wieder mühsame Arbeit für die Jägerei: in stockdunkler Nacht den beschwerlichen Weg hinaufzusteigen, den Urhahn und Spielhahn zu verhören und vor unberufenen Liebhabern zu hüten! Gar mancher Bursch braucht einen Ersatz für den alten Hutschmuck und was ein strammer Bub ist, wird seinen Hahnenstoß sicher nicht in der Stadt kaufen, geschweige den für's Schatzdirndl! Und gar leicht kann bei der Gelegenheit der Jagerhias zu seiner geschworenen Abrechnung kommen für den gewilderten Teufelsbock vom letzten Herbst! —

Mitten im tollsten Liebesgejodel verstummen die beiden Spielhähne, machen sekundenlang einen langen Hals und streichen dann polternd ab gerade über unseren Jäger, der schon in Erwartung eines ungebetenen Konkurrenten



M. Steckel. — Hohe Tatra, Juli 1904.

Gemse. Kitzgeis und Kitz halten Umschau.



die Büchse fester faßt. Doch es war nichts und seine Miene erhellt sich, wie er die Störenfriede erkennt, ein Gemsrudel, das bei eben hochkommender Sonne die schneefreie Stelle des Almbodens zur Äsung annimmt. Elf Gams zählt er hier, darunter drei hochbeschlagene Geißen und drei Böcke; einer davon auch jetzt im lichtfalben, verwitterten Haar des Nachwinters, ein strammer Bursche, der Zukunftsbock für die nächste Brunft hier oben, falls ihn nicht noch ein zugewechselter noch stärkerer bis dahin abkämpft. Ein verwaistes Kitz hält sich dicht bei einer Muttergeiß, deren eigener Sprößling vom letzten Jahr des Winters Unbill besser überstanden als die Waise.

Gockend streichen die Birkhennen vom Laatschenfeld auf die Almblöße, polternd fallen kurz darauf die Hahnen wieder ein, fauchen sich noch einmal an und kümmern sich dann aber um die Äsung, dazwischen immer wieder das Spiel stellend und mit gespreizten Schwingen gegeneinander trippelnd und das Gamswild immer von Zeit zu Zeit argwöhnisch beobachtend. Die Gemsen kümmern sich wenig um die gefiederten Genossen und machen nur wie zum Spaß gelegentlich ein paar Sprünge gegen ein allzu zutrauliches Birkhuhn, das dann in schnellster Gangart mit geducktem Körper enteilt mit hochgerecktem Hals sichert und dann ruhig weiter äst.

Und auf einem kleinen Bestätigungsmarsch, den nun der Jäger noch unternimmt, bemerkt er noch mehrere Gamsrudel und kann seinem Jagdherrn frohe Botschaft senden. Aber mit besonders liebevoller Sorgfalt beobachtet er sein Rudel am Almboden drüben bei der alten Wettertanne und bis in den Mai hinein kann er seine Kopfzahl immer voll bestätigen. Doch bald fehlen die hochträchtigen Geißen, die in diesen Tagen in heimlichem Latschendickicht ihre Kitzchen zur Welt bringen und von da ab sich von den übrigen Gliedern des Winterrudels abgesondert halten. Erst wenn das neugeborene Kitz gewandt genug ist, der Mutter überall hin zu folgen, duldet sie auch wieder das vorjährige, den Jahrling, und zieht nun mit beiden gemeinsam zur Äsung. Ihre Hauptsorge gilt freilich immer dem Jüngsten, dessen täppische Unbeholfenheit in seinen ersten Lebenstagen so oft die Aufopferung der Muttergeiß beansprucht, gilt es, einem allzu lüsternen Reinecke mit wuchtigem Schalenschlage der Vorderläufe den Weg zu weisen, oder das Junge mit dem eigenen Körper auf schmalem Felsband gegen den dicht über ihnen kreisenden Adler zu decken. Viel Mühe und Überredungskunst kostet es, bis die Mutter des Jungen Vertrauen in die Kraft und Gelenkigkeit der eigenen Glieder geweckt, gar oft muß sie, immer und immer wieder, leise blädelnd, eine Klippe überspringen, ehe das ängstlich klagende Kleine sich zum Sprung entschließt. Doch diese Zeit der kindlichen Unbeholfenheit zählt nur nach Tagen und ehe eine Woche vergangen ist, folgt das Kitz blindlings der Mutter, die durch sorgsame Auswahl des Wechsels seinen Kräften nicht Unmögliches bietet. Und des

Morgens und Abends auf den Äsungsplätzen, wenn verschiedene Kitzgeißen zusammenkommen, übt sich die Jugend in neckischen Bocksprüngen und Hetzjagden.

* *
*

Das Hochgebirg prangt im Festschmuck! In sattgrünem Rasenteppich erglänzen die hochgelegenen Almmatten, bestreut mit lilafarbenen Alpenglöckchen, blauem und gelbem Enzian, Aurikeln, weißgelben Alpendisteln. Zwischen dem Gestein der Rollhalden blühen allenthalben Anemonen und Veilchen, die Almrauschfelder mit ihrem satten Immergrün bestecken sich mit tiefbraunen Blütenknospen, um bald im leuchtenden Rot der Alpenrose zu erglühen, selbst der düstere Tannenwald und die Laatschenhänge mildern das Ernste ihrer Erscheinung mit dem frischen Hellgrün ihrer jungen Triebe. Unten im Hochwald klingelt und lockt der Schwarzspecht, Turmfalken kreisen kichernd über der Almwiese, der sie manchen Heuschreck, manch einen Frosch entnehmen und dem Nest im Giebel des Viehstalls zutragen, der jetzt noch öde und verlassen steht. Rotschwanz und Steinschmätzer beleben mit dem Alpenflühvogel die Steinhalden, auf denen sich das Murmeltier zeigt, und die Pieper üben unermüdlich singend ihren Balzflug.

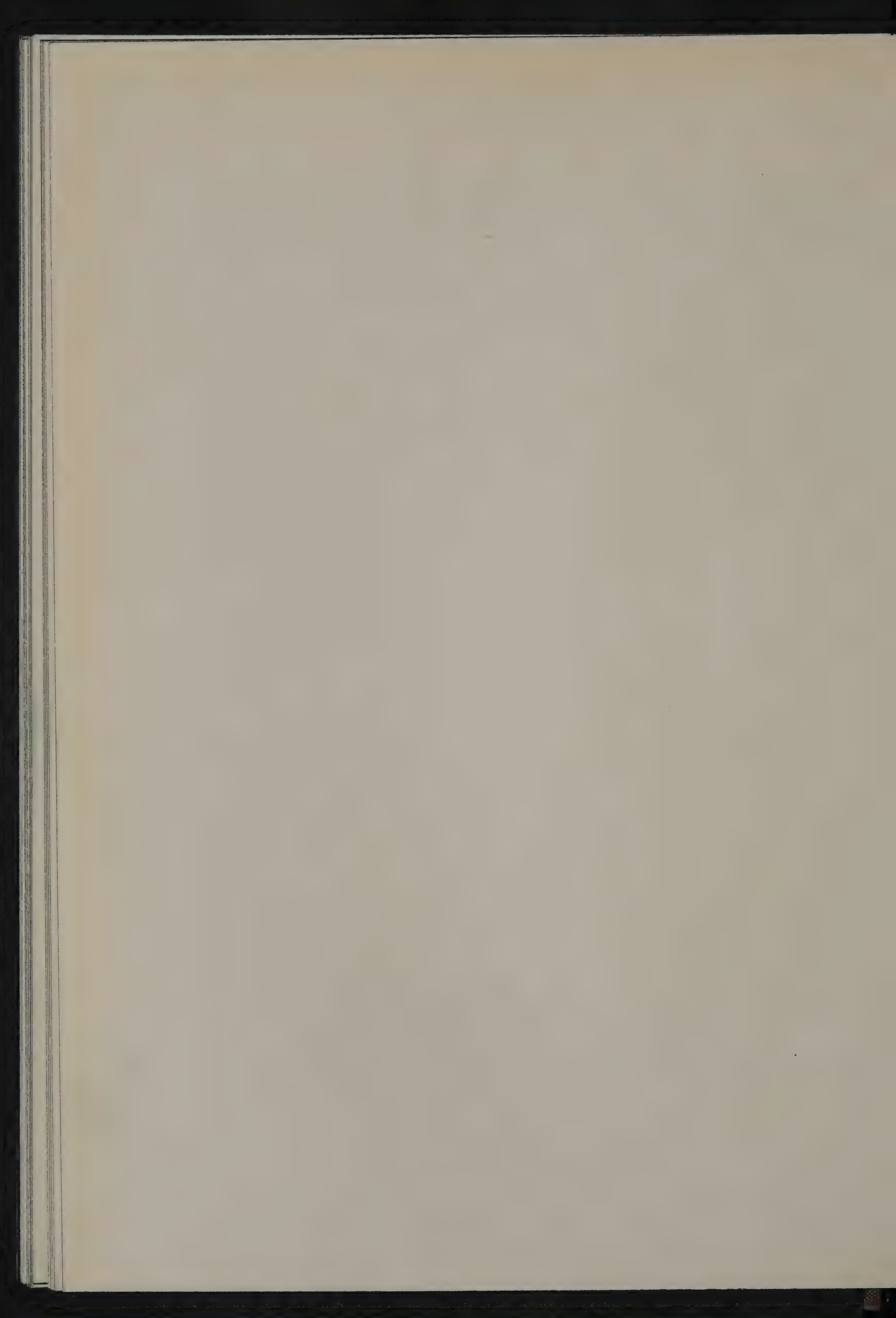
Im Krummholz schakert jetzt wieder die Ringamsel und meldet am Morgen und Abend dem Zaunkönig das Nahen des Gamsrudels, wenn es zur Äsung nach den Almwiesen zieht. Das ist die Festzeit für alles Getier hier oben in der einsamen, von keinem Menschengetriebe gestörten und entweihten Bergwelt. Am hellen Tag zeigt sich jetzt zur Schattenzeit das Gamswild auf der üppigen Weide, selbst die alten Böcke vergessen ihre Heimlichtuerei und denken an nichts als Äsung und wie sie auf kräftiger Weide die letzten Hungerspuren des Winters tilgen. Bald rundet sich vom schwellenden Feist das Wildpret und die Decke erglänzt nach vollendetem Haarwechsel in rehfarbenem Sommerkleid mit den scharf abgesetzten dunkeln Rückenstreif und den schwarzen Läufen, in welchen die Tiere im Gestein sich nur dem geübten Auge des Bergbewohners verraten.

Doch nicht allzu lange dauert die Herrschaft des Wilds über die Almwelt. Schon lange prüft der Talbauer die Schneelagen der Almberge allabendlich nach dem Vesperläuten: kein Zweifel, sie werden von Tag zu Tag zusehends kleiner, ja sogar weit droben und selbst auf der Wetterseite erglänzen hellgrüne Mattenflecke, also auch für die Ziegen des Hofs ist schon genügende Weide vorhanden, ohne daß man sie zusammen mit dem Rindvieh auf die großen Almwiesen zu treiben brauchte. Wär's nicht althergebrachter, von Vätern und Großvätern ererbter Brauch auf dem Hof, den Johannitag abzuwarten, wahrhaftig heuer müßte man schon gut eine Woche früher auftreiben. —



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

G e m s e. Kitzgeis mit Kitz auf dem Wechsel auf schmalem Felsband.



Brüllend und blökend verläßt das Vieh den Hof, voran der Toni mit den Schafen und Ziegen, jodelnd und singend, gefolgt von der strammen Resi mit der kranzgeschmückten Leitkuh, die am verzierten Halsband die große, tiefgestimmte Viehglocke trägt, und diesen folgt die ganze Schar des jüngeren Melkviehs und die Rinder.

Jetzt in der schmucken Gebirgstracht ist unsere Sennerin, trotzdem sie die Lenze schon länger nicht mehr zählt, immer noch eine stattliche Erscheinung — wenn sie auch droben in der blauen Arbeitshose und den Düften des Stalles und der Käserei gar wenig den Vorstellungen manches Touristen entsprechen mag. Aber sie versteht ihr Geschäft und hält auf Ordnung und wird hoffentlich, wie der Bauer meint, dem Geißbuben besser auf die Finger schauen, als der Sepp im letzten Jahr. Den hat er schleunigst verschicken müssen im zeitigen Frühjahr. Als die Hahnen tanzten und sprangen, da mußt er droben auch einen Hopser tun und wenn ihm des Hiasls Kugel auch nur das Fleisch gehörig geschrammt, bei der Flucht tat er einen bösen Fall und büßte jetzt wetternd und fluchend drunten im Unterland den Teufelsbock und all seine sonstigen gar nicht bekannt gewordenen Jägerstückchen. Aber die Büchse hat der Toni geerbt und er wird sie, ist anzunehmen, nicht umsonst dies Frühjahr so oft liebevoll blitzblank geputzt haben und nicht umsonst so wohl versteckt in der Kraxe herauftragen. Und die Resi wird zwar schimpfen, wenn er zur Nachtzeit was in die Küche liefert, aber Spaß macht's ihr halt doch, so lang' es gut geht, schon dem Hiasl zu leid, der noch aus ihren jüngeren Jahren mancherlei auf dem Kerbholz hat. Und der Toni ist doppelt zufrieden mit dem Tausch, denn jetzt ist er der Mann, und außerdem hat's halt doch auch seine Vorteile, wenn der „Schmarren" von kundiger Frauenhand bereitet ist.

Und der Jäger-Hias ist trotz aller früheren Feindschaft nicht gar seltener Gast jetzt, wo die Schonzeit der Gams mit dem Juli abläuft, und läßt sich von dem halbwüchsigen Bengel, dem Toni, nicht schlecht anlügen, wenn der ihn, nach den Wechseln der Gamsböcke befragt, aufs Eis führt, — trotz aller Feindschaft, denn er bezahlt den Kas und die Milch regelmäßig mit einer Zigarre und zwar mit einer feinen, vom Jagdherrn zur Weihnacht gestifteten, und die raucht die Resi für ihr Leben gern. Des Abends aber nach vollbrachtem Tagwerk, wenn sich der Herdrauch aus der Dachluke aufwärts kräuselt, hat die Sennerin gar mancherlei Zuspruch, die Holzknechte vom nahen Holzschlag, die Nachbarin von der Sennhütte auf der Nachbaralm, der Wurzensepp und wen sonst gerade der Weg hier vorbeiführt — sie halten hier Einkehr und bald ertönt bei Zitherklang launiger Zwiegesang und helle Jodler erklingen zwischen dem Stampfen des Schuhplattlers.

Das Gamsrudel war gleich am ersten Abend vor dem Viehgebrülle und der Jodelstimme des Geißbuben und all der ungewohnten Unruhe in die Wände geflüchtet: da steht es nun die Nacht über, vernimmt das Bimmeln der Kuh-



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

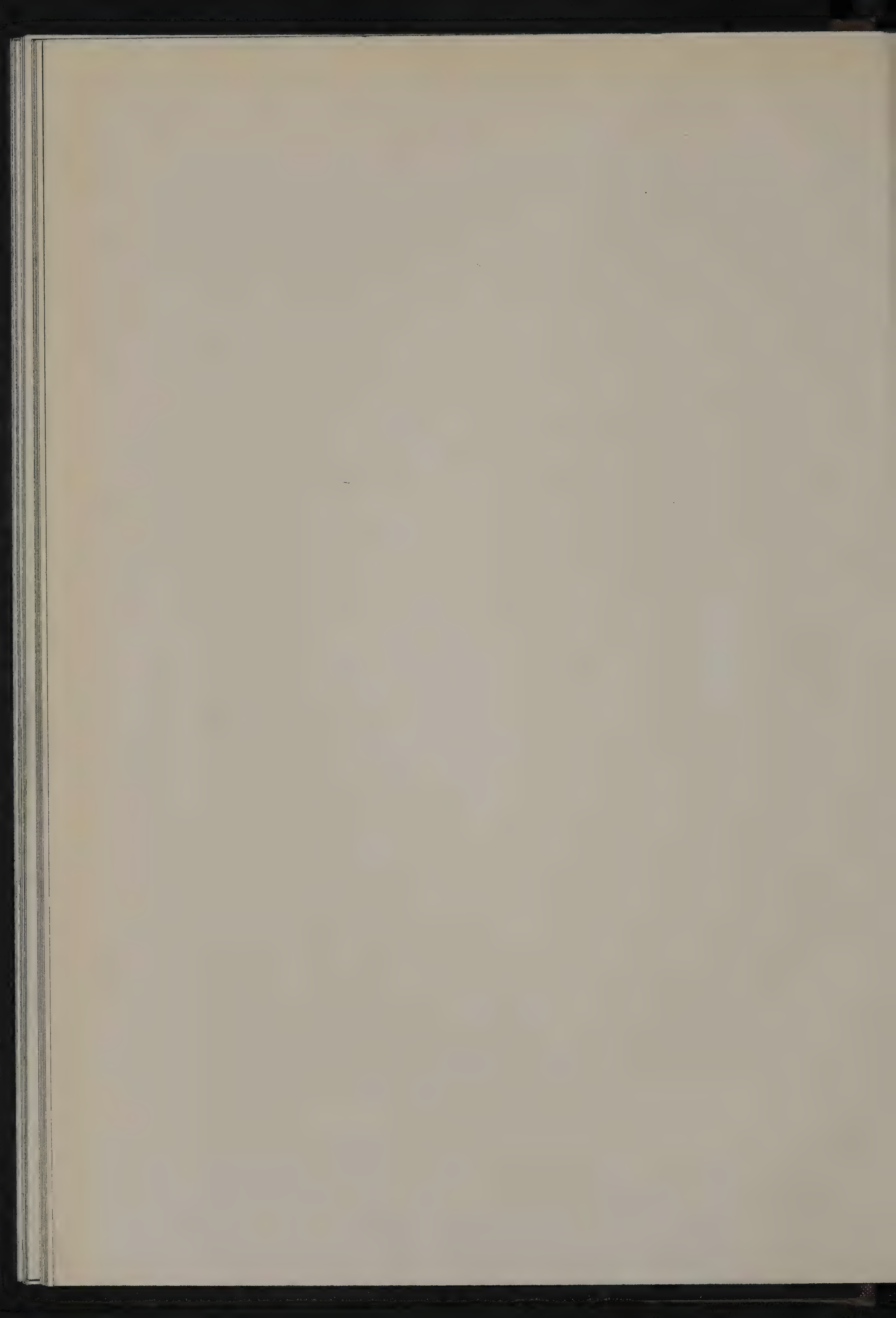
Gemse. Geis, im Gewänd absteigend.

glocken und das Blöken und Meckern der Schafe und Ziegen und wendet sich am frühen Morgen, da es auf dem vertrauten Äsungsplatz noch das weidende Vieh eräugt, der Höhe zu. Immer weiter nach den entlegensten, unzugänglichsten Steinkaren, in die Nachbarschaft des ewigen Schnees und der Gletscher weicht es zurück, denn die tieferen Kare sind von jetzt ab ständig beunruhigt von den Schafen, die hier Tag und Nacht den ganzen Sommer über den spärlichen Graswuchs unter des Hüterbuben Aufsicht abweiden, und vor diesen hat das Gamswild einen unüberwindlichen Abscheu, als wisse es, daß seine gefährlichste Krankheit, die Räude, ihm von diesen in die sonst reine Bergheimat hereingeschleppt wird. Aber selbst in die entlegensten, allem anderen Weidevieh unzugänglichen Grasbänder, findet die Ziege ihren Weg und mit ihr teilt sich das Gamswild in die höchsten Weiden. Freilich nur das „Geraffl", die Geisen mit den Jahrlingen, den Kitzen und schwächeren Böcken: die älteren meiden solche Gesellschaft und nehmen jetzt ihren heimlichen Stand in entlegenem Laatschendickicht, aus dem sie zur Nachtzeit zur Äsung treten, heute



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemsrudel auf dem Wechsel sichernd.



hier morgen da, oft wochenlang unsichtbar, während sie an Laatschen- und Beerentrieben und dem Gras in Dickung verstreuter kleiner Bergwiesen ihre Äsung finden, bis in den Spätherbst hinein.

* *
*

Auf halber Höhe der Steilwand ist eine kleine Terrasse, mit einem dichten Laatschenhorst besetzt, mit Almrauschbüschen rings umsäumt. Mitten im Dickicht eine Lichtung, so klein, daß sie von der gegenüberliegenden Wand kaum auffällt, aber groß genug, um der strahlenden Morgensonne eine gute Weile den Zutritt zu gewähren, und überdies von einer überragenden Felsnase genügend geschützt, um einen kleinen Fleck auch bei scharfem Regen lange trocken zu halten. Senkrecht steigt die Wand darüber auf und jäh fällt unter der Dickung eine Steinwüste zu Tal ein, ungangbar, eine ständige Gefahr für den tief im Tal ziehenden Saumpfad. Rechts und links an der Wand wird die Dickung immer schmäler, schließlich stehen nur noch vereinzelte Krummholzbüsche und Beerensträucher. Da ist die Stelle, wo ein kaum fußbreites Felsenband an der Wand hinführt und die beiden rechts und links die Gräben füllenden, weiten Laatschenfelder verbindet, hier ganz verschwindend, dann in weitem Abstand meterhoch darüber zu einem kleinen Felsvorsprung wieder ansetzend, jäh abstürzend, steil ansteigend, hier kaum fingerbreit und dort wieder von Rollsteinen verlegt. Drunten aber im Graben mitten durch das Laatschenfeld geht ein Rinnsal zu Tal, umsäumt von schmalem, aber saftig grünem Weidestrich. Kein Schaf, keine Ziege findet hierher durch das unwegsame Krummholz, kein anderes Wild besucht den Ort, nur ein paar Birkhühner fallen hier ein zur Tränke oder die Ringamsel, um nach Würmern zu stochern.

Das ist der Äsungsplatz des ältesten Bocks im Revier, der, wie sein berühmter Vorgänger, der Teufelsbock, für den Sommer hier seinen Stand genommen, als griesgrämiger Einsiedler, dessen oft erprobte Grobheit den heimlichen Winkel allem übrigen Gamswild verleidete. Nicht einmal seinesgleichen wollte er hier dulden. Eines Abends war's, da zeterte plötzlich unten der Zaunkönig und aus der Dickung schaute bald darauf ein Gamsgrind. Da kam der Alte von oben im Stechschritt herab, blieb kopfschüttelnd stehen, stampfte mit den Vorderläufen und schlug mit den Krucken an die Krummholzstämme. Der andere stand noch immer, bis der Alte dicht vor ihm die Krucken senkte, da wußte er Bescheid, daß er hier unwillkommen war und zog es vor, das Feld zu räumen. Seither war der Einsiedler ungestört. Zur Nacht saß er gewöhnlich im großen Laatschenfeld, auch an trüben Tagen bei lang anhaltendem Regen, sonst aber sitzt er tagsüber

droben in der kleinen Dickung auf der Blöße dicht unter der überhängenden Felsnase, faul und behaglich wiederkäuend, und läßt sich die Sonne auf die Decke scheinen. Das ist sein Zufluchtsort, hierher zieht er fast jeden Morgen bei schönem Wetter den halsbrecherischen Pfad. Keine Spur verrät seinen Wechsel auf dem harten Gestein, aber unten im Laatschenfeld und oben in der kleinen Dickung da stehen seine Betten dicht gedrängt im weichen Moospolster, da klebt sein fahles Sommerhaar an Ästen und Steinen, da liegt seine Losung zuhauf, und manch ein Krummholzstamm trieft vom Harz aus alten und frischen Wunden, die ihm der Bock den Sommer über im Übermut geschlagen. Und des Einsiedlers spannweite Krucke überzieht sich mit zunehmender Pechschicht.

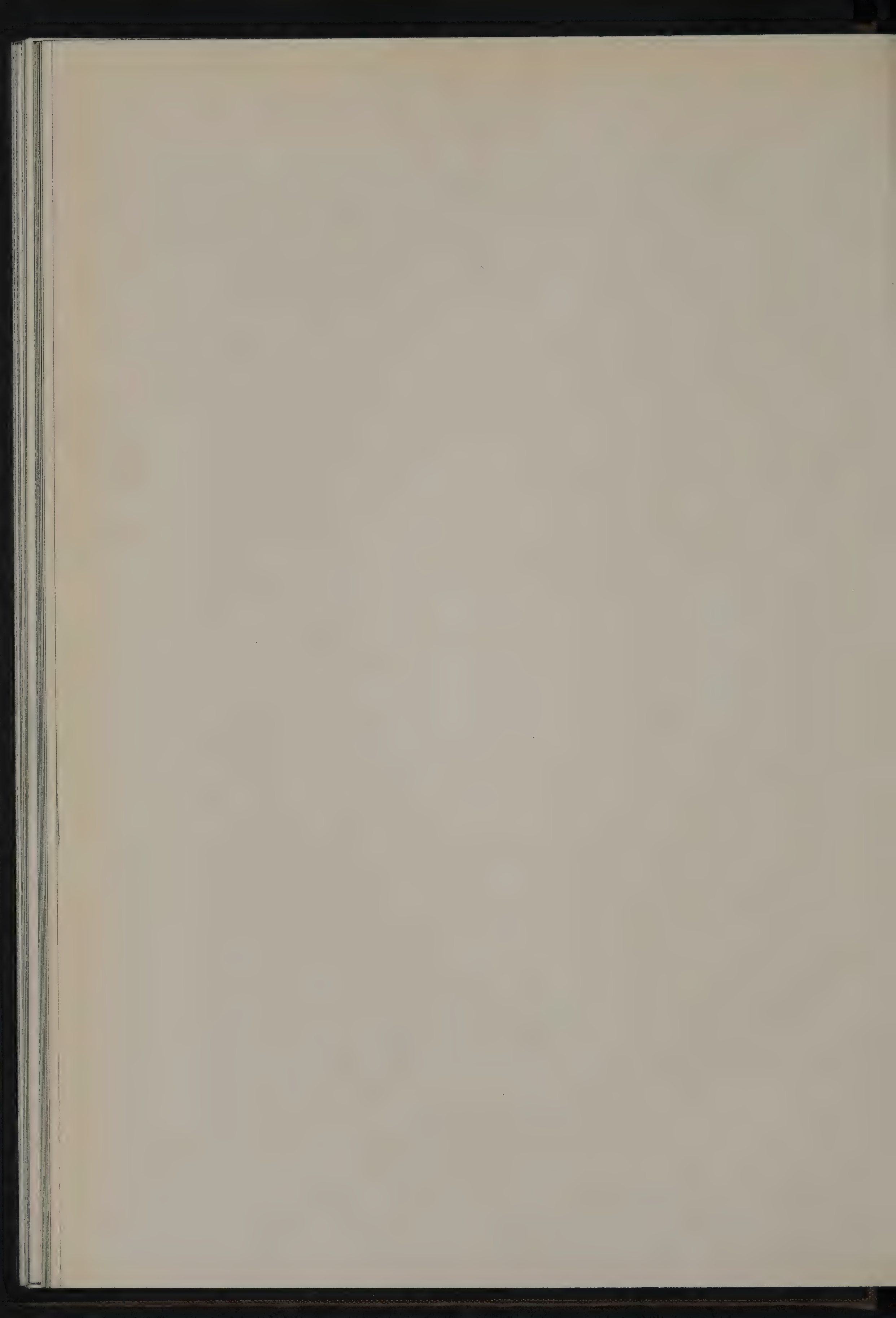
Schon manch ein vergeblicher Pirschgang ward ihm zulieb unternommen: der Jäger vermutet längst in dem großen Laatschenfeld einen guten Bock, aber es ist ihm nicht beizukommen, denn ohne Geräusch ist das Krummholz nicht zu durchqueren und beim geringsten Laut steht der Bock auf und nimmt seinen Weg über das Felsenband, zu der von keiner Seite der Büchse erreichbaren kleinen Dickung oben in der Wand. Auch diesen Stand kennt jetzt der Jagerhias: mit vieler Mühe hat er hinter dem angeleinten Hund das große Krummholzfeld durchquert, hat die Betten des Bocks, seine Losung und Schlagbäume gefunden und ist schließlich hinter dem winselnden Hund auf der warmen Fährte dem Felsband gefolgt, bis zur ersten unübersteigbaren Staffel: jetzt weiß er Bescheid, daß der Bock hier weder bei der Pirsch, noch beim Riegeln, noch bei der großen Treibjagd zu Schuß kommen wird, und muß seine letzte schwache Hoffnung auf die Brunftzeit setzen, wie schon all die verflossenen Jahre. Aber gar manchesmal sitzt er am Morgen früh und des Abends drüben auf der jenseitigen Halde und wartet mit dem Fernglas in der Hand auf das Erscheinen des Bocks auf dem Felsband, und wenn er auf einen Jagdgast vom letzten Jahre her ganz schlecht zu sprechen ist, dann zeigt er ihm erst den Mordsbock, wie er frei und gemütlich über das Felsband wechselt oder gar im Morgensonnenstrahl sich auf der freien Wand niedertut: dann bekommt's der Herr von der Stadt mit der Ungeduld und denkt, es kann ihm nicht fehlen, den Bock wird er bald haben. Aber nach acht Tagen ist er mürbe und gibt es auf: den Bock hat er nie anders gesehen als durchs Fernglas des Jagerhias!

„Ein alter Gamsbock, ein alter Hirsch,
Die spielen den Einsiedler gern,
Sie weilen beschaulich am stillen Ort,
Und bleiben vom Rudel fern.
Wird aber am Wald des Herbstes Pracht
Vielfarbig aufgerollt,
Und kommt für die Hochzeitsfeste der Tag —
Und schimmern die Lärchen in Gold:



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemsrudel im Gewänd absteigend.



Dann lassen sie eiligst die Einsiedelei
Und sind wieder schneidig und jung,
Und sind die ersten voran im Tanz, —
Seh's oft mit Verwunderung." (v. Kobell.)

Gamsjagd und Gamsjäger.

Von Fritz Bley.

Um die Dreisgenzeit ist es, die von Mitte Heuerts bis zur Mitte des Erntemondes währt. Da wirken wundertätige Kräfte. Eier, die um diese Zeit gelegt werden, faulen nicht und werden deshalb aufbewahrt. Und dreizehn heilkräftige Kräuter dürfen nur um diese Zeit gepflückt werden: Johanniskraut, Bilsenkraut, Himmelbrand, Erdweihrauch, und — — — Dem Toni ist ganz damisch zumute: er hat die anderen von den dreizehn Kräutern vergessen, obwohl er doch Maul und Nase aufgesperrt hat, als letzte Nacht die alte Wurzen-Lies am Herde der Resi von der Kräuterweihe erzählte, die bei den Kapuzinern am großen Frauentage, dem 15. Heuerts, stattgefunden hat, wie alle Jahre. Nach und nach fällt dem Buben das eine oder andere wieder ein, z. B.: daß der Erdweihrauch auch ein Vermeinkraut sei. Aber das ist mehr für alte Weiber! Ihn hat was ganz anderes gepackt, und das läßt ihn nicht wieder los. Höllenteufel, wenn das wahr tät sein: die Geschichte mit der Gamskugel! In den Dreisgen erbeutet und nüchtern beim Messeläuten eingenommen, macht sie gefror'n und schußfest! Brauchte der Toni dann den Jager-Hiasl nicht mehr zu fürchten, und es könnte ihm nicht ergehen wie dem Sepp, den sie erwischt und eingesperrt haben ins finstre Loch! Der Toni hat sich's gemerkt. Von der Lies kann man viel lernen. Auch, wie man das Wildpret hinunterschafft zum Aufkäufer aus der Stadt, der alle Dienstags zum Rößl-Wirt kommt. Grad zur rechten Zeit für die Burschen, die Sonntags ein bißchen auf Gambserln spekulieren gehn.

Über den Buben kommt etwas wie eine wilde Freude. Er ist in dieser einen Nacht um zehn Jahre gescheiter geworden — meint er. Die Gambskugel wird er bald haben. Der Stutzen steckt drüben in der dürren Zirbe. Und auf den Jäger pfeift er. Hier oben auf der Muntleiten-Alm ist er König. Und die Standorte der Gambserln kennt er so gut, wie die Stege seiner Ziegen. Er wird nicht so dumm sein, auf die Grate und in die Hochkare zu kraxeln, wo das Geraffel jetzt sein Wesen treibt. Drüben in der Schlucht, wo der Lärchensaum sich hinabzieht bis zur Wildbachklamm: da ist sein Feld. Ein guter Bock steht dort, wo er der Auerhenne die Eier stibitzt hat, und ein anderer hinter dem Lärchensaume auf der Ritschen. Heimliche Luder alle beide, aber ihrer Jahre sechse bis sieben haben sie gewiß! Spannweite Krucken und dick mit Pech besetzt. Herrgott, das gäbe ein Mordsgaudi, wenn einer von denen eine Gambskugel im Pansen hätte!

Der Bub hat sich aufgerichtet und knallt lustig mit seiner Peitsche, obwohl seine Ziegen ihm längst davongeklettert sind. Was kümmern ihn die! Und was hat er tagsüber weiter zu tun, als zu juchzen oder mit der Peitsche zu knallen, wenn er zufällig einmal nicht schläft? Morgens und abends freilich gibt es Wichtigeres zu tun: da muß er auf die Gambserln spekulieren. Neulich hätte ihn beinahe der Jäger erwischt. Aber der Stutzen war flink versteckt, und der Toni lief freiweg gerade auf den Hiasl zu, immerzu rufend: Saa—aalz, Saa—aalz! Als ob er seine verlaufenen Ziegen suche. Das ist das einzige, wozu die dummen Luder gut sind, daß man sie immer und überall suchen darf. Und dabei dem Hiasl das Wild vergrämen: Saa—aalz, Saa—aalz!

Heute ist der Jäger im Forstamte drunten: die Lies hat's gesagt. Wird der Toni also abends, wenn die Sonne hinter den Eiskofel kriecht und die alten Böcke aufstehen, in die Schlucht steigen. Mit dem Stutzen, versteht sich! Um die Ziegen zu suchen! Einen hellen Juchzer schreit der Bub bei dem Gedanken hinüber zum Gewände. Juh—hu, hu—huuh! In die Knie geht er bei dem Auftakte und dann macht er, als die Wände den Juchzer zurückgeben, einen Luftsprung und schlägt ein Rad hinterdrein.

„Und der Jaga wia a Narr — auf den Gamsbock spekuliert.
A Lausbua will i hoaßen, — wann er 'n heunt net verliert!"

Neulich war ein Herrischer hier. Als er den Toni auf dem Bauche liegen und sich die Fußsohlen an der Sonne wärmen sah, meinte er: „Bub, hast du's schön da heroben; weißt's gar nicht, wie schön!"

„Woll, woll!" meinte der Toni. „Söll weiß i scho! So vui leicht schnauf'n, koan Arbeit net und — —" Mangari, fast hätte er sich da verschnappt! Jetzt, wo ihn niemand als die Berge hört, singt er's heraus, warum es gar so schön da heroben ist:

„Und was tut dann a Goaser — da heraußn in Wold?
Paßt net af sei Goas'n, — af a Gambs paßt er holt!"

Dulliähdühü! Der Widerhall wird alle Tage schöner, und das Leben auch!

„Wann's nur schon Obend war, — daß i die Gambsein sach;
z'sammenschiaß'n wollt i's woll; — müss'n soll'n allemol!"

Spät nachmittags, als die flimmernde Hitze einer milden Kühle weicht, schleicht er durch die Zundern hinab und über den Graben hinunter, um dann unter Wind in der Lärchenschlucht hinaufzusteigen. Wo ein Rinnsal von links hereinplätschert, springt er von Stein zu Stein hinauf, um sich dann vorsichtig



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gemsrudel im Gewänd absteigend.

auf einer schmalen Platte auf dem Bauche rutschend vorwärts zu schieben. Noch zeigt sich nichts. Und kein Laut ist hörbar, als das eintönige Rauschen des Baches, das heraufdringt. Da plötzlich raschelt es drüben: der Bock! Vorsichtig sichernd tritt er heraus. Eine Weile äugt er mit eingezogenem Halse, die vier Läufe eng aneinander gezogen, in die Tiefe. Dann steigt er sorglos herab und äst drüben, um dann unter einem überhängendem, von Alpenrosen gekrönten Steinblocke sich niederzutun. Nun schlieft der Toni von seiner Platte zurück, klettert barfuß eine Runse hinab und um die Felsnase herum, an der sich ein kaum handbreites Band hinzieht. Ein Laatschenbusch auf der Innenseite

gibt ihm Halt und Deckung. Den Bock hat er sofort wieder im Blicke: ahnungslos wiederkäuend sitzt er da, den linken Vorderlauf ausgestreckt, aber das rechte Blatt in verdrückter Stellung. Langsam zieht der Junge den Stutzen hoch, dann pfeift er den Bock an; und als dieser aufspringt und verhofft, hat er die Kugel. Zehn Minuten später ist der Aufbruch des Bockes im Moose geborgen und mit Steinen bedeckt. Dem Bocke sind je ein Vorder- und Hinterlauf derselben Seite verschränkt, und der Toni schlieft wie in die Riemen eines Schnerfers zwischen die Laufpaare hinein und eilt, den Stutzen frisch geladen, mit seiner Beute vorwärts. Er hat sich nicht die Zeit genommen, den Bock ausschweißen zu lassen, unachtsam der Rotfährte, die ihn verraten kann. Hat auch nicht in die brechenden Lichter des Verendenden geschaut, die wie helle Smaragden erglänzten und nun zu stumpfem Grau erstarrten. Was kümmerte das ihn! Er durchsuchte nur in wilder Gier den Pansen des Bockes, ob sich etwa eine Gambskugel darin fände. Aber nichts fand sich als weiche Laubäsung. Gleichviel: in dem Buben jubelt nur die Freude über den gelungenen Streich, daß er laut hinausschreien möchte, wenn ihn der Juchzer nicht verriete.

Doch als er den Graben hinunter und drüben wieder hinauf ist, wo das Laatschenfeld unter der Alm sich hinzieht, da schreit er — aber nicht vor Freude! Und einen Schuhplattler tanzt er, wie man keinen noch gesehen. Erst wirft er sich auf den Rücken und angelt mit den Beinen nach der Sonne; dann schlieft er aus seinem Bocke heraus und wälzt sich auf dem Bauche, halb wahnsinnig vor Schmerz. Den Schuß hat er vor Schreck über den brennenden Schmerz nicht gehört, weiß überhaupt gar nicht, was mit ihm geschehen. Hinter ihm aber steht lachend der Hiasl und ruft: „Saa—aalz, Saa—aalz! Du Lausbub, du elendiger, dir will ich die Lumperei aussitreib'n!" Damit hat er einen Wacholder zurechtgeschnitten und dem Buben die Lederhose heruntergezogen, damit auch der Teil sein Recht kriegt. Und dann reißt er eine Schrotpatrone auf und reibt mit dem beizenden Pulver die blutigen Striemen ein. „Saa—aalz, Saa—aalz!"

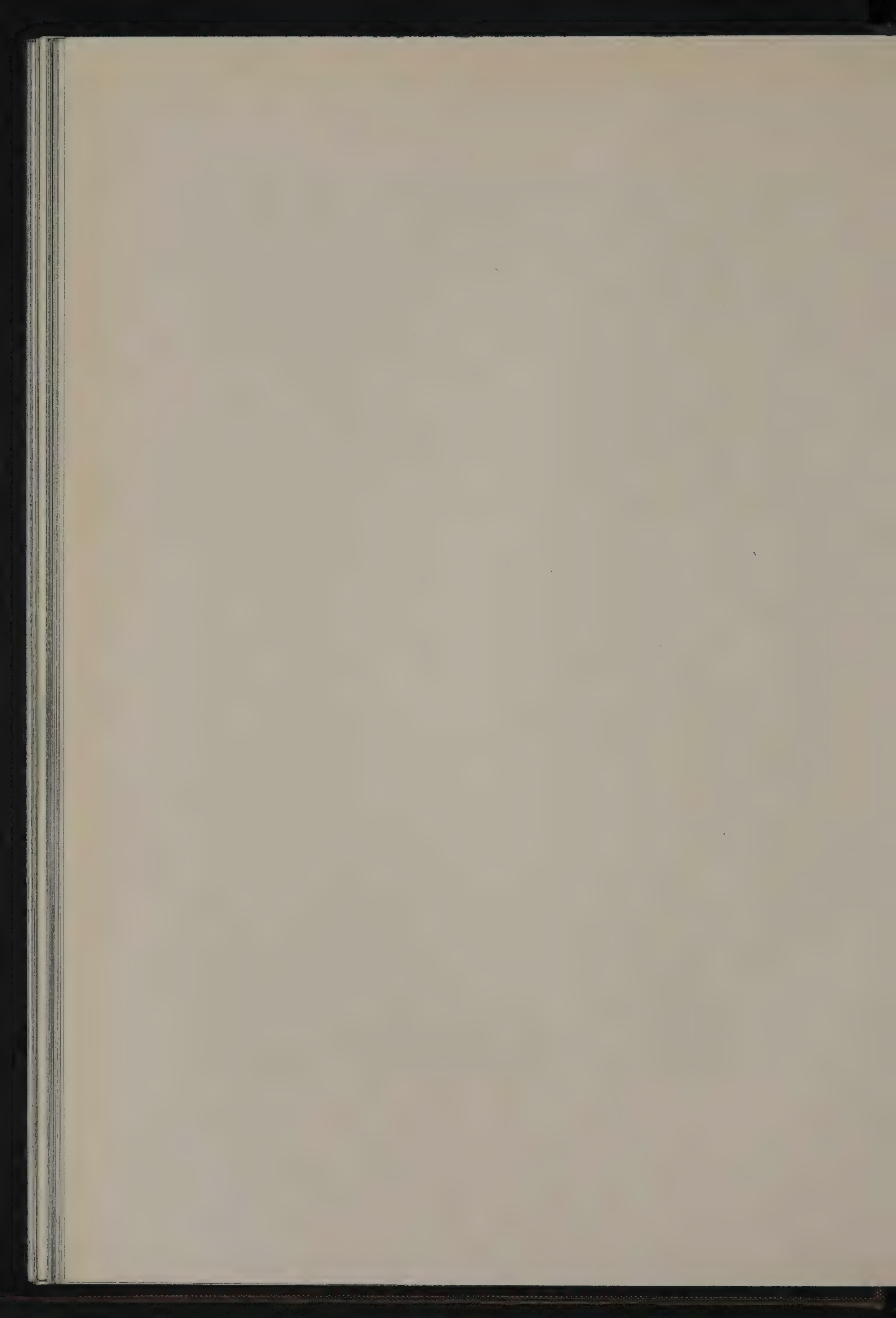
Das wird helfen! Und der Hiasl meint, es sei gescheiter, als den Buben anzuzeigen und einsperren zu lassen. Ein paar Wochen lang wird er an dem Salzschuß auf die Waden wohl zu kurieren haben und die Tätowierung wird ihm auch später noch eine wertvoll erziehliche Erinnerung bleiben. Aber was den Schlingel am meisten kränken wird, ist, daß er nicht der Gambs-Toni heißen wird, wie er sich eingebildet haben mag, sondern der Saaalz-Toni. Für den Spott auf dem Tanzboden braucht er nicht zu sorgen. Der Hiasl richtet das morgen beim Rößl-Wirt pünktlich aus.

Im Vorbeigehen sagt er der Resi, daß der Toni mit Wehdam drunten in den Laatschen liege. Als sie den Gams auf seinem Rücken und die Büchse vom Sepp und Toni in seiner Hand sieht, weiß sie Bescheid und geht knurrend



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Absteigendes Gemsrudel (Sommerkleid) beunruhigt.



hinunter, um den Buben aufzuklauben. Und der Hiasl denkt auf dem Heimwege darüber nach, wie dienlich es manchem anderen gewesen wäre, wenn er zur rechten Zeit die salzige Medizin gekriegt hätte. Brauchte dann nicht mit geschwärztem Gesicht, durch die Brust geschossen, aus dem Kare hinabgetragen zu werden zu seinen wehklagenden Kindern! Oder unter Steinen heimlich verpackt zu verenden, wo nicht Rabe noch Fuchs ihn einer Menschenseele verrät! Hätte gerade noch gefehlt, daß solch ein Lausbub, wie der da heute, über den Jäger kommen wollte! Das Leben ist kein Kirtascherz in den Bergen da heroben. Dem Hiasl haben die Lumpen einmal viel schlimmer mitgespielt, als der Sepp im letzten Herbst mit seinem wegstibitzten Brunftbocke. Als er vor Jahren einen Wilderer auf frischer Tat ergriff und ihm Bock und Büchse abgenommen hatte, erhielt er von hinten einen Schlag, der ihn niederstreckte. Die Kumpane des Wilderers waren ihm nachgeschlichen, als er auf den Schuß herbeigekommen war. Sie zwangen ihn, den gewilderten Bock zu Tale zu tragen. Dort prügelten sie ihn windelweich, nahmen ihm Bock und Büchse ab und ließen ihn hilflos liegen. Seit der Zeit weiß er, was es gilt. Und als zwei Jahr später sein Ohm von den Lumpen erschossen wurde, hat er gewußt, wer ihm die Jägerehre und dem Ohm das Leben genommen hatte. Hart und schweigsam ist er seitdem geworden. Wie das Einödkar drüben, das nicht ausgibt, was seine Steine mit ewigem Schweigen bedecken. Mit dem Lumpen, der da drüben verschollen ist, hatte es ebenso angefangen, wie mit dem Toni und dem Sepp! War auch erst ein Goaser gewesen, der den Gambserln nachlief, anstatt den Ziegen, und ein Halter dann geworden, der nichts mehr im Sinne hatte, als alle Tage umeinand zu jagen. Bis er abgefaßt und eingesperrt wurde und alsdann von Stufe zu Stufe sank — bis zum Mörder. Das sind die Kirtascherze vom lustigen Wilderer und gefoppten Jäger, über die das Stadtvolk lacht. Die Witwe und Waisen des erschossenen Jager-Ferdl lachen nicht!

Freilich, freilich — wenn der Hiasl so zurückdenkt: er ist ja selbst ein Wildpretschütz gewesen, ehe die Herrschaft ihn zum Jäger machte. Ah was — das ist lang her! Ein dummer Bursche war er dazumal noch. — Aber der Toni, Hiasl, ist der nicht noch jünger als du dazumal warst? Steckt doch Jägerblut in ihm wie in dir; und das ist doch nun mal keine Buttermilch! — Woll, woll! Aber Mitleid mit dem Lausbuben? Das gibt's nicht! Strafe muß sein. Denn entweder ist er der Herr da heroben oder der Hiasl!

Und der wetterstarke Kerl lacht in sich hinein: „Saa—aalz, Saa—aalz!"

* *
*

Eine Morgensonnenpracht! Der Hiasl ist heraufgestiegen, um nach dem starken Laubbocke zu schauen, dem heimlichen Alten, der abends und zuweilen

auch nach Sonnenaufgang, auf die kahle Ritsche tritt, wo er Edelraute und hellgrüne Kresse am Sickerquelle äst. Er steht hart auf der Grenze, wo der Progfaller-Xaver ihm oft schon auflauerte wie ein Fuchs. Der Herr Forstmeister hat deshalb den Abschuß befohlen. Aber der Weg war umsonst. Und der Jäger hat sein Frühstück aus dem Schnerfer genommen: ein Stück Schwarzbrot mit Schafkäse und einen Schluck Moosbeerschnaps dazu. Vor ihm dehnt sich die stolze Kette der Berge, und aus den Tälern dampft es herauf in leichten zerflatternden Schleiern, die den Blick auf die grüne Tiefe freigeben und sich dann wieder schließen, wie vorüberziehende flüchtige Erinnerungen. Verträumt schaut der Jäger auf diese Pracht der Heimat. Vor seinem Blicke steigt die bunte Welt des Landes auf, das er den Türken abnehmen half und in dem es jetzt wieder losgeht. Unter dem schneebedeckten Wuljack das zartgedämpfte Rotgold der Buchen; in engen Wiesentälern bimmelnde Schafherden, Hirtenjungen mit der Zurnaflöte, in schroffen Talkesseln donnernde und schäumende Wasserfälle; wilde Schneiden, in düsteres Blau verschwimmender Ferne gehüllt, in dem wie im Leeren die ehrwürdigen Schneewipfel stehen. Um offene Lagerfeuer buntes schnauzbärtiges Volk, das mit unermüdlicher Geduld den Hammel am Spieße dreht und Geschichten vom gelben Bären erzählt oder Lieder singt von Helden aus den Zeiten der alten Kämpfe.

Gar mancher Tag galt dort den Sauen und Bären und mancher dem starken Gams der wilden Berge. Da war das Geheul der halbverrückten serbischen „Schwefelbande", das so oft den Bär zum vorzeitigen Auswechseln veranlaßt und dem Sohne der Alpen jede Freude an dieser Jagd verdorben hatte, am Platze. Denn in den zerklüfteten Schluchten und Runsen des herzegowinischen Karstes oder dem Buchen- und Dorngestrüpp im Gebiete der Borja Planina ist schon ein starker Lärm notwendig, um den alten Gamsbock vorwärts zu bringen. Trotzdem steigt mancher alte Schlaumeier kreuzvergnügt einen Graben hinauf, während er im Nebengraben einen lärmenden Treiber hinabwechseln hört. Der alte Türke kennt diese Schliche des Gamswildes gut genug und jagt deshalb mit Vorliebe mit seiner scharfen bosnischen Bracke, die auf ihren abgehärteten Ballen tagelang dem Wilde nachjagt, ohne nach Ruhe und Futter zu fragen, und schließlich wieder heim findet, wenn die tolle Jagd vergeblich war und alles langgezogene Rufen des Türken sie nicht zurückzulocken vermochte. Für den Wildstand ist diese Jagdart der wahre Verderb, da er das Gamswild zum Auswechseln veranlaßt. Der Hiasl hält nichts davon und läßt in seinem Revier höchstens einmal seinen Dackel aus, vor dem die Gamberln nicht gleich Reißaus bis in die Türkei nehmen. Verwundete Böcke sucht Männe auch recht gut, wenn die Schweißhündin gerade nicht zur Hand ist. Aber eine Waidmannslust war's doch, wenn dort in dem bosnischen Felsengewirr die rauhe wieselflinke Bracke sich über Stellen hinarbeitete, die sonst nur der sprungsichere Bock zu betreten wagt. Unablässig verfolgt sie die Fährte,

bis es ihr gelungen ist, den Bock zu einem Einstand hinaufzutreiben, einer Felsenspalte, in die der Hund nicht hinaufzusetzen vermag, während der Bock mit federleichtem Sprunge die schützende Platte gewinnt. Aber wenn bisher der glockenhelle Hals der Bracke dem Jäger den Lauf der Jagd verkündete, so gibt nun der grobe Standlaut Zeugnis davon, daß der Bock gestellt ist. Vorsichtig wahrt der Hund sich vor dem wilden Gegner. Er weiß gut genug, daß ein Hieb der scharfen Krucken ihn ins Jenseits befördern würde, und achtet deshalb bei aller Hitze des Angriffes stets darauf, daß nicht etwa der Bock in einem Verzweiflungssprunge über ihn hinwegsetzt und ihn dabei in die Tiefe schleudert. Auf sich selbst gestellt, weiß der Hund, daß sein Herr ihn nicht sofort in diesem Felsengewirr vernehmen kann. Er selbst vernimmt auch nicht das langgezogene weithin klingende „Huu=up!“ des Jägers, das ihn zum Ausharren anfeuern soll. Er bedarf dessen auch nicht. Stundenlang, halbe Tage lang, verbellt er, bis endlich der Ruf seines Herrn zu ihm dringt und dieser dem tapferen Hunde Hilfe bringt.

Der Hiasl entsinnt sich manches frohen Jagdtages aus jener Zeit; und seinen „Medjed“, zu deutsch Bär, den ihm der alte weißbärtige Muktar von Kostajnica geschenkt hatte, wird er nie vergessen. Grobhaarig gelb wie ein bosnischer Bär, aber wendig wie ein Wiesel und ausdauernd wie ein Wolf! Manchen frohen Wintertag hat der Hiasl allein oder in lustiger Gesellschaft mit dem braven Hunde dort gejagt, manchen „wachelnden“ Bart verdankte er ihm, auch die prächtigen Bälge von zwei starken Wölfen, so hellgrau wie Müllerburschen. Freilich, gefügig und liebenswürdig war der rauhe „Medjed“ nicht! Ein Biß an der linken Hand wird den Hiasl zeitlebens daran erinnern, wie vorsichtig dieser Hund behandelt sein wollte. Das gestreckte Wild betrachtete er als sein verdientes Eigentum. Sein Todverbellen ging schnell in ein verdächtiges Knurren und Würgen über; und wenn der Jäger nicht schnell dazu kam, hatte die Bracke sich ihr Recht geholt. Wer sie davon abhalten wollte, konnte sich auf Zähnefletschen und scharfe Bisse gefaßt machen, wenn er nicht gut Bosnisch mit ihm sprach und die Peitsche zur Unterstützung gebrauchte.

Das alles liegt nun weit, weit hinter dem Hiasl! Bosna Serai mit seinem Kastell, seinen hundert schlanken Minaretts, seinem Basar und seinen stillen Häusern mit türkischer Täfelung und schönen Teppichen; der Hiasl wohnt in einer braunen Thaye und schmaust Schafkäse mit Schwarzbrot dazu. Aber ihm fehlt nichts! Er läßt gerne alle Zigaretten und allen noch so wohl duftenden schwarzen Kaffee den bärtigen Türken für seinen Moosbeerschnaps und alle Pracht der bosnischen Urwälder für das Leuchten seines Eiskofel und die grüne Herrlichkeit seiner Heimat.

Bären gibt es auch hier noch ab und zu. Drüben in der Brentagruppe in Welschtirol haben sie dies Jahr wieder eine Bärin mit ihrem Jungbären erwischt. Und wenn es auch das Raubzeug nicht mehr gäbe: solange die Gams=

räude dies Tal verschont und in den Wildbachgräben noch ein alter Laubbock steht, fehlt nichts nach Hiasls Meinung.

Wieviel Waidmannsheil ist ihm auch hier schon erblüht, und wieviel Schweißtropfen, wie manchen beschwerlichen und doch vergeblichen Gang hat jeder gute Bock gekostet! Dort drüben unter der Mittagswand, wo jetzt bei der hohen Sonne wieder Steinschlag fällt, wäre er fast von niedersausenden Steinen erschlagen, als er einen guten Bock schoß und dadurch ein Rudel „roglat" machte, das über ihm an dem schmalen Bande hinwechselte, auf dem das einzelne Stück stellenweise nur mit einem Vorder- und einem Hinterlaufe Halt hatte.

Dort unter dem Turme auf der grünen Lahn hatte er einen Kampf auf Tod und Leben mit einem Bocke zu bestehen, der im Schusse dorthin abgestürzt war. Als der Hiasl sich am Seile herabgelassen hatte und den Bock mit dem Messer abfangen wollte, schlug dieser ihm die Spitze der Krucken in den Joppenärmel, und beide, Bock und Jäger, kamen auf der glatten Grasplatte ins Rutschen und wären abgestürzt, wenn der Hiasl nicht einen Alpenrosenbusch erwischt hätte, an dem er sich solange halten konnte, bis er den linken Arm aus der Joppe gezogen hatte, um sich dann ganz von dieser zu befreien, die mit dem Bocke in die schwarze Tiefe sauste, gerade hinein in den dunkeln Kessel des schäumenden Wildbaches, wo der Hiasl Bock und Joppe nach mühsamen Abstiege auffischte. Die dicken Pechkrucken waren unversehrt geblieben. Aber als er den Bock im Forsthause aus der Decke nahm, zeigte sich, daß der ganze Rücken im Falle blau geschlagen war. Na, der Herr Forstmeister hat lachend gemeint, es sei immer noch besser, als daß der Hiasl in der Joppen stecken geblieben wäre, und hat ihm das Feist von dem zuwidern Bocke zum Einreiben gegeben. Der Hiasl hat „die Fetten" aber innerlich gebraucht, und der linke Arm ist ohne Einreiben gesund geworden.

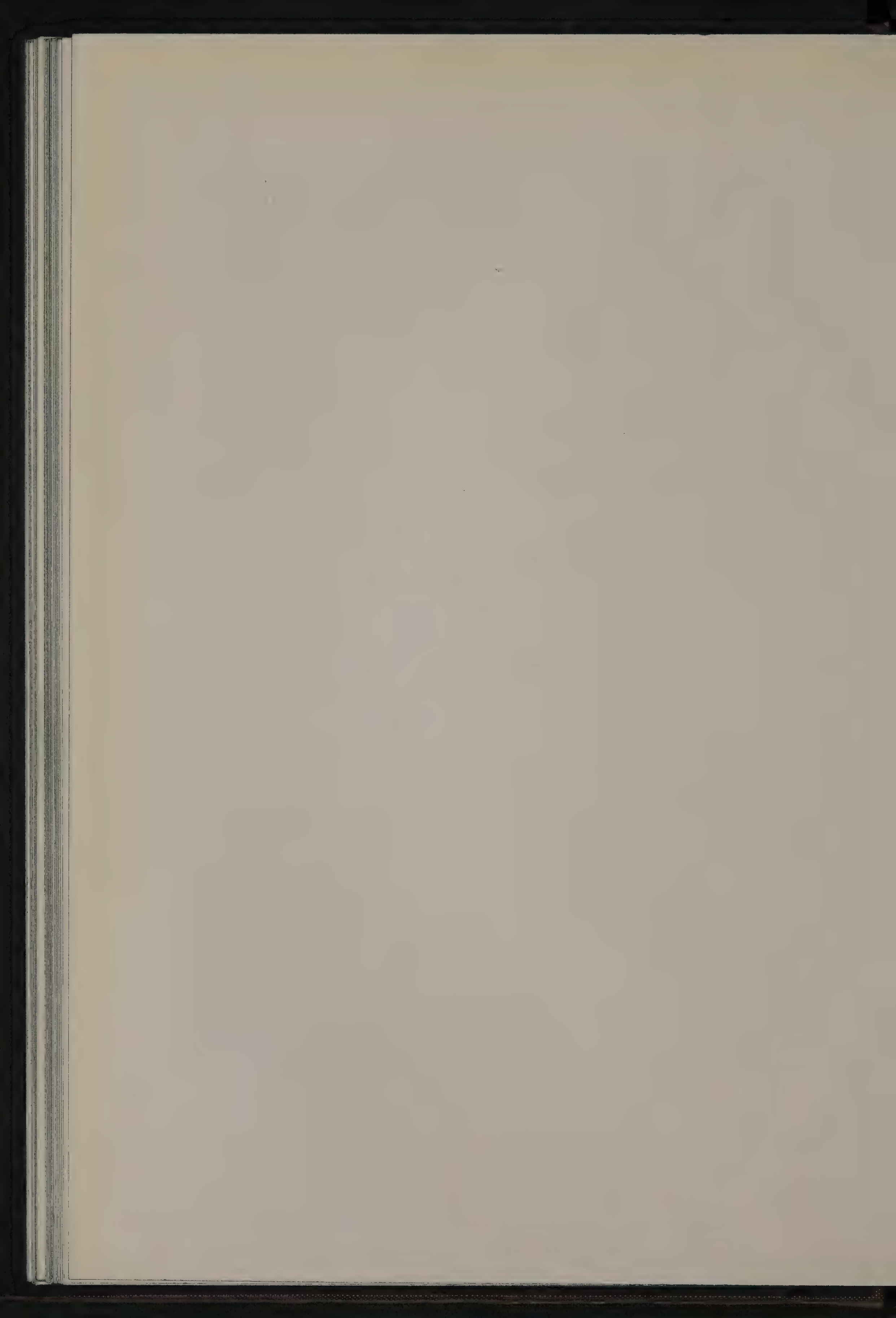
Dort in dem engen Kamine ist ihm mancher gute Bock zugestiegen, den er oben erwartet hatte, um ihn dann in mühsamem Abstiege im Rucksacke denselben Weg hinabzutragen, den der Bock so leicht und flink heraufgefunden hatte.

Drüben unter dem Kreuzkofel, wo die scharfe Schneid in flachem Bogen hinaufführt, ist ein Adlernest, aus dem der Hiasl vor zwei Jahren die Jungen ausgenommen hat, nachdem er das alte Weibchen aus dem Laatschenversteck heraus mit der Kugel herunter geholt hatte, als es den hungernden Jungen Atzung zutrug. Dort ist zur Brunftzeit ein guter Platz, um verliebte Böcke zu Narren zu machen. Der Raufhandel geht da den ganzen lieben Tag lang herüber und hinüber. Und wenn sich einer an der Schneid in die obersten Laatschen drückt und die gegerbte Haut von einem Gams mit den Krucken daran über den Kopf zieht, so kann er den durchtriebensten Schlaumeier, der das ganze Jahr über kein Sterbenswörtchen mit sich reden läßt, leicht zu einer Dumm-



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gamsbock im Lager an steiler Trümmerhalde (im Sommerkleid) schwer sichtbar.



heit bringen, nach der es keine mehr gibt. Der Hiasl zumal, der den Bock so täuschend anpfeifen kann, daß dieser, wenn er den Kopf des vermutlichen Gegners aus den Laatschen auftauchen sieht, wie besessen heranstürmt. Der Herr Forstmeister hat den Hiasl oft ermahnt, das zu unterlassen. Denn leicht kann einmal ein Wilddieb den „Kumedispialer“ für einen wirklichen Gams halten und ihm eine Kugel auf die braune Joppe setzen. Im Sextn-Tale drüben in Tirol ist einmal auf die Art ein Bauernjäger von seinem eigenen Sohne erschossen worden. Aber den Hiasl „stimmt“ keiner hier in seinem Reiche. Wer soll ihm denn hier wohl in die Quere kommen? Der Sepp ist eingesperrt und dem Toni ist vorläufig die Lust versalzen.

Und im übrigen, meint der Hiasl, indem er aufsteht und sich zum Weitergehen anschickt, braucht man auch die ganze Dalkerei nicht, um einen alten Zwidrian und Heimlichtuer zu erwischen. Es geht auch so! Sogar ohne Schnee und ohne Liebesnarretei. Freilich, mit dem alten Laubbocke, dem nun der Birschgang gilt, muß man es schon fein nehmen. Abends, wenn der Wind aufwärts zieht, tritt er auf den Gries heraus. Aber fast jedesmal an einer anderen Stelle; denn der Progfaller hat ihn schon gründlich vergrämt und ausstudiert gemacht. Bald tritt er ganz nahe dem Talboden heraus, wo am Rande einer Felsnase das Wasser etwas stärker durchsickert, bald fast ganz droben, wo bei Edelweiß und Steinbrech die Edelraute wächst. Also schaut der Hiasl, daß er weiterkommt, um ihm rechtzeitig, wenn die Sonne den Berg überschritten hat, auf der Schneid auflauern zu können. Dann heißt es, hinunterbirschen, wie ein Fuchs, um dann im Laatschengewirr den Schlaumeier anzukriechen. Steinelt auch nur ein Bröcklein ab, so ist's gefehlt. Denn wenn der Bock auch nur zwei Sprünge macht, ist er weg, in den schützenden Wald hinein.

Nach steilem Aufstiege in der heißen Nachmittagssonne ist der Hiasl hochaufatmend am Grate angelangt und wirft nach kurzem Verschnaufen vorsichtig bei abgenommenem Hute den ersten prüfenden Blick hinab. Noch ist nichts zu sehen. Nach einer halben Stunde wird aufs neue Ausblick gehalten. Noch nichts! Drüben jenseits des Tales zieht Geraffel am Berge herauf. Nun wird es bald unterhaltlicher werden. Da, ein leises Knirschen unterhalb; gar nicht weit. Der Bock ist ausgetreten. Wieder oben. Aufmerksam äugt der alte vorsichtige Einsiedler nach unten; dann zieht er am rechten Rande des Grieses langsam hinab. Auf der linken Seite der breiten Geröllhalde schleicht ihm der Hiasl mit äußerster Behutsamkeit über das Gestein nach. Endlich hat er die Laatschen erreicht; nun geht es besser. Gerade die Felsnase möchte er gewinnen. Dort angekommen, wagt er kaum, über den Rand des Rückens zu schauen. Nichts zu sehen; der Bock ist ihm außer Sicht gekommen. Langsam zieht der Hiasl den Stutzen heran, tupft ein und wartet schußbereit. Da, kaum zehn Schritte weit von ihm, steigt der Bock von links wieder herauf. Kaum daß

der Jäger den Grind sieht, kriecht er in sich zusammen. Halbgedeckt steht der Bock im Schatten und spitz auch noch dazu. Aber Zeit ist nicht zu verlieren. Leise richtet der Hiasl sich aufs linke Knie auf — da taucht die Mucke des Stutzens schon ins Schwarze. Und während der Bock in rasender Flucht über den Gries fährt und dann im widerhallenden Donner des Schusses mit einer Muhre von Geröll auf dem Gries niedergeht, bis er mit dem Gesteine zum Halten kommt, springt der Hiasl in den Laatschen hinab und steht in wenigen Minuten bei dem Verendenden. Hinter ihm schallen ein paar Gamspfiffe. „Zwegen meiner kinnt's pfeifen so vui as 's miagt," denkt der Hiasl, „bal wir den hier nur hab'n! Ganz ausdraht die Krukken und dick mit Pech! Ja, so a alter Lauberbock, wia der! Da feit si nix!"

* * *

Der Herr Graf ist gekommen, um ein paar gute Böcke zu schießen. Der Hiasl hat ihn gestern geführt. Aber es hat nicht recht geklappt. Das Wetter ist zu warm. Da sitzen die Böcke im Walde herum, wo kein Christenmensch sie zu sehen und zu spüren kriegt. Selbst im Weißach-Kar droben war nur schwaches Zeug. Frühmorgens waren sie aufgestiegen, bei Westwind. Der Herr Graf hatte von der Ostseite her den Kessel am Ausflusse des Wässerleins erreicht, das fünfhundert Meter tiefer schon die wilde Weißache bildet. Hinter einem Steine, der mit Alpenrosen bewachsen ist, hatte er sich angesetzt. Punkt elf Uhr zeigte der Hiasl sich verabredeterweise von Westen her in der Scharte und blies den Rauch seines Knasters zum Kar hinein. Da wurde es lebendig; ein ganzes Rudel wechselte aus. Auch ein vierjähriger Bock kam. Aber der Starke, dem der Tag galt, war nicht im Kar. Auch auf der Heimbirsch war er nicht zu erblicken. Eher möchte einer eine Stecknadel in einem Fichtenhaufen finden, als den in dem Laatschenfelde dort drüben. Daß er da gewöhnlich steckt, weiß der Hiasl gut genug. Aber manchmal zieht er dort heraus. Man muß ihm nur hübsch frühzeitig zuvorkommen, ehe er sich wieder drückt. Also wird heute geriegelt. Nicht mit Treibern oder Hunden. Beileibe nicht! Nur vier Erfahrene unter sich. Denn der Jagdherr ist unter seinen Jägern kein Fremder, wie die Jagdschützen, die zur großen Treibjagd kommen. Er beansprucht, hier oben als Jäger für voll angesehen zu werden und hat das Recht dazu. Denn er läßt sich nichts vormachen und bleibt dem Gebirge nichts schuldig.

Das war gestern abend ein großer Kriegsrat, als beim Roten in der Roßalmhütte der Herr Graf mit dem Forstmeister und den beiden Jägern, dem Hiasl und dem Franzl, beisammen saß und sorglich beratschlagte, wie dem

starken Bocke mit der vom Steinschlage verdrehten Krucke beizukommen sei. In der Mondnacht sind dann die beiden Jagdgehilfen aufgestiegen, um den Giesnitzgraben auszutreiben; und in der Frühe ist der Jagdherr mit dem Forstmeister herauf, unter dem Roßkopfe hin, um den Kaltwassergraben auszuräumen und das Wild in das Lange Kar hinüberzudrücken. Dort haben beide Herren, da der Wind sich gleich geblieben ist, ihre altbekannten Warten bezogen und harren nun der Jäger und Gamsen, die da kommen sollen. Vorläufig zeigt sich nichts, als ein Zaunkönig, der zutraulich den Jäger umspringt. Nach einer Weile bemerkt der Graf den Franzl, der den Kamm überschritten hat und dort oben wartet, bis auch der Hiasl sich zeigt. Gut macht er seine Sache. Nicht zu rasch; offenbar hat er Gamswild vor sich, das der Graf noch nicht sehen kann. Richtig: langsam zieht ein Rudel am jenseitigen Rande des Kessels hin, der Scharte zu. Da hebt sich der Hiasl auf, der dort gelauert und, von einem Grasbüschel gedeckt, herübergeschaut hatte, und steigt ein paar Schritte in der Scharte herunter. Ruckweise trippelt das Rudel vorwärts. Zuweilen macht die Leitgeiß ein „Steherl" und auf demselben Platze bleibt jedes nachkommende Stück in gleicher Weise stehen, um äugend und windend nach allen Seiten hin zu sichern. So wechselt das ganze Geraffel sprungweise an dem Forstmeister und dann am Grafen vorbei, der ruhig hinter seinem bewachsenen Steine sitzt. Der Franzl drüben winkt und schiebt sich an der Wand etwas nach rechts hin vor. Der Hiasl tut sich nieder, als wolle er sich verbergen. Da bewegen sich die Zweige der Laatschen und ein Grind schaut heraus, unverwandt zu dem Jäger dort oben in der Scharte hinaufsichernd. Dann verschwindet er. Doch bald sieht der Forstmeister den fahlroten Rücken des Bockes hier und dort in dem Gewirr der Laatschen. Wie ein Fuchs schleicht der Bock davon, dem Karmunde zu. Ein Wink mit dem Bergstocke vom Franzl wäre fast überflüssig. Der Jagdherr sieht nichts; aber an der Ruhe seiner Jäger merkt er schon, wie es steht. Der alte Bock stiehlt sich ja immer so davon. Da schiebt sich ein heller Grind durch die dunkeln Zundern und eine einzelne dicke und hakige Kruke schaut heraus. Dann plötzlich steht der stramme und gedrungene Bock da, als sei er aus dem Gestein herausgewachsen. Längst lag der Graf im Anschlage. Als jetzt der Donner am Gewände des Kessels hinrollt, hat der Bock schon alle viere in der Luft und bald den letzten Schneller getan. Der Graf hat, seines Schusses sicher, den zweiten Schuß gespart; ernst blickt er mit gesenkter Büchse nieder auf das Bild jähen Scheidens aus vollem frischem Leben. Erst nachdem der starke Bock ruhig daliegt, tritt er hinzu und prüft die seitwärts gebogene Kruke, an der der alte Einsiedler, den nur die Brunft in Gang zu setzen vermochte, der Jägerei schon lange kenntlich war. Auch der Forstmeister ist nun heran, und beide Herren stimmen darin überein, daß der verbogen verheilte Bruch der Krucke durch Steinschlag bewirkt sei. Inzwischen

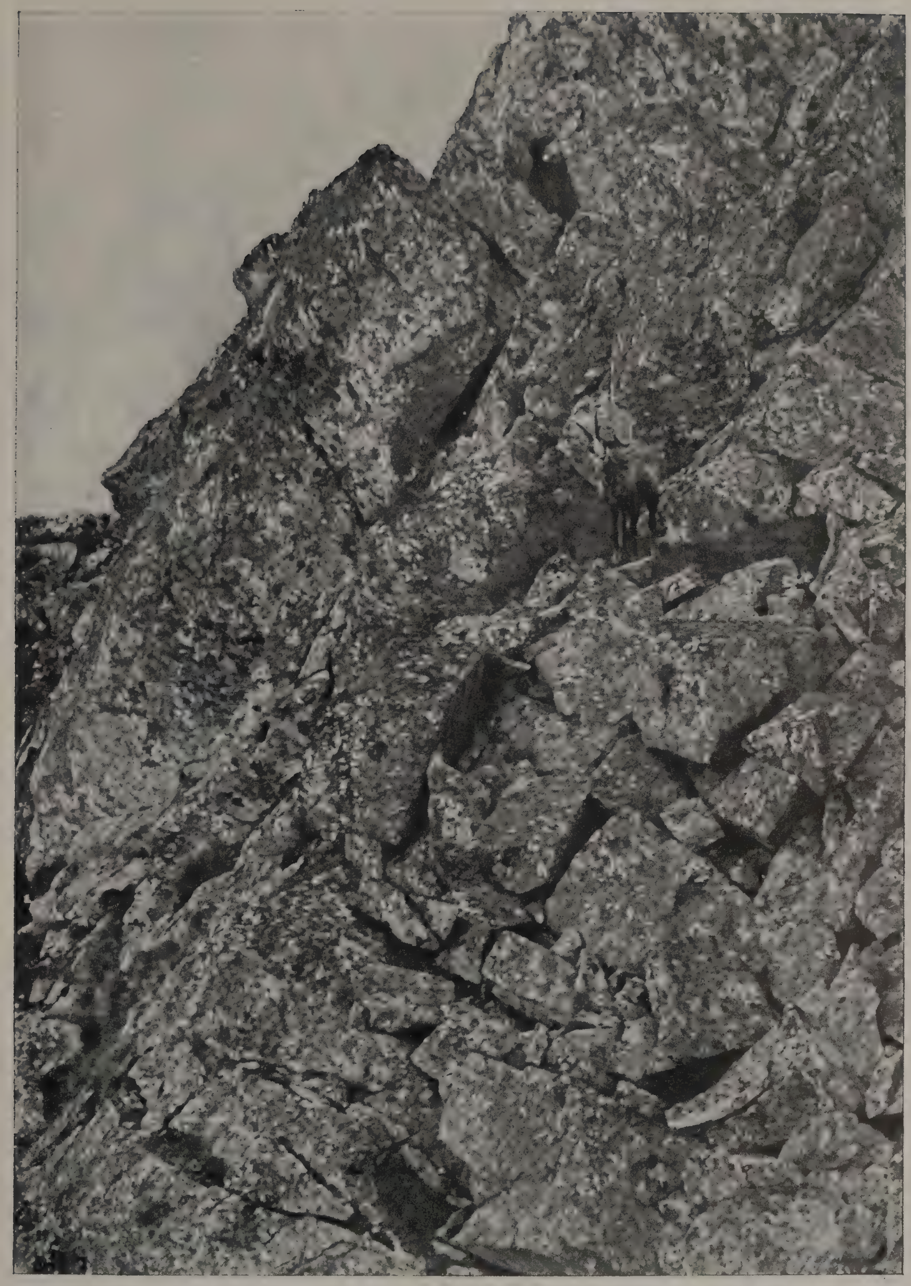
ist der Hiasl heran und reicht, nach seinem Rechte als Jäger vom Revier, dem Jagdherren den grünen Bruch als gerechtes Zeichen von so seltenem Waidmannsheil.

* *

*

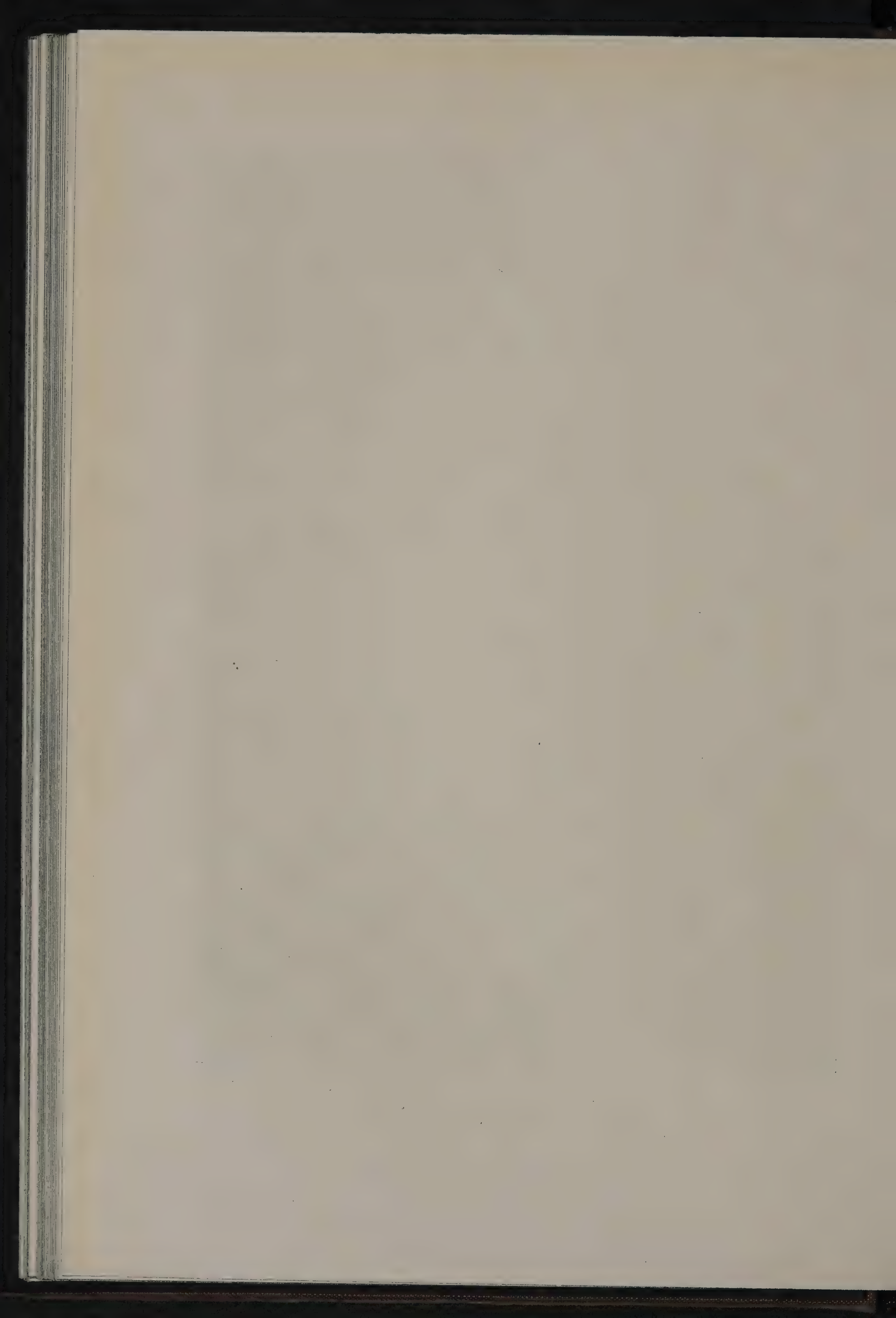
Beim Rößl-Wirt in Sankt-Kathrein geht's hoch und lustig her. Vroni, des Wirtes Älteste, hat alle Hände voll zu tun, um die Gäste im Herren-Stübl zu bedienen; und in der Schwemme muß dem Bruder der Knecht volle Krüge heranschleppen helfen, um die durstigen Mäuler zu stillen. Ist ein schlanker Sauberschatz, die Vroni, in ihrem knappen Sammetspenzer mit dem Silbergehenk und der Spitzenkrause an den blütenweißen Hemdärmeln. Braune Arme, rund, schlank und flink. Das Haar in dicken Flechten wie eine Krone getragen. Augen wie eine Eidechse. Und die Füßchen nicht zu trocken im Gelenk, aber auch nicht plump, wie die der Sefa, die heute als Speisenträgerin aushilft und auf den Hacksen daherstapft, als ob sie in der Bütte Trauben austreten sollte.

Der Rößli-Wirt hat seine schönste Sammetweste an und ein neues Käppi auf. Und, Sakra, wahrhaftig ein frisches Hemd! Hat alles die Vroni besorgt. Am Ende hat er sich gar gewaschen? Das Mädel kriegt ihn zu allem! Er ist immer noch ein lustiges altes Haus trotz seiner fünfundsechzig Jahre. Kein Haar grau, und keiner von den blitzenden Zähnen fehlt. Am liebsten stiege er selbst mit auf, um mit den Treibern zu gehen, wie vor fünfzig Jahren. Einerlei: die große Treibjagd ist sein höchstes Gaudi im ganzen Jahre. Da zeigt sich doch, was er gilt in der Welt. Kommt der Herr Forstverwalter und reicht ihm die Hand: „Grüaß Gott, Rößl-Sepp. No, wia is?" Und Seine Gnaden der Exzellenz-Graf aus Wien, der alle Jahre kommt, nun schon seit Menschengedenken. No ja, treffen tut er nix, aber er tuscht allewei, weil er den besten Stand kriagt. Und is solch a liaber gnädiger Herr! Hinter die Madeln is er a bissel schlimm, wegen dem Aberglauben mit den Anlauf! No, is halt a alter Herr! Die Vroni kennt si scho aus und schickt den Bruader zum Hinaufleuchten, wenn die Exzellenz gnädigst zu Bette gehn. Man muaß halt leben mit die Leut in dera Welt; ja, du mei! — Für den jungen Herrn Grafen hat der Rößl-Wirt nun schon gar einen Schwarm. Und ein über das andere Mal jammert und bedauert er, daß die gnädige junge Frau Gräfin heuer nicht mit zur Treibjagd kommt, weil sie dienstlich verhindert ist. Na, übers Jahr wird die Freud desto größer sein! Wär ja gar nicht zu denken: eine Treibjagd am Eiskofel ohne die hohe Dame im Gräfin-Stand, den der Jager-Franzl hegt und pflegt, daß die Laatschen ihn wie eine Hecke umschließen und der Zuweg nicht verwächst. Und die Vroni hebt alleweil ihre schönsten Edelweißsterne auf zum Bruche, den sie der Herrin ans Hütle steckt alle Jahr — nur heuer nicht! —



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Kapitaler Gamsbock, sichernd.



„Wann wir zwoa erst so weit wärn, Vroni, gelt?" hat dem Mädel einer zugeflüstert, als er just eben vorbeiging. Und sie ist rot dabei geworden, wie Almenrausch, bis unter die Flechten. Schau, schau! Der Franzl ist's, der Jäger von Giesnitzfall. Kein übler Geschmack! Mißt wohl seine sechs Schuh, der stattliche Bursch! Und auf den Schultern und in dem Schnerfer kann er die Vroni wie einen Has davontragen über den Eiskofel hinüber in die weite Welt. Adlernase und stahlblaue Augen. Und ein Schnurrbart, den er hinten in einer Schleife zubinden kann. Der Rößl-Wirt freilich meint, von dem schönsten Schnurrbart könne kein Christenmensch leben, geschweige denn heiraten daraufhin. Aber wenn nur der Franzl seine Anstellung hat — nachher wird die Vroni auch nimmer Edelweiß pflücken dürfen.

Der Franzl geht heute in die Schwemme. Im Herrenstübl, wo er sonst den Eckplatz am runden „Horatioren"-Tische hat, sitzt der alte Exzellenz-Graf; und die Jäger und Treiber löffeln nebenan ihre Brennsuppe und sorgen beim Tirolerwein mit ihren Stutzpfeifen für gute Gebirgsluft. Heute gelingt's: sind ihrer genug beisammen! Aber allzulange wird heute nicht geplauscht. Um halb elf geht's in die Betten, ins Heu oder auf die Ofenbank. Als die Dorfuhr elfe schlägt, gleicht das Rößl einer Sägemühle. So einer neumodischen mit sechs, acht Fallgattern und Baumschleifen dazu. Im Schnarcher-Basse geht das: Rrrrrrr—rrrr! Aus anderer Tonart schnarrt und quirlt es um drei Uhr früh: Franzls große Weckuhr lärmt, und in den Herrenzimmern stimmen die zierlichen Dinger ein, die die Jagdgäste bei sich führen. Die Th'res knackt in der Küche schon Holz und die Vroni macht das Herrenstübl sauber. Zehn Minuten später füllen Zimmer und Hausflur sich mit Jägern, Büchsen, Rucksäcken, Bergstöcken und verwitterten Hallodri-Hüten mit Spielhahnfedern, Auerhahnstößen oder Gamsbärten.

Die Mädel schlüpfen wie Eidechsen durch das Mannsvolk hin und tragen auf: Brennsuppe, Nudelsuppe mit Würsteln, heiße Milch, Kaffee, frische Eier, Weißbrot und Butter. Und für die Schnerfer den Tagesvorrat: Flaschen mit rotem Tiroler, Schinken und die Hauptsache: Äpfel mit Backen so rot wie ihre eigenen. Für den Gebirgsjäger die herzhafteste und liebste Erquickung: die Äpfel! Der alte Exzellenz-Graf speanzelt um die Vroni herum. Aber die witscht ihm aus wie eine Forelle, und der alte Herr muß sich mit dem „Waidmannsheil!" tröften, das sie ihm nachruft, als es zum Aufbruch geht. Punkt vier Uhr. Die Schützen für die höchstgelegenen Stände sind schon vor einer halben Stunde vorweg unter Führung des Hiasl. Sie ziehen im Bogen herum, um etwa an der Grenze stehendes Wild in den Haupttrieb zu drücken, der auf das Kreuz-Kar und die Turm-Klamm zugeht. Dort stellt der Franzl an als Jäger vom Reviere.

Ihn ärgert es, daß der beste Stand, oben am Zwangswechsel unter der Hochwand, wieder dem alten Exzellenz-Grafen gegeben werden muß. Aber der

4*

junge Herr Graf will's. Es ist nicht wegen der Vroni, daß es den Franzl verdrießt; wär ja zu dumm! Aber wegen der Jägerehre! An Anlauf fehlt es dem alten Herrn ja nicht. Aber der Lackl trifft ja eh nix, und wenn ihm der Bock auf zehn Schritt vor der Nasen steht. Letztes Jahr ist ihm ein Kohlgams gekommen, ein ganz schwarz schimmernder, dem die gelbe Backen- und Kehlzeichnung fehlt. Im Gasteinischen hat's dergleichen Seltenheiten hin und wieder. Hier am Eiskofel war nie einer gesehen. Und ein Mordsbock dazu, ein Kerl wie ein Rind, mit spannweiten Krucken. Da hat's den hohen Herrn geschüttelt, daß die alten Knochen wie Hopfenstangen geklappert haben; und vorbeigehauen hat er, mindestens einen Meter zu hoch.

Im ganzen Tale heißt der Bock seitdem „der Exzellenzgraf". Leben tut er wohl noch, und im Triebe steht er auch: daß weiß der Franz gewiß! Über die Petri-Scharte kann er nicht hinaus; die ist seit der Nacht mit Treibern besetzt. Und oben an der Wand, wo er über das schmale Band auswechseln könnte, steht der Schneider-Pliz, der woiternste Steiger vom ganzen Tal. Der läßt ihn nicht aus! Auf den Zwangspaß muß der Bock! Ihn dort zu vergrämen wär ja ein leichtes. Aber der Franzl weiß, daß der junge Graf das übel vermerken würde. Der Forstverwalter hat gemessenen Befehl, den Kohlbock, wenn irgend möglich, dem alten Herren zu Schusse zu bringen; und er hat es dem Franzl auf die Seele gebunden, diesen Wunsch des Jagdherrn zu erfüllen. Ist halt oft schwer für einen wackeren Jäger, der Herrendienst! Aber was hilft's? Los!

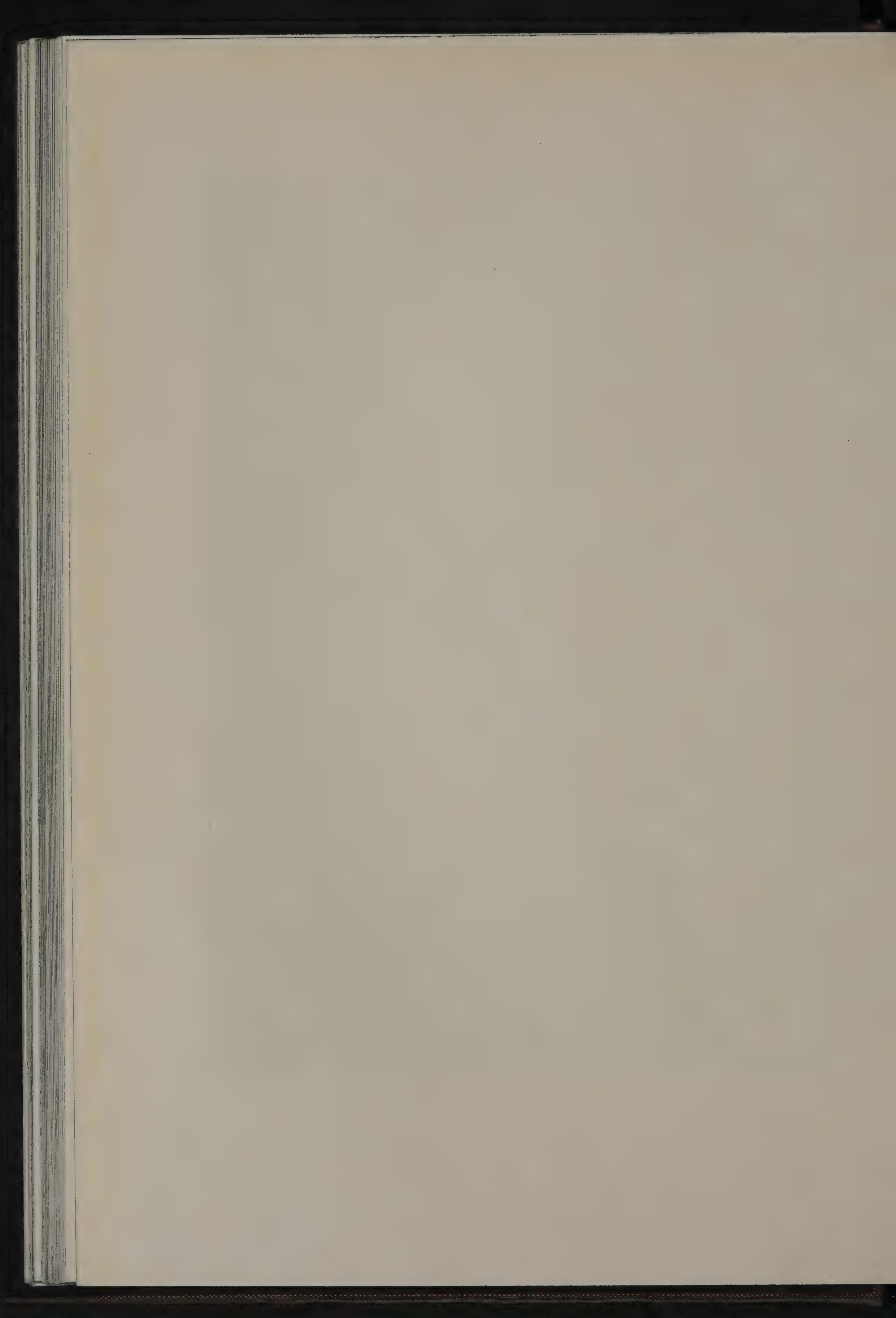
Um halber sieben müssen die Herren auf ihren Ständen sein. Der junge Graf steht im „Gräfin-Stand" — ein alter Mordsbock ist ihm zum Glücke da sicher — der alte Herr Graf auf der schmalen Platte über der Klamm, wo man's das „Adlernest" heißt, und wo an der dreißig Schritte weit gegenüberliegenden Wand der Zwangspaß hinabführt. Auf der Ritschen darunter steht der Oberstleutnant, und der Bezirkshauptmann kann sich's gemütlich machen am großen Stein im Kar, wo er weiten Ausschuß hat. Die anderen Herren stehen unter dem Gewände hin auf dem Haken des Treibens. Gamswild spürt sich genug. Es sollen nur starke Böcke geschossen werden.

Um Glockenschlag sieben, nach Verabredung, treffen die beiden Schützen-Führer auf ihren Flügelpunkten ein. Alles steht und der Franzl löst den Hebeschuß, der donnernd von Wand zu Wand rollt, aber in den Runsen und Gräben unter dem Gewände nur als schwacher Widerhall vernommen wird. Da antwortet der Hiasl von seiner Seite; und noch einmal rollt der Donner herüber. Dann ist es wieder stille. Nur der Bach murmelt oben und braust in der Tiefe. Hoch oben zieht ein Rabe quorkend dahin. Der hofft auf Beute nach den beiden Schüssen, und bald sammeln sich auf seinen Ruf die Genossen seiner schwarzen Sippe. Am Stande des jungen Grafen streichen Zirbenhäher von Wipfel zu Wipfel und ein Karminspecht umfliegt neugierig den lauernden



M. Steckel. *Hohe Tatra, Juli 1904.*

Gamsbock.



Schützen, dessen Gedanken in der Ferne weilen bei der, die sonst hier mit treffsicherem Arme die Büchse hob. Die Sonne steigt über das Gewänd herauf. Von den Treibern ist noch immer nichts zu hören. Drüben an der Lahne pfeift ein Murmentl und huscht dann linkisch in seine Röhre zurück. Könnte einer leicht da zu gutem Schusse auf einen Murmentl-Bären mit starken Hakenzähnen kommen. Aber heute ist jeder unnütze Schuß verwehrt. Achtung, jetzt steinelt es! Und ein Schuß donnert von drüben her in schwachem Widerhalle durch das Gewände. Unser Schütze steht wie ein Stein, im verschlissenen Lodengewande nicht von dem alten Zirbenstubben zu unterscheiden, der ihn deckt. Jetzt springen oben Gambserln heran, bleiben zuweilen stehen und ziehen dann weiter: Geraffel, eine ganze Kinderstube voll. Gut über Wind wechseln sie hinüber, ohne einen Pfiff zu tun. Drüben bei den Schützen kommt jetzt Leben in den Trieb, Schuß auf Schuß donnert gegen die Berge. Und aus dem Graben links vom Gräfin-Stande steigt ein Treiber herauf. Holla, droben an der Wand, wo es aussieht, als ob keine Fliege herumkrabbeln könnte, jodelt jetzt einer und schreit seine hellsten Juchzer herüber. Das ist der Pliz, die verwegene Schneiderseele! Da gibt es was Besonderes! Donnernd werden drüben Steine abgelassen. Wieder steinelt es hier vor dem Gräfin-Stande. Ein Vierjähriger kommt auf dem Wechsel, den das Rudel nahm, herab. Verhoffend bleibt er sechzig Schritte vor dem Grafen stehen, der die Büchse nicht rührt. Kaum aber ist der geringe Bock vorbei, da hebt der junge Jäger vorsichtig die Büchse. Nichts zu sehen. Doch halt: ist das nicht ein Gamsgrind, der dort oben hinter einem Steine hervorlugt? Freilich, und was für einer! Prüfend ruht der Blick des alten Schlaubergers auf dem Lahnengrunde. Der alte Stubben kommt ihm wohl nicht verdächtig vor. Er springt herauf und schaut in den Graben hinab, wo der Treiber heraufgestiegen kam. Aber der hat den Bock auch weg und steht schon lange wie eine Mauer. So entschließt der alte Bursche sich endlich zum Fortwechseln. Bäng! Alle viere hoch. Hat ihn schon! Von der hohen Wand drüben tönt ein Juchzer herüber. Der Pliz hat seinen Willen: er war's, der den Mordsbock herübergedrückt hat! Und da spotte einer noch über die tapferen Schneiderlein!

Jetzt rückt die Treiberwehr vor und bringt aus den Laatschen noch ein Dutzend Gamsen heraus, einen Fünfjährigen darunter, den seine Kugel zehn Schritte vor dem verendeten Hauptbocke erreicht. Auch drüben bei den Schützen ist es gut gegangen. Zufrieden steigt der Hiasl herauf und läßt die Wehr auf der Schneid über dem Gräfin-Stande halten. Dann aber geht ein Rufen von rechts her und ein Springen von einem zum anderen. Die ganze Treiberwehr wird nach dorthin gezogen, drückt den Graben hinter der Schneid aus und dann gegen das Laatschenfeld vor, um das der Franzl jetzt alle Mann sammelt. Klopfenden Herzens schaut vom „Adlerneste" drüben der alte Graf dieser geschickten Arbeit zu. Jetzt rücken unten auch noch einige Schützen heran,

der Forstmeister selbst stellt sie auf der Rückseite am Laatschenfelde an. Droben aber auf der Schneid steht der Franzl wie ein Feldherr. Er weiß, was es gilt. Und er weiß, daß der Kohlbock verspielen muß, wenn der da drüben jetzt seine Schuldigkeit tut. Aus den Laatschen will der Bock nicht heraus, aber vor der Wehr muß er den verstrüppten Platz doch endlich räumen. Ein wildes Hallo. Immer wieder will der Gams zurückbrechen. Aber der Gürtel ist zu eng gezogen. Und wo der Bock sich zeigt, pfeifen ihm Steine entgegen. Endlich rückt er und steigt an der Gegenwand hinauf, wo die Treiber mäuschenstill ihn erwarten, indes ein paar woiterne Steiger auf Franzls Befehl ihm nachdrücken. Wo der Wechsel droben rechts abbiegt, erkennt der Bock die Gefahr. Und nun bricht vor ihm der Lärm los. Mag er wollen oder nicht, nun muß er auf den Zwangspaß hinunter. Wie ein Fuchs kommt er geschlichen. An einem Alpenrosenbusche wendet sich das Band um den Felsen herum, dem gegenüber der Stand des Schützen im „Adlernest" ist. Behutsam wie ein Seiltänzer steigt der Bock da hinab, immerfort in die dunkle Tiefe sichernd. Nun hat er die kleine Platte erreicht, unter der der Sattel des Grabens liegt. Da tuscht es.

Vorbei? Wieder vorbei, wie voriges Jahr und alle Jahre?

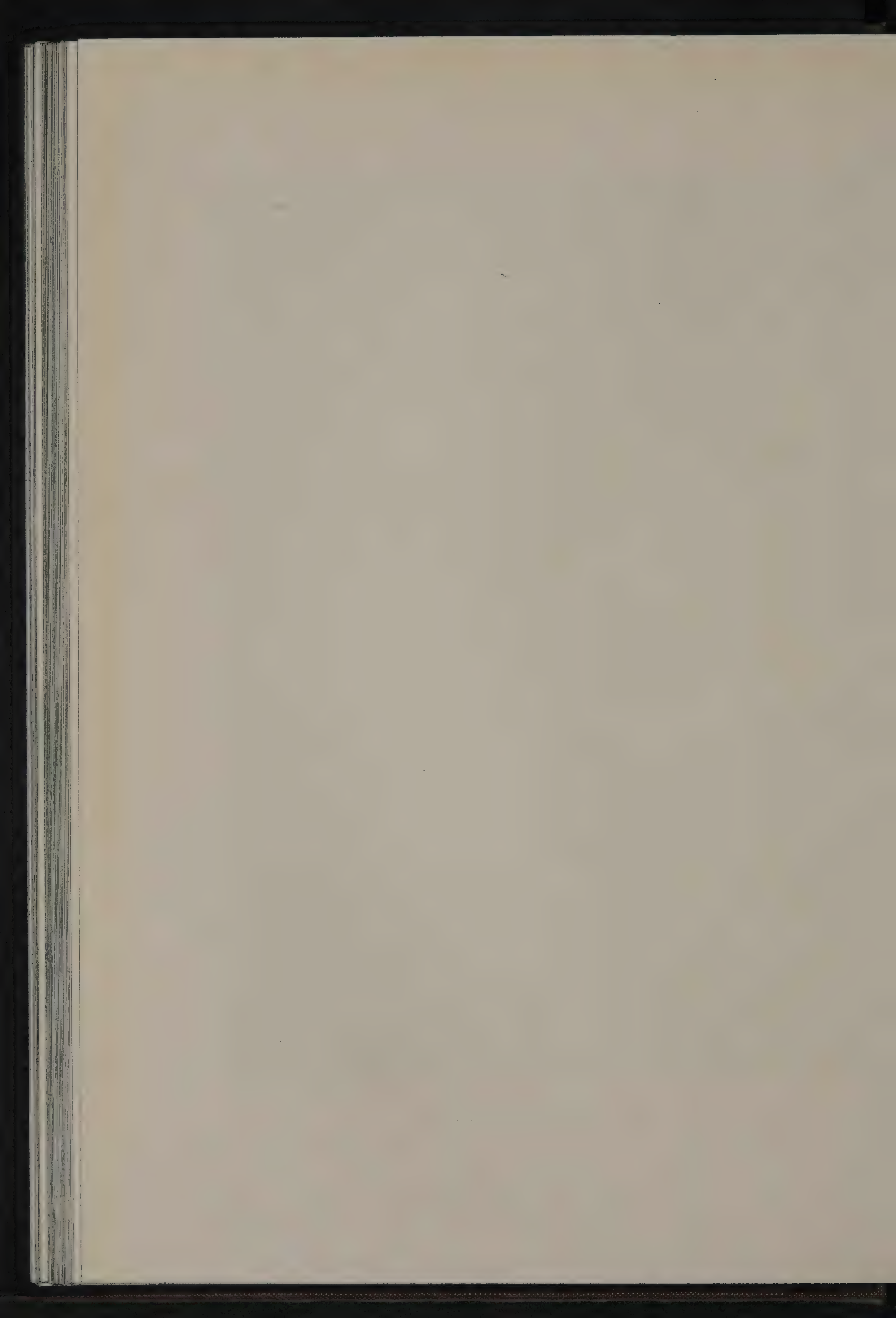
Den Franzl packt etwas wie eine Wut, der eine tiefe Niedergeschlagenheit folgt. Das hat man nun davon! Natürlich vorbei! Drüben laufen sie zusammen, und alles ist still. Konnte ja auch nicht anders sein, bei so einem Schützen! Auf dreißig Gänge ist der Bock ihm gekommen, und doch vorbei! Ein Ingrimm gegen die Welt will den Jäger beschleichen, und Tränen stehen ihm in den stahlblauen Augen. Es hätte soviel für seine Hoffnung genützt, wenn der Bock gelegen hätte. Die Forstwartstelle war ihm so gut wie gewiß. Denn das hatte doch ganz Sankt Kathrein gesehen, wie er den alten Schlaumeier auf den Paß gedrückt hatte, der ihm so zuwider war. Grad, wie man einen Hirschen lanciert. Höllenteifi!

Ja, aber was ist denn das? — Was schnüffeln denn die da drüben am Gewänd wie Schweißhunde herum? Und jetzt kommt der Loisl gesprungen und winkt. Der Franzl soll kommen. Mit der Sella? Ja, Bock verwundt! Kommt schon, der Franzl! Ist schon unten und brüllt wie ein Bär: „Zaruck, zaruck! Keinen Schritt weiter! Zaruck, ös Kameeler!" Endlich ist er heran und wird verstanden. — „Ja habt's denn allen Verstand verloren, daß ös af der Fährten nachtrampelt, ös saudumme Bande? Wollt's den Gams mit G'walt ins G'wänd einispreng'n? — I bitt tausendmal, Gnaden Ex'lenz, i moan die Malifizkerle von Treibern!"

Seine Exzellenz lächelt, als ob er nicht ganz sicher sei, an wen die Schmeichelei gerichtet war. Aber dann erklärt er leutselig, daß er den Bock aufs Blatt getroffen habe, leider etwas zu kurz. Der Franzl möge ihm nur den Schweißhund geben, dann würde der Bock in zehn Minuten zur Strecke sein. Da perlt dem Franzl der Schweiß auf der Stirn. Nicht vom Laufen. Er



M. Steckel. **Gamsbock, beim Äsen verhoffend.** *Hohe Tatra, Juli 1904.*



kratzt sich den Kopf und schaut sich ratlos um. Gott sei Dank, da kommt der Jagdherr, und dort der Herr Forstverwalter. Der Franzl soll den Bock suchen. Und die Herren Schützen werden zum Frühstück gebeten, nach dem im Tale noch ein Trieb auf Rehe stattfinden soll.

Noch ein Weilchen wartet der Jäger, bis der wilde Lärm der herankommenden und dann absteigenden letzten Treiber sich verzogen hat. Dann reckt er sich, weil's doch keiner sieht, auf, wie eine Fichte, über die der Sturm dahinjagte, und schöpft Luft, Luft! So: jetzt ist er Herr seiner Wege! Vor ihm die Schweißfährte, am linken Fuße bei ihm seine alte vorsichtige Sella, auf dem Rücken der Schnerfer mit dem Imbiß und die gute Büchse — was braucht er mehr! Er ahnt wohl, daß der Bock ins Gewänd gestiegen ist. Aber wenn er in die wilde Hölle stiege — der Franzl holt ihn heraus!

Vorsichtig vorwärts; noch nicht den Hund lösen! Erst den Sitz der Kugel feststellen! Wildpretschweiß. Sollte der Alte wirklich Kurzblatt getroffen haben? Unsinn! Da hier auf dem Gries steht ja die ganze Bescherung. Der Bock hat Keulenschuß, schont den linken Hinterlauf. Da kann an Hatz nicht vor zwei Stunden gedacht werden. Wenn's nicht gar bloß ein Schuß durch die Hosen ist! Schnitthaar war nicht mehr zu finden! Fürsichtig schleicht der Franzl bis zur nächsten Ecke und setzt sich dort nieder, um mit dem Glase zu arbeiten. Eng an ihn geschmiegt schaut die Hündin der Fährte nach. Nichts zu sehen. Der Franzl schaut auf die Uhr: halber zwölf. Also frühstücken: ein Stück Hartbrot und Speck und einen Apfel. Dann schleicht er bis zur nächsten Wandecke vor: der Schweiß wird spärlicher. Der Bock hat an einer Laatsche angestrichen und hier hat er sich nieder getan, ist aber bald wieder hoch geworden. Wieder das Glas heraus: Himmelsakra, da sitzt der Zwidrian auf einer Platte und schaut grad auf seine Wundfährte zurück. Natürlich hat er den Franzl sofort los! Ei du Teifi, du — — —

Still! Jetzt heißt's zeign, was ma g'lernt ham! Im Rucksack ist eine kleine Kette. Mit der wird die Sella jetzt angelegt. Sie ist nicht fest abgelegt, wie ein Schweißhund im Unterlande. Aber laut wird sie nicht, außer auf Befehl. Dann geht der Franzl spazieren. Auf und ab, daß der Bock ihn sieht. Als er wieder um die Ecke kommt, hat er aus seinem Bergstock und einem Knüppel ein Kreuz gemacht; das pflanzt er in den Grund, wo ein Latschenbusch Platz dazu gibt. Über das Kreuz hängt er seine Joppe, darauf setzt er sein Hütl. Dann kriecht er zurück und ruft der Hündin zu: gib Hals! Und während Sella, nochmals aus dem Hintergrunde angefeuert, unaufhörlich Laut gibt, springt der Franzl wie ein Gams aufwärts hinter dem Geröll und dem Laatschenfelde herum bis an den Grabenrand, dem gegenüber die Platte liegt. Dort sitzt noch immer der Bock und äugt unverwandt hinab nach dem Strohmanne und der Standlaut gebenden Hündin. Leise geht die Büchse

hoch. Ein Schuß auf den Hals läßt den Schwerkranken verenden, ohne daß er noch auf die Läufe kommt.

Der Franzl hat manchen guten Bock geschossen, aber bei keinem noch hat er so froh gestanden, wie bei diesem hier. Und lachen muß er doch, wie er es ausdenkt, wohin der wohl mit dem Streifschuß durch die Hose gestiegen wäre, wenn die alte Ex'lenz ihm nachgestapft wäre! Na, weil wir ihn nur haben, den Prachtkerl! Wahrhaftig kohlrabenschwarz! Grad am Zügel und der Kehle ist die Farbe ein bissel lichter, ins Bräunliche spielend. Und die Krucken! Als der Franzl ihn im Schnerfer hat, merkt er erst, was er wiegt: seine 35 Kilo gewiß! Ist schon recht: ein guter Bock muß dem Jäger dreimal Strapaze machen: erst, bis er ihn hat, dann, wenn er ihn buckelkrax trägt, und zum dritten gebraten, zwischen den Kinnbacken. Na, den Braten werden ja wohl die gnädigen Ex'lenz-Herrschaften in Wien verspeisen, wenn er erst schön stinkig und mürbe gemacht ist. Wohl bekomm's!

Der Franzl springt mit dem Bocke auf dem Rücken zurück, um die Sella loszuhaken. Anstatt aber ihn freudig zu umspringen, winselt sie. Was mag sie haben? Jetzt erst erhebt der Jäger den Blick zum Himmel. Da sieht er die Bescherung. Herr du mei — um den Eiskofel leuchtet es zitronengelb. Drüben aber zieht es bleigrau herauf, und hell leuchten die Ferner auf dem dunkeln Grunde. Bald rauscht es herab. Ein Flirren und Flimmern in der Luft und dazu ein Glühen des Gesteines ringsum, als wäre dies Hochtal der Grund der Hölle. Dumpf grollt der erste Donner heran, da ist auch schon die Eilung da. Über die Scharte jagt zerfetztes Gewölk herüber, in wilden Stößen pfeift der Wind dazwischen und wirbelt Äste und Zweige durcheinander. Wie das wilde Heer bricht der Sturm über den Kamm herein und peitscht die Laatschen zu grünen Wogen auf, als seien sie ein flutender See. Krachend brechen alte Wetterfichten nieder, und drüben vom Gelände saust Stein auf Stein in heftigem Schlage herab! Durch das Gebrüll des Sturmes schlägt Blitz auf Blitz in blendender Eile herunter. Unaufhörlich klappert und pfeift der Steinschlag von den Wänden, und der Regen, der anfangs in schrägen Strichen herniederprasselte, geht in ein grobes Hagelwetter über.

Zitternd schmiegt sich die Hündin ans Knie ihres Herrn und blickt vorwurfsvoll zu ihm empor, als wolle sie sagen: „Siehst du nun? Du wolltest ja in die wilde Hölle hineinsteigen! Nun sind wir mitten drin!"

Aber der Jäger achtet nicht auf Blitze und Hagelschlag. Er schaut nur auf den Weg und auf die Wände, von denen Gefahr droht. In wuchtigen Sätzen und wildem Sturze springt er bergab, bergab dem schützenden Walde zu, wo er in einem Stadel ein wenig Schutz suchend den halben Rest seiner Enzianflasche leert. Inzwischen geht der Hagel droben in Schnee über und die morgens noch glühenden Felsen setzen sich weiße Mützen auf. Da eilt der Franzl weiter, und als die Sonne wieder durchs Gewölk bricht, wirft er im

Herrenstübl des „Rössel“ den Kohlgams ab und reicht Seiner Gnaden Ex'lenz mit dem ernsthaftesten Gesicht „den wohlverdienten Bruch“. Und während der Jagdherr und die Gäste des Staunens voll den vor Glück und Stolz strahlenden Schützen beglückwünschen, stürmt auch das Treibervolk heran, um das Wunder, den Kohlgams, zu bewundern und zu bestaunen. Dem dürfen die Kruken nicht abgesägt werden. Der ganze Hals bis zu dem Brustkerne wird ihm ausgelöst zum Ausstopfen für den alten Herrn. So hat der Jagdherr angeordnet. Ist auch ein Glücksfall wie noch keiner war im ganzen Berge! „Juchuhuhu!“ schreit der Schneider-Pliz, als stünde er noch droben an der Wand. Und von einem Bein aufs andere springend singt der Hallodri:

„A sella Bock taugt ma — wia a Rab'n schwarz fast!
A Weinerl zahlt eh hiaz — da Schiassata-Gast!“

Gelächter drüben im Herrenstübel. Der alte General lacht am meisten und läßt vom Roten auffahren. Und der Toni singt:

„Bal der Beutel is lez — aft garrezet der Grind;
wann a Weiner'l kimmt jez — aft juchazet er g'schwind!“

Dazwischen singt der alte Ferdl mit anzüglichem Seitenblicke auf das Herrenstübl:

„Wann's a Gambserl willst schiaß'n, — mußt krax'ln und steig'n,
sunst schaugt's auf di aba, — und zoagt d'r die Feig'n.
Dulliähhüdüh, dulliöh!“

Juhu-hu-huh! Der Pliz hat schon die Zither auf den Knien und das Necken und Reiben beginnt. Grad stampft die Th'res, schwer tragend an einer dampfenden Platte, durch die Stube. Da frozelt der Pliz:

„Die Thres schlagt d' Zithern; — aber scheaner war's gewiß,
wann sie tanzet auf die Händ — und spielen tät mit die Füß!“

Die Dirn schaut sich nicht um und trägt ruhig im Herrnstübl ihre Teller auf. Aber als sie zurückkommt, wirft sie dem Pliz grantig hin:

„Du Zwirnsfad'n, du zwiderer — gel, was kannst denn dua?
Melkst alleweil statt d'r Goaß'n — dei Goaßbock in der Fruah!“

Der Toni foppt den Hias:

„Bald schiaß i a Gambs — bald schiaß i a Rech,
Bald lupf i an zaun- dürren Jaga in d' Höch!“

Gibt der Jager-Hias ihm zurück:

„A Gambserl hast schoss'n — hast g'moant, war a Bock!
Wi 's aufklaub'n bist ganga — wor's a Kranawetstock!"

Gelächter bei den Burschen, zu denen nun auch ein paar Dirnen herangeschlichen kommen, die neugierig kichernd im Hausflur standen. Der Hias gießt ein Glas Roten hinunter und singt dann wieder dem Toni zu:

„Wann'st a Jaga willst sein — steck d'r a Föda am Huat,
und paß fein recht aui — daß d'rs aba neamd tuat!"

„A, laßt's außi, Leut'. San ma g'müatli'!" lacht der Wirt und schenkt dem Hias ein. Und der alte Ferdl neckt die Achlettn-Zenzi:

„Wonn's Bergle net war — und die sakrische Heah,
nacha kummat mei Bua — um a holbe Stund eh!"

„Recht hast!" lacht die Zenzi. Und der Weißkopf wird deutlicher:

„Und's Deandl hot g'sagt — sie brauchat an Knecht,
hätt Holz bei der Wand — wann i arbet'n mecht."

Die Zenzi ärgert sich über das spöttische Gesicht, das die Herrischen zu dieser Fopperei machen, und singt hinüber:

„Hob'n die Leut so a Gschra — mit die Bürgerstöchter
und a Deandle vom Lond — is ka Kreuzer net schlechter!"

Der Herr Advokat aus Mirzlegg schaut, seinen schönen blonden Schnurrbart streichend, diesem lustigen Treiben zu. Er ist ein schlanker Herr und duzt die ältesten Leute. Jetzt singt er, die Vroni mit frischen Augen anblinzelnd:

„Und a Gambs und a Mad'l — kost'n Schuhnäg'l grad g'nua;
i woaß wo a Stadl — und a Deandl dazua!"

Die Vroni hat die Anspielung auf ihr Stelldichein mit dem Franzl, das der Doktor erspäht hat, wohl verstanden. Aber gelassen gibt sie zurück:

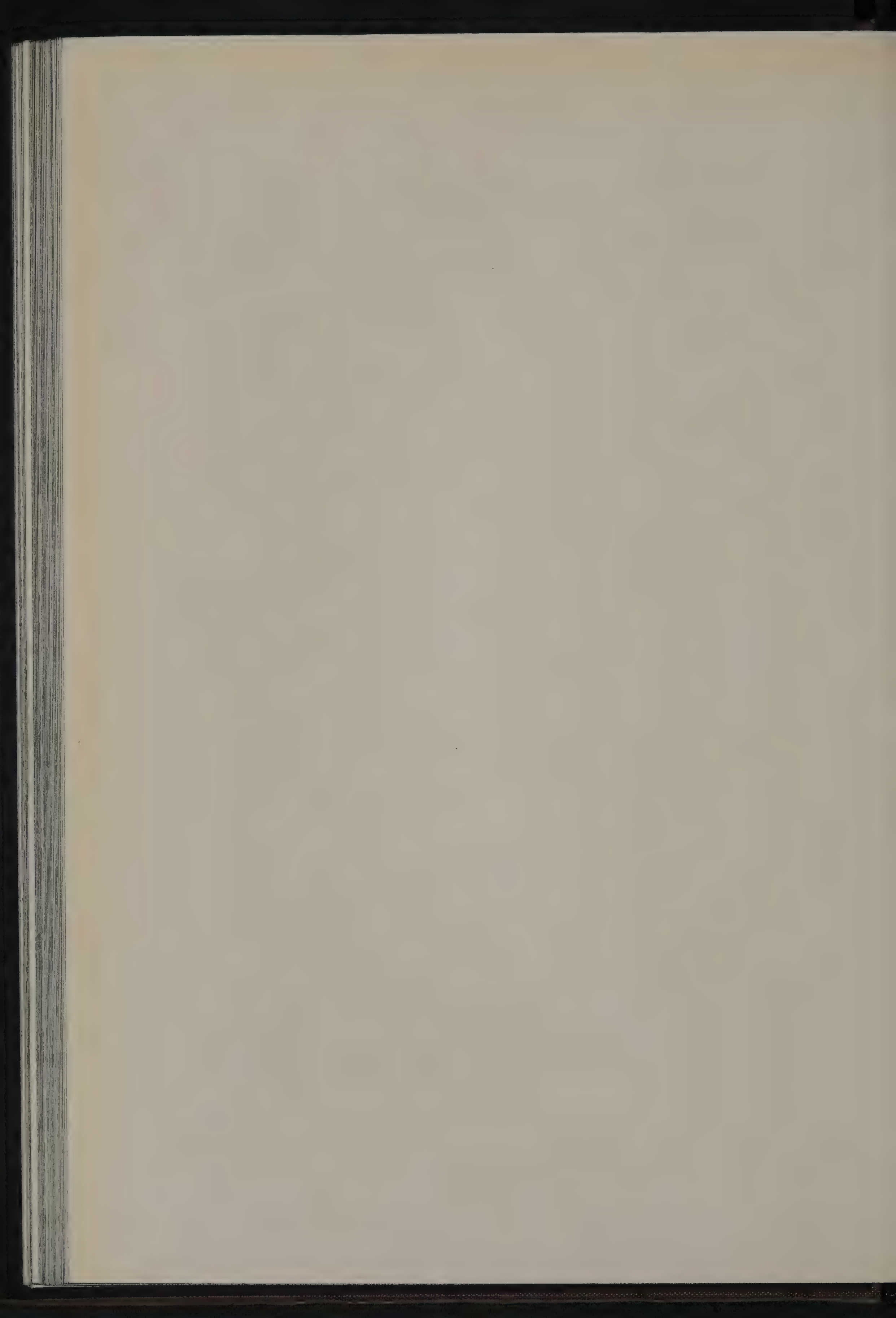
„Je höcher das Stad'l — desto frischer das Kraut;
a Narr is jed's Madl, — das an Herrischen traut!"

Dann kehrt sie lachend in die Küche zurück, wo ihr Franzl sich das Wasser aus Nacken und Gesicht trocknet und den langen Schnauzbart glatt streicht. Der Vroni wegen, mit der der Herr Graf schon gesprochen hat, und die ihm jetzt um den Hals fällt und ihn, mit einem lustig-listigen Seitenblicke auf den



M. Steckel. Hohe Tatra, Juli 1904.

Gamsbock.



Herrn Doktor aus Mirzlegg, heute zum ersten Male vor allen Leuten küßt. Grade tritt der Rößl=Wirt in die Küchentür. Aber er wendet sich gleichgültig weg und will nichts gesehen haben.

Übers Jahr wird der Franzl gewiß als Forst= und Schloßwart auf dem Jagdschloß wohnen und die Vroni wird aufs Edelweißkraxeln wohl verzichten müssen!

* *
*

Die Geschichte vom Kohlgambs hat noch lange die Gemüter beschäftigt in Sankt Kathrein und dem ganzen Eiskofeltale. Auch die Wurzen=Lies hat davon erzählt, als sie bei der Resi auf der Muntleiten=Alm wieder einmal zustand. Freilich ist's wohl auch Wunder was Seltenes, so ein Kohlgambs. Aber heilig ist er nicht! Fragt der Toni, der der Lies an den Lippen hängt, was das bedeutete: ob's das denn geben tät, einen heiligen Bock? Die Resi wirft der Lies einen Blick zu, und die Alte kneift die Lippen zusammen. Erst als der Bub sich verzogen hat, gibt sie es aus. Aber auf seiner Liegerstatt im Heu spitzt der Toni die Ohren; und versteht er auch nicht alles, so ist das wenige, das er dem Getuschel entnimmt, doch grausig genug!

Woll, woll, gibt's weiße Gambseln! Manche sind hellgrauweiß wie Silber und manche so rein wie Schnee. Im Kalmtale steht so ein Bock. Aber noch nie hat ein Jäger ihn gesehen. Nur reine Jungfrauen sahen ihn zuweilen, wie er eine Salige, das Gambsfräulein, auf seinem Rücken ins Reich der Frau Hulda trug. Drunten in Karnthen, hinterwärts von Tarvis, wo die Fella gegen Italien hin strömt, da liegt ein Berg, wo man's den Schienutz heißt. Und an dem liegt ein Kar und ein hoher Spitz steht darüber, den man den Turm nennt. Im Sommer sind viele Gambserln im Kar. Aber wenn der Schnee kommt, dann ziehen sie alle in die tiefen Täler. Dann haust dort oben nur ein Bock: das ist der heilige weiße mit den goldenen Krucken. Kein Jäger noch ist in sein Reich gedrungen, und wer ihn sehen würde, dem brächte der Anblick den sicheren Tod. Der Förster von Lusnitz hat das nicht glauben wollen und ist den Bock angestiegen. Grad wie er ins Kar hineinschaute, ist rechtzeitig der Gamsschützer gekommen und hat dem Berge die Nebelkappe aufgesetzt. Aber als der Förster heimgekommen ist, ist er ganz verstört gewesen und drei Tage drauf ist sein junges Weib ihm gestorben. — In Tirol, im Kaunser=Tale, unter dem Gepatschferner, wo man's noch heute den Gambshimmel nennt, da ist früher neben schimmernden Eispalastgewölben der Saligen das Alpenparadies gewesen, wo alles ein seliges Reich der gottgefeiten Liebe war: für Adler und Gambsgeier, Murmenten und Alpenhasen, Spielhähne, Auerhähne, Schneegeflüg und Flühvögel, Gambserln und Steinböcke. Uralte

Arven, mächtige Alpenroſen und Hochtalweiden umſäumten den Garten Gottes und ein ſchlohweißer Gambsbock mit goldenen Krucken ſtand als Wächter vor dem Eingange zu dem Kar. — In der Krain bei den Windiſchen nennen ſie den heiligen Bock den Zlatarog. Aber die Windiſchen ſind ein dummes Volk mit breiten Kinnbacken, dicken Stumpfnaſen und großen Mäulern. Und aus der ſchönſten deutſchen Sage haben ſie eine gemeine Schatzgräber-Geſchichte gemacht, weil ſie in ihrer Dummheit nichts wiſſen von der Seligkeit der Sehnſucht nach dem Reiche der reinen und tiefen Himmelswahrheit.

Die Saligen Fräulein ſind eben halt Deutſche geweſen und am reinſten deutſch im deutſchen Teile vom ſchönen Tirol! Aber die Welt iſt halt auch anders geworden! Die Habſucht der Menſchen hat die Saligen vertrieben. Und nur der weiße Gambsbock irrt hier und da noch herum. Und wer ihn ſieht, muß ſterben, denn es gibt kein Reich der ewigen Wahrheit und der reinen Liebe mehr!

Die Jäger wollen's nicht glauben und der Pfarrer will nichts wiſſen von der Geſchichte mit dem weißen Bock. Aber leben tut er doch. Und nur die alten Frauen, die auch einmal jung und unſchuldig waren und ihn geſehen haben zu ihrer Zeit, die wiſſen es beſſer! — —

Dem Toni ſtockt der Atem. Drunten ſchweigt das Raunen und Tuſcheln. Die Reſi legt Holz ans Feuer.

Mit ihrer groben Stimme wirft ſie jetzt ein: „Söll glaub' i nachher do net ganz!"

Die Wurzen-Lies lacht kurz: „Glaubſt eh nix, gel?"

„Woll, woll, aber — 's gibt halt gar ſo viel Betrogenes in dera Welt — —"

„Na, ſo frag den Hiasl!"

„I frag koan Jager net!"

„Recht haſt! San alle Hallodris. Aber wann's mit tauſend Eiden dös abſchwören täten, wahr iſt's do!"

Fritz Bley.

* *
*

Unaufhaltſam geht des Menſchen Kultur ihren Gang und verſchiebt die Exiſtenzbedingungen für die heimiſche Tierwelt, hier die Ausbreitung und Vermehrung fördernd, dort einſchränkend. Mag man darüber verſchiedener Meinung ſein, wie ſich unſer übriges Hochwild ſchließlich mit der fortſchreitenden Kultur vertragen wird, ob nur noch im eingehegten Revier oder auch in freier Wildbahn — eine Wildart vor allen wird zweifellos noch auf lange Zeit hinaus in voller Freiheit erhalten bleiben, das iſt die

Gemse. Wo immer in Europa das Hochgebirge ragt, von den Pyrenäen durch die Alpenkette über die Karpathen bis in den Kaukasus und in den Höhen des Balkan, da ist ihre Zufluchtstätte, in der Region der Firne und Gletscher, der Steinwüsten und Steilwände, wo die Natur der Menschenkultur den Weg verlegt, wo die Gemse noch auf unabsehbare Zeit hinaus ihr Wesen treiben kann, ohne mit dem Menschen in den allem Schalenwild verderblichen Wettkampf eintreten zu müssen.

Von Natur aus genügsam, findet das Krickelwild seine Äsung an Stellen, die durch Unwegsamkeit der menschlichen Kultur verloren sind, und selbst im Winter ist das wenige, was es von den Pflanzen der hochgelegenen Bergwälder beansprucht, so verschwindend gering, daß bis heute von einem durch Gemsen verursachten Wildschaden noch nie die Rede war, trotz der in den letzten Jahrzehnten zweifellos verschärften Empfindlichkeit der Land- und Forstwirtschaft in dieser Richtung.

So hat die Gemse in ihrer glücklichen Veranlagung ihren wirksamsten Freibrief, und in ihrem wetterharten Körper die Befähigung, ihn noch lange genießen zu können zur Freude des Waidmanns.

Und wenn drum je ein Tier ein Anrecht hat, vor allen anderen die Segnungen der Naturschutzbestrebungen zu genießen, so ist es eben die Gemse. Sie hat den Schutz erreicht, den sie verdient: allenthalben im deutschen und österreichischen Hochgebirg haben die Gemsbestände im letzten Jahrhundert eine erfreuliche Zunahme erreicht und selbst in der Schweiz, wo die Jagdfreiheit das Gemswild bis dicht vor die völlige Ausrottung gebracht hatte, gibt es jetzt wieder dank den in letzter Stunde eingeführten Bannbezirken einen ansehnlichen Bestand an Krickelwild. Immer mehr hebt sich in allen Landen deutscher Zunge das Bewußtsein der Jägerehre, ein wirksamerer Schutz noch als das schärfste Schongesetz, und bis die Zeiten kommen, da im Flachland das Hochwild in freier Wildbahn auf einen verschwindenden Rest zusammengeschmolzen und die Jägerei allgemein mehr als heute auf das Hochgebirge angewiesen sein wird, dürften die Gemsbestände, die jetzt schon in den bayrischen und österreichischen Alpen nach vielen Tausenden zählen, eine Höhe erreicht haben, daß sie selbst eine intensive Bejagung ohne Schaden aushalten können. Und in ihrem Revier wird auch dann — genau wie heute — der Erdgeist profanem Volk den Zutritt wehren! Das große Raubzeug, welches in früheren Jahrhunderten vor allem der Vermehrung der Gemsen Einhalt gebot, fehlt heute im europäischen Hochgebirge fast gänzlich — so wären anscheinend alle Vorbedingungen für eine anhaltende Vermehrung dieses nützlichen Hochwilds gegeben, denn auch die bekannten Krankheiten der Gemse, der Milzbrand, Blasenwurm, Lungenwurm, von den Schafen und Schäferhunden übertragen, haben zwar lokal große Verluste verursacht, weil eben die beizeiten ausgleichende Tätigkeit der fehlenden größeren Raubtiere aus-

5*

fiel, konnten aber immer noch auf ihren Herd beschränkt und durch den Waidmann durch Abschuß schließlich ganz zum Verschwinden gebracht werden.

Doch ein Feind des Gemswilds scheint, so klein er ist, alle die genannten günstigen Vorbedingungen nahezu aufzuwiegen, das ist die Räudemilbe.

Schon wiederholt ist sie an vereinzelten Stellen aufgetreten, zweifellos von räudigen Ziegen und Schafen ins Gemsrevier verschleppt, und hat sich mit so unheimlicher Schnelligkeit verbreitet, daß nicht mehr der Abschuß der sichtbar Kranken, an ihrer Abmagerung und Struppigkeit der Decken kenntlichen



Geratsdorfer. Am hinteren Sonnenrandjoch, 25. Nov. 1905.

Gemskitz, vom Rudel versprengt.

Stücke genügte, sondern vielmehr die ganzen Wildbestände der betroffenen Gegend bis auf das letzte Kitz vernichtet werden mußten.

Auch jetzt vor kurzem kam wieder die Kunde von starken Räudeepidemien in den österreichischen Alpen, die in wenigen Jahren sich vom Salzburgischen aus so schnell verbreitet haben, daß heute schon das ganze österreichische Alpengebiet als gefährdet gilt. Und jeden Tag kann sich die Seuche in den herrlichen Revieren am Königssee zeigen und die wachsame Jägerei zu der traurigen Henkers- und Totengräberarbeit zwingen, alles rücksichtslos niederzuknallen, was auch nur ahnungsweise eine Spur von Räude zeigt!

Wann wird es gelingen, den Bauern, vor allem den kleinen Mann, den Besitzer der Ziegen und Schafe, von denen die Räude ausgeht, zur peinlichen Einhaltung der veterinär-polizeilichen Vorschriften zu bringen, wo die Gesund-

heitsvorschriften sogar, soweit sie dem Menschen selbst betreffen, noch lange nicht genügend befolgt werden?

Die Regierung geht in richtiger Würdigung der nationalökonomischen Bedeutung des Gamswilds dem gefährlichen Feind mit allen Mitteln zu Leibe — aber immer wieder wird ein räudiges Stück Kleinvieh den Weg ins Gamsrevier finden und imstande sein, in kurzer Zeit durch eine erneute Verschleppung der Seuche den Erfolg jahrzehntelanger Hege aufzuheben.

So entsteht auch hier der künstlich gesteigerten Zunahme des Wildstands ein entsprechendes Gegengewicht: der Mensch hat zwar die natürlichen Feinde des Gamswilds nahezu vollkommen ausgerottet und kann es dadurch erreichen, daß sich dieses zeitenweis zu einer Kopfzahl erhebt, die sonst in ganz wilden, von Menschenkultur unberührten Revieren wohl kaum je erreicht wird. Aber mit seiner Kultur bringt er als unvermeidliche Begleiter die Seuchenerreger, welche die Rolle des reißenden Wolfs, des lauernden Bären und Luchses, des Gemsgeiers und Steinadlers übernehmen: auf daß das natürliche Gleichgewicht wieder hergestellt werde. H. Meerwarth.

Der Siebenschläfer.

Von A. Bütow.

Er führt wie seine ganze Sippe — Haselmaus, Gartenschläfer und dessen östliche Form, der Baumschläfer — ein meist unauffälliges Dasein. In der kalten Jahreszeit bringt er etwa sieben Monate im Winterschlaf zu, und auch sonst lebt er fast ausschließlich ein nächtliches Leben.

Wer ihn in seinem Freileben beobachten will, dem bietet sich wohl in einer Mondscheinnacht im Garten, sofern er sich hier als Obstschädiger verdächtig gemacht hat, die Gelegenheit dazu. Diese ergibt sich auch wohl im Walde. Lenz erzählt, daß ein Zapfenpflücker einen Siebenschläfer fing, den er bis auf die Spitze des Baumes verfolgt hatte. Auch in den Häusern ist er schon entdeckt worden, wenn auch meistens nur zufällig. Aber nicht überall ist er zu Hause. Sein Verbreitungsbezirk umfaßt Mittel- und Südeuropa; auch in England kommt er vor. In Deutschland bilden die mittel- und süddeutschen Hügellande seine Ausdehnungsgrenze nach Norden zu. Mit allen Bilchen teilt er hier die Vorliebe für hügelige und bergige Gegenden, wo Wälder, Gehölze, Baumreihen und Gärten vorhanden sind. Hier begegnet er sich auch mit dem Gartenschläfer.

Von dieser kleineren Art unterscheidet ihn der dicht zweizeilig bebuschte Schwanz und die oberseits blaugraue Körperfärbung, während jener oben rötlich bis graubraun aussieht und am Schwanze nur eine Endquaste aus langen Haaren trägt. Auch ist der Gartenschläfer durch einen tiefschwarzen Augenstrich gezeichnet. — Während aber dieser und die kleine reizende Haselmaus, die am weitesten nach dem Norden, sogar bis Südschweden, verbreitet ist, mehr dem Mäusetypus entsprechen, erinnert der Siebenschläfer schon an das Eichhörnchen, so daß die ganze Gesellschaft der Bilche oder Schlafmäuse die Lücke ausfüllt zwischen eigentlichen Mäusen und Eichhörnchen. Eine vierte Haselmausart — Myoxas dryas — bewohnt ein Gebiet, daß sich von Südrußland und Ungarn bis über die Kaukasuswälder erstreckt. Diese, schon als Baumläufer genannte Form steht in der Mitte zwischen Garten- und Siebenschläfer. Mit dem ersteren teilt sie die bräunliche Körperfärbung — die Unterseite aller Schlafmäuse hebt sich dagegen hell bis weiß ab — und den schwarzen Strich durchs Auge, während sie mit dem Siebenschläfer den zweizeilig bebuschten Schwanz gemein hat. Es erübrigt sich, auf die „überseeischen" Verzweigungen der Familie einzugehen; als besonders naheliegend mag nur noch erwähnt



K. Soffel. *Siebeneich, Tirol, August 1908.*

Siebenschläfer, im Nest, schlafend. Mittags.

sein, daß sowohl Deutsch-Ostafrika als auch Togo mit Schlafmäusen bedacht sind.

Das „bewußte" Leben, das der Siebenschläfer in der kurzen Zeit des Sommers führt, ist auch dann nur ein halbiertes. Während er in mancherlei höhlenartigen Schlupfwinkeln und seltener in Krähen-, Elstern- und anderen Nestern den Tag verschläft, geistert er in der Nacht durch die Wald- und bebuschten Hügeldistrikte, wobei ihm die Eichen- und Buchenbestände die genehmsten sind. Seinem Wesen nach könnte man ihn als ein „nächtliches"

Eichhörnchen taxieren, wenn man von seinem Äußern: der etwas unterschiedlichen Größe, der Färbung, dem mehr gedrungenen, fleischigen Körper und den breitgestellten, unbepinselten Ohren, absieht.

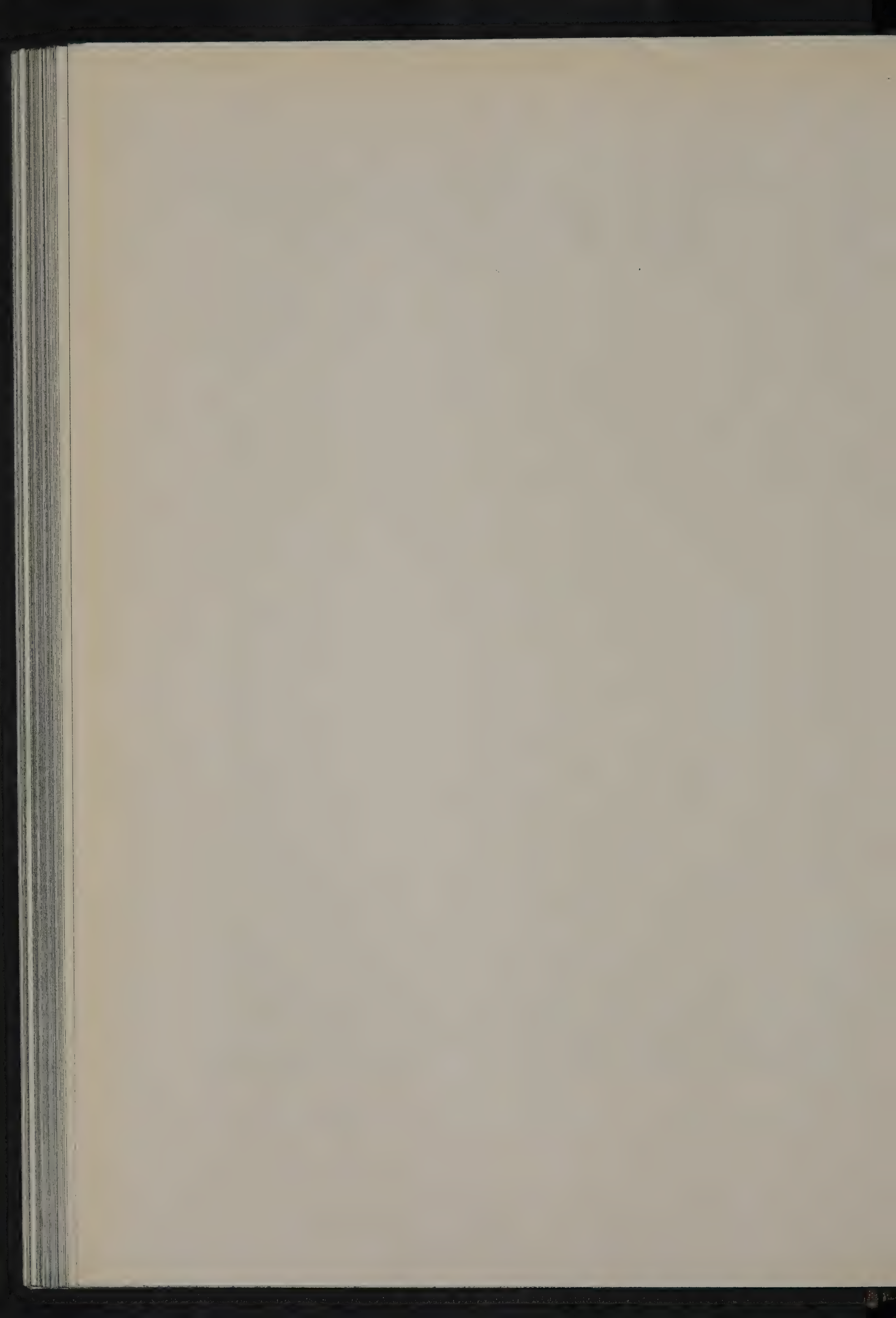
Im wachen Zustande — nur beeinträchtigt in seiner Regsamkeit durch kaltes und regnerisches Wetter — ist er nicht allein äußerst beweglich, sondern er weist sich auch als erfahrener Springer und mehr noch als behender Kletterer aus. Er nascht bald hier, bald dort, was nicht ausschließt, daß er auch gründliche Arbeit versteht. Nach Eichhörnchenmanier sitzt er oft, die Früchte mit den „Händen" dem Geäse zuführend. Hält er einen guten Weideplatz besetzt, so hört man nur ein unaufhörliches Knuspern und Knacken und ein Fallenlassen der Früchte und Fruchtreste. Selbst dem „einnehmenden" Wesen eines Siebenschläfers wird es dann oft zuviel, was sich da bietet, und weil der Mageninhalt natürlich verstaut und verdaut sein will, so leistet er sich zwischeninnen auch ein Nickerstündchen. So, zwischen Freßgier und Verdauungsruhe wechselnd, bringt er die Nacht zu, bis er kurz vor Sonnenaufgang, manchmal auch etwas verspätet, sein Dauerlager bezieht, das sich ihm unterwegs auch in einer passenden „Herberge" bietet, um sich ausgiebig zur neuen nächtlichen Arbeit zu stärken. Es belästigt ihn dabei durchaus nicht, das Lager mit seinem Weibchen oder überhaupt mit seinesgleichen teilen zu müssen.

Doch vorläufig, wenn er im April von seinem langen Schlaf sich noch halb schlaftrunken auf die neu beginnende Lebenstätigkeit besinnt, steht ihm eine nur kümmerliche Versorgung bevor. Er, der sonst fast unersättliche, weiß sich aber auch in diese zu schicken. Kalte und regnerische Tage, die dieser Monat ja häufig ausreichend zur Verfügung hat, vermindern sowohl seine Lebenslust als auch seinen Appetit merklich, so daß er in den geschützten Höhlungen wieder — häufig tagaus, tagein — Unmut und Hunger verschläft; er verfällt damit dem besten Sorgenbrecher. Im übrigen hält er sich dann auch viel in den dichteren Nadelholzgebieten auf und schließlich — sollten die Knospen und die „über- und abgestandenen" Fruchtreste nicht genügen, dann findet er auch schon — „Fleisch". Auch er wird nach dieser Hinsicht, wie fast alle Nager, verkannt. Es gibt keine Gebißform," sagt Prof. Dr. Gust. Jäger, „mit welcher man bei gleichem Aufwand von Muskelkräften eine größere Energie entwickeln könnte, als beim Nagetiergebiß," und — wenn nun ein solches Gebiß für Pflanzennahrung auch schwerer wiegt, eine gute Mordwaffe ist es doch! Das weiß Freund Siebenschläfer sehr gut. Und weil zu seinen vielen Bedürfnissen auch die animalische Nahrung rechnet — selbst den Blindschleichen geht er zu Leibe und verschmäht auch Kerbtiere nicht — so hält er sich in der knappen Zeit der Pflanzengenüsse, vom Genießen lebt er ja, schadlos an allen Tieren, die er bezwingen kann. Besonders aber muß es ihm verdacht werden, daß er auch Nester plündert und junge Vögel würgt. Der Appetit wächst ihm mit dem Essen und das Raubtier ist fertig!



K. Soffel. *Siebeneich, Tirol, August 1908.*

Siebenschläfer, aus dem Schlaf geschreckt, schlaftrunken am Stamm hängend. Mittags.



Mit der größeren Aussicht auf Versorgung steht auch das Fortpflanzungsgeschäft in Beziehung. In weich ausgepolsterten Erdlöchern, in Rissen und Spalten, Baumhöhlungen usw. wird das Wochenbett hergerichtet; sehr gerne werden zu diesem Zweck auch Starenkästen angenommen. Hat man die Absicht, sich in den Besitz der Tiere zu setzen, so hängt man ihnen wohl auch entsprechende Kästen hin. Unter Umständen aber graben sie sich auch selbst Höhlungen oder gestalten sich diese für ihre Zwecke passender. Der Wurf besteht in drei bis sechs blinden und nackten Jungen, die ein schnelles Wachstum erleben und schon nach kaum verstrichener Jahresfrist imstande sind, die Art fortzupflanzen.

Es ist doch eine weise Einrichtung in der Natur, daß die Versorgung den animalischen Lebewesen entgegen, oder um es derber auszudrücken — in den Hals wächst. Den Höhepunkt des Wohllebens aber bringen erst die Monate August und September und, falls er warm und schön ausfällt, vollends der Oktober. Jetzt ist den Schlaraffen nur das Beste gut genug; Leben heißt nun Genießen! Haben sie in der Benachbarung der Wälder Gärten, dann sind die besten Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen und Pflaumen nur für sie gewachsen, denn Rücksichten kennen sie nur für sich. Wem noch Zweifel aufsteigen sollten, wer die Gärten so vandalisch plündert, dem wird jede Ungewißheit behoben, wenn er die an den Stielen ringsum ausgehöhlten und auch seitlich in der Höhe des Kernhauses halbmondförmig ausgeschälten Früchte sieht, die an den angebissenen Stellen deutlich die Doppelfurchen der Nagezähne aufweisen. Im übrigen aber stehen ihnen Eicheln, Buchecker, Kastanien, Nüsse usw., alles leckere Sachen für sie, hinreichend zur Verfügung.

Die Fülle der Nahrung gibt den Tieren jetzt auch Veranlassung, an den Winter zu denken und Vorräte einzutragen in die vielfachen Massenquartiere und gemeinsamen Schlafstätten, — wie man z. B. in Stuttgart einmal 24 Stück zusammen auf weichem Mooslager, im Harzwald sechs hinter dem Brette einer baufälligen Hütte, in Reinhardsbrunn zwei in einem Stollen gefunden hat. —

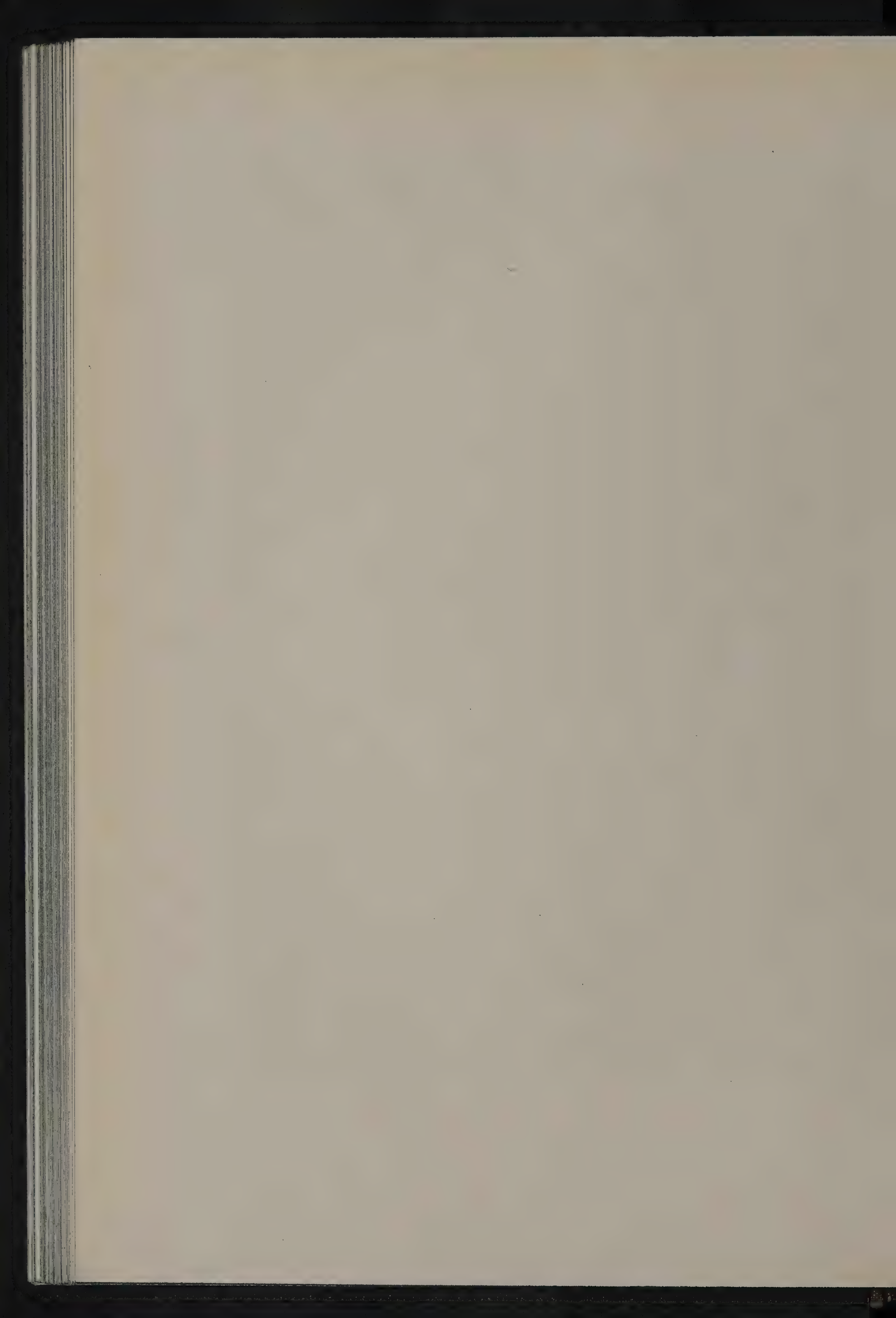
Es ist etwas Merkwürdiges um den Winterschlaf überhaupt, dem auch der Siebenschläfer für eine ungewöhnlich lange Zeit verfällt und, den man wohl richtig als einen erhaltenden Scheintod bezeichnet hat. Ihm entspricht in den Tropenländern der Sommerschlaf. „Man spricht von Winterschlafdrüsen — Fettansammlungen an der Seite des Halses bis in die Achselgruben hinein von lappigem Bau und mit vielen Lymphgefäßen durchsetzt —, man will gefunden haben, daß bei den einheimischen Winterschläfern die Lungenbläschen verhältnismäßig weit sind, allein all das ist so unbedeutend und so wenig beständig in seinem Vorkommen, daß es keineswegs zur Erklärung dieser Erscheinung ausreicht. Mit einem Wort: es bestehen zwischen den Winterschläfern und ihren nächsten wachbleibenden Verwandten so wenig anatomische Unterschiede, daß von daher keine Lösung der Sache zu erwarten ist.“ (Prof.

G. Jäger.) Auch Tschudi fragt: „Warum aber schützt er (der Winterschlaf) die eine Art und überläßt es einer verwandten, unter noch härteren Bedingungen für den Schutz selbst zu sorgen?" — Wenn wir bedenken, daß auch der Nahrungsmangel, nicht der augenblickliche, sondern der kommende, die Vögel von uns treibt, daß im Grunde nicht die Winterkälte an und für sich tötet — die neue Methode in den Tiergärten, selbst tropische Tiere im Freien zu überwintern, beweist es —, sondern daß letztere das Tier erst im Verein mit dem Hunger bezwingt, so muß eben ein Mittel vorhanden sein, das den Körper widerstandsfähig gegen die Kälte macht und ihm die Lebensenergie verbürgt. Dieses Mittel ist in der ausreichenden Winterernährung zu erblicken, wie es ja auch Tatsache ist, daß die zweckentsprechende Wildfütterung im Winter, je nach Tun und Lassen, des Jägers „Soll und Haben" bedingt. Es ist nun schließlich dasselbe, ob das Tier die genügende „rohe" Nahrung von außen empfängt, oder die weniger umfangreiche, „kondensierte" in der Aufspeicherung bei sich trägt: in beiden Fällen darf die Quelle für die Ernährung nicht versiegen und der Stoffwechsel nicht ins Stocken geraten. Erfahrung und vererbte Gewöhnung haben im Verein mit einer jahrtausendelangen Auslese so an den Tieren gearbeitet, sie zweckentsprechend für die Zeiten des Mangels hinzustellen. Sicher fanden auch unsere „Standtiere", die den Winter bei uns aushalten, ehe die Kultur ihnen die Nahrungsstätten und Schutzstellen beschnitt, ausreichende Versorgung und Deckung im Winter. Wenn es nun anders geworden ist, so daß der Jagd- und Vogel-, wie überhaupt der Tierschutz das Fehlende nach Kräften auszugleichen bemüht sein müssen, so sind dafür die neuen Kulturmaßnahmen und der Bodengeiz, der alles nutzt, verantwortlich zu machen. Immer aber tritt bei diesen Bestrebungen als Hauptsache doch die Ernährung als der wirksamste Winterschutz zutage. Selbst wenn sie nicht so ausreichend aushalten sollte, wie es notwendig erscheint, liegt es in dem Zutun des Tieres, sie als genügend für die Erhaltung des Lebens zu stempeln, indem es viel ruht und dadurch den Stoffwechsel verlangsamt. Was wir so an den winterverwachenden Tieren erfahren haben und noch erfahren, daß Ernährung und Ruhe im Verein sie bei Kräften erhalten und gegen die Winterkälte gefeit machen, dient uns auch zur Erklärung des Winterschlafes. Im vollen Feist, der zugleich zur Lethargie befähigt, suchen sie die sauerstoffarmen Höhlen auf, wobei wir uns gleich vergegenwärtigen wollen, daß auch die Stickstoffluft ebenfalls die Nahrungsaufnahme vermindert und den Stoffwechsel verlangsamt, und zehren von ihren im Körper aufgespeicherten Vorräten, dem Körperfeist. — Es ist ferner erwiesen, daß der Vorwinter den freilebenden Tieren nach einer guten herbstlichen Versorgung nichts anhaben kann; erst der lange und späte Winter — das Körperfeist ist aufgezehrt und die Nahrung wird immer knapper — läßt sie eingehen. Der Winterschlaf kennzeichnet sich somit als eine zweckmäßige Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, die auch



K. Soffel. *Siebeneich, Tirol, August 1908.*

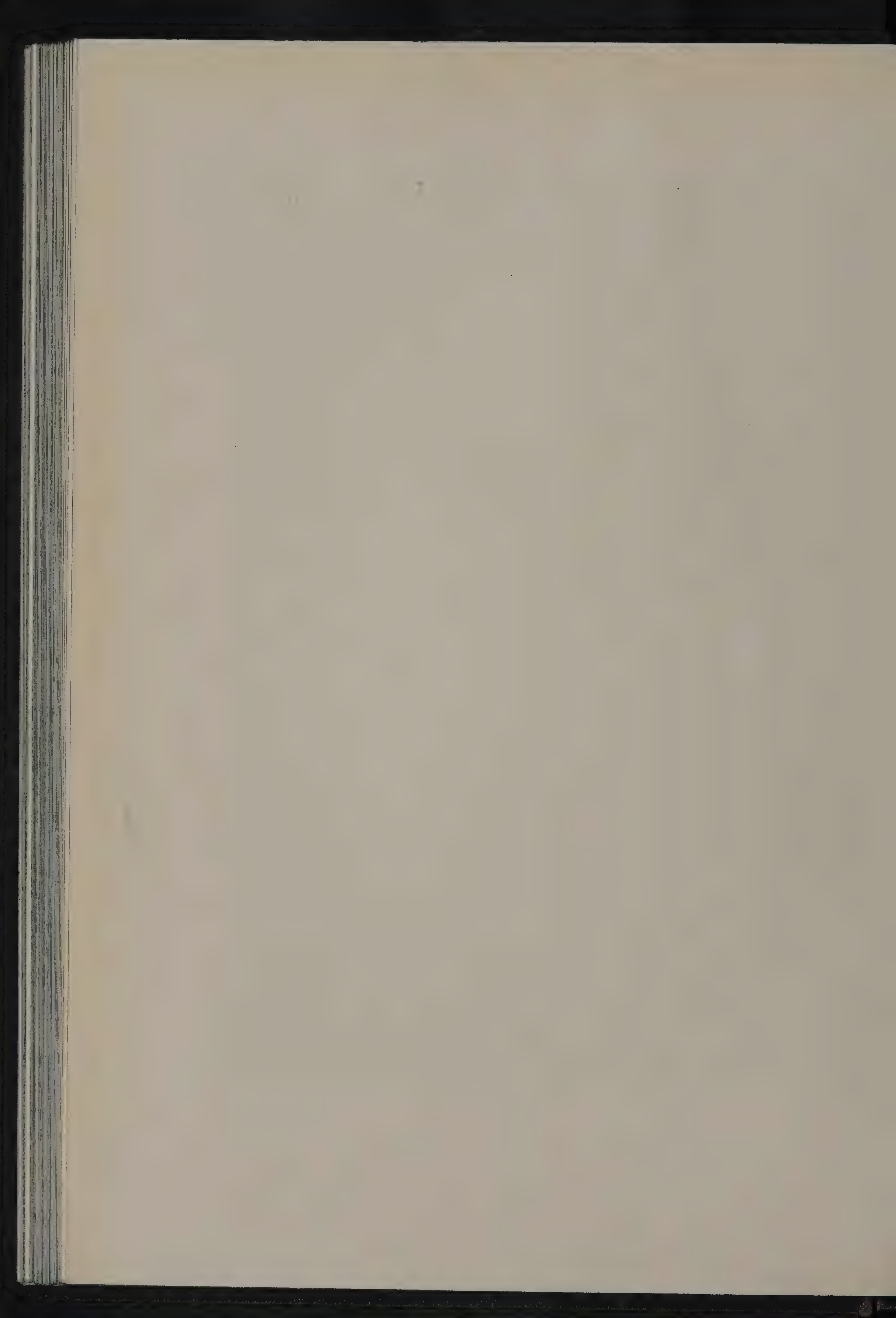
Siebenschläfer am Eingang zu seiner Schlafhöhle. Abends.





K. Soffel. *Siebeneich, Tirol, August 1908.*

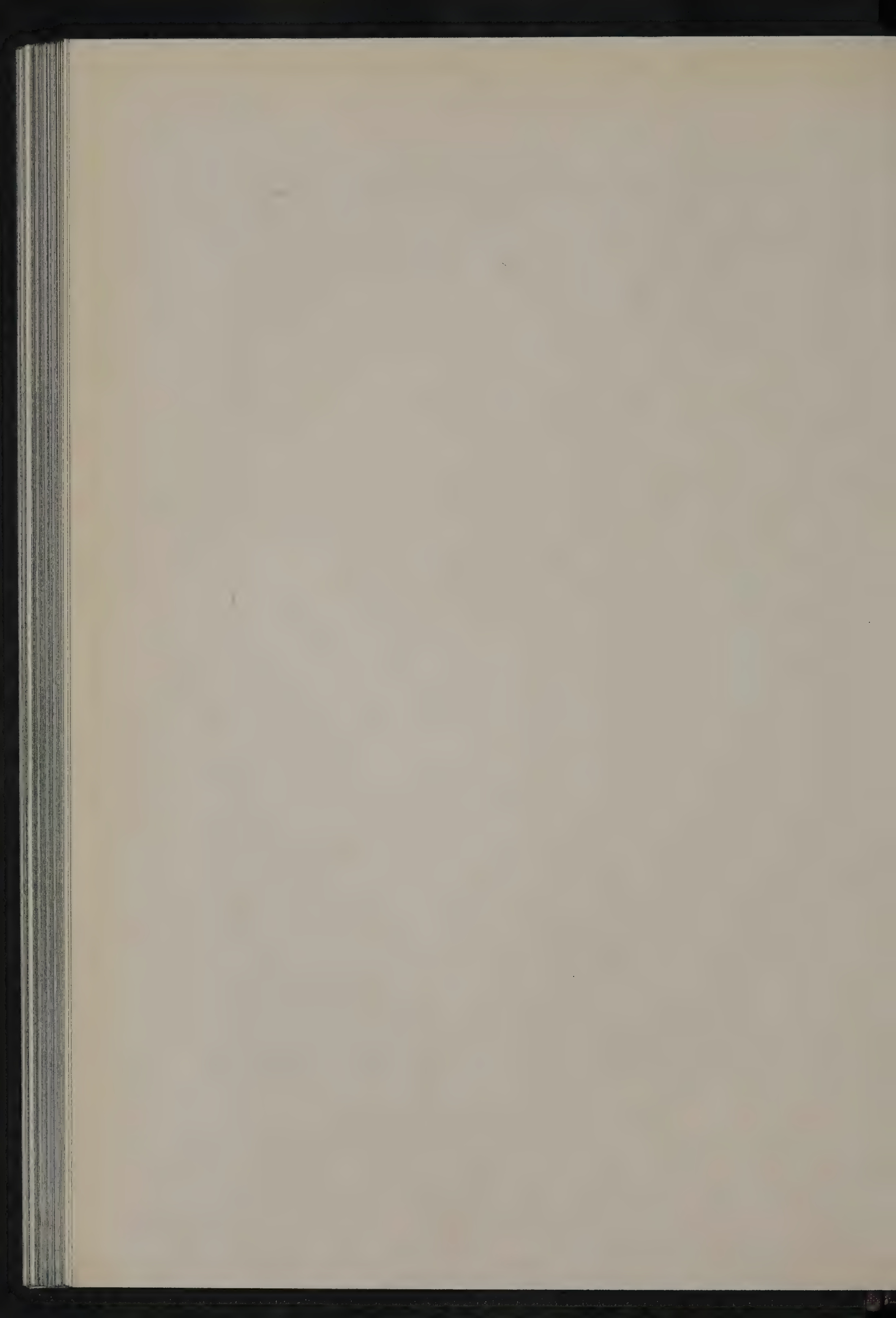
Siebenschläfer, sich putzend. 6 Uhr abends.





S. Soffel. *Siebeneich, Tirol, August 1908.*

Siebenschläfer, sichernd. Abends.



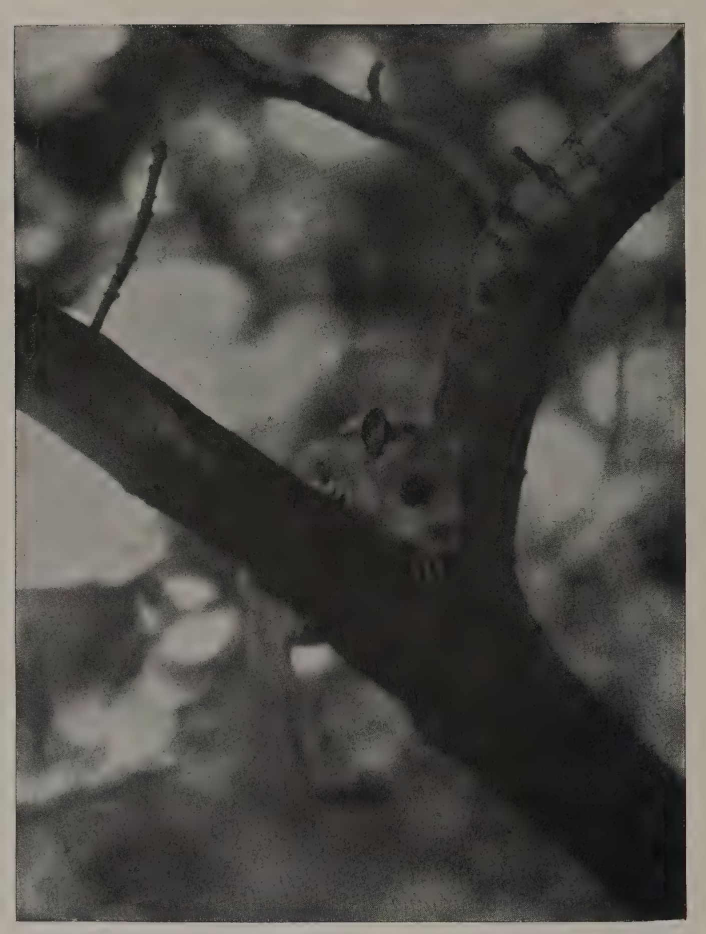
den Nachkommen organisch vererbt wird. Aber auch sonst noch bietet der Winterschlaf Vergleichungsmomente. Den meisten Landschnecken ist sowohl dieser als auch der Sommerschlaf eigentümlich, und außer anderen Hinweisen kann auch die Puppenruhe bei den Insekten in die Reihe dieser Erscheinungen eingestellt werden. Trotzdem das Leben in diesen Zuständen scheinbar erstorben zu sein scheint — keine sichtbare Bewegung, keine Stoffaufnahme und Abgabe ist bemerkbar — ist es dennoch vorhanden, weil die notwendigsten Lebensfunktionen auf das äußerst zulässigste Minimum herabgestimmt sind. —

Unser Siebenschläfer als die „eingefleischeste" Schlafmütze fällt voll und ganz unter das Gesagte. Seine ungeheure Gefräßigkeit und das dadurch gewonnene Körperfeist — man erinnert sich auch an den ungeheuren Nahrungsverbrauch der Raupen, wie auch die Raupe des Seidenspinners das 60 000fache ihres eigenen Gewichts verzehrt, um so für die Puppenruhe mitversorgt zu sein — bedingen sowohl den Schlafzustand wie auch den sehr verlangsamten Stoffwechsel. Martial kennzeichnet die bedingenden Momente für ihre Winterversorgung sehr richtig, wenn er die Tiere sagen läßt:

„Winter, dich schlafen wir durch, und wir strotzen von blühendem Fette
Just in den Monden, wo uns nichts als der Schlummer ernährt."

Bei den in der Kugellage ruhenden Tieren, eine Zweckmäßigkeit, welche die Eigenwärme im Körper zusammenhält und der Kälte von außen eine geringere Angriffsfläche bietet, sinkt die Leibestemperatur trotz der weichen gepolsterten Lager und der frostgeschützten Höhlen bis auf wenige Grad über Null herab, so daß der Körper kalt und starr ist und die Herz- und Lungentätigkeit nicht einmal einen Atemzug und Pulsschlag in der Minute ergibt. Überhaupt besitzen die Tiere mehr eine Wechselwärme, die sich auch im wachen Zustande, der Witterung entsprechend, temperiert, worauf auch schon Buffon aufmerksam macht. Wie dieser, so bekunden es auch andere Forscher (Lenz, Brehm usw.), daß die Siebenschläfer nach Schlafpausen von vier Wochen und länger aufwachen. Als sicher kann es auch angesehen werden, daß dies Erwachen mit der gelinden Witterung im Zusammenhange steht. Es wird sogar von Buffon erhärtet, daß in warmen Wintertagen, wenn das Wetterglas bis auf 14 Grad steigt, die Tiere nicht allein von ihren Vorräten fressen, sondern auch aus den Winterschlafhöhlen zum Vorschein kommen. Nach Brehm erwacht der Siebenschläfer im warmen Zimmer nach und nach, bewegt die Gliedmaßen und läßt einige Tropfen seines hellen, goldgelben Harns fließen; gleichsam mechanisch entspricht er auch der Sättigung. — In vielen Fällen aber wird die Schlafkammer zur Totenkammer, wenn die strenge Kälte selbst in die entlegendsten Schlupfwinkel dringt und namentlich anhaltend ist. Bei Tieren, die bei strengem Frost der Luft ausgesetzt wurden, als auch bei solchen, die plötzlich dem Feuer nahegebracht wurden, erlosch der schwach glimmernde Lebensfaden sofort.

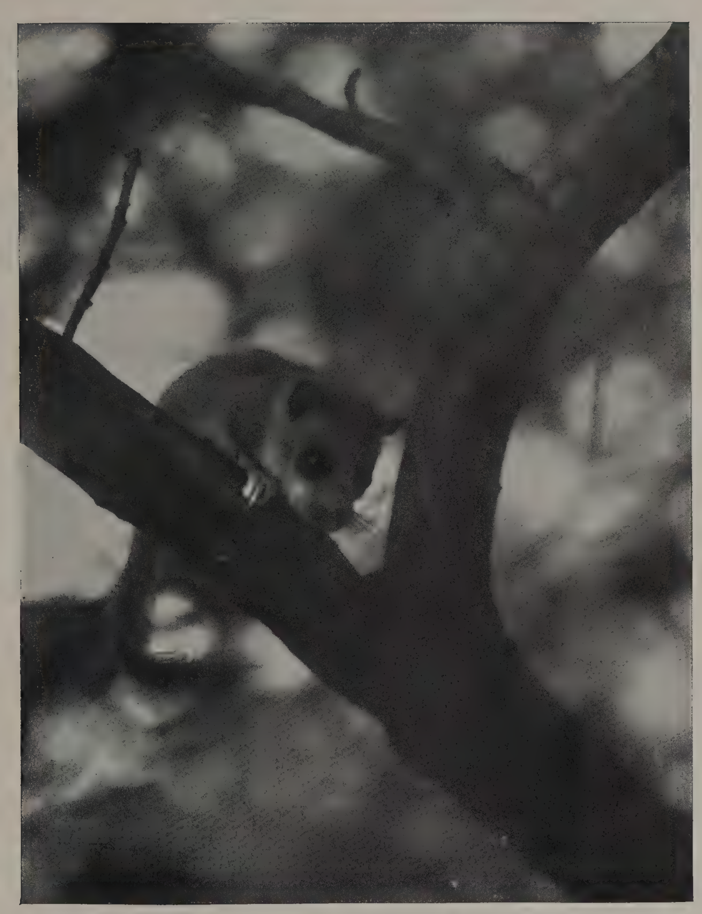
6*



R. Zimmermann. *Rochlitz, August 1908.*

Siebenschläfer, sichernd.

— Daß auch das Eintragen von Vorräten einer erfahrenen Zweckmäßigkeit entspricht, steht nach dem Gesagten sicher. Man erzählt von nach Australien eingeführten Bienen, die, wie sie es bei uns gewohnt waren, auch für den Winter Honig aufspeicherten. Als sie aber erst einsahen: diese Notwendigkeit ist unter dem mehr gleichmäßigen Jahresklima hier nicht mehr erforderlich, so ließen sie es und lebten — „von der Hand in den Mund". Um die Ausgleichverhältnisse in der Lebensversorgung mehr zu regeln, entsprechen die nordischen Tiere samt und sonders den Lokalveränderungen, indem sie beson=



R. Zimmermann. *Rochlitz, August 1908.*

Siebenschläfer, sichernd.

deren Weidegegenden zuziehen, aber auch der Aufspeicherung von „Lebensmitteln“, wie es selbst vom Polarfuchs bezeugt wird. Wenn auch der Winterschlaf mehr eine Erscheinung der gemäßigten Zone ist, so kommen doch auch hier bei uns, wie im Norden, wo die lange Winternacht herrscht, dieselben Momente zur Geltung: Bären, Wölfe, Füchse, Hasen und Lemminge lassen sich, wenn das Wetter zu arg tobt, einschneien und schlafen. Renntiere und Moschusochsen aber drängen sich zur Erwärmung dicht aneinander und verbreiten um sich her als das Resultat ihrer Ausdünstungen — namentlich bei



R. Zimmermann. *Rochlitz, August 1908.*

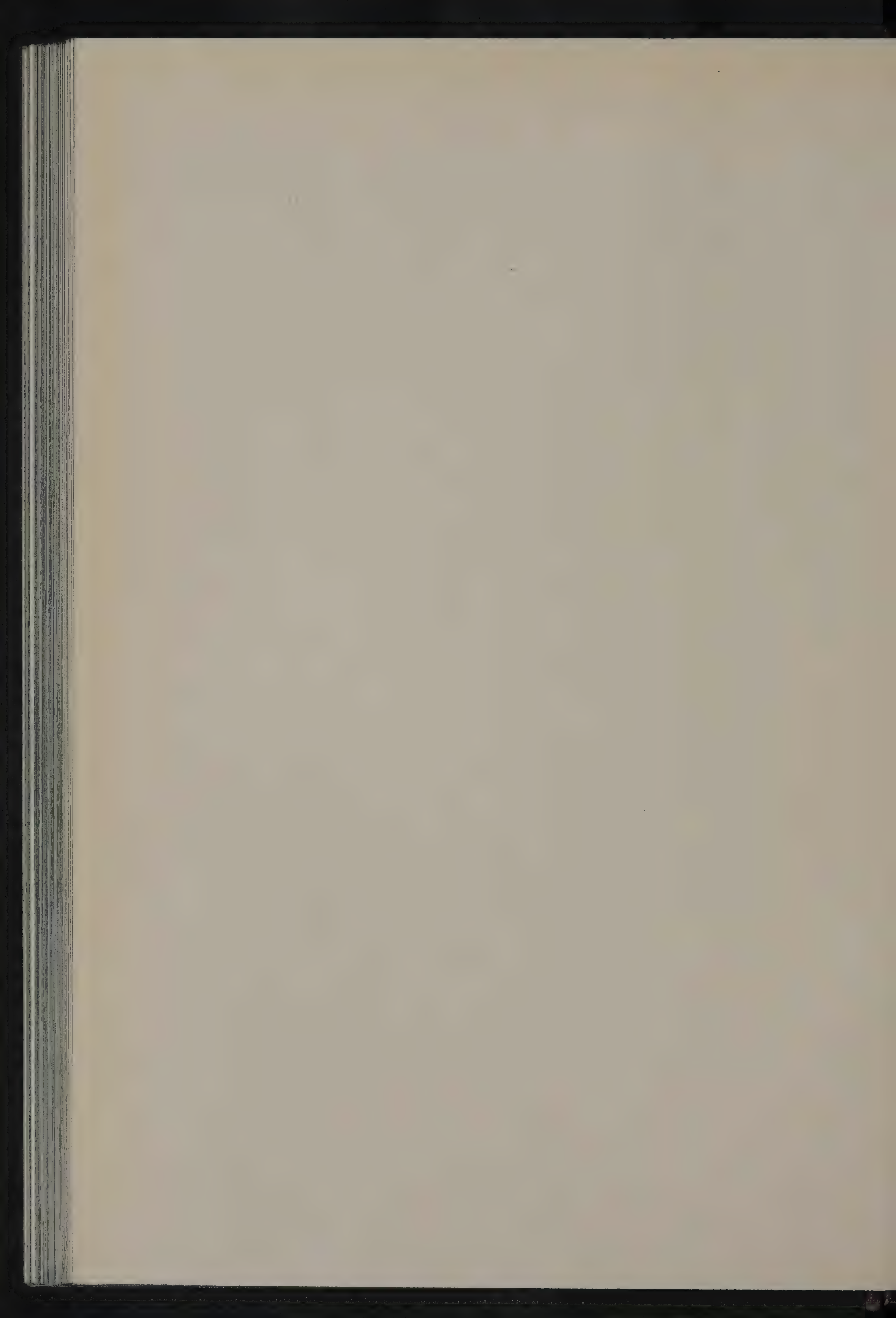
Siebenschläfer, sich auf einen Ast drückend.

stillem Frost — eine schützende Nebelhülle. Brauer sagt noch: „Auch die wilden Renntiere scheinen sich an einem geschützten Punkt im Innern des Landes zu sammeln und diese Stelle nur ausnahmsweise vor Wiederkehr der Sonne zu verlassen. Dieses ruhige Verharren könnte man eine Art Winterschlaf nennen, zumal die Nüstern infolge der Kälte verengt werden und damit auch eine Herabsetzung des Stoffwechsels herbeigeführt wird.“ Von allen Kennern der arktischen Tierverhältnisse wird auch betont, daß die Tiere rastlos bemüht sind, die kurze Sommerzeit zur Nahrungssuche auszukaufen, um sich die Winterschutzmittel zu sichern, die sich auch bei unseren freilebenden Tieren und den Winterschläfern so wirksam für die kalte Jahreszeit ausweisen: dichte Behaarung bezw. Befederung und die Ansammlung von Feistschichten, die sich namentlich um die empfindlicheren Weichteile des Körpers legen. Im Winter verlangsamt sich überhaupt der Pulsschlag alles Lebens. — In betreff der schon oben von Tschudi mit Bezug auf den Siebenschläfer gestellte Frage: „Warum der Winterschlaf die eine Art schützt und es einer verwandten Tier-



R. Zimmermann. *Rochlitz, August 1908*

Junger Siebenschläfer an einem Starkasten abwärts kletternd.



art überläßt, unter noch härteren Bedingungen für den Schutz selbst zu sorgen?" beantwortet Dr. L. Heck folgendermaßen: „Ob hier verschiedene Herkunft und Einwanderung unserer nordischen Nager aus klimatisch verschiedenen Gebieten eine Rolle spielt oder die Veränderungen, die Europa in dieser Hinsicht seit dem Diluvium durchgemacht hat? Jedenfalls muß der Winterschlaf mit allem, was dazu gehört, eine in der Stammesgeschichte uralt eingewurzelte instinktive (!) Lebensgewohnheit sein; das beweisen schon die umständlichen, aber von den jungen Tieren ohne jede Anleitung älterer übereinstimmend getroffenen Vorbereitungen: Nestbau, Auspolsterung und Abschließung des Lagers, Eintragen von Vorräten, von denen bei Unterbrechung des Schlafes gezehrt wird."

Warum noch durchwachen die nordischen Tiere die lange Winternacht, verfallen also nicht in den andauernden Winterschlaf? „Es ist sehr wahrscheinlich, daß für die meisten ein solcher lethargischer Zustand tödlich sein würde, weil die Eigenwärme des Körpers der furchtbaren Kälte wohl nicht einen genügenden Widerstand entgegensetzen könnte, zumal da der Boden, in welchen sie ihre Höhle graben könnten, ebenfalls gefroren ist." (Brauer.) Immer aber, das lernen wir aus diesem Kapitel, regeln sich die Anpassungen den Bedingungen gemäß, die die Erhaltung des Lebens unter den wahrscheinlichsten Aussichten verbürgen. —

In seinem Herbstfeist lieferte der Siebenschläfer schon im Altertum einen geschätzten Leckerbissen, und um solche recht viele zu haben, wurden die Tiere in der Gefangenschaft gehalten und gemästet. Eichen- und Buchenhaine wurden zu dem Zweck mit glatten Mauern umgeben, die das Emporklettern unmöglich machten. In diesen Veranstaltungen sorgte man nach jeder Weise für das Wohlbefinden der Gefangenen; denn außer der Verabreichung von Kastanien, Eicheln usw., bereitete man ihnen auch ausgepolsterte Höhlen zum Nisten und Schlafen. Die Jungen wurden schließlich nach Varro in den „Glirarien", wie man sie auch bei den Ausgrabungen von Herkulanum vorgefunden hat, noch besonders gemästet. Es waren das irdene, kegelige Töpfe von einer Elle Durchmesser, die mit Luftlöchern und stufenartigen Rändern zum Klettern versehen und ausgestattet waren. Plinius bemerkt, daß nur Siebenschläfer eines und desselben Waldes zusammengetan werden könnten, weil sie sonst einander zerfleischen. Als besonders mild und gesund wurde ihr Fett gerühmt. Im übrigen wurden sie in jeder Zubereitung gegessen und fanden namentlich als Braten, Ragouts und — auf der Tafel des Trimalchio auch als gefüllte Siebenschläfer Verwendung. Auch verrät uns ein älterer Schriftsteller, daß man sie einpökelte. Aber schon zu des alten Buffon Zeiten „hat man es", wie er in seiner Naturgeschichte schreibt, „nicht gut befunden, diese Gewohnheit beizubehalten. Vielleicht wegen ihrer Ähnlichkeit mit Ratten, vielleicht auch, weil ihrem Fleisch an einem recht guten Geschmack noch viel

abgeht. Bauern, die es gekostet haben, sagten mir, daß es nicht viel besser als das Fleisch der Wasserratten schmecke." Gegessen und gefangen werden sie aber noch heute; auch verwertet man ihr Fell.

Zu ihrem Fange lockt man sie in künstliche Verstecke, die man ihnen in der Form von Kästen aufhängt, oder auch als Schlupfwinkel in der Erde, weich gepolstert, herstellt. Man berücksichtigt dabei die Wurzelhöhlungen alter Bäume im Walde, Felsabhänge, Gebüschpartien und überhaupt trockene, gegen Mittag gelegene Stellen, die man, um sie zu kirren, mit Eicheln und Bucheckern bestreut! Auch mit Hanfkörnern geköderte Meisenkästen und Schnellfallen dienen diesem Zweck. Ferner werden mit Obst versehene Tonnen in den Boden gegraben, die nur ein schmales Einschlupfloch haben, das den Tieren wohl das Einschlüpfen gestattet, aber nicht das Herauskommen. In Italien und auch wohl noch anderswo, zieht man Gräben in den Wäldern, bedeckt sie dicht mit Stroh und lockt sie hier durch das Hinstreuen von Nahrung an. Rechnet man dann noch auf das Geselligkeitsbedürfnis, dem sie beim Winterschlaf entsprechen, so ist es nicht übertrieben, daß mancher „Kammerjäger" zur Herbstzeit und im Winterlager viele Hunderte dieser Tiere erbeutet. — Auch beim Anstand unter den Obstbäumen im Garten werden sie mit Schrotflinten erlegt, namentlich bei Mondenschein. Die herabfallenden Äpfel und die breitästigen Bäume begünstigen besonders das „gute Abkommen" auf sie, wie der technische Ausdruck des Jägers lautet.

Das ganze Lebensbild zeichnet den Siebenschläfer als eine komplette Schlafmütze. Und wenn wir daraufhin seine geistige Veranlagung ansehen, dann ist selbstverständlich nach dieser Beziehung nicht viel von ihm, wie überhaupt von — „Schlafmützen", zu erwarten. Wie könnte es auch anders sein bei einem Geschöpf, das mindestens von seinem Leben, das auf sechs bis acht Jahre geschätzt wird, zwei Drittel verschläft! „Dick, dumm, faul und gefräßig!" Vielleicht hat er mit zur Entstehung dieses geflügelten Wortes, das die Stupidität in ihren Einzelheiten kennzeichnet, Veranlassung gegeben. Wo sollte er auch übrigens seine Intelligenz her haben, da er dem Kampf ums Dasein möglichst aus dem Wege geht! In der Gefangenschaft befindet er sich stets in gereizter Stimmung; seine größte Tugend besteht in der Reinlichkeit. Da er am Tage schläft, so hat man auch von ihm nicht viel, und gar des Nachts, wenn er tobt und selbst die Wände seines Gefängnisses bearbeitet, will man Ruhe haben. Die Frage ist sehr berechtigt: Wozu ist er überhaupt da? Vielleicht nur, um eine Lücke in der Stufenleiter der organischen Schöpfung auszufüllen! Es ist wahr: in seiner geistigen Nicht-Verfassung mutet er uns an als ein Altertumsstück, das den Urzustand der Geschöpfe, den Anfang des „geistigen" Tierlebens, veranschaulicht!

Das Damwild.

Von J. Müller-Liebenwalde.

Dahin rast der Zug durch brandenburger Land. Schonungen und Kiefern-Stangenhölzer hemmen den Ausblick —. Doch jetzt wird's lichter, und der kleine blankäugige Reisende dort, auf der Bank am Waggonfenster kniend, gibt erwartungsvoll acht. — Eine große, vom Forst umschlossene Wiese tut sich auf; drei alte, breit auslangende Kastanien mitten drin. — „Mutti, Mutti, komm schnell, schnell! Ach, die Menge Ziegen —! Sind es Ziegen —? Sind es —?" Das sprudelt nur so heraus. Flink gehen muß es ja auch, denn der böse Lokomotivführer wird unserm Freundchen zu Gefallen nicht bremsen. — Schon steht Mutti neben ihrem begeisterten Jungen: „Aber Hansemann, das sollen Ziegen sein? Du bist mir der rechte! Hast du schon mal solche Ziegen gesehen mit Geweihen? — Da, schau hin! — noch drei Stück — und so bunt gefleckt. — Wie der eine sich streckt!" — „O, Mutti, der hat eben ausgeschlafen! Hahaha! — So macht ja unser ‚Treff' auch immer. — Mutti, sind's Damhirsche?" — „Na ja doch, mein Schäfchen." — — Und das freundlich belebte und belebende Bild ist verschwunden; durch dichten Buchenwald, der sich am See hinzieht, geht die Fahrt weiter, rasselnd und prasselnd der Reichshauptstadt zu — —.

„Au, das war fein!" — Und dem Hanseken glühen noch ordentlich die Backen. In dem steckt ein Weidmann! — Mutti muß „erzählen" und auf hundert Fragen antworten. Sie ist eines Forstmanns Tochter und weiß wohl Bescheid mit allem, was in Wald und Feld wächst und wechselt, wandert und fliegt, kriecht und gräbt; sie kennt unser liebes Wild und sein Leben besser als viele Leute, die sich stolz Jäger nennen und so klug reden, daß man fast glauben möchte, sie seien Nimrod und Lederstrumpf in einer Person. Ein drolliges Völkchen!

Freue dich, Hanseken, daß du solche Mutter hast. —

Jenes Damwildrudel, an welchem das Dampfroß mit seinem langen Schweife eben prustend und zischend vorbeigetost ist, hat sich durch den Lärm nicht im geringsten stören lassen in seiner beschaulichen Ruhe und in der genußreichen Arbeit des Wiederkäuens; nicht hundert Schritt von den Schienen lagert die Gesellschaft der Schalengänger so malerisch gruppiert,



Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, Mai 1905.*

Damwild. Weißer Kolbenspießer im Haarwechsel.

als habe ein geschickter Regisseur die Rollen verteilt und die Plätze bestimmt. Das schmiegt und räkelt sich auf dem grünen Plüsch der Wiese so behaglich und wohlig wie ein Ferienkadett in seinem weichen Bette daheim. Dabei werden von dem Wilde manchmal ganz wunderliche Lagen eingenommen: man könnte fürchten, das betreffende Stück sei tot. Aber dann hebt es plötzlich den Kopf und wirft ihn zurück, schlägt mit den Lauschern und beißt nach irgend einer Stelle seines Körpers, wo ein freches Insekt seine Stich= und Saugfertigkeit übt. Ja, dies schwirrende und



Pfaff. *Leipzig, Gatter, 15. Juni 1908.*

Damwild. Äsender Kolbenhirsch.

krabbelnde Geschmeiß! Es wird dem Hochwild (wie unserm Vieh) oft zur entsetzlichen Plage und bereitet ihm sogar nicht selten ein qualvolles Ende. Rachen- und Hautbremsen gehören zu seinen schlimmsten Quälgeistern. Leberegel, Bandwürmer, Milzbrand- und Tuberkulosebakterien und was sonst noch als „liebevoller" Gast höherer Tiere sein Dasein fristet, sie alle suchen natürlich auch unser Damwild auf; nicht zu vergessen, der blutgierige Holzbock und die freche Hirschfliege. Die beiden letztgenannten mehr belästigend als gefährlich; von ihnen hat der Mensch gleichermaßen zu leiden, d. h. nur der zimperliche, verweichlichte, denn wirklichen Schaden verursachen jene kleinen Walddämonen nicht.

Auch die Biesfliegen sind hier zu erwähnen, und geschehe es nur deswegen, damit ihre Larven vorkommenden Falles beachtet und erkannt werden, der Wissenschaft zum Nutzen, dem Wilde zum Segen. Diese Larven werden gewöhnlich Engerlinge genannt, was aber bei Laien zu arger Verwirrung Anlaß geben kann, da diese ekelhaften schmutzig-gelbweißen,



Pfaff. *Leisenau b. Colditz, Wildgehege, Juni 1906.*

Dammwild. Schlafender Kolbenhirsch.

runden oder flachen, etwa drei Zentimeter langen Gebilde mit der wurzelzerstörenden Entwicklungsvorstufe unsers volkstümlichsten, im Mai fliegenden Käfers nicht das mindeste zu tun haben. Die eine „Sorte" dieser Larven schmarotzt im Rachen, im Kehlkopfe und sogar in der Luftröhre der Hirscharten und verursacht heftigen Husten, Erstickungsanfälle und endlich den Tod; die andere, minder grausame, haust in eitrigen Beulen unter der Decke (Haut) und setzt den Tieren mit furchtbarem Juckreiz schändlich zu. Bisher hat man angenommen, daß die Haut- und Rachenbremsen unser Damwild verschonten, aber neuere Beobachtungen, aus der Uckermark und aus Westpreußen, scheinen leider das Gegenteil zu beweisen. — Wenn sich der mehr auf Trophäen (Geweihe) erpichte Jäger nicht sonderlich um derartige Erscheinungen kümmert, so wird es vielleicht die Hausfrau tun, durch deren Hände das erlegte Stück auf dem Wege zum Eiskeller und weiter zur Bratpfanne geht, d. h. wenn sie eine kluge und tüchtige Hausfrau ist. War es doch eine Dame, welche zuerst auf das Vorkommen von Haut-„Engerlingen" beim Damwild aufmerk-



Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, Juli 1906.*

Ruhendes Damwildrudel.

sam machte! Die große Menge unserer Jäger legt sich ja überhaupt viel zu wenig aufs Beobachten, was sehr zu beklagen ist. In der Regel wird Zeitmangel oder nicht ausreichende zoologische Vorbildung als Entschuldigungsgrund hierfür angegeben; aber in neunzig Fällen unter hundert trägt nichts anderes die Schuld daran, als üppig entwickelte — Bequemlichkeit.

* *
*

Unser Damwildrudel an der Bahnstrecke wird nun allmählich munterer. Das Wiederkäuen ist beendet; der mächtige Pansen verlangt nach frischer Füllung, der Hunger meldet sich, und so zieht die Gesellschaft auf Äsung. Da ist dem Damwilde so ziemlich alles recht an Kräutern, von welchen es auch solche nicht verschmäht, denen weder Edelhirsch noch Reh einen Geschmack



Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, Juli 1906.*

Ruhendes Damwildrudel.

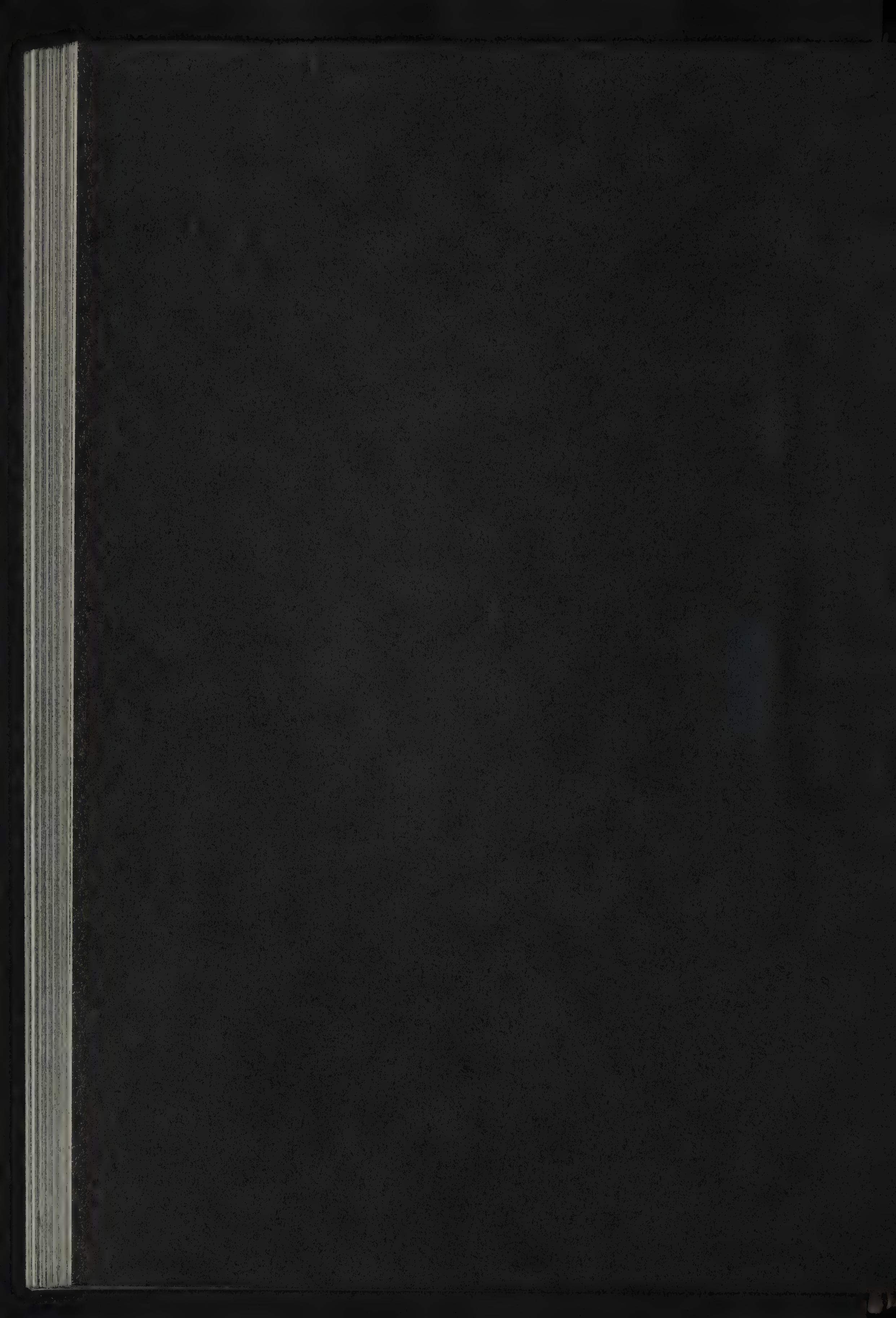
abgewinnt. Das Laub mancher Weichhölzer schätzt es besonders; Brombeerblätter und -rankenspitzen sind ihm ein Leckerbissen, und seine Vorliebe für Kastanien bringt ihm oft Verderben, aber indirekt, denn wo diese zur Winterszeit geschüttet werden, dahin zieht es die Damhirsche wie mit magnetischer Gewalt, und ihrer viele erhalten bei der Gelegenheit die Kugel, wenn nicht gar den Schrothagel aus der Flinte eines nur auf „Fleisch“ bedachten Schießers. — Stehen Kastanienbäume im Revier, so richten sich wohl die älteren Hirsche, die Schaufler, auf den Hinterläufen in die Höhe und schlagen von den erreichbaren Zweigen die reifen schönen braunen Früchte herunter. Und bei der Auflese gibt es dann manchen derben Knuff und Puff, den die Feinschmecker einander versetzen.

Am Rande des Bestandes hat der fürsorgende, auf das Wohl und Gedeihen seines Wildes bedachte Heger Salzlecken zurecht gemacht. Das sind bis zur oberen Kante in die Erde eingegrabene Holzrahmen oder Kästen, gefüllt mit gereinigtem Lehm, welchem ein gut Teil Kochsalz, etwas phosphor-



O. Pfaff. *Leipzig, August 1906.*

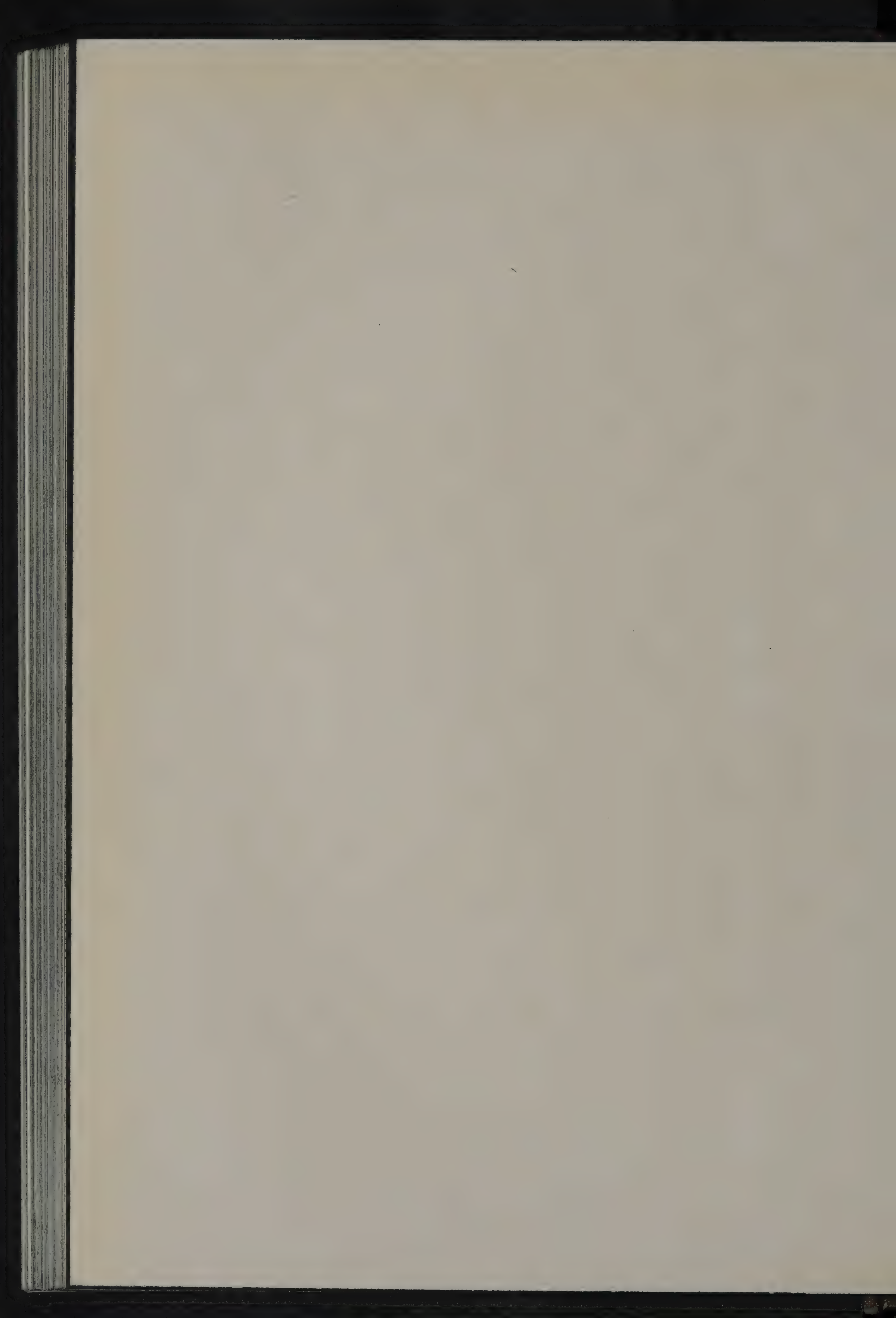
Damwildkalb, sichernd.





Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, Juli 1906.*

Ruhendes Damwild läßt sich von Staren das Ungeziefer absuchen.





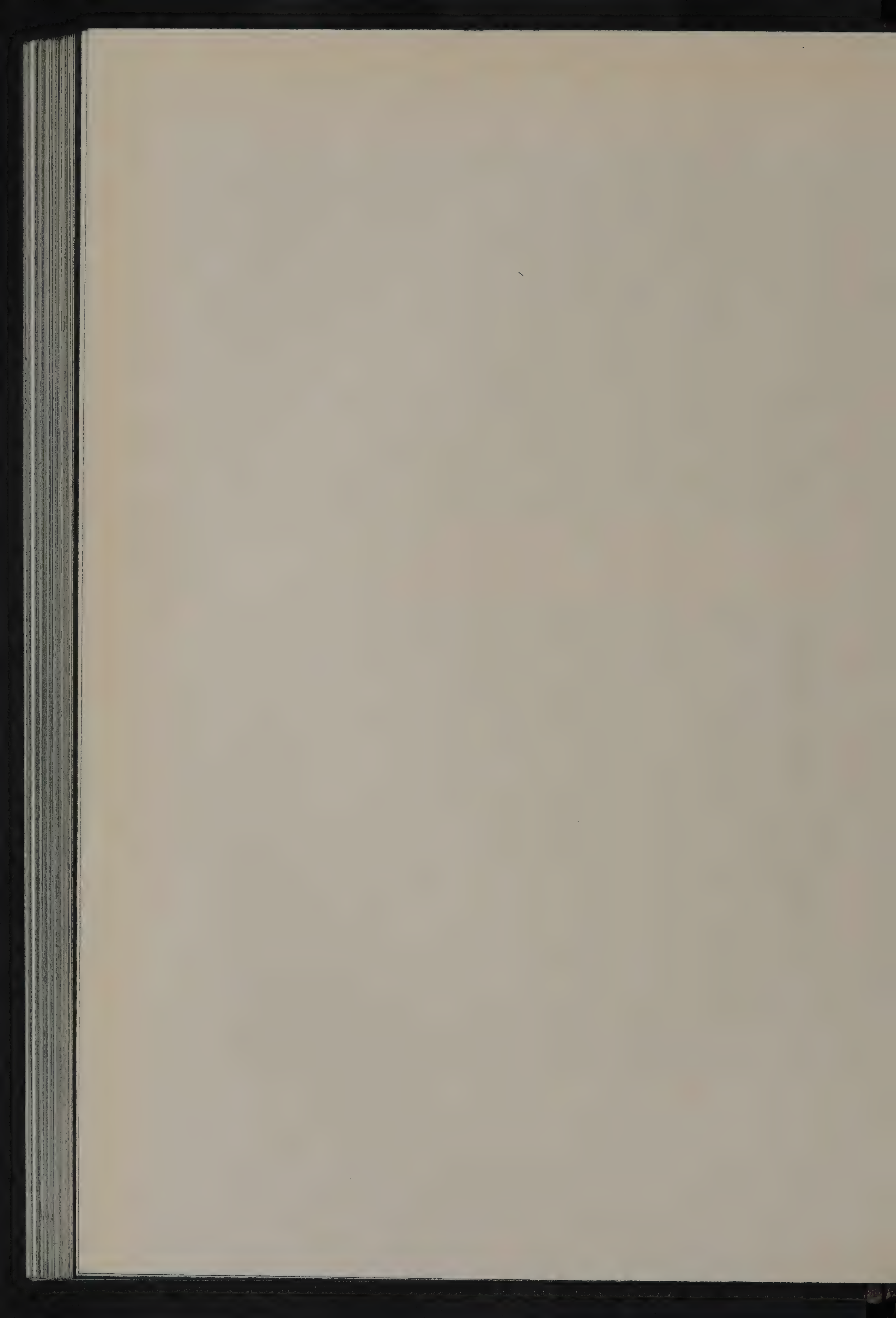
Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, April 1907.*

Schlafendes Damwild.



M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, Juli 1907.*

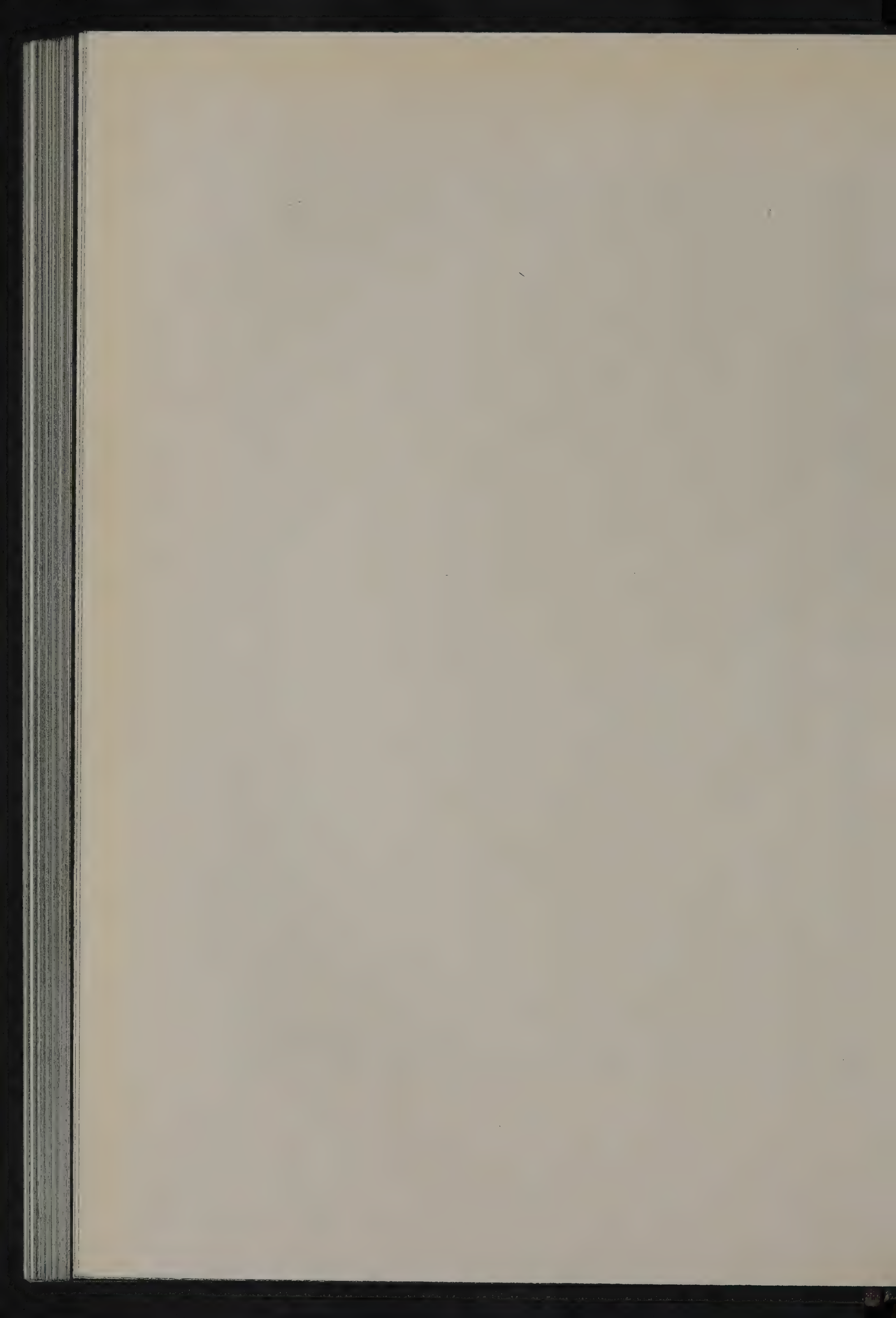
Damwild. Kolbenhirsche.





M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, Juli 1907.*

Damwild. Äsende Tiere.





Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, Juli 1906.*

Damwild. Beendigte Mittagsruhe. Spießer sich reckend.

saurer Kalk (zur Knochen-, resp. Geweihbildung) und gewisse aromatische Stoffe beigemengt werden. Wenn man dem Damwilde diese ihm hochwillkommene Extrabeigabe zu seiner Nahrung bietet, wenn man dafür sorgt, daß der Wald, den es bewohnt, nicht von Haselnuß-, Himbeer- und Brombeersträuchern, Aspen, Weiden, Erlen usw. allzu stark gesäubert wird, wie es die Schablonenkultur leider liebt und übt, wenn man schon zeitig im Herbste die Fütterungen beschickt, wo die billige Lupine nie fehlen sollte, dann dürfte diese Hirschart durch Verbeißen von wertvollen Forstpflanzen oder durch Schälen kaum einen irgendwie nennenswerten Schaden anrichten. In der Weise wie Rotwild schält der Damhirsch überhaupt nie: er zieht die Rinde nicht in langen Streifen von den jüngeren Bäumen ab, sondern beknabbert diese mehr in schräger Richtung. Damwild ist also in bezug auf seinen Speisezettel viel bescheidener als seine Herren Vettern, und da es nicht für weites Umherwandern schwärmt und ihm, bei sonst „anständiger Behandlung", auch Reviere mit verhältnismäßig wenig Wald genügen, so kann es



M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, 6. Juli 1907.*

Damwild. Schwarzes Alttier und zwei Kälber.

überall aufs wärmste zur Einbürgerung empfohlen werden, zumal es mit den Rehen in durchaus gutem Einvernehmen lebt. Und wenn dann die Jagdnachbarn so verständig sind, ein Kartell zu schließen, sich über den Abschuß zu einigen, dann winkt ihnen manch hoher Genuß, wie auch verschiedene Goldfüchse mehr, lustig klimpernd in die Jagdkasse einschliefen werden. Denn das zur Strecke gebrachte Damwild verwertet sich ganz vorzüglich. Und es hat auch wohl noch niemand denjenigen Nutzen angezweifelt, welchen erlegtes Damwild einträgt; auf einem anderen Blatte steht der Wert, welchen der Jäger als solcher dieser Hirschart beimißt. Es möge aber gleich hier gesagt werden, daß man dem Damhirsch bitteres Unrecht zugefügt hat, wenn man von ihm als Jagdtier, z. B. als Gegenstand der Birsch, mit Geringschätzung sprach. Auch heutzutage gibt es noch Leute genug, welche den Ausdruck „Damzicken" mit der Miene „vornehmer" Nichtachtung über die Lippen gleiten lassen und damit doch nichts anderes beweisen, als daß sie den Damhirsch in



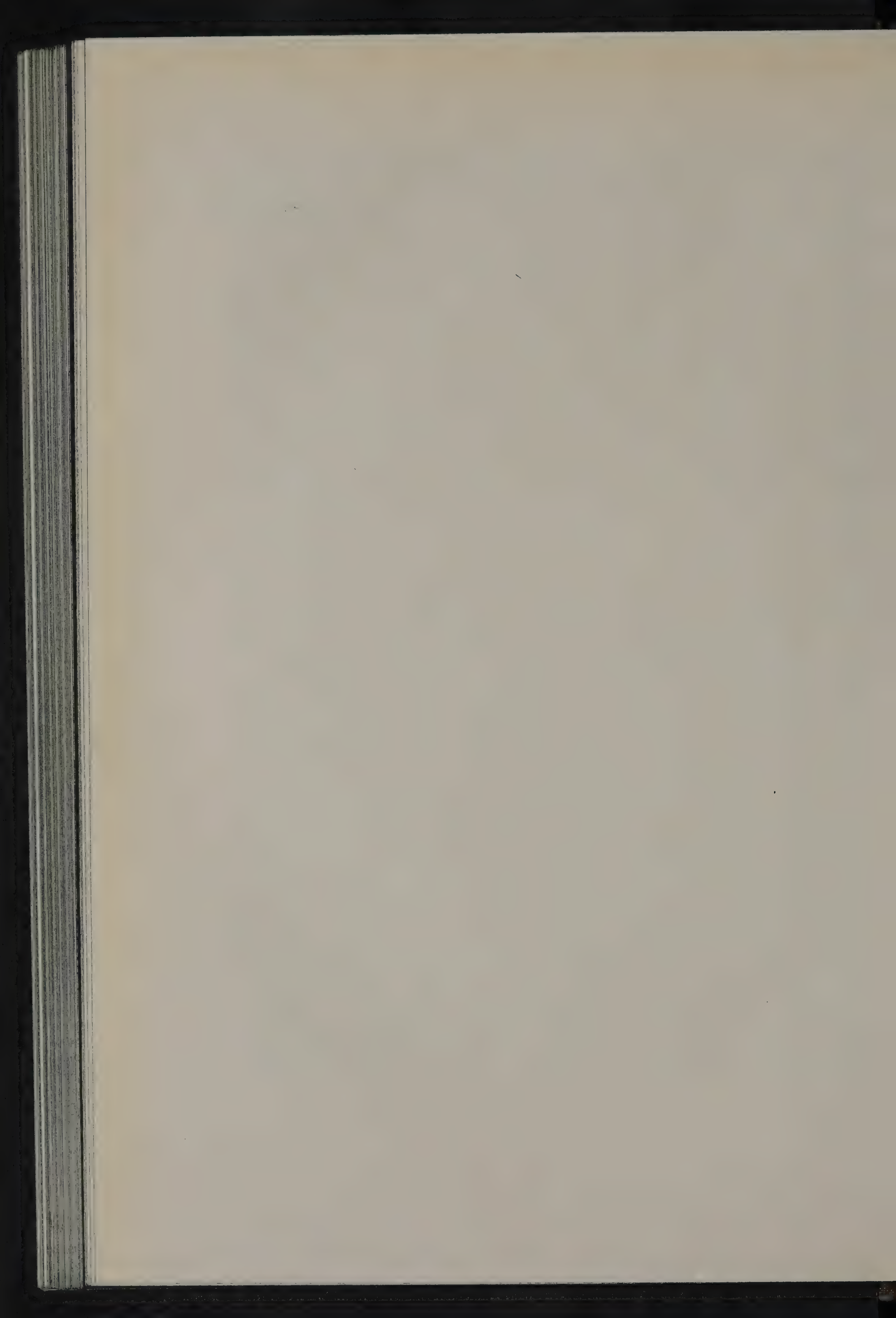
M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, 6. Juli 1907.*

Damwild auf einem Kahlhieb. Normale Sommerfärbung: rot mit weißer Fleckenzeichnung.



Pfaff. *Leisenau b. Colditz, Wildgehege, Juli 1906.*

Damwild. Alttier und Schmaltier im Sommerkleid.





Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, September 1906.*

Färbungsvariation beim Damwild: starker Schaufler im Fleckenkleid, geringerer schwarz.

freier Wildbahn gar nicht kennen, daß ihnen auch die von praktischen Jägern verfaßten Schriftwerke, welche dieses Thema behandeln, sehr wenig, vielleicht gar nicht bekannt sind. Wer Damwild nur in mäßig ausgedehnten eingefriedigten Revieren gejagt — will sagen geschossen hat (denn Wildschießen und Jagen sind zwei himmelweit voneinander verschiedene Dinge!), der mag wohl an den „Ziegencharakter" desselben glauben, ebenso wie der Nichtjäger, der Tourist oder Spaziergänger, dem in Parks und kleinsten Gehegen das Damwild die Krümchen aus der Kaffeekuchentüte herausschnubbert. Im Grunewald bei Berlin sah man vor seiner „Erschließung" die Damhirsche sich an mit Wurst belegten „Stullen" delektieren. —

Nun, draußen, in freier Bahn, wird sich jeder, der vorher so mitleidig die „einfältigen Damzicken" bewitzelte, höchlichst wundern, wenn er da einen guten Schaufler erlegen soll und nun merkt, wie schwer diese Aufgabe unter Umständen zu lösen ist. Und wenn ihm nicht etwa der Zufall hilft, der ja doch auch häufig genug seine Hand im Spiele hat, wo es einem kapitalen

Edelhirsch oder einem alten, ganz schlauen Rehbock gilt, dann wird der Betreffende gar bald seine Meinung ändern.

— — Als Hanseken vorhin vom Waggonfenster aus das Damwild zunächst für Ziegen hielt, da war wohl der Umstand, daß die Tiere so überaus zutraulich („vertraut" sagt der Weidmann) dicht an der Eisenbahn lagen, in erster Linie an dem Irrtum schuld, welchem auch zahllose unkundige Erwachsene dort verfallen sind im Laufe der Jahre; — danach die Farbe, die Buntheit, das viele Weiß! Weiß ist der ganze Bauch, die Innenseite der Beine (Läufe), die Unterseite des Kopfes und ein großes Feld hinten auf den Keulen, welches von einem breiten schwarzen Striche umsäumt wird; weiß ist ferner der ziemlich lange, in der Mitte schwarze Schwanz (Wedel), und all die runden Fleckchen der roströtlichen Decke sind ebenso angemalt von Mutter Natur. Dies ist das Kleid des Damwildes, wie wir es am häufigsten antreffen. Daneben gibt es rein weiße und rein schwarze Stücke; beide sind nicht eben Seltenheiten.

Die eingehender beschriebene, lebhafte Färbung jedoch ziert den Damhirsch nur im Sommer, während sie zum Winter hin in der Hauptsache einem unansehnlichen matt braunschwärzlichen Grau weicht, das nach unten zu heller wird; einige Teile behalten ständig ihr Weiß. —

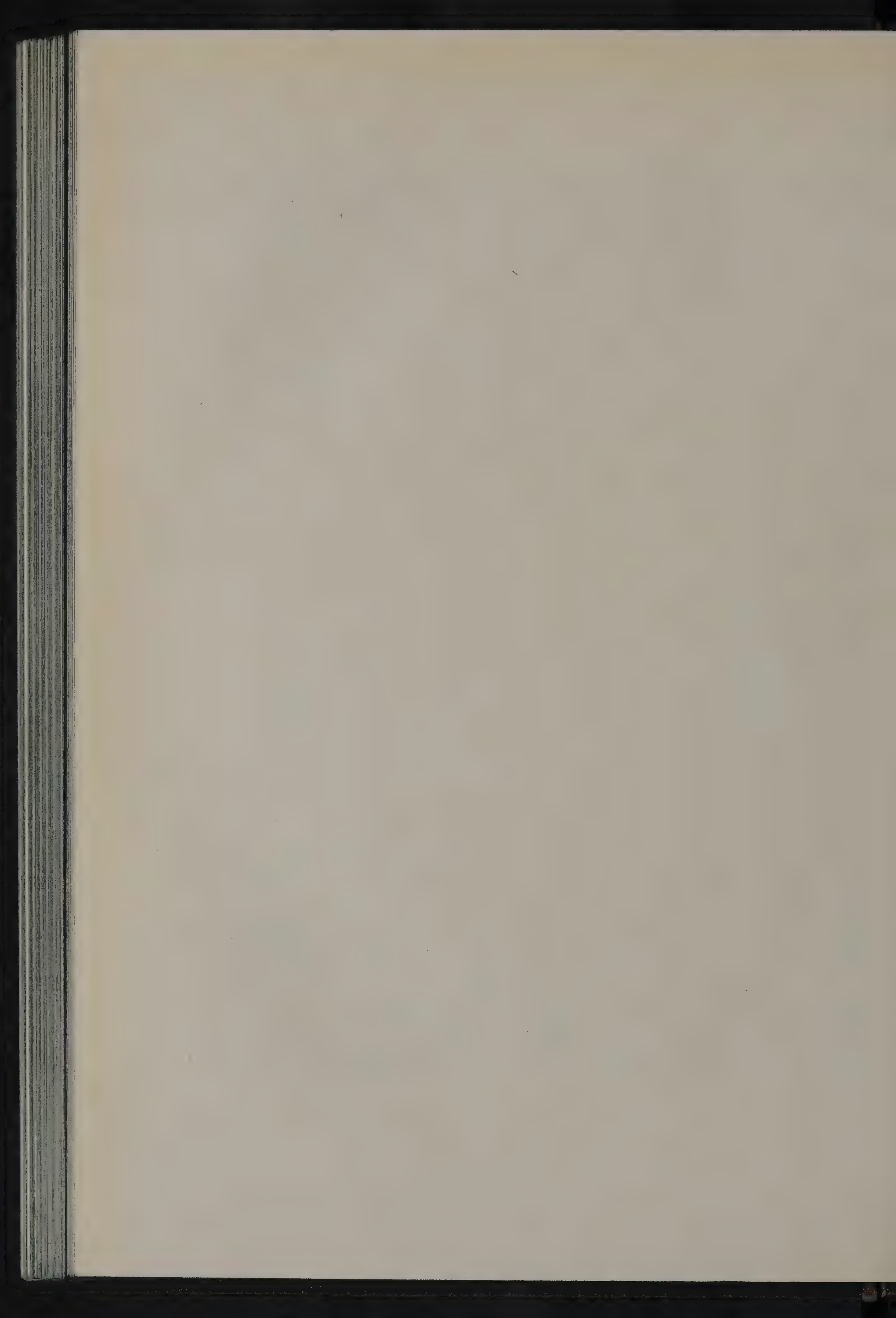
Blendende Schönheit, einen feingeschnittenen edlen Kopf wird man dem weiblichen Damwild schwerlich nachrühmen dürfen, aber dieses Schicksal teilt es mit vielen Hirschdamen, und auch die hohe Gemahlin des „Königs der Wälder", unseres Rothirsches, hat durchaus nicht nötig, erst den Spiegel des Waldsees zu befragen, wer „die Schönste im ganzen Land" sei; sie selber ist es gewiß nicht! Man betrachte nur gute Porträts von Alt- und Schmaltieren daraufhin, und man wird zu dem gleichen Urteil gelangen. Vielleicht ist dieser Mangel an Ausdruck, diese Nüchternheit der Grund, daß sonst anerkannt tüchtige Maler sich bei der Darstellung weiblicher Hirsche (das Reh eingeschlossen) so leicht etwas verhauen. Ein Damspießer — besonders der normalfarbene, im Sommerrock — ist ein sehr schmucker Geselle, der kapitale Schaufler eine prachtvolle Erscheinung: beide brauchen sich keineswegs vor ihren Rotvettern zu verkriechen, wenn diese ihnen auch durch Höhe der Gestalt und etwas mehr Eleganz, durch gefährlichere Bewaffnung und — zuletzt, nicht zu geringst — durch die Macht der Stimme überlegen sind.

Ja, das wunderbare, den Weidmann elektrisierende, dröhnende, herausfordernde Röhren oder Orgeln des im Herbst mit dunkler Halsmähne geschmückten Edelhirsches ist dem Damschaufler versagt. Zwar ruft auch er zur Brunftzeit, die etwa von Mitte Oktober bis in den November dauert, den Gegner herbei, aber sein Kampfsignal ist ein schnarrendes, mißtöniges — Rülpsen. Eine bessere, treffendere und zugleich ästhetischere Bezeichnung dafür wird's kaum geben. Auch die Schaufler



M. Steckel. Slawentzitz, Schlesien, Oktober 1905.

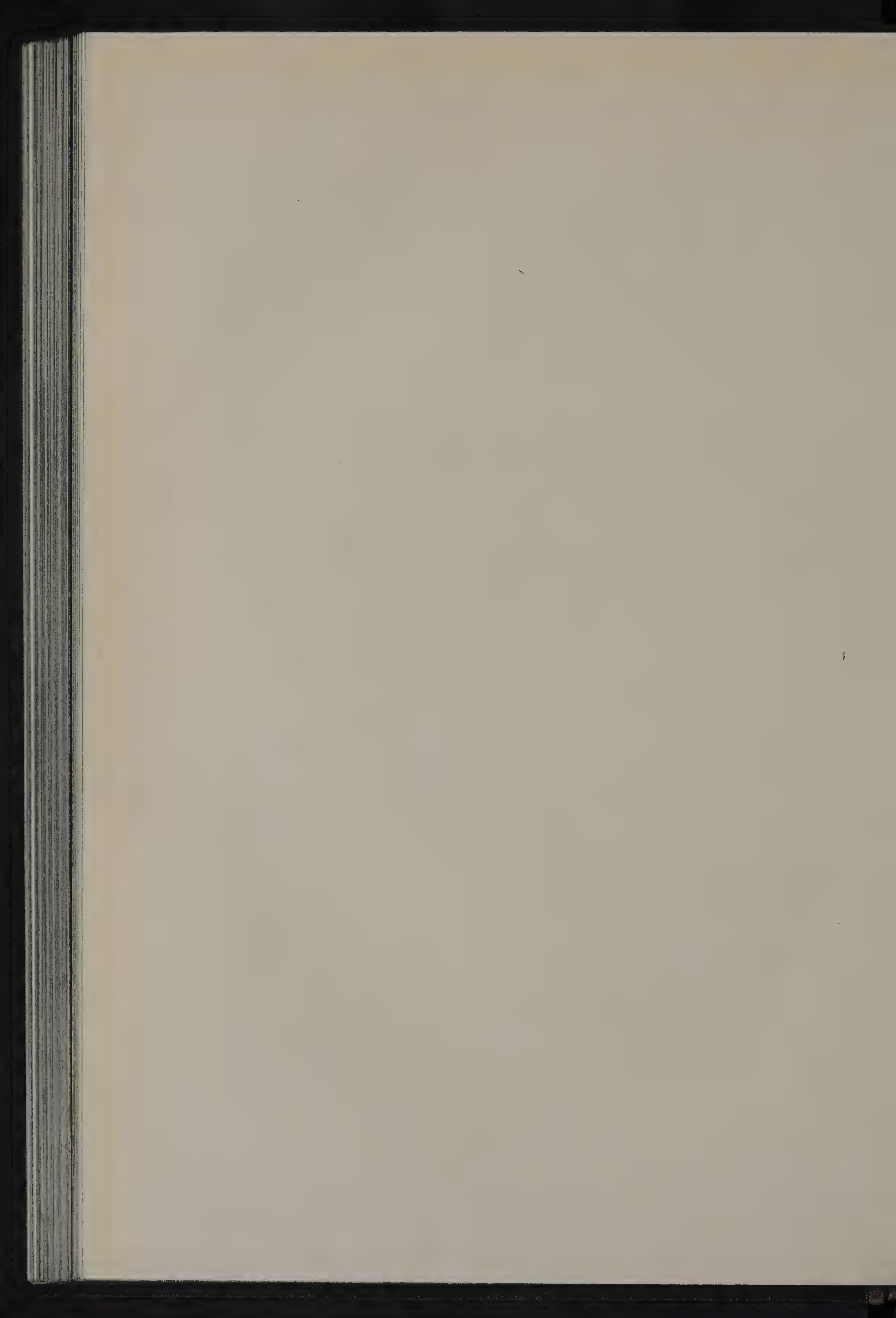
Geringe Damschaufler.





M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, Oktober 1906.*

Damschaufler an der Tränke.



kämpfen um die Oberhoheit beim Kahlwildrudel, so daß es weit durch die Stille des Abends schallt, wenn die harten Geweihe aneinanderschlagen, aber Schwerverwundete und Tote gibt's bei diesen Tournieren verhältnismäßig selten, obwohl die Augsprossen an den Schaufeln geeignet sind, erhebliche Verletzungen zu verursachen. Hat man doch schon außerhalb der herbstlichen Sturm- und Drangperiode, ja selbst während der Zeit des Abwerfens, also etwa im Mai, geforkelte Hirsche gefunden, und da mag wohl Futterneid die Triebfeder der Missetat gewesen sein.

Beim Rotwilde ereignet es sich hier und da, daß zwei stärkere Hirsche sich verkämpfen, ihre Geweihe so fest verhakeln, daß sie nicht wieder voneinander loskommen. Dann ist der Wald Zeuge eines Dramas mit hochtragischem Ausgang. Verkämpfte Rehböcke hat man gleichermaßen gefunden, aber von Damhirschen ist kein solcher Fall bekannt geworden, was sich leicht erklärt aus dem Bau der Schaufelstangen, welcher ein gegenseitiges Festklammern und Verfangen nicht ermöglicht. Und so verlaufen denn ihre Mensuren in der Regel ohne „Blutige", beschränken sich vielmehr auf ein Zusammenprallen, Drücken und Schieben. Öfters vertreiben sich die Damhirsche die Zeit mit völlig harmlosen Rempeleien, binden die Klingen und üben Stoß und Gegenstoß, wie zur Vorbereitung auf spätere, ernstlichere Attacken, wobei der Ungeschicktere Haare läßt oder sich eine Schramme holt. Durch derartige Neckereien wird das nebenbei äsende Kahlwild nicht im mindesten gestört. — Manchmal steckt die Streitlust noch einige Zeit nach der Brunft dem Hirsch im Blute; er kühlt sein Mütchen an schwachen Bäumen, bearbeitet sie mit dem Geweih und knickt sie wie Streichhölzchen. — Da naht ein anderer Raufbold: eingelegt die Lanzen — — nein, die Schaufeln — und gleich entbrennt der Kampf. Das dauert oft bis zu völliger Erschöpfung beider Gegner, welche dann nach beendetem Waffengange noch eine ganze Weile schlaff und matt herumstehen, das Geäse geöffnet und den Lecker heraushängend. Ab und an ist auch der Verlust einzelner Teile des knöchernen Kopfschmuckes dabei zu beklagen. Im ganzen genommen scheinen Damschaufler streitsüchtiger zu sein als Rothirsche; auch benehmen sie sich bisweilen beim Angriff geradezu heimtückisch. Während zwei Schaufler die Klingen kreuzen, tritt plötzlich, herbeigelockt vom harten Stangengeklapper, ein dritter auf den Plan, erspäht den günstigsten Moment und fällt einem der beiden Paukanten in die Flanke, wobei es dann unter Umständen doch erheblichere Verletzungen setzt. Immer freilich glückt ein solches Manöver nicht, sondern der freche Zudringling wird von einem der Rivalen, welche zu diesem Zweck einen kurzen Waffenstillstand schließen, von dannen gejagt. Übrigens läßt öfters der im Duell siegreiche Schaufler, wenn er den unterlegenen verfolgt, ein schmähendes, dumpfes „Grollen" vernehmen: bo bo bo bo bo —. Ist ein Platzhirsch durch

heißes Gefecht stark mitgenommen, so kann es geschehen, daß ein frischer Recke (der ihm an Kraft nicht gleicht), wie im sicheren Vorausgefühl des Erfolges, ihn ganz gelassen angreift, zur Flucht zwingt und nun — ein wirklicher tertius gaudens — für einige Tage die Stelle des Entthronten beim Rudel einnimmt; dann folgt der Freveltat die Rache, und der inzwischen ausgeruhte rechtmäßige Besitzer der Herrscherrechte erobert die verlorene Position zurück.

Der andre aber denkt: wie fein
War's, König auch einmal zu sein.

Nicht selten geschieht es, daß in einem Rudel, welches sich niedertun will, Neid und Unverträglichkeit sich häßlich bemerkbar machen: der Stärkere gönnt dem Schwächeren nicht das Bett (Lager) und die Schaufler benehmen sich dem Kahlwild gegenüber nichts weniger als höflich und rücksichtsvoll und schreiten sogar zu Tätlichkeiten. — Wenn in zwei Dam-Damen der Zankteufel fährt, so stellen sie sich auf die Hinterläufe und führen mit den Vorderläufen kurze Hiebe gegeneinander, so wie es auch die Rothirsche tun, wenn sie abgeworfen haben. — Auffallend geschickt versteht der Schaufler, zwischen Lücken in Zäunen oder eng stehenden Bäumen bei ziemlich fördernder Gangart durchzuschlüpfen, sogar wenn er ein weit ausgelegtes Geweih trägt; mit leichter, drehender Bewegung wirft er das Haupt im Bogen von rechts nach links — oder umgekehrt — und schraubt sich so gewissermaßen vorwärts.

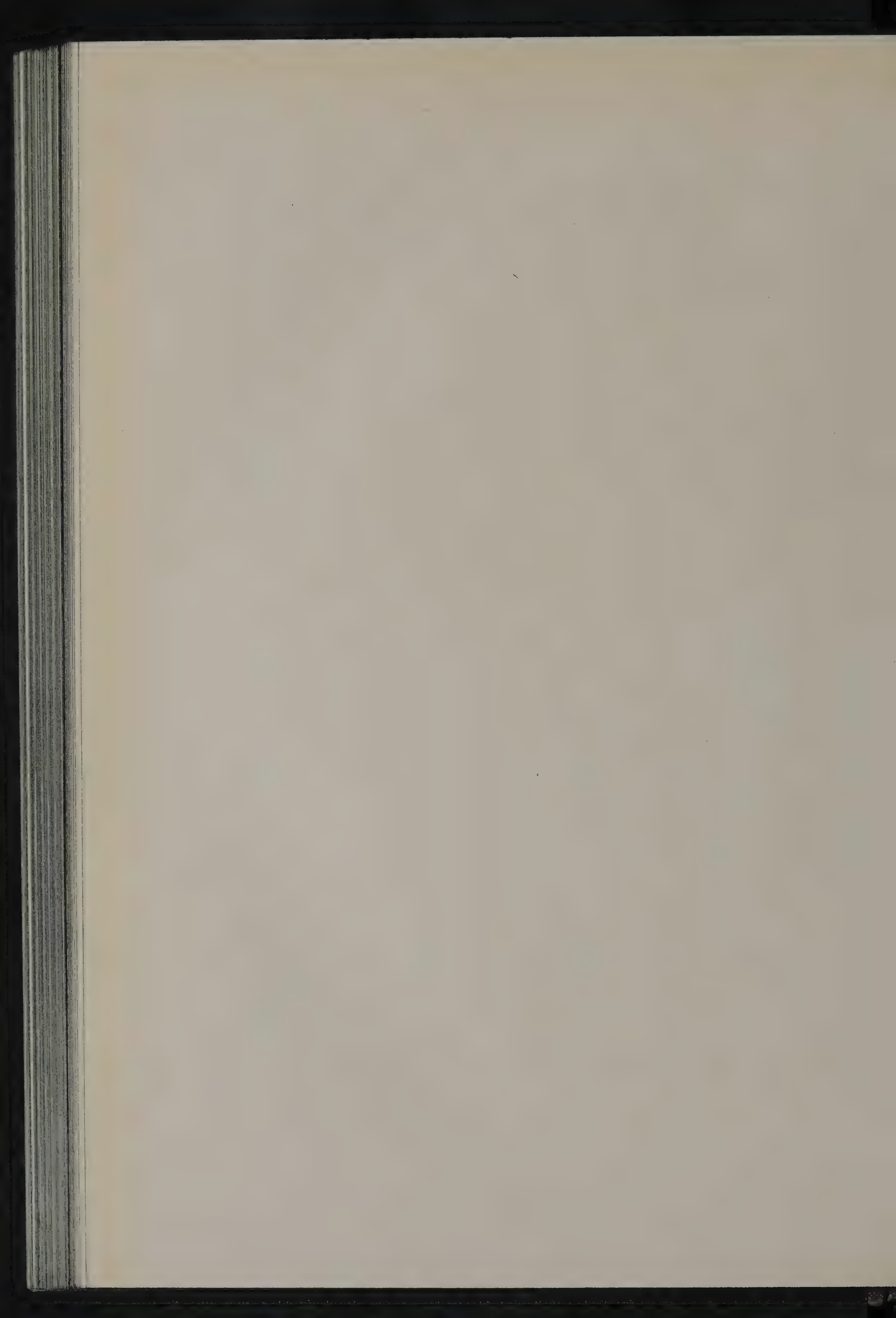
Der junge Hirsch schiebt mit Beginn seines zweiten Kalenderjahres (des auf sein Geburtsjahr folgenden also) schlichte Spieße, mitunter auch nur ganz kurze, aus einiger Ferne kaum wahrnehmbaren Knorren. Im allgemeinen werden dann nächstes Jahr abermals Spieße aufgesetzt, die zwar ebenfalls noch nicht die bekannten, für Hirschgeweihe so charakteristischen grundständigen, oft herrlich gekrausten Rundwülste, Rosen genannt, haben, sondern nur eine keulige, höckerige, vielfach gefurchte Verdickung zeigen, während die Spitzen jetzt länger und feiner, dünner ausgezogen sind; die spätere Biegung wird schon durch leichten Schwung angedeutet. Oftmals jedoch wird diese zweite Spießerstufe übersprungen, und wir sehen den künftigen Schaufler gleich als „Sechsender" vor uns, dessen schlanke, glatte Stangen je eine Aug- und eine Mittelsprosse haben. — Weiterhin spricht man vom Knieper oder Löffler (Schneider), vom angehenden, vom guten, vom kapitalen Schaufler. Bei letzterem weist der abgeflachte Endteil der Stange, die Schaufel im eigentlichen Sinne, eine Breite bis zu 25 Zentimeter auf, doch wird diese Mächtigkeit nur selten erreicht.

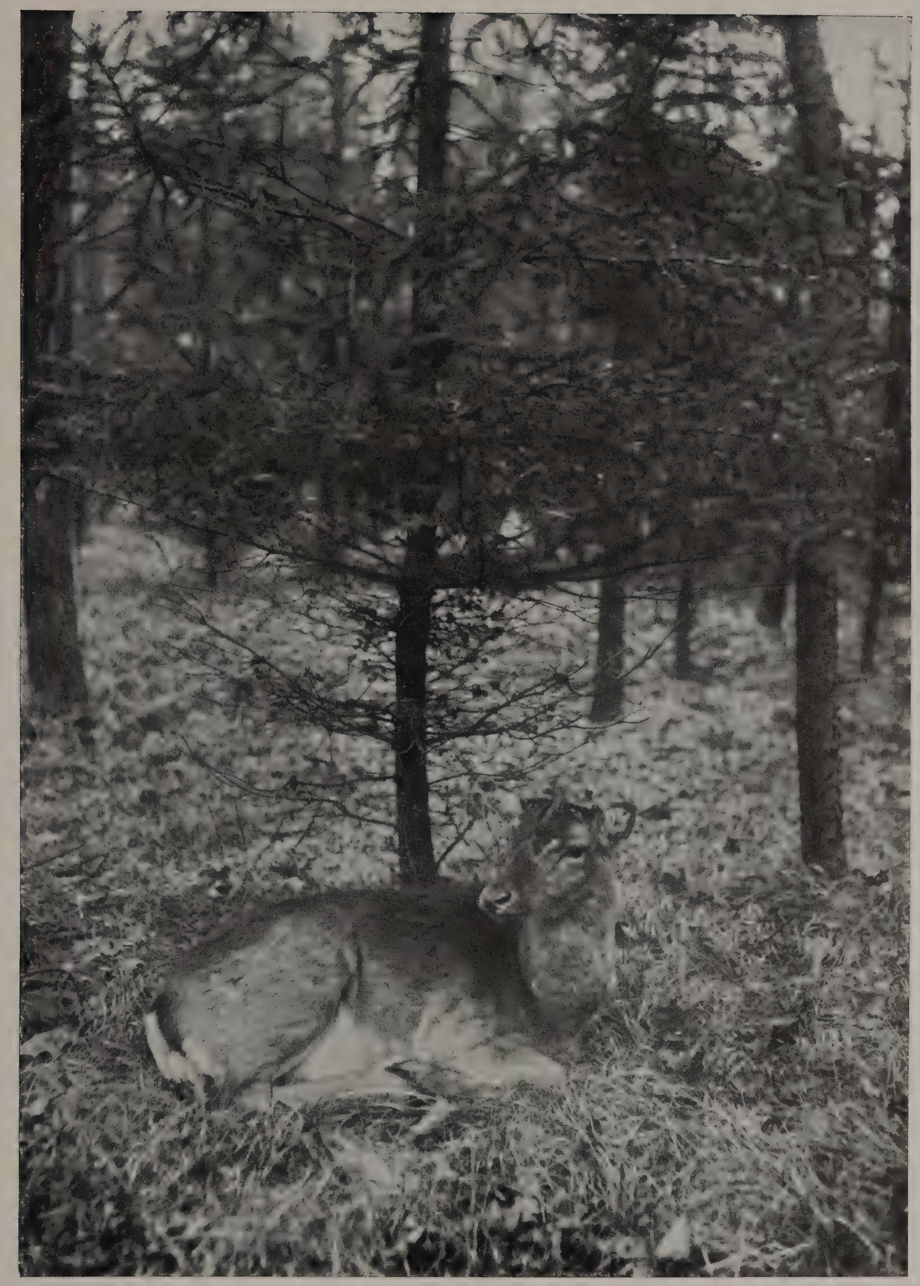
Auch des Damhirsches Schaufeln werden, wie die Stangen anderer Hirscharten — vor allem asiatischer —, in Massen zu kunstgewerblichen Gegenständen, zu Möbeln, Kronleuchtern, Uhrgestellen und dergleichen



M. Steckel. *Tillowitz, Schlesien, Oktober 1906.*

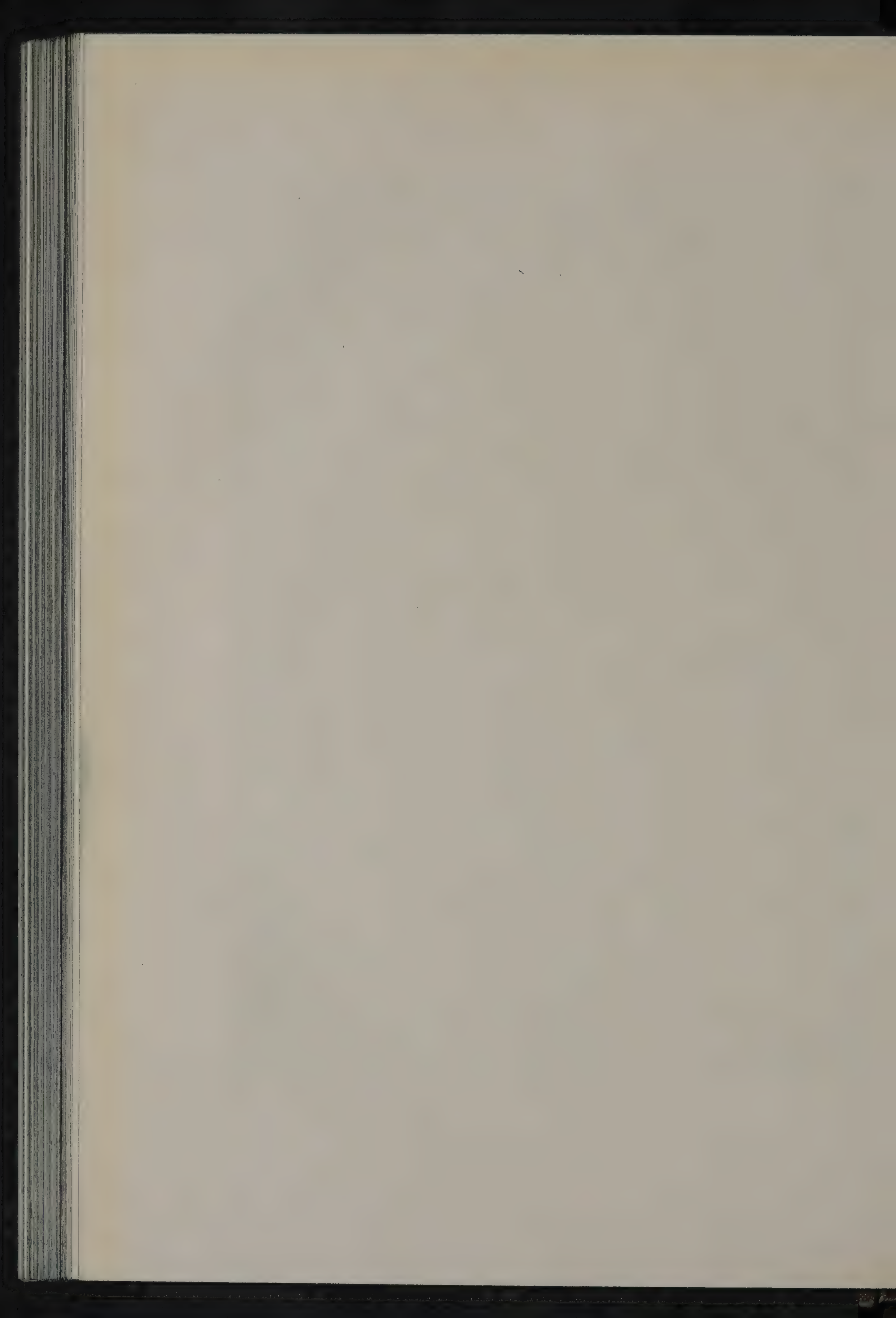
Damschaufler an der Tränke.





Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, März 1907.*

Damschaufler mit abnormem Geweih.





Pfaff. *Connewitz, April 1907.*

Damschaufler, die Dickung verlassend.

verarbeitet. Die großen modernen eingezäunten Reviere und die Wild-parks liefern viele Abwurfstangen, welche hier verhältnismäßig leicht zu sammeln sind, weil man die Plätze ziemlich genau kennt, wo die Hirsche zur Zeit des Abwerfens stehen. Schon einige Wochen, bevor dieser Verlust des Kopfschmuckes bei den Hirschen eintritt, lockert sich allmählich der Zusammenhang der Geweihstangen mit den aus dem Schädel hervor-ragenden Stirnzapfen, den „Rosenstöcken", und eines schönen Tages knackt die eine Stange weg, bald darauf in der Regel auch die zweite. Sofort beginnt das neue Geweih zu wachsen, und in wenig Monaten hat der

Hirsch die volle Pracht seiner Kopfzier wieder erlangt, sie mag so vielzackig und so schwer sein, wie sie will. In jedem Jahre dasselbe Spiel der Kräfte. Man staunt mit Recht: welch eine grandiose Neuschaffung in so kurzer Zeit! Und man denkt an den ausgestorbenen Riesenhirsch, den Megaceros, der noch während einer gar nicht allzu fernen Epoche der Erdgestaltung über die europäischen Moorgelände wechselte, über das Moor und über waldlose Flächen, denn es ist nicht anzunehmen, daß er mit seinem bis zu drei Meter ausgelegten, wirklich fabelhaften Geweih durch Gehölz und Dickicht gezogen sei. Unter diesen ins Meer der Vergangenheit hinabgesunkenen Giganten des Hirschgeschlechts hat man zwei verschiedene Typen herausgefunden; die Geweihe beider waren schaufelartig verbreitert, aber nur bei dem schwächeren, dem Megaceros Ruffi, dessen Reste ein deutscher Forscher bestimmt hat, sehen wir den Charakter der Schaufelbildung gewahrt, welcher unserm Damhirsch eigen ist: Aufbiegung der Stange nach oben und Auszackung der Schaufel am hinteren Rande.

Ob unser prächtiger Damhirsch von jenem Riesenhirsch verflossener Jahrtausende, den man mit dem „grimmen Schelch" des Nibelungenliedes hat identifizieren wollen, abstammt, das wird wohl eine offene Frage bleiben. Daß der Damhirsch schon früher einmal, vor dem Diluvium, d. h. vor der ungeheuren Vergletscherung, die Europa heimsuchte, in unsern Gegenden zu Hause war, das ist durch Funde*) unbestreitbar erwiesen. Jetzt heißt es nur allgemein, daß der Damhirsch zu uns gebracht sei aus den „Mittelmeerländern", wo er hier und da noch urheimisch vorkommt, beziehungsweise vorkommen soll, denn genaue Feststellungen darüber sind jetzt wohl kaum noch zu machen. Im Mittelalter ist er für Schweiz und Elsaß nachgewiesen. In England, wo es in vielen Parks „herdenweise" gehalten wird, ist Damwild vielleicht schon vor dem Einfall der Dänen eingeführt worden, und zwar aus Norwegen; späterhin aber muß Dänemark als die Hauptbezugsquelle angesehen werden, von wo es im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts nach Deutschland gelangte, zuerst nach Kurhessen. In Brandenburg hielt es seinen Einzug unter des Großen Kurfürsten Regierung, und Friedrich Wilhelm I. verpflanzte es nach Pommern. Sein Wohngebiet vergrößerte sich dann Schritt vor Schritt, und in Ostpreußen gibt es Damwildreviere, die sich sehen lassen können! In den baltischen Provinzen Rußlands breitet sich das Damwild erfreulich aus; es übersteht den Winter dort besser als das Rehwild. — Man ist so einsichtsvoll gewesen, es sogar in Neuseeland einzubürgern, mit gutem Erfolge.

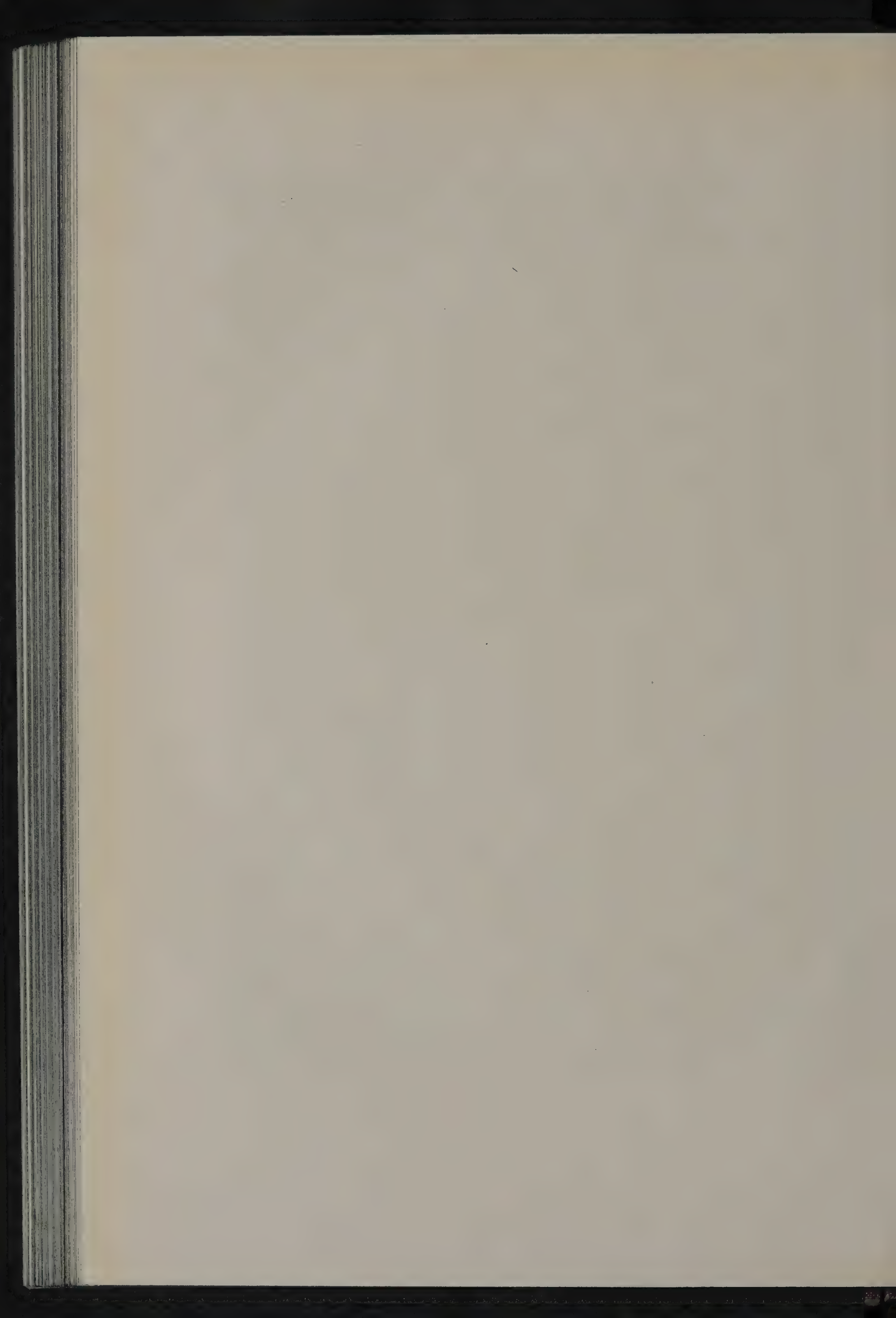
---

*) Bei Belzig in der Mark Brandenburg wurde 1883 ein vollständiges Skelett mit Schaufelgeweih aus dem Süßwasserkalk ans Licht der Gegenwart befördert. —



Pfaff. *Connewitz, Juli 1906.*

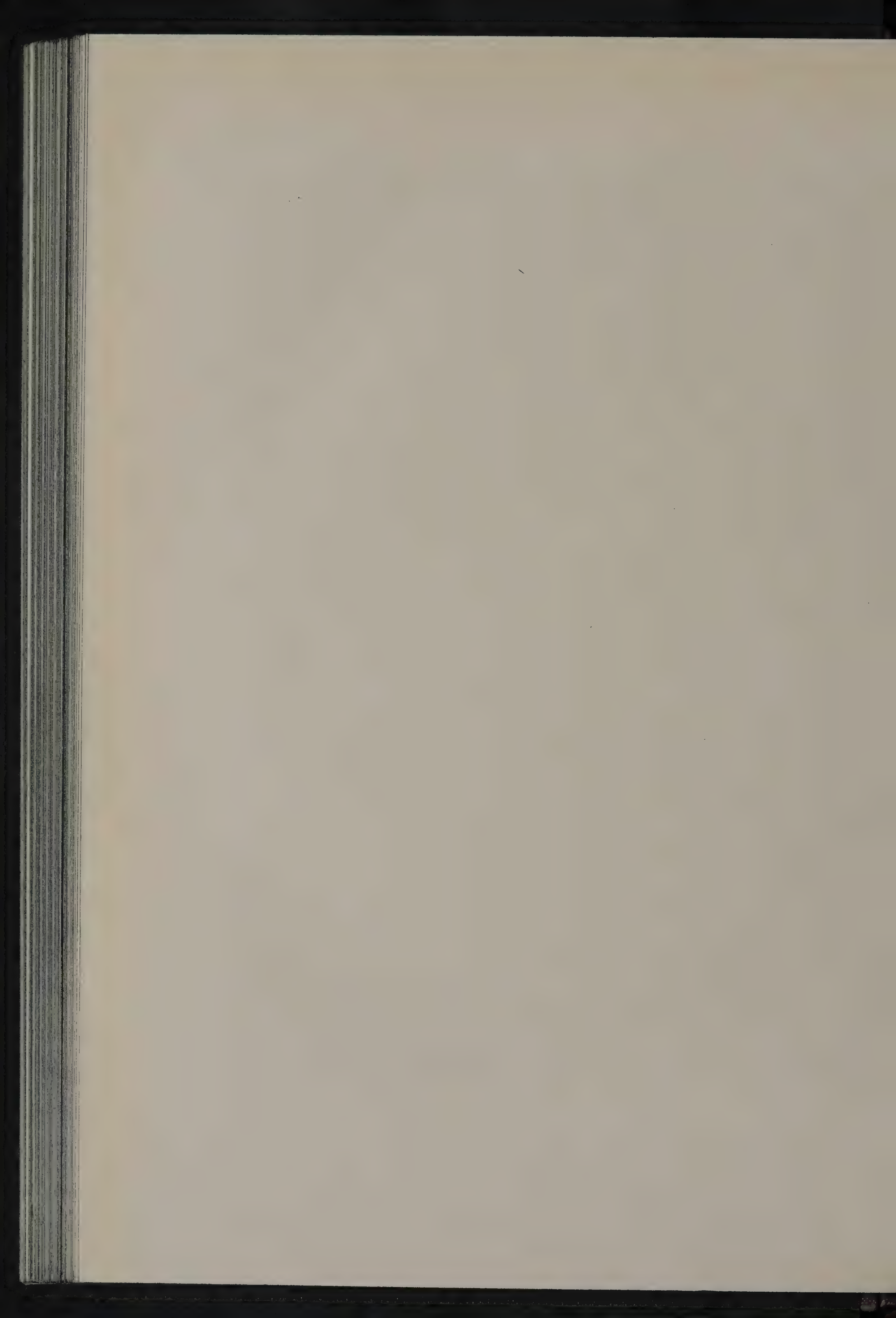
Damschaufler im Bett.





Pfaff. *Connewitz, März 1907.*

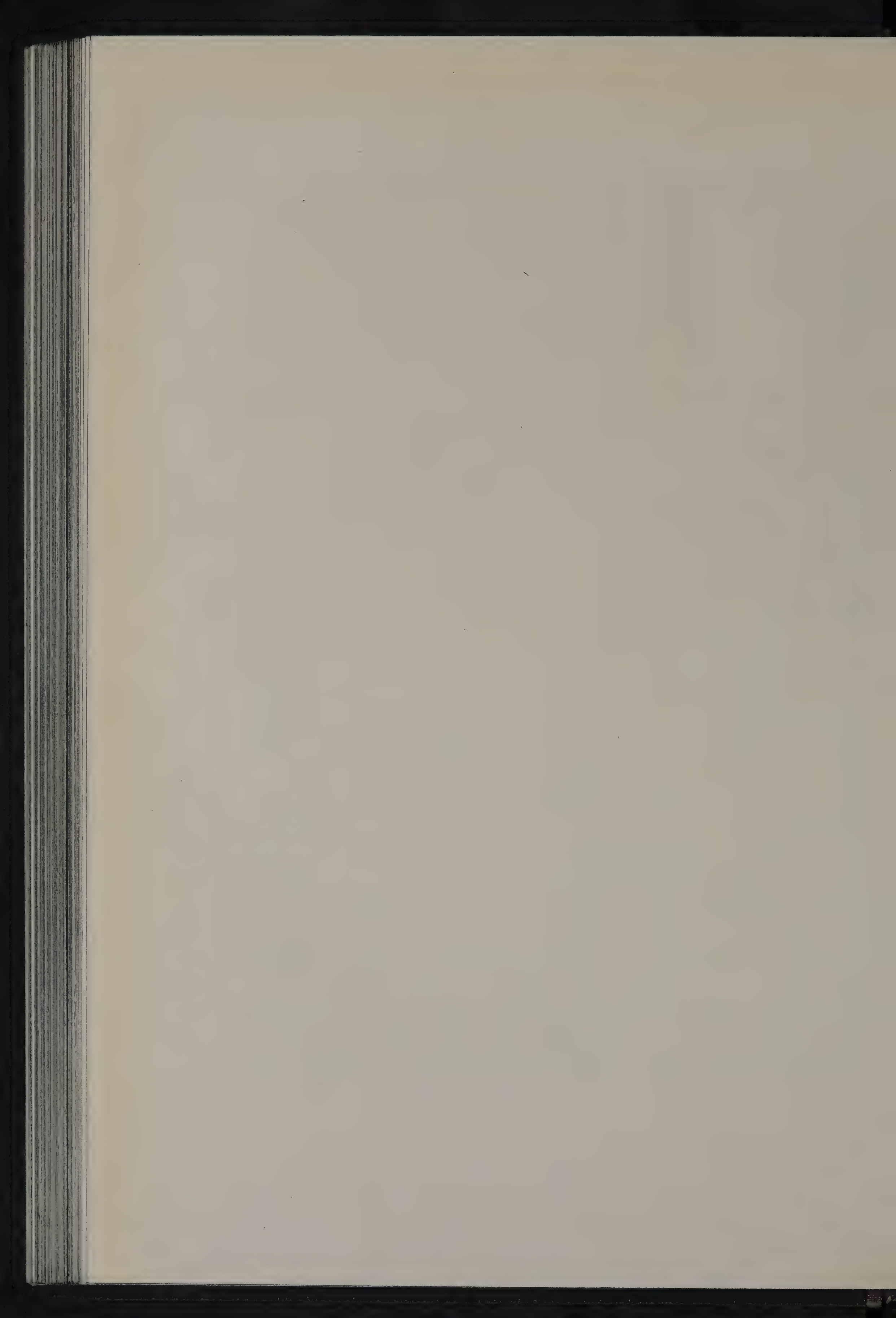
Damwildrudel, sichernd.





Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, 1907.*

Zärtliche Brüder: dunkler Schaufler und weißer Spießer.





Pfaff. *Connewitz, 26. Oktober 1903.*

Damwild. Mutterwild mit säugendem Kalbe.

Übrigens kennt die Wissenschaft seit etwa 30 Jahren einen gefleckten Damhirsch, der in der Farbe ein wenig, in der Bildung seines Geweihes aber nicht unerheblich von dem unsern abweicht. Er ist heimisch in der Landschaft Luristan im westlichen Persien und wohl auch in Mesopotamien. Der berühmte Zoologische Garten in London besaß mehrere Exemplare dieses interessanten Damhirsches, welcher — im Gegensatz zu dem „gewöhnlichen" — nun auch in die Berge hinaufsteigt, während es sein europäischer Bruder dem Edelhirsch überläßt, gelegentlich einen „höheren Standpunkt" einzunehmen und gleich der flinken Gemse die Welt „durch den Riß nur der Wolken" anzuäugen. — Man hat jenen asiatischen Neuling der Hirschfamilie Cervus mesopotamicus getauft; auch Dama mesopotamica nennt ihn der Forscher, und hiermit verwendet er ein Wort, welches schon im alten Rom gebräuchlich war, wo jedoch mit dama oder damma ebenfalls das stahlsehnige Krickelwild der Alpen und — vielleicht — die Gazelle bezeichnet wurde. Möglicherweise hatte damma etwa gleiche Bedeutung wie unser



Pfaff. *Connewitz, 2. November 1908.*

Damwild in der Brunftzeit: vor dem Beschlag.

Ausdruck Geiß, Tier im Sinne von weiblichem Reh, Hirsch. Im Althochdeutschen begegnen wir dâmo und tâmo, und als das Rad der Jahrhunderte wieder eine Strecke vorwärts gerollt ist, spricht man „bei uns zu Lande" vom Damhirz und Danhirz. Ist es nicht belustigend und lehrreich, alle die Namen prüfend zu betrachten, mit welchen der biedre Schaufler im Laufe der Zeiten belegt wurde? Nicht wundernehmen darf es, daß dieser und jener Jäger späterhin bei Danhirz an — Dänemark dachte, daß man geradezu Dänhirsch sagte. Andere hielten (weil sie weder von tâmo und dâmo, noch von dama etwas wußten) Tannhirsch und Tannenhirsch für „echter"; Dähel,



O. Pfaff. Leipzig, April 1907.

Scherzende Damschaufler.





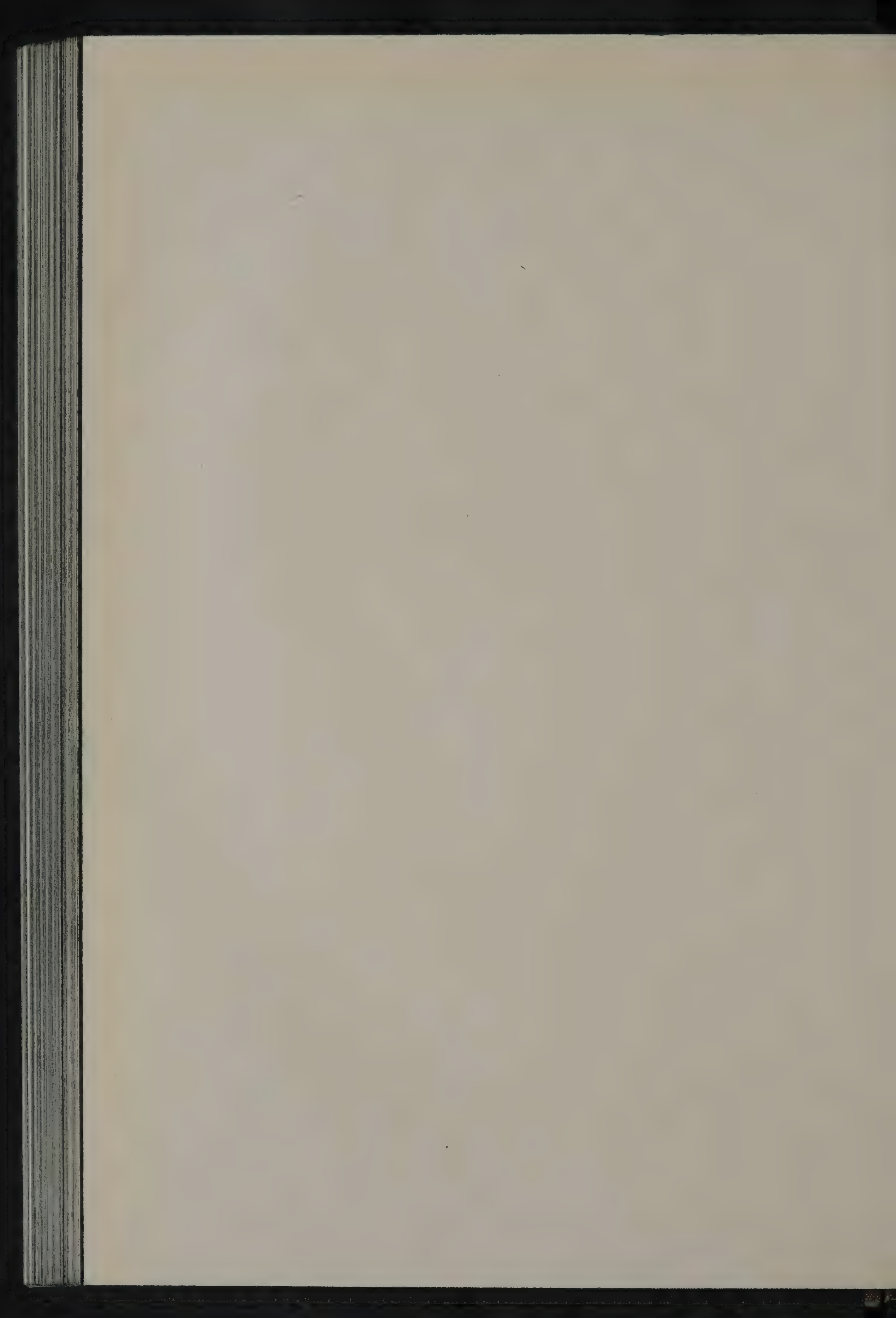
Pfaff. *Connewitz, 2. Oktober 1906.*

Kämpfende Damhirsche (weißer Spießer und geringer schwarzer Schaufler).



Herrmann. *Richmond Park, London, Oktober 1906.*

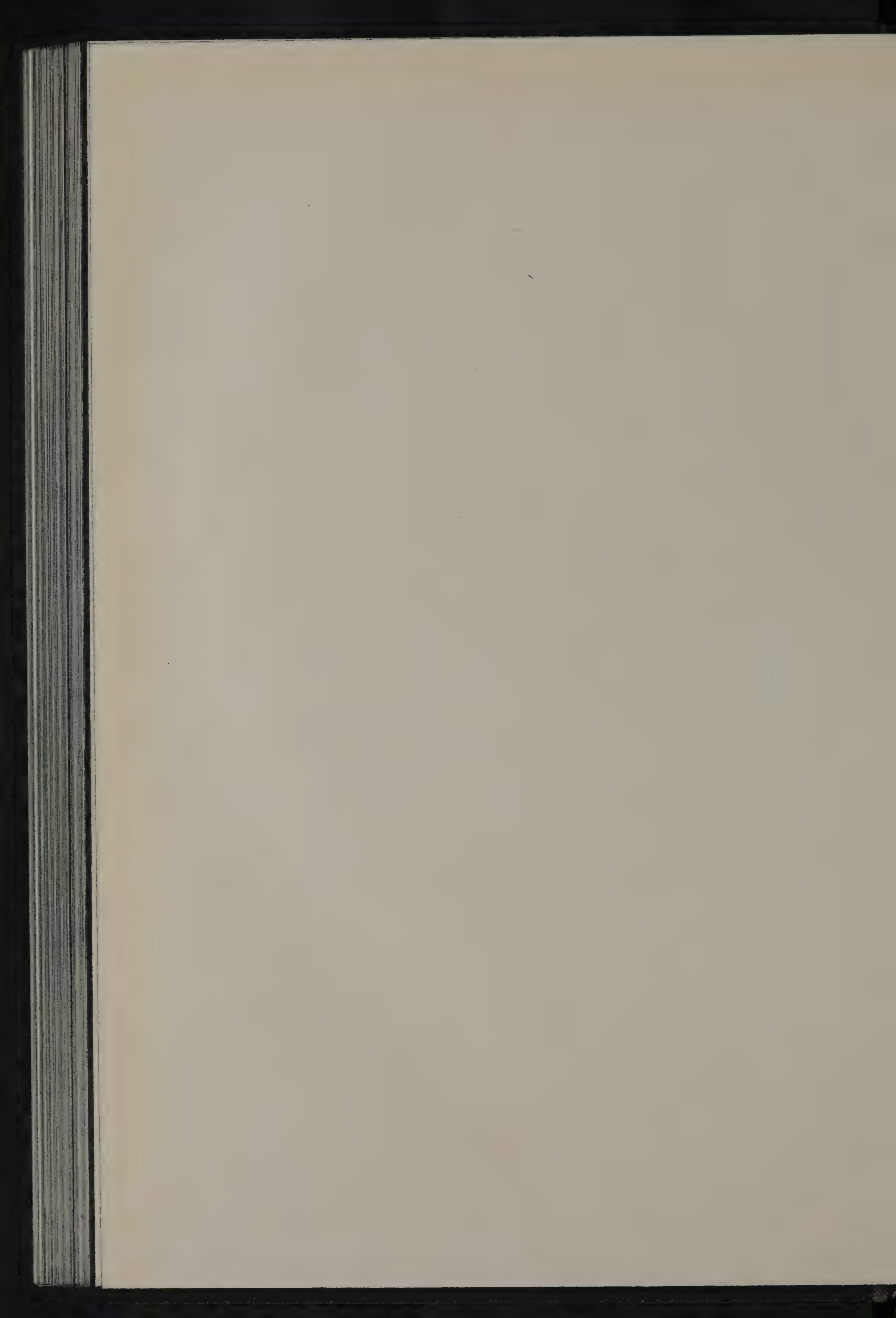
Kämpfende Schaufler.





Pfaff. *Connewitz, 11. November 1906.*

Kämpfende Schaufler, im Hintergrund ein schlagender „Schneider".





Pfaff. Connewitz.

Damschaufler nach dem Abwerfen der Schaufeln geforkelt.

Dandl und Damling treten auf, und schließlich leitete man — natürlich! — Damhirsch auch von Damenhirsch ab, was wahrscheinlich auf seinen halbzahmen Zustand in Park und Wildgarten zurückzuführen ist, wo er den Damen das Zuckerbrot artig aus der Hand nahm. Diejenigen stolzen Nimrode aber, welche spöttischen Tones von „Damzicken" reden, bringen es stellenweise sogar fertig, das schmeichelhafte Adjektivum „dämlich" von „Dam" herzuleiten, was an sich allerdings dämlich genug ist. — Der hieroglyphische Name unseres Hirsches ist „hanen"; auf den Wänden ägyptischer Grabkammern sieht man ebenso trefflich charakterisierende Abbildungen von ihm, wie auf assyrischen Monumenten.

* * *

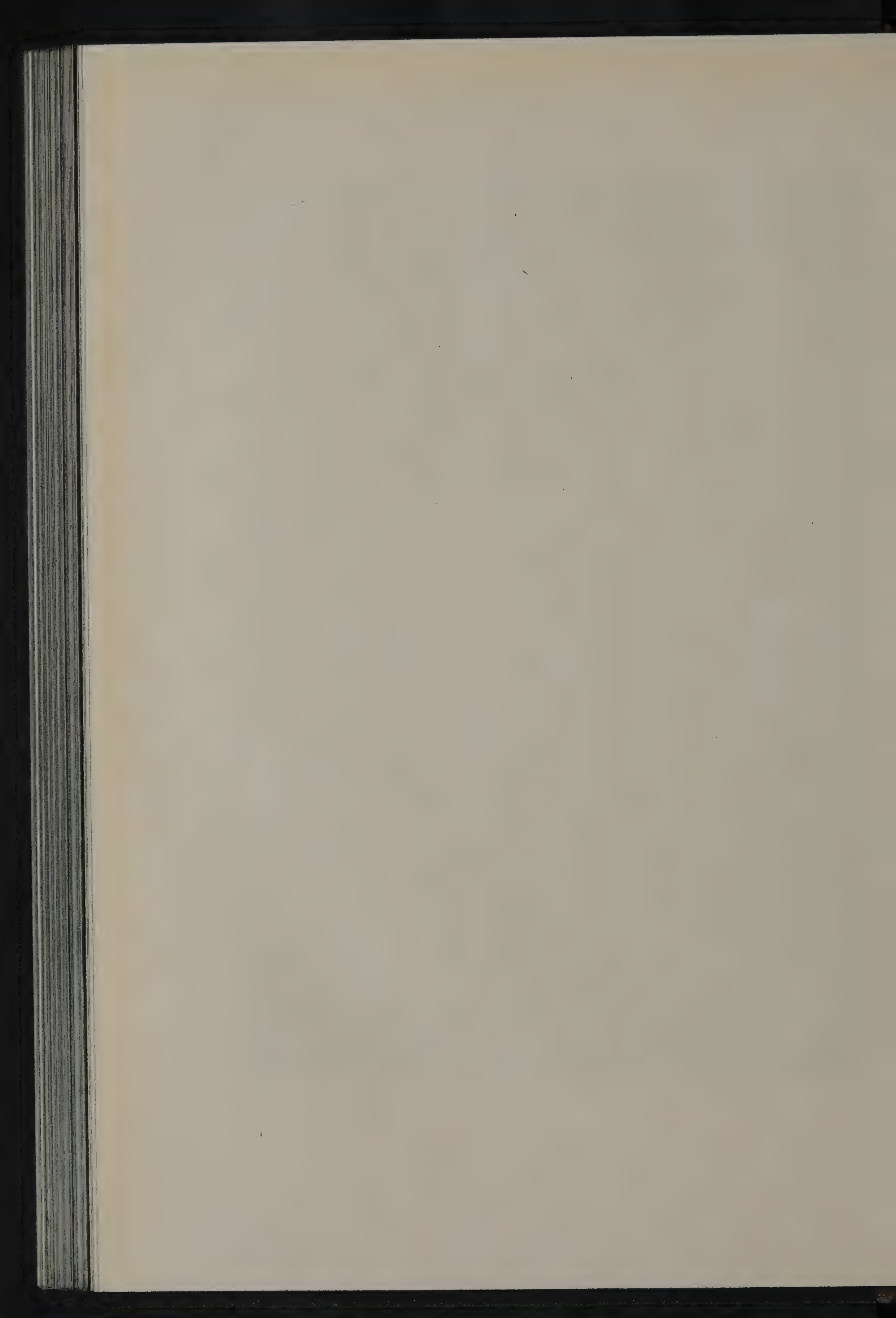
— — Hier stutzt unser (natur- und sprachgeschichtlicher) Damhirsch plötzlich, dehnt und reckt sich, indem er die Schaufeln weit zurücklegt, wirft auf, verhofft; — dann wird er flüchtig und ist bald aus dem grauen Altertum zurückgelangt in die Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts, aus der Gegend von Ninive oder Beni Hassan ins

deutsche Jagdrevier. Er nimmt seinen Stand in einem Fichtenstangenort, an den sich einerseits eine dichte Eichenschonung schließt, anderseits Felder unter hoher Kultur, wo der Tisch mit Leckerbissen reich besetzt ist. Besonders ein Kleeschlag lockt hier das Wild herbei; selbst am hellen Tage sucht es ihn auf, wenn es Lust hat zu einer kleinen Extramahlzeit. Das tut nun freilich der brave Schaufler nicht, von dem eben die Rede war, denn einige unliebsame Erfahrungen, die er gesammelt hat, mahnten zur Vorsicht und gaben ihm die Lehre, daß Nacht und Dämmerung seine besten Freunde sind: im Tageslicht hat er schon das peinliche zischende Pfeifen der Kugel gehört. Das eine Mal war's im Frühwinter, als unvermutet die Erde mit Schnee, dem himmlischen Streuzucker, leicht angeweißt war. An einem langsam fließenden Bache unterhielt er sich gerade flüsternd mit einem Schmaltier in der uns Menschen nur zum Teil verständlichen Sprache des Damwildes. Da empfand er plötzlich einen furchtbaren Schlag und lag am Boden, ehe er sich dessen versah. Er wollte aufstehen, aber die Glieder versagten den Dienst, und ein stechender, brennender Schmerz lief über seinen Rücken hin. Alle Fasern spannte er an, wälzte sich von einer Seite auf die andere, fühlte dann glücklicherweise seine Kraft zurückkehren und erhob sich auf die Läufe in dem Augenblick, als ein Mensch, von dem Birschsteige her, der etwa hundert Schritt entfernt, dem Bache folgend, sich hinzieht, auf ihn zuschritt. Das Schmaltier war verschwunden. Näher kam der Mann im grünen Rock; in seiner Hand blinkte ein langes Messer. Und nun — unser Hirsch — kurz herumgeschwenkt, den Bach überfallen und — heidi und davon! — Was war geschehen? Etwas gar nicht so Merkwürdiges: ein Jäger hatte sich auf dem erwähnten, von Blättern und dürrem Gezweig gereinigten Pfade vorsichtig angeschlichen, hatte auf den Hirsch geschossen und ihn „gekrellt", d. h. die Kugel war dicht über der Wirbelsäule durchs Wildpret (Fleisch) gefahren und hatte eine rasch vorübergehende Lähmung hervorgerufen, welche den Schaufler im Feuer auf die Decke warf. In hohen Fluchten — ab und zu mit allen vier Läufen zugleich schnellend — brachte sich das Schmaltier sofort in Sicherheit. — Der Jäger, welcher ein Neuling auf Dianas Pfaden war, lehnte die noch rauchende Büchse an einen Baum, zog das Weidmesser und schritt auf den am Boden liegenden Hirsch zu, um ihn abzufangen. Schon war (so meinte er) die Beute sein, schon sah er wohl im Geiste die stattlichen Schaufeln von seines Zimmers Wand herabwinken —, da änderte sich die Lage in der geschilderten Weise, und mit einem nicht eben sehr schlauen Gesichtsausdruck blickte der Schütze dem Schaufler nach. Zwar glaubte er noch, daß man diesen später, wenn der auf Schweiß gut arbeitende Hund geholt werde, ganz bestimmt bekäme, indessen ein wenig unbehaglich ward ihm doch zumute, als er die Fährte des Davongeeilten betrachtete und nach einigen hundert Gängen (Schritten) gar keinen Schweiß mehr fand. — —



Pfaff. *Connewitz, November 1908.*

Kämpfende Schaufler von einem „Schneider" angefallen.

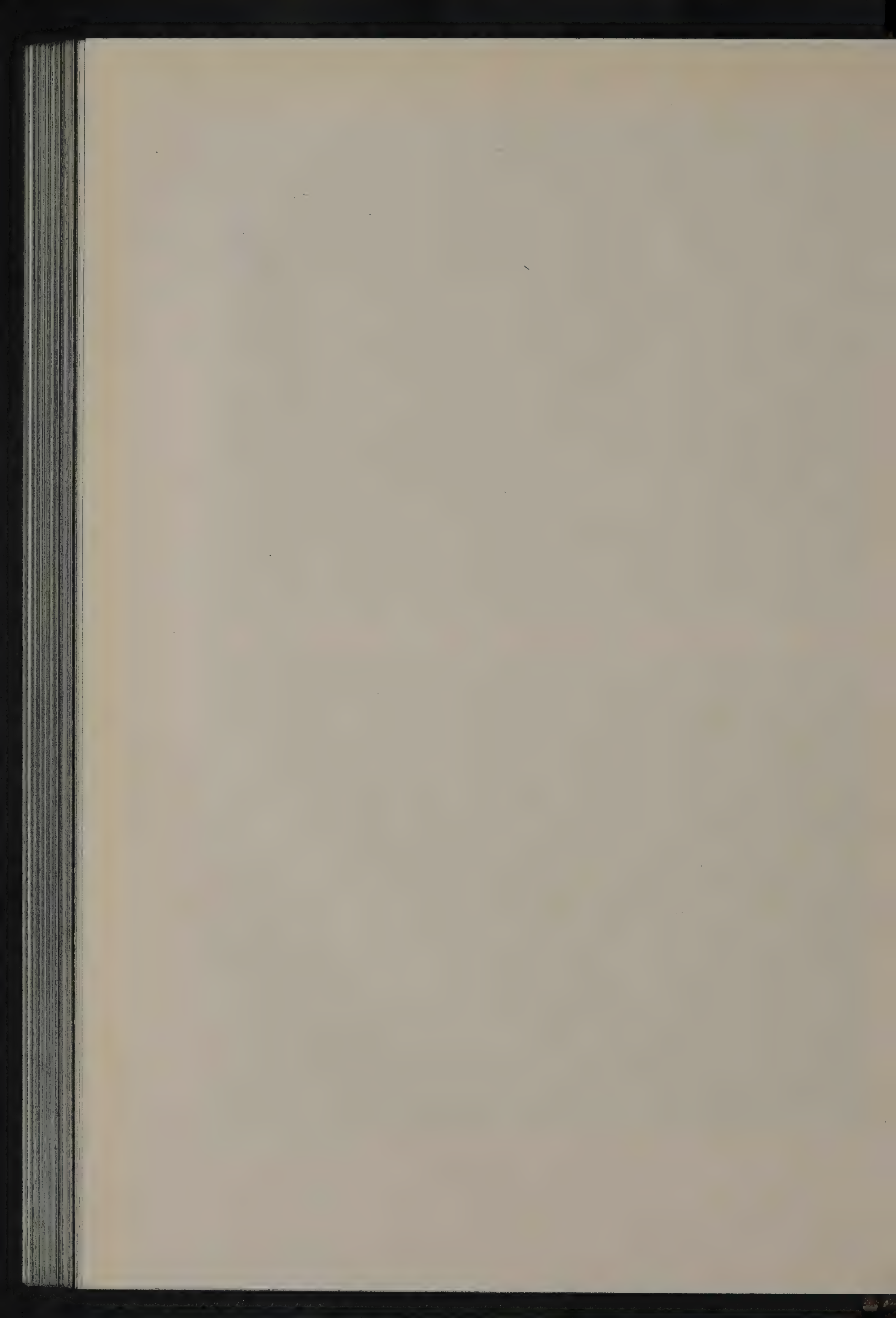






Pfaff. *Connewitz, November 1908.*

Die beiden Gegner nach dem Kampf.





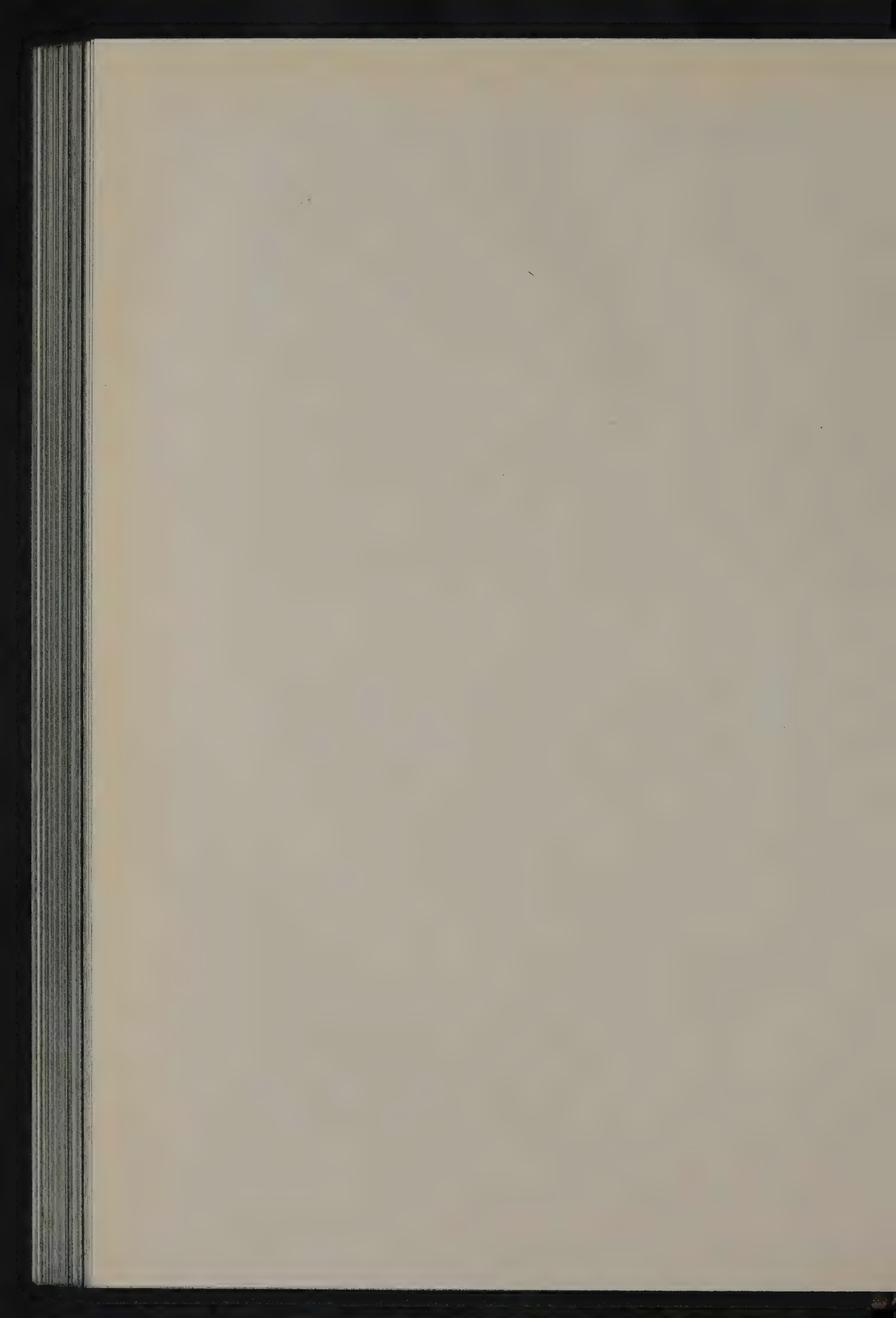
Pfaff. *Connewitz, Oktober 1908.*

Damwild. Weißer Brunfthirsch auf der Wildfährte.



Pfaff. *Connewitz, Oktober 1908.*

Damschaufler mit dem Rucksack des geflüchteten Photographen.





Pfaff. *Connewitz, Oktober 1908.*

Weißer Damschaufler in der Brunft, schlagend.

Seit jenem Abenteuer ist unser Schaufler äußerst vorsichtig geworden, wenn auch die Wunde, ohne Schaden zu hinterlassen, fest und gut vernarbt war. Und so hat er es mit der Zeit auf eine beträchtliche Zahl von Jahren gebracht, und der Verwalter des Reviers, Oberförster Röckel, wußte beinah Wunderdinge zu erzählen von diesem kapitalen „alten Herrn", den er selber und seine Beamten nur in längeren Zwischenräumen ungemein selten mal auf einer Schneise zu sehen bekämen. —

* *
*

Die „Tage der Rosen" sind vergangen; längst abgeblüht haben die Akazien; der wilde Mohn leuchtet nicht mehr am Wegrand, und von den lieblichen Kornblumen entfaltet sich die zweite Pracht, welche nicht im Roggen und Gemenge die tiefblauen Sterne einzeln zeigt, sondern sich auf den Kartoffeläckern zu vollen Büschen entwickelt hat, wo der kundige Feld=

wanderer noch im September und Oktober manchen Strauß pflückt. — Verhallt sind Sensenklang und Erntereigen. Eiche und Buche malen ihr Laub mit den Farben des Herbstes. Fleißige Holzschreier tragen Wintervorrat vom Park des Gutshofes nach dem Walde hinüber. Südwärts ziehender Kraniche Schrei tönt hoch herab aus klarer Luft — —.

Der Abend setzt früh ein, und es ist schon recht kühl. — Die Nacht geht hin. — Am Morgen wallen Nebelschwaden über die Wiesen, von den Torfstichen her, und durch den bruchigen Bestand weben Erlkönigs Töchter ihre Schleier.

Still am Walde liegt die Oberförsterei. Zwei Käuzchen rufen sich. Ab und zu klirrt eine Kuh mit der Haltkette.

Da wird im Giebel ein Fenster hell. Gleich darauf hört man schlürfende Schritte am Pferdestall. Das ist der alte Werner, der „Holzkutscher". Er kommt pünktlich wie ein Uhrzeiger, um den Wagen zweiter Garnitur zu bespannen. Denn seines Herrn Freund soll um fünf Uhr zur Birsch fahren, und wenn der einen guten Hirsch schießt, so ist's Werners Schaden nicht. —

Kaum eine Viertelstunde ist vergangen, da hat sich der Jäger schon neben Werner auf dem zweisitzigen Wagen zurechtgerückt. Er zieht den Lodenmantel fest um die Schultern. Werner hat den gespendeten „Tobak" angesteckt, pafft mit Genuß und lenkt die getreuen Braunen waldein. — Wie wunderbar ist so eine Fahrt! Noch dämmert es nicht. Dunkel ringsum. Nur oben zwischen den Wipfeln der Fichten ein hellerer Strich. Aber die Gäule kennen hier jeden Quadratfuß Weg, jede Wurzel, jedes Loch, und so geht's rüstig dahin. — „Ob wir den Starken wohl dieses Jahr kriegen, Werner?" — „Aber na ja, Herr Major, ich denk' doch jewiß. Wir werd'n mal nach Jagen 27 fahren; da hat'n der eine Hilfsförster so vor'n Tag' acht jesehn. — Na, und wenn da nicht, denn vielleicht an der Ziegelei —."

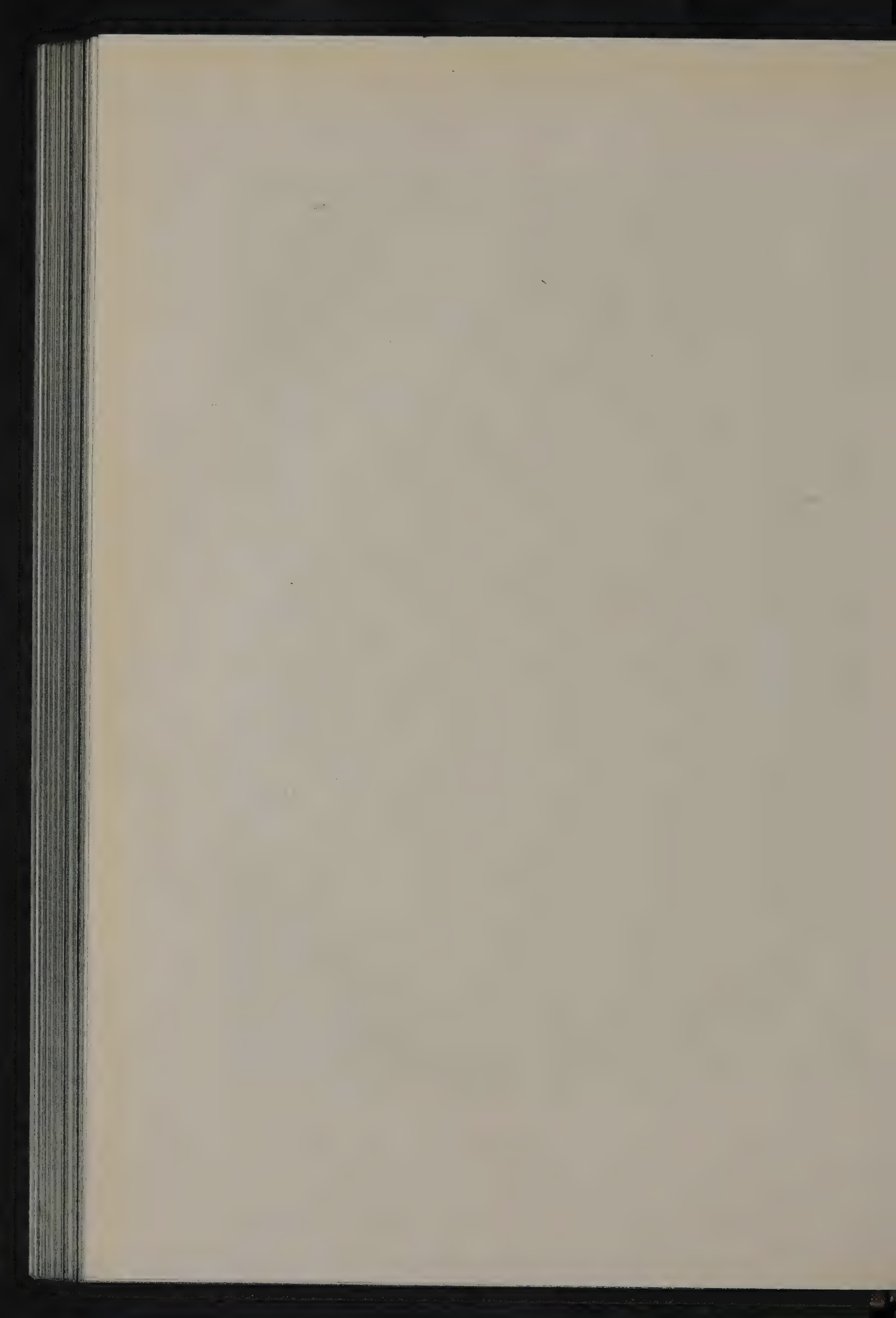
Die Pferde traten auf dem feuchten Boden durch, daß es spritzte — quitsch — quatsch, und der Wagen neigte sich manchmal bedenklich zur Seite. Es klapperte und rasselte. Aber durch solche Geräusche läßt sich das Wild meistens nicht stören; man darf nur nicht stillhalten, sobald es den Wagen eräugt hat; wenigstens muß das ganz vorsichtig gemacht werden, wie denn überhaupt das Birschfahren eine eigene Kunst ist, die gelernt sein will. —

Nach und nach war's heller geworden, man vermochte größere Gegenstände mit dem Doppelglase leidlich zu unterscheiden, und nicht allzu lange währte es, so bemerkte man auf den Gestellen und Kulturen hier und da Mutterwild mit Kälbern; sämtliche drei Farbenvarietäten kamen zu Gesicht. — Jetzt erinnerte der Major daran, daß er einst an der Stelle, welche man eben passierte, einen geringen Hirsch mit einem verkrüppelten Geweih geschossen habe. Es war ein Hirsch mit sogenanntem „Doppelkopf". Das ist ein Gebilde,



Pfaff. *Connewitz, Oktober 1908.*

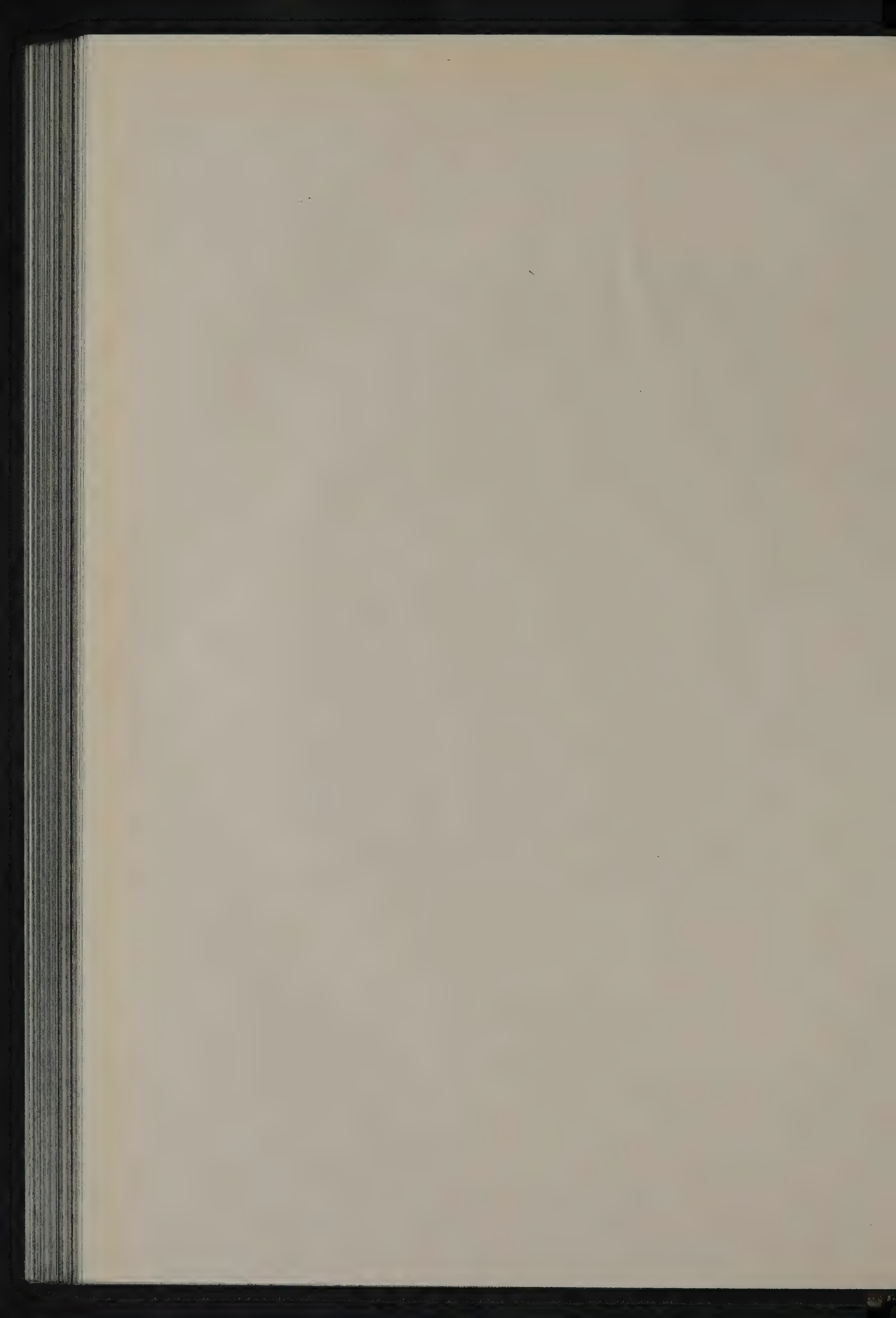
Weißer Damschaufler in der Brunft, schlagend.





Pfaff. *Connewitz, November 1908.*

Weißer Damschaufler, sich niedertuend.





Pfaff. *Connewitz, November 1908.*

Weißer Damspießer in eigenartiger Ruhestellung (Vorderläufe gekreuzt).

welches bei Damhirschen öfters beobachtet wird: die vorjährigen Spieße wurden nicht abgeworfen, und unter ihnen hervorgequollen ist der Baustoff des neuen Geweihes, dessen Rosen dann dem alten als Unterlage dienen. So einen Hirsch mit „Doppelkopf" erlegte des Oberförsters Gast damals nahe der Gretchenbrücke, und er bespricht nun mit dem biederen Rosselenker den ganzen „Fall" von A bis Z, wie das die Jägersleute gern zu tun pflegen, auf solche Art ihre bedeutsameren Abenteuer immer aufs neue durchlebend. Jener Hirsch war auch noch deshalb bemerkenswert, weil er zufällig Eckzähne hatte, die beim Damwild recht selten, noch seltener bei Rehen, aber beim Rotwild stets angetroffen werden. Diese oberen Eckzähne heißen Haken, auch Granen, Granel, Kusen, und werden als Trophäe hochgeschätzt; der Goldschmied verarbeitet sie geschickt zu Nadelköpfen, Broschen, Uhrkettenanhängern usw. —

Abnorme Geweihe tragen Damhirsche ziemlich oft. Schwächliche, kränkelnde, an den Folgen von Schußwunden leidende Stücke, „Kümmerer",

10*



Pfaff. *Connewitz, 15. November 1908.*

Damschaufler, sich reckend.

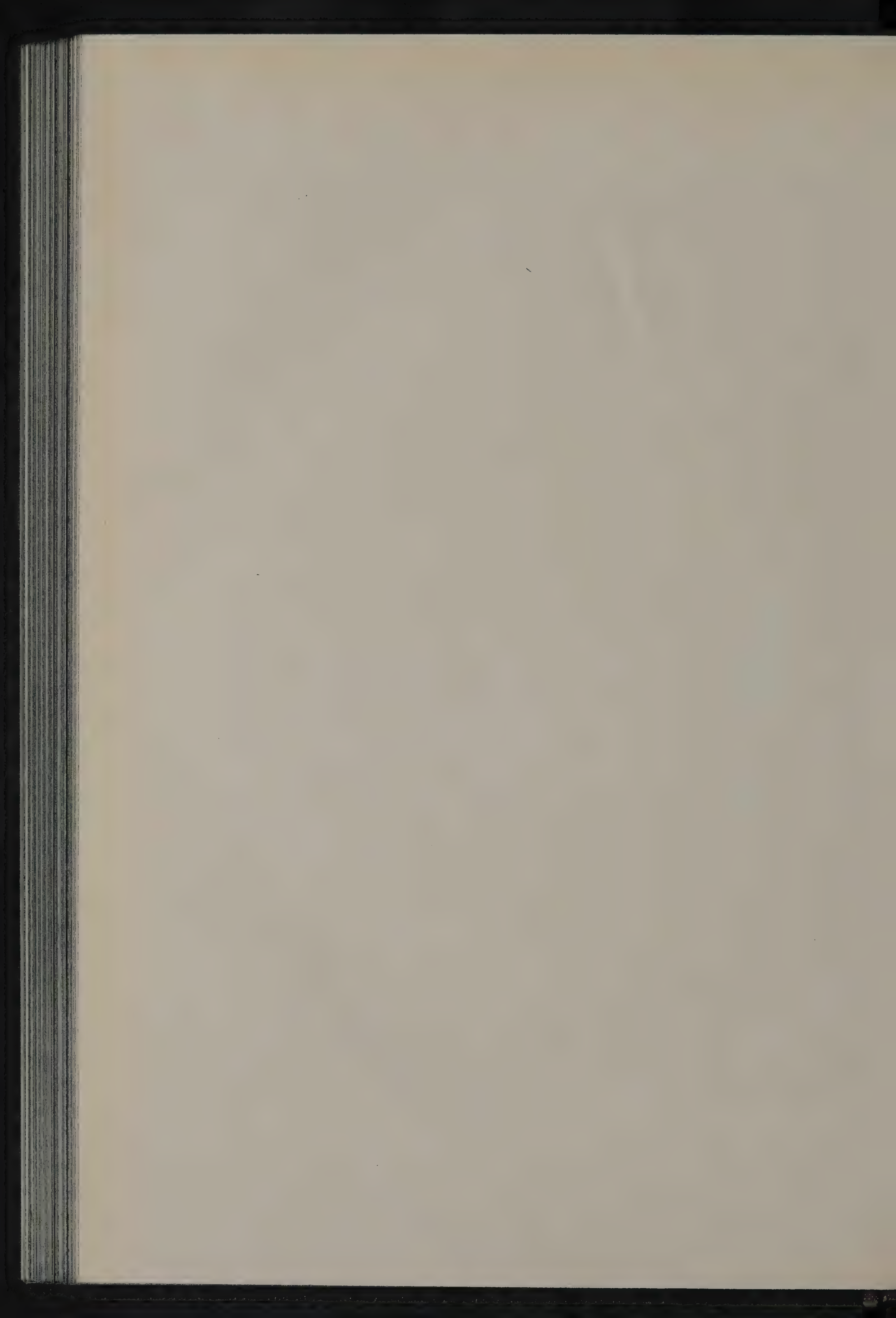
bringen am häufigsten derlei regelwidrige Bildungen hervor, welche der Jäger auch widersinnig oder monströs nennt. Das Rehwild ist ebenfalls nicht arm daran.

— Aus dem Jagen 27 war heute das Wild wie weggehext. — Auf der Dienstwiese des Försters, in dessen Schutzbezirk man eben gelangte, tanzten die letzten Nebelgestalten vor dem sacht wehenden Morgenwinde daher, und — da stand auch, dicht am Waldrande, ein Rudel Damwild. Wohl waren ein paar gute Schaufler dabei, aber der gesuchte „Geheimrat" schien



Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

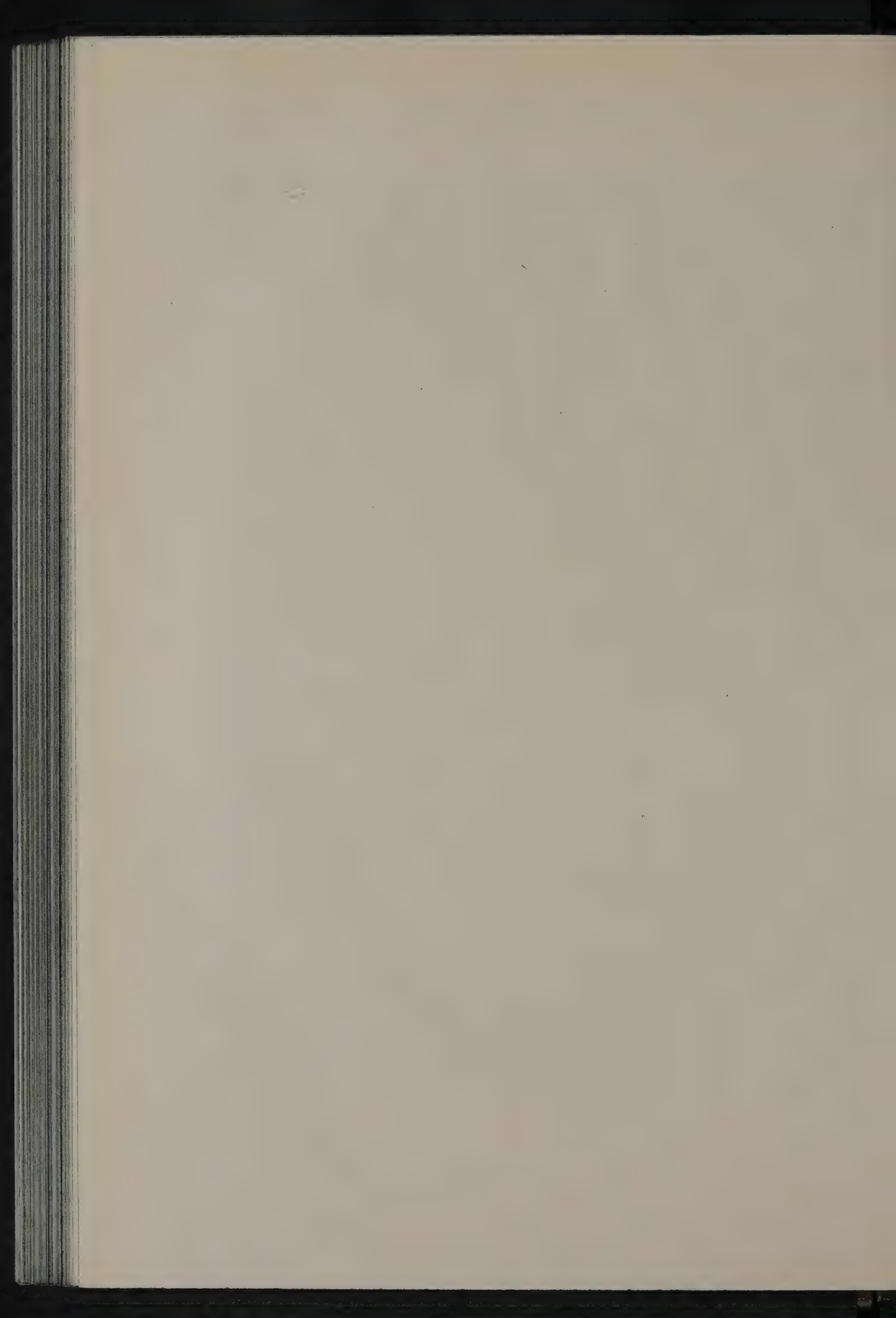
Damschaufler im Winterkleid.





Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

Weißer Damschaufler in der Tränke.





Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

Damschaufler, schöpfend.

vor der Brunft jeglicher Geselligkeit abhold zu sein. Den hochklingenden Titel hatte man ihm beigelegt, weil er seit Jahren so fabelhaft heimlich geworden war. —

„Halt mal an! — Was ist denn das da hinten?“ — In einer Ecke der Wiese bewegt sich etwas Rotes — schleicht, richtet sich auf, duckt sich und springt dann plötzlich zu —. „Aha! Freund Reineke. — Na, wenn du dich mit Mäusefangen nützlich machst, so sollst du Frieden haben.“ — „Ist auch besser, hier nicht schießen, Herr Major. Ich mein' man wegen dem Schaufler.“ — „Recht, Werner, recht! — den wollen wir uns doch lieber nicht vergrämen. Laß alle Füchse laufen. — Weiter —.“

Husch — auf einen Gatterpfosten setzt sich ein Vogel mit langem, spitzen Schnabel und dunklem, weiß gezeichneten Gefieder, ungefähr so groß wie eine Turteltaube. Er läßt das Fuhrwerk ganz nahe heran und richtet ohne Scheu den Blick auf die schnaufenden Pferde. Der Kutscher könnte ihn mit der Peitsche erreichen. Das ist Freund Tannenhäher, der sich zum Herbst



Pfaff. *Connewitz, Wildgatter, Juli 1909.*

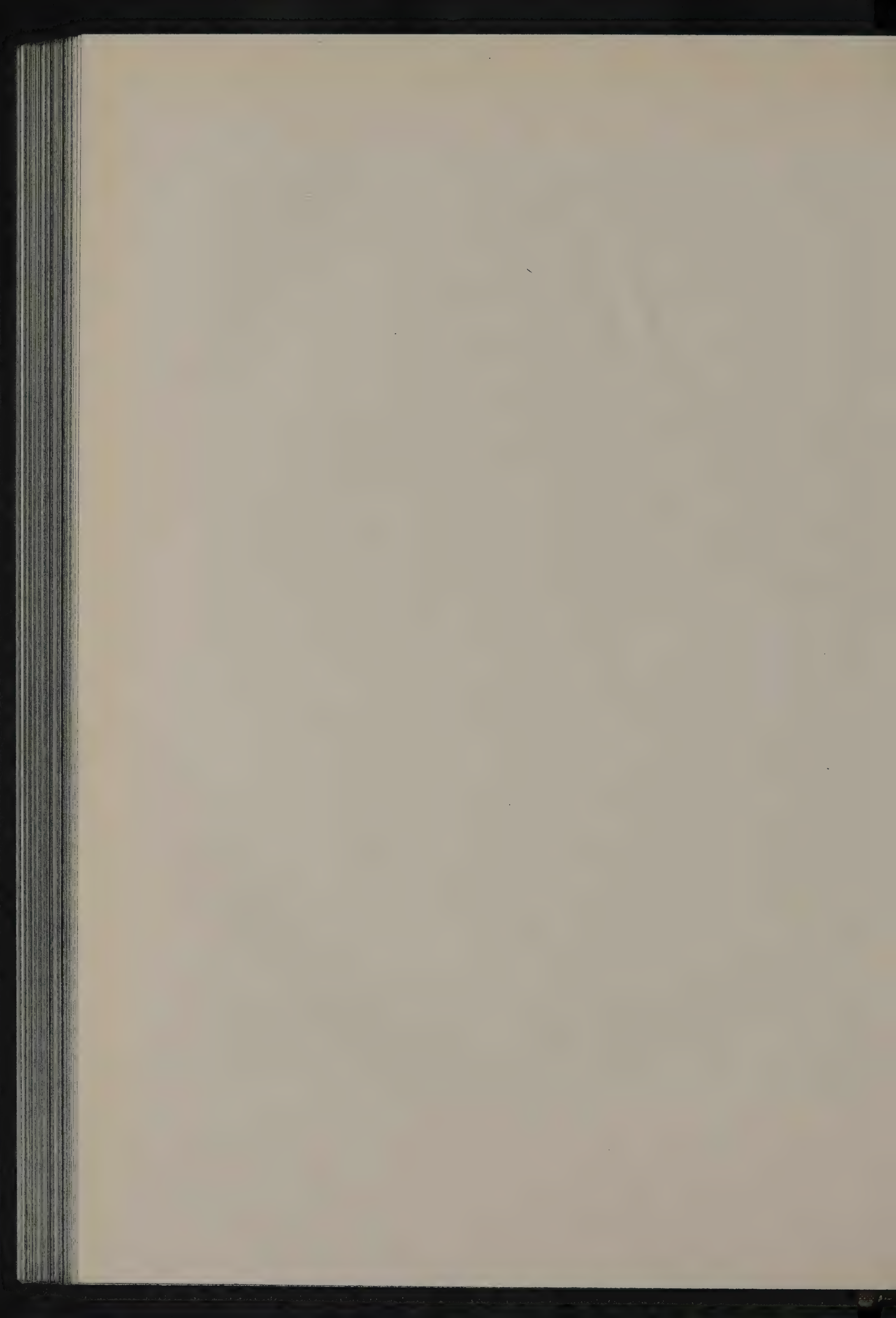
Streitende Alttiere.

auf die Wanderschaft begeben hat und in östlichen Gegenden unseres Vaterlandes den Jäger auf einsamem Pirschgange oft durch sein zutrauliches Wesen erfreut. Aber heute hat der Major keine Zeit zu ornithologischer Unterhaltung. Also abermals: weiter —. An der Ziegelei wird zunächst auch vergebens gesucht, und kreuz und quer ruckelt das Waldgefährt durchs Revier. Die Sonne ist schon ein gut Stück emporgestiegen auf ihrem Bogenpfade; ihre Strahlen dringen auch zu den tieferen Stellen des Gehölzes, wo freilich Adlerfarn oder Brennesseln von erstaunlich üppigem Wuchse manchmal die Fernsicht hemmen. Und es ist inzwischen auch recht hübsch warm geworden; der Lodenmantel wird in den Rucksack gestopft, der hinten an der Sitzlehne hängt. So ist der Jäger völlig frei in seinen Bewegungen. — Das Wild hat sich zumeist niedergetan; es ist müde vom Herumziehen. An verschiedenen Orten sieht man sitzende Stücke, dort mehrere Schaufler, welche der Ruhe pflegen; sie „dösen", sie nicken ein, wie der greise, „auf die Postille gebückte" Schulmeister im Großvaterstuhl. — —



Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

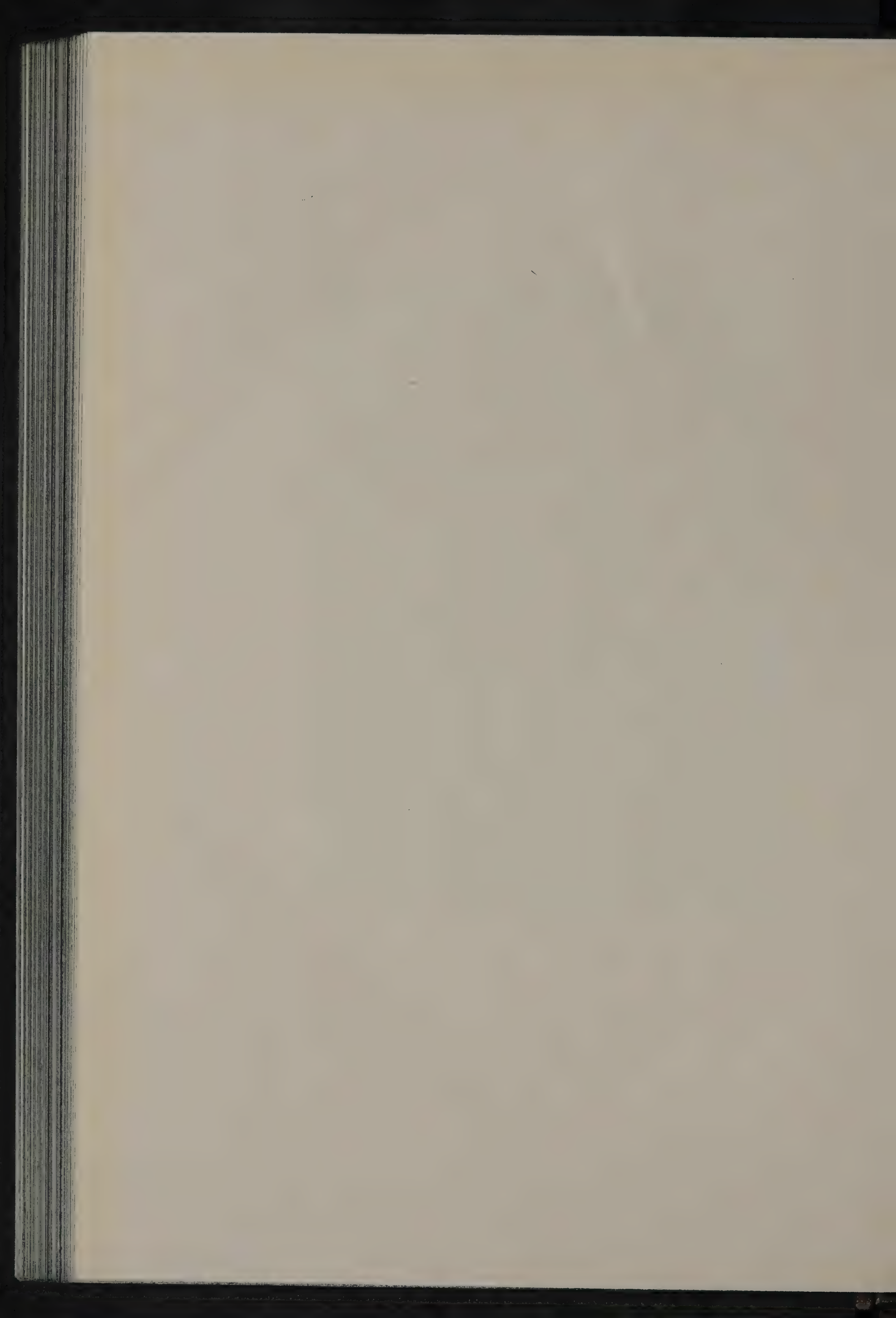
Weißer Damschaufler in der Tränke.





Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

Damwild. Schmaltier, einen Graben überfallend.





Pfaff. *Connewitz, Februar 1908.*

Damwild. Schmaltier, einen Graben überfallend.

Und immer noch müssen die kleinen, wackeren, ausdauernden Braunen in langsamer Gangart von einem Jagen ins andere den Pirschwagen schleppen — —. An einem Kreuzungspunkt wird ein kurzer Kriegsrat gehalten. „Ja, was nun, Vater Werner? Ich glaube, wir kehren heim, denn den Kapitalen erwischen wir doch nicht; der Racker ist mal wieder nirgends zu sprechen.“ — Werners runzliges Gesicht deutet Kummer an. Dann blinzelt er schräg hervor unterm Schirm der harzigen Mütze: „Na, denn vielleicht lieber den weißen Schaufler, wo ich erst jestern beim Schnepfenbusch jesehen hab'?!“ Er denkt an das blanke Fünfmarkstück, das eine erfolgreiche Pirsch ihm einzutragen pflegt. Allerdings — wenn's der mit so viel Mühe schon auf vielen, vielen Fahrten gesuchte Hirsch werden sollte, dann — ja, dann greift der Herr Major sicherlich in die Goldecke seines Geldtäschchens. Und Wernern wird ganz weh zumute. Aber was hilft's! Wer weiß, wie lange sein Gönner diesmal noch in der Oberförsterei bleibt —. Also besser der silberne Sperling in der Hand, als die unzuverlässige goldne Taube auf dem Dache. — „Meinetwegen denn!“ brummt der Major und macht sich's bequemer.

„Hüh!" — Die Braunen legen sich in die Geschirre, daß das Leder knarrt. — Wieder an dem Felde hin, das zur Ziegelei gehört. Uralte Eichen halten dort die Grenzlinie zwischen Acker und Forst besetzt. Was sind das für wundervolle Bäume, majestätisch anzuschauen! Dem Major ist's zur lieben Gewohnheit geworden, in Ehrerbietung grüßend den Hut zu ziehen, wenn ihn sein Wagen an diesen Zeugen vergangener Jahrhunderte vorüberfährt. So blickt er auch jetzt wieder sinnend in das Gesparre der mannsdicken Äste hinauf — und salutiert — —. Da spürt er einen Ruck und fährt zusammen. Werner hat die Zügel kurz angezogen, aber dann gleich wieder freigegeben — ein Augenblick war's nur, jedoch er genügte, um etwas Besonderes anzukünden. „Herr Major!" flüstert er mit fast heiserer Stimme, „Herr Major, der kap'tale Schaufler, da wo sitzt —."

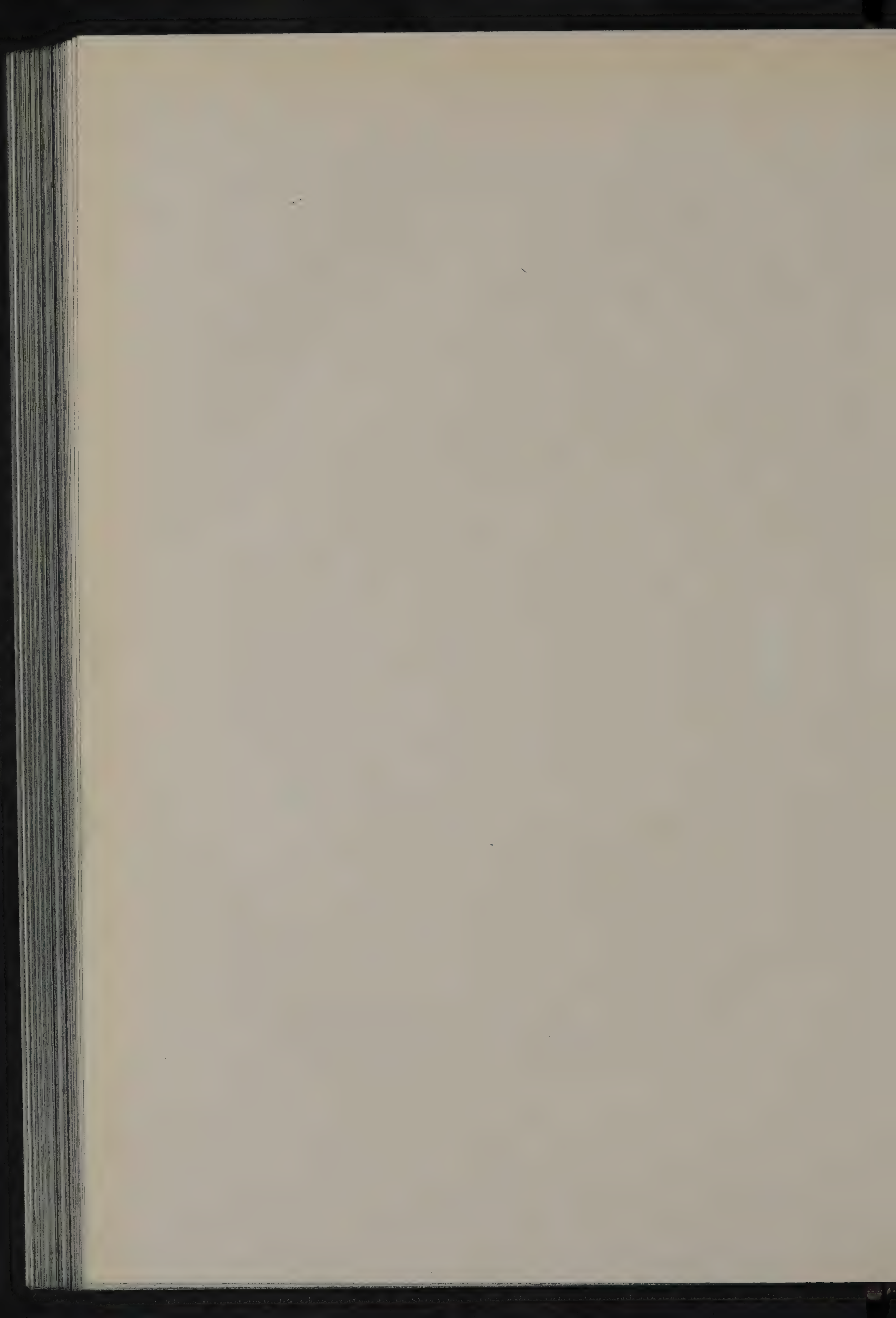
Das Wort war überflüssig gewesen. Das scharfe Auge des geübten Weidmannes hatte fast gleichzeitig mit dem Kutscher den Hirsch erblickt, der am Stamme einer dicken Rottanne sein Vormittagsschläfchen zu halten schien. — Während des Fahrens rasch und möglichst unauffällig herunter vom Wagen, als gerade eine jener mächtigen, würdigen Eichen günstige Deckung bietet. — Werner weiß Bescheid: er weiß, daß er vorläufig nicht halten darf, so sehr es ihn auch gelüstet, den Verlauf des Dramas aus der Nähe zu beobachten. Mit fast angehaltenem Atem kutschiert er langsam weiter; bis an den Hals hinauf schlägt ihm das Herz. —

Hinter seiner Eiche kauert der Major; hinter seiner Fichte sitzt der Hirsch, von dem jener nur eine Hälfte des Kopfes sieht und die linke Schaufel — — was für eine Schaufel! „Diana steh' mir bei! Das kann kein anderer sein als der lange Ersehnte." Aber der rückt und rührt sich nicht. Was mag ihn nur bewogen haben, sich hier so nahe am Felde, eigentlich „an offener Landstraße" niederzutun? Wer will's beantworten! — Indes, diese Frage stellt sich der Major in jener Minute wahrhaftig nicht. Er überlegt nur, wie er zu Schuß kommen kann; es durchrieselt ihn heiß und kalt — —. Wirst du ihn kriegen? — Kannst du denn nicht vielleicht einige Schritte seitwärts treten? Oder —. Und mit einem Male richtet sich der Schaufler auf; bei der Ziegelei schlug ein Hund an, der wohl den Wagen begrüßen wollte. Nach dort hinüber äugt der Hirsch — frei ist das Blatt —. Schon liegt der Major im Anschlag — der Silberpunkt des Korns der Büchse spielt auf dem rechten Fleckchen, der Finger krümmt sich und — „Pang!" spricht die erprobte Waffe ihr hartes Wort. Wie das hallt unter dem Zweig- und Blättergewölbe der Eichen! — — Und der Hirsch? — Sein wildes Davonstürmen verriet dem Jäger genug: die Kugel saß gut. — Rasch lud er wieder und winkte Werner heran, der auf den Knall natürlich sofort umgekehrt war. Im flotten Trabe kommt er angeschaukelt auf dem tief ausgefahrenen holprigen Wege.



Pfaff. — Connewitz, Februar 1909.

Weißer Damschaufler, einen Graben überfallend.



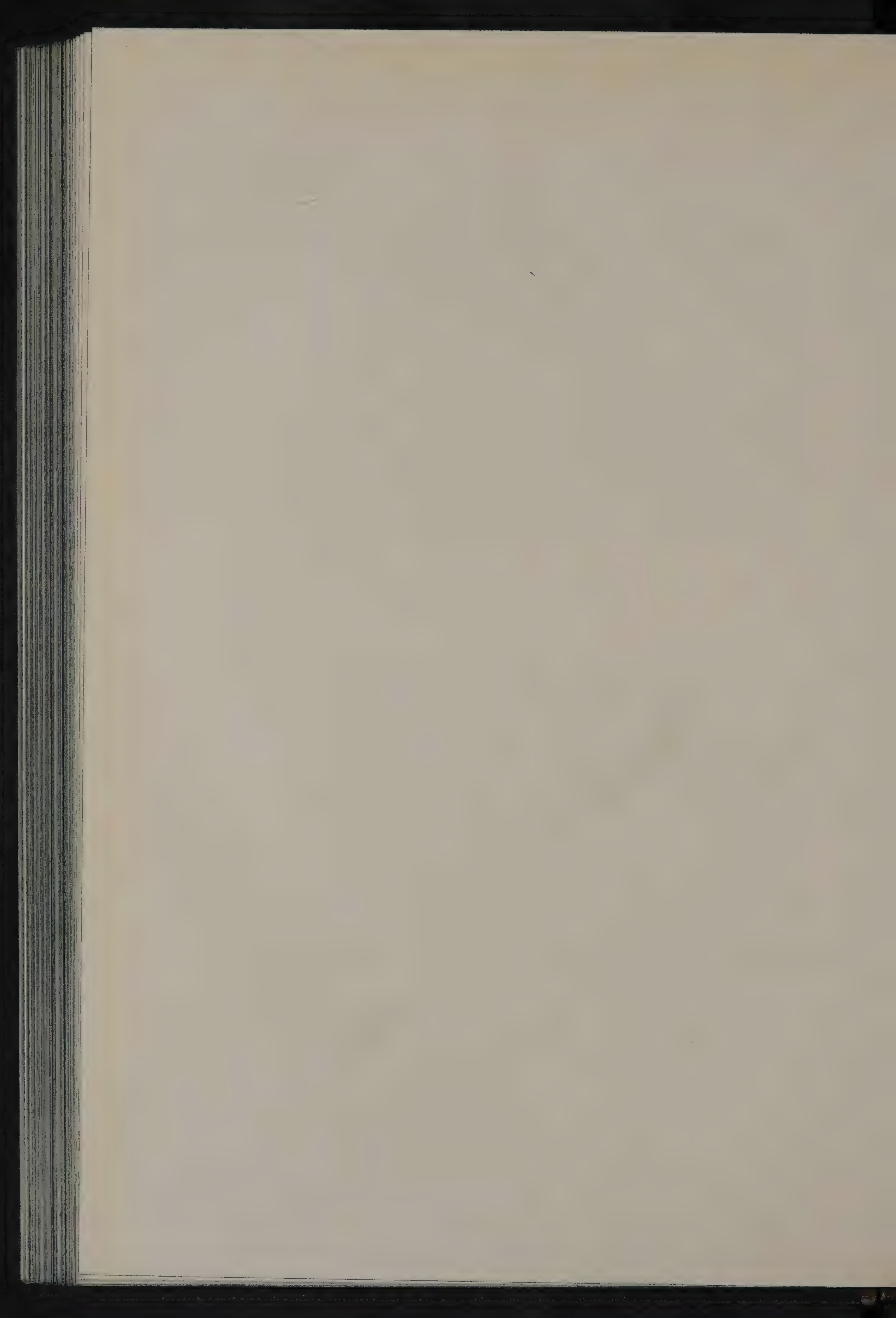


Stephainsky. Tillowitz, Schlesien, 17. Juni 1909.



Stephainsky. Tillowitz, Schlesien, 17. Juni 1909.

Damwildkalb, vierzehn Tage alt.



— „Liegt er, liegt er?“ Seine Stimme zittert; offen bleibt der Mund. Und den Major, der ja jetzt so siegesfroh ist, belustigt das „Hirschfieber“ des Alten. „Na, klettern Sie man runter von Ihrem Thron, Werner. Wir wollen mal zum Anschuß gehen.“ — Die Entfernung war nicht groß gewesen: knapp 95 Schritte. Gleich da, wo der Hirsch die Kugel erhalten hatte, lagen Schnitthaare, lag Schweiß. Ohne Hund war die Rotfährte zu halten, und nach 80 Gängen standen die beiden vor dem bereits verendeten „Geheimrat“. — Mit kräftigem Händedruck gratulierte Werner dem glücklichen Schützen, der sich voll Freude über diesen kaum noch erhofften Erfolg mit erklärlichem Stolze an den ausgebleichten Hut einen Bruch (kleines Zweiglein) steckte, welchen diejenige Eiche ihm spenden mußte, von der aus er geschossen hatte. —

Hei, wie lustig war nun die Rückfahrt! Wie herzlich und ehrlich des Oberförsters Mitfreude! — Gleich wurde ein Jagdhorn geholt, und das Signal „Hirsch tot“ klang hinein in den goldigen Tag. — —

Die Frau Oberförsterin und das sanfte Gretchen, die gerade mit den Bienenstöcken beschäftigt waren, eilten herbei und riefen „Weidmannsheil!“

Werner war natürlich ganz Wonne und schmunzelte einmal über das andere: „Das hab'n wir aber doch sehr schön gemacht.“ —

Wenn ein guter Freund den Major besucht und das prächtige Schaufelgeweih an der „Ehrenwand“ seiner Arbeitsstube laut bewundert, dann erheitern sich die Züge des graubärtigen Weidmanns zusehends; er erzählt mit Vergnügen die Geschichte, wie er den „Geheimrat“ erlegt hat, und manches Wort wird gesprochen über unser Damwild, seine Hege und seine Jagd.

Der Hamster.

Von Hermann Löns.

Seit Wochen sind die Lerchen wieder da, aber es fiel noch keiner von ihnen ein, singend in die Luft zu steigen; höchstens stümperte, wenn die Sonne die grauen Wolkenklumpen zur Seite schob, eine etwas im Sitzen.

Jetzt aber steigt eine in die Höhe und singt so gut, als hätte sie nicht ein halbes Jahr lang Pause gemacht, und andere machen es ihr nach, und überall über den braunen Schollen und grünen Flächen singt und klingt es.

Nun geht es nicht anders, nun muß die Sonne scheinen, und wenn der Wind auch von Nordwest noch so viele schwarze und graue und weiße Wolken dahintreibt, daß die grüne Saat, die im Sonnenschein leuchtet, alle Augenblicke winterlich dunkel daliegt. Aber schließlich sind die Wolken alle fort und nun kann die Sonne den Acker nach Gefallen anwärmen.

Wie das gleich überall kriecht und krabbelt, flirrt und schwirrt, summt und brummt! Die ganze Luft blitzt von silbernen Pünktchen, und über jeder Scholle funkelt und schimmert es von hastigen Tierchen. Um den blühenden Weidenbusch, der wie eine helle Flamme aussieht, brummeln die Hummeln und da ist auch schon ein Pfauenauge, das sich auf dem Granitfindling sonnt, und über die lustiggrüne Saat taumelt ein fröhlichgelber Zitronenfalter.

Die Sonne nimmt immer mehr an Kraft zu und tut Wunder über Wunder. Alle die Huflattichblüten, die bisher mürrisch ihre Köpfe hängen ließen, recken und strecken sich, und überall leuchten jetzt aus den fetten Schollen der Sonne ihre winzigen Abbilder entgegen und sofort summst und brummst es am Boden von blanken Erdbienen. Die Schachtelhalme, die gestern ihre sonderbaren Ähren noch ängstlich geschlossen hielten, öffnen sie jetzt, an den zwerghaften Ästchen des Ackerehrenpreises springen blaßblaue Blütchen auf und neben ihnen leuchten des Hungerblümchens winzige Blümchen.

Aber nicht nur oben auf dem Acker, auch in ihm weckt die Sonne das schlafende Leben und lockt das, was sich vor der Kälte in der Tiefe barg, höher. Langsam wandern die Regenwürmer der Sonne entgegen und ihnen nach folgt der Maulwurf, die Rasennarbe des Raines aufbrechend,

und quiekend, fauchend und schnaufend balgen sich die Männchen um die Weibchen. Die Feldmäuse, die der Regen und der Wind in ihren Löchern hielt, wo sie zu Hunderten die Seuche dahinraffte, huschen aus dem Gestrüpp des Grabens in den Klee und aus dem Klee in das Gestrüpp und freuen sich, daß die böse Zeit endlich ein Ende hat.

Tief unter der Erde ist noch jemand, der sich darüber freut, daß die langweilige Zeit vorbei ist. Solange der Frost herrschte, war ihm alles, was da oben vorging, gleichgültig; denn er schlief Tag und Nacht, ohne aufzuwachen und so leise atmend, als wäre kaum Leben in ihm. Als dann aber im März die Sonne so heiß gegen den Acker schien, daß ihre Wärme bis tief in die Erde drang, da erwachte der Schläfer, grunzte und brummte, schüttelte sich, kratzte sich gehörig, putzte sich das Fell, strich sich den Bart, gähnte herzhaft des öfteren, überlegte lange und begab sich dann in seine Vorratskammern.

Er hatte sich im Spätsommer und Frühherbst gut versorgt. Hier liegen die großen Bohnen, da die Pferdebohnen, dort die Erbsen, daneben der Weizen, der Hafer, die Gerste, der Roggen und dort sind geschrotete Zuckerrüben und Möhren, Klee- und Luzerne- und Esparsettewurzeln und noch andere gute Dinge, alles in allem wohl hundert Pfund. Das heißt, soviel waren es Ende Oktober; inzwischen ist es etwas weniger geworden. Im November gab es noch zwei warme Wochen, Ende Januar auch eine und im Februar sogar anderthalb; solange man schläft, meldet sich der Magen nicht, aber wacht man auf, dann wird er munter und gibt nicht eher Ruhe, als bis er seinen Willen hat. Und so schmolz der Vorrat tüchtig zusammen, aber es ist doch noch so viel da, daß er reicht und wenn es bis tief in den Mai hinein in einem Strich frieren sollte.

Deshalb tut sich der alte Hamster nicht den geringsten Zwang an, langt sich eine Bohne nach der anderen und knabbert sie auf, enthülst eine gute Portion Getreidekörner und beendet sein Mahl mit einigen Stücken Wurzelwerk; dann kratzt er sich wieder ausgiebig, murrt zufrieden, streicht sich den Schnurrbart zurecht, kämmt sich das Haar und steigt in sein Ausgangsrohr hinein, das er gehörig mit Erde und Spreu verrammelt hat, damit Regen- und Tauwasser ihm nicht in die Schlafkammer und in die Keller laufen konnten. Er scharrt und buddelt und müht sich ab, verschnauft ab und zu, scharrt weiter, und jetzt bleibt er geraume Zeit mäuschenstill sitzen. Dann aber stößt er den letzten Rest Erde, der in dem Rohre steckt, hinaus.

Hm, die Luft ist, wenn auch noch ein wenig frisch, sehr angenehm und entschieden reiner, als da unten in der Höhle, wo sie mit der Zeit mehr als muffig war. Und ganz still ist es ringsumher, bloß daß es dicht über der Erde krabbelt und brummt und hoch über dem Felde zwitschert und singt. Der Boden rührt sich nicht unter dem Tritte eines Menschen



E. W. Rohde. *Gotha, September 1908.*

Hamster auf Stoppelfeld, Fruchtkörner sammelnd.

oder dem Rollen eines Wagens und nirgendswo ertönt Gebell und auch kein grober Schatten fällt auf die Saat. Und die ist wirklich gut gewachsen seit dem Februar, als man hier zum letzten Male umhertrippelte und das Glück hatte, daß einem eine recht fette Maus gerade in die gelben Zähne lief, eine höchst angenehme Abwechslung in der etwas einseitigen Winterbeköstigung.

Freilich nahm der Februarspaziergang fast ein trübes Ende. Da kam einer von diesen elenden Hunden, die den ganzen Tag blaffen und winseln, in der Wasserfurche entlang geschnüffelt. Es war ein wahrer Segen, daß es bloß einer von den jungen war, ein ganz dummer und ungeschickter Köter, der da glaubte, ein alter Hamster von vier Jahren sei so leicht abzumurksen, wie eine junge Maus. Mit einem Freudengeheul stürzte er auf ihn los, aber schnell sprang er zurück, denn der Hamster hatte einen Satz gemacht und ihn so angeschnarcht, daß ihm eine Weile ganz ängstlich zu Sinne wurde. So sprang er dann bellend und winselnd um den Hamster herum, was diesem durchaus nicht paßte, denn er mußte sich fortwährend



E. W. Rohde. *Gotha, September 1908.*

Hamster auf Stoppelfeld, Fruchtkörner sammelnd.

um sich selbst drehen und sich viel mehr Bewegung machen, als ihm angenehm war. Das wurde ihm schließlich zu dumm und als der alberne Hund ihm wieder bis dicht vor die Zähne sprang, fuhr er empor und faßte ihn, und faßte ihn gut, denn er biß sich ihm in der Nase fest, und erst als der Hund sich wie wahnsinnig im Kreise umherdrehte und jaulte, daß man es über die ganze Feldmark hören konnte, ließ der Hamster los und flog in den Schlehenbusch, während der Hund, den Schwanz zwischen den Beinen, heulend den Koppelweg entlang fegte.

Heute aber ist die Luft rein, denkt der Hamster und spaziert in den Klee. So eine frische Kleewurzel ist entschieden besser, als die überjährigen in dem Keller, und das Beste dabei ist die Sonne. Er schüttelt sich vor Wonne und bleibt mit geschlossenen Augen sitzen, tief atmend und ab und zu dumpf schnarchend und murrend. Aber dann kratzt er sich langsam und bedächtig, denn die Sonne macht auch die zwickenden Gäste munter, die in seinem bunten Balge wohnen. Mitten in dieser Beschäftigung fährt er zusammen und reckt sich steil auf; hier in der Nähe ist irgend etwas

nicht richtig! Haha, ach ſo! Da flattert ein Vogel alle Augenblicke empor und fällt piepſend wieder herab. Das wollen wir uns einmal aus der Nähe beſehen! Hurtig trippelt der Hamſter dahin. Die Lerche, die ſich am Leitungsdrahte den Flügel zerbrach, flattert ängſtlich auf, wie der bunte Burſche ihr näher rückt, und er muß mehr als einmal tüchtig rennen und oft genug vergeblich ſpringen, aber dann quietſcht ſie auf und er



E. W. Rohde. *Gotha, September 1908.*

Hamſter.

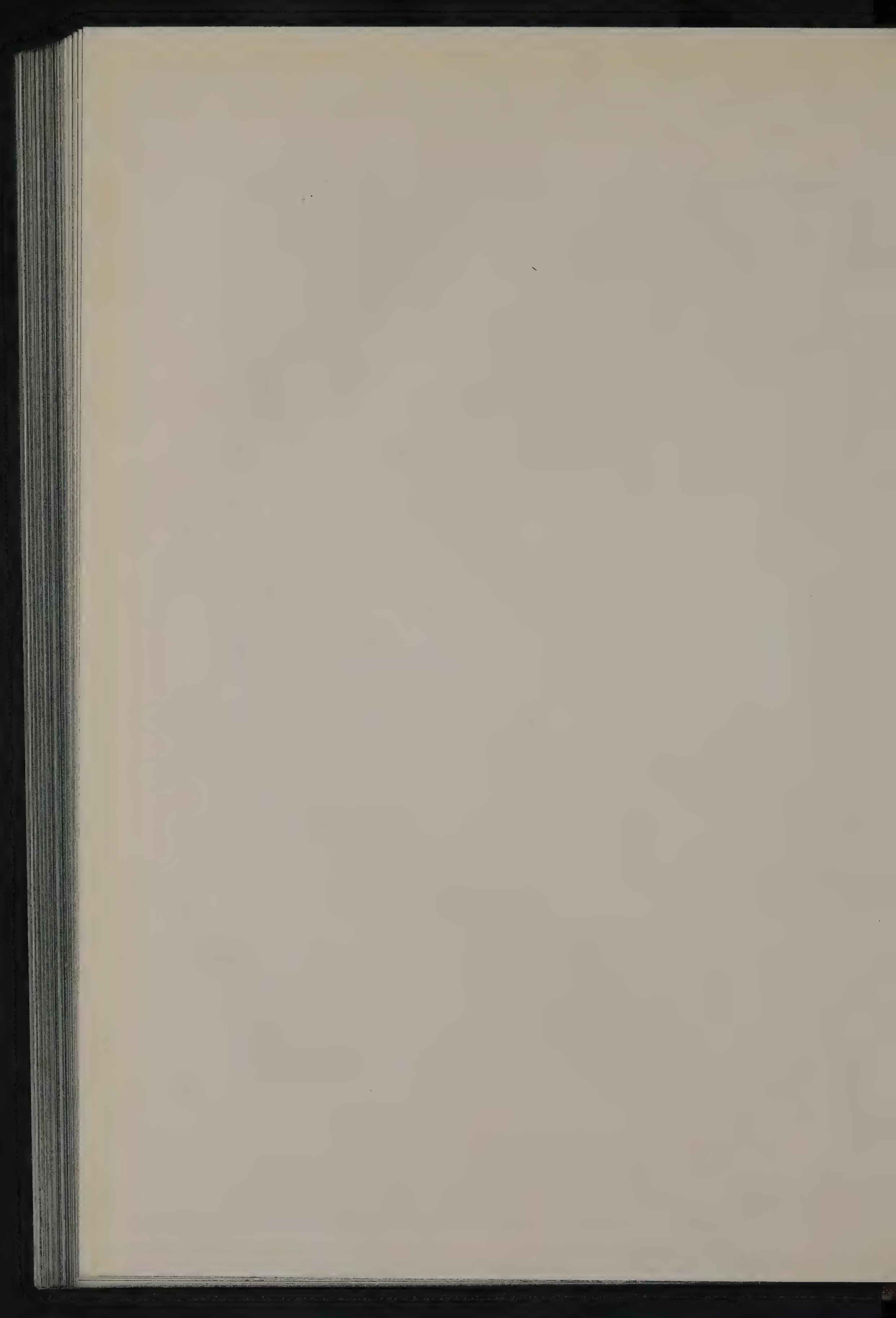
hat ſie und ſeelenvergnügt eilt er mit ſeiner Beute unter den runden Weißdornbuſch, daß die Feldſpatzen mit Wutgezeter von dannen ſtieben.

So eine Lerche iſt entſchieden etwas Feines! Das ſteht feſt. Maikäfer ſind aber auch ein gutes Eſſen. Das iſt eine alte Erfahrung. Dieſer hier, den der Arbeiter, der geſtern den Graben auswarf, an die Luft beförderte und der nun in dem dürren Graſe herumkrabbelt, kommt dem Hamſter gerade recht. Schade, daß nicht mehr davon da ſind. Nun, Drahtwürmer ſchmecken ſchließlich auch, aber der fette Engerling, der da hilflos auf der Erde liegt, noch viel beſſer. Nun aber iſt es wohl Zeit, einmal



Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamster, sitzend vor dem Bau.



die junge Saat zu kosten, die so dicht und hoch steht, daß es eine wahre Freude ist. Sie schmeckt ausgezeichnet, wenn auch etwas grün und fade. Der Löwenzahn dagegen, der ist herzhafter, und so ein junges Sauerampferblatt, das ist erst recht etwas Feines. Die Knollenwurzeln des Schachtelhalmes dagegen, die beim Grabenauswerfen zutage kamen, sind nicht zu genießen, wogegen die dürren Mehlfäßchen und Hagebutten, die der Sturm in das Gras warf, ganz hervorragend sind, wie denn auch lufttrockene Schlehen nicht zu verachten sind. Im Herbste gab es hier sogar noch Nüsse, jetzt leider nicht mehr. Doch, eine ist da noch. Das ist wirklich schön.

Was wollen Sie, Herr Zaunkönig, he? Glauben Sie, daß das Ihr Busch ist? Oder haben Sie es immer noch nicht vergessen, wer Ihnen im Sommer die Eier austrank? Ach so, Sie meinen mich nicht, sondern das, was da über den Weg kommt? Nun heißt es aber ausrücken! Furchtbar eilig trippelt der Hamster in der Richtung nach seinem Baue hin, aber die beiden Jungens haben ihn schon spitz und rennen hinter ihm drein. „Ein Meerschweinchen, ein wildes Meerschweinchen!" rufen sie entzückt, denn sie sind aus der Stadt und kennen wohl den Ameisenigel, den Irbis und den Wickelbären, aber einen Hamster haben sie lebendig noch nicht gesehen. Der eine läuft rechts, der andere läuft links, und so schneiden sie dem armen Hamster den Paß ab. Der ist so satt, daß er nicht mehr laufen mag und so bleibt er sitzen: „Ach, es ist ganz zahm," ruft der eine Junge, „es macht schon hübsch", und er nähert sich ihm, grunzt freundlich und hält ihm ein Kleeblatt hin. „Verfluchtiges Biest," ruft er und springt zurück, denn wütend schnarchend fuhr der Hamster auf ihn los. Der andere Junge lacht und ruft: „Feigling!" und greift fest zu. „Gemeines Luder!" schreit er dann und zieht schnell seine Hand zurück, denn beinahe hätte ihn der Hamster gebissen. Sie halten Kriegsrat. Dann zieht der eine die Jacke aus und während der andere mit einem dünnen Zweig den Hamster ärgert, wirft er die Jacke über ihn und sich darauf. „Ich hab'n, ich hab'n," schreit er. „Nun hol' ihn 'raus und faß' ihn ans Nackenfell." Das tut der andere auch, aber kreidebleich zieht er die Hand unter der Jacke hervor, steckt den Daumen in den Mund, tanzt von einem Beine auf das andere und heult dabei, daß ihm die blanken Tränen über das Gesicht laufen. Bestürzt springt sein Bruder auf. „Zeig' mal her," ruft er ängstlich und läßt sich den Daumen weisen. Schöne Bescherung, der Nagel ist glatt durchbissen und das Blut läuft nur so heraus. Behutsam nimmt er seine Jacke mit dem Stöckchen auf, aber das Ungetüm ist verschwunden. Ganz begossen ziehen die beiden Jungens ab und erzählen zu Hause eine Mordsgeschichte von einem Tiere, so groß, wie ein mittlerer Hund, mit Zähnen, ungelogen, so lang, und das brummte, wahrhaftig, wie ein Bär. Und der Vater schüttelt den Kopf und blättert den ganzen

Brehm durch und meint: „Wenn es kein Dachs war, dann ist es wohl ein Vielfraß gewesen."

Der Hamster ist wütend nach Hause gegangen. Der Sonnenschein kommt ihm gar nicht mehr so hell und die Saat lange nicht mehr so grün vor,



Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamster, sitzend vor dem Bau.

wie vorher. Gleich beim ersten Ausgang und auf vollen Magen ein solches Abenteuer, das geht ihm wider den Strich, denn er liebt die Ruhe, und jede, auch die kleinste Aufregung ist ihm verhaßt. Wenn nur erst der Roggen so hoch wäre, daß er einem über den Rücken zusammenschlägt,

das wäre gut. Es scheint wirklich ratsam zu sein, sich bei Tage nicht mehr sehen zu lassen. Aber die Nacht hat auch ihre Gefahren und wer ein einziges Mal den Griff der Eule gefühlt hat, der verzichtet gern auf eine Wiederholung. Freilich, wenn eine Eule so dumm ist, daß sie sich



Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamster, im Bau auftauchend.

an einem alten Hamster vergreift, und faßt ihn dabei noch ganz hinten, dann braucht sie sich nicht zu wundern, daß sie fortan die Mäuse nur mit einem Fuße greifen muß, weil der andere für immer steif blieb, denn wo des Hamsters Zähne hinfassen, da krachen die Knochen. Das hat auch

das Hermelin im Oktober erfahren müssen, als es den Dickkopf anfiel und ihm die Zähne in die Schlagader setzen wollte. Er aber zog den Kopf ein und so faßte es vorbei, und es gab eine wilde Balgerei, daß der Turmfalke erstaunt in der Luft hängen blieb, und als das Wiesel abzog, schleppte



Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamster, den Bau verlassend.

es das Hinterteil auf der Erde hin und zwei Tage später kamen die Totengräber und rodeten es ein.

Ach ja, das Leben ist nicht so einfach, und am besten ist es, man bleibt zu Hause, solange wenigstens, bis das Feld Deckung genug bietet. Wie

schön ist es im Mai, wenn der Roggen wie eine Mauer bollwerkt und überall Nester mit Eiern und fette Raupen und dicke Käfer und junge Mäuse sitzen, zart und süß, und späterhin, wenn die Halme die Köpfe hängen lassen, und wenn die Bohnen so dicht stehen, daß die Sonne sich Mühe



Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamster, den Bau verlassend.

geben muß, will sie bis auf den Boden reichen, und wenn die Gerste erst Körner und der Hafer Milch hat, wenn der Roggen anreift und die Bohnen mehlig werden, dann ist doch die allerschönste Zeit. Dann ist der Tisch überall gedeckt, dann trägt jeder Halm Brot und jeder Stengel Zukost,

und wo man hinsieht, sitzt ein knuspriger Grashüpfer oder eine saftige Heuschrecke und junge Lerchen sind in Hülle und Fülle da. Mürrisch kriecht der Hamster in sein Ausgangsrohr, denn seine Fluchtröhre hat er noch nicht geöffnet. Er schüttelt sein Lager auf, ordnet die Grasblätter, dreht sich achtmal darin umher, rollt sich zusammen und will seinen Ärger verschlafen. Da ist ihm so, als wenn es hinter ihm ruschelt. Sollte da irgendein



Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamster, sich putzend.

Eindringling bei seinen Vorräten sein? Ärgerlich schlüpft er in seine Vorratskammer hinein, sich so dick machend, daß er den Ausgang versperrt. Das fehlte noch gerade! Während er draußen Ärger und Unruhe hatte, sitzt hier eine Maus und frißt sich in aller Seelenruhe satt. Jetzt freilich fährt sie in voller Angst hin und her, denn das Schnarchen des Hamsters erschreckt sie zu sehr, und fährt solange hin und her, bis sie nicht mehr kann und am ganzen Leibe zitternd sitzen bleibt. Und da fährt der Eigentümer zu, und mit schrillem Piepsen gibt sie ihr Leben auf. Ärger zehrt, auch

beim Hamster, und so frißt er die Maus auf, stopft sein Ausgangsrohr wieder notdürftig zu und verschläft die nächsten Tage, denn der Wind hat sich gedreht und bringt neuen Frost aus dem Osten. Und so schläft er, bis ihn der Hunger weckt, und schläft wieder und frißt sich abermals kugelrund und treibt das solange, bis der östliche Wind samt dem Froste verschwinden und die Luft wieder weich und lau über dem Felde steht.



Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamster, den Eingang zum Bau durch Abbeißen von Wurzeln erweiternd.

Jetzt ist es entschieden schon besser draußen, als beim letzten Male. Wenn der Roggen wächst, dann wächst er auch gründlich, und der Klee schränkt sich schon. Das Feld ist nicht mehr so kahl, der Rain nicht mehr so fahl, das Gras im Graben ist nicht mehr so mager und die Böschung ist fett von allerlei Kräutern. Der Tag war heiß, und der Abend ist warm, der Gundermann duftet, die Taubnessel blüht, es ist so herrlich auf der Welt, daß sogar ein alter Hamster sich nach Gesellschaft sehnt. Sonst liegt ihm nicht viel daran. Wo zwei Hamster sind, wollen zwei satt werden;



Graf Münster. *Rittergut Linz, September 1909.*

Hamster, zu Bau fahrend.

ist nur einer da, behält er alles für sich. Was ruschelt denn dort in der Saat, was krabbelt denn hier in dem Klee? Was knabbert so heimlich und knuspert so verstohlen?

Eine Maus ist es nicht und keine Wühlratte. Wie geht der Wind? Der Hamster richtet sich auf und schnuppert, und dann schleicht er im Bogen nach links und schnuppert wieder, und dann wird er schneller, trippelt eiliger, und dann ist er bei dem Hamsterweibchen und wird zärtlich, und sie wird grob, und er wird zärtlicher, und sie wird gröber, und er wird noch zärtlicher, und sie wird noch gröber, und er wird immer zudringlicher, und wie ihr alle Grobheit nichts hilft, da rennt sie davon und er eilt ihr nach, durch die Saat, über den Klee, den Weg entlang, in den Graben hinein, daß das Käuzchen auf dem Grenzstein verwundert knixt und macht, daß es fortkommt, denn die beiden Liebesleute jagen ihm alle Mäuse fort.

Oder sind es drei? Ja, es sind drei, denn aus der Wasserfurche tauchte noch ein Hamster auf und ladet sich zu dem lustigen Spiele ein.



M. Behr. *Cöthen, 7. Juni 1909.*

Hamster, Futter suchend.

Das paßt dem alten Hamster aber gar nicht und fauchend richtet er sich auf und erwartet den Nebenbuhler. Aber der hat Mut und bleibt hochaufgerichtet stehen, denn es ist auch ein altes Männchen. Und da fällt es dem ersteren ein, daß er das Weibchen gar nicht mehr hört, und eilig trippelt er auf dessen Spur weiter, und hinter ihm her schnauft der andere. Da ist das Weibchen! Es verspeist gerade eine junge Maus. Zwei Anbeter auf einmal, das ist einer zu viel. Wer ist wohl der Beste? Der zuerst da war, das ist ein Hamster, wie sie alle sind, jeder Fleck am rechten Orte. Der andere aber ist kohlschwarz von oben bis unten und nur seine Kehle leuchtet silbern. Aber es wird sich schon von selber herausstellen, wer der Beste ist, denn jetzt haben sie es mit der Wut bekommen, sie schnarchen beträchtlich, murren erheblich, fauchen sich giftig an, springen gegeneinander an, fassen sich und wälzen sich in wildem Wirbel, daß das Käuzchen herbeifliegt, auf dem Wegweiser fußt und Lärm über die beiden Krakehler schlägt, die sich hier so ungesittet benehmen.



M. Behr. *Cöthen, 8. Juni 1909.*

Hamster am Bau.

Aber der Kampf ist jetzt auch zu Ende; zerbissen und zerkratzt weicht das schwarze Männchen und schlüpft in seiner Bestürzung mit dem Winde die Wasserfurche entlang und rennt gerade der Füchsin in den Rachen, in dem schon zwölf Mäuse und zwei Junghasen baumeln. Das bunte Männchen aber hetzt sein Weibchen solange im Kreise umher, bis es einsieht, daß alles Sträuben auf die Dauer doch keinen Zweck hat.

Am anderen Abend murkst das Männchen wieder allein im Felde umher. Wo das Weibchen von gestern Nacht ist, das weiß er nicht; es ist ihm auch ganz gleichgültig. Das erste Wort hat der Magen, und will das Herz sein Recht, nun, Weibchen gibt es hier genug, alte und junge, gefällige und spröde, und ist es nicht das eine, so ist es ein anderes. Freilich gibt es auch Männchen genug, jährige, die sofort ausrücken, wenn der alte Hamster auftaucht, überjährige, die nur langsam das Feld räumen, dreijährige, die es auf eine kurze Rauferei ankommen lassen, und ganz alte, mit denen es eine gehörige Katzbalgerei gibt, ehe sie Reißaus nehmen, wenn es nicht umgekehrt ausgeht, was auch vorkommt. Da ist besonders



M. Behr. *Cöthen, 24. Mai 1909.*

Hamster, Futter suchend.

ein ganz starkes Männchen, oben rein gelb, wie reifer Roggen, und unten silbergrau, wie das Blatt der Bohne; als das alte Männchen mit dem um ein hübsches junges Weibchen aneinander geriet, setzte es tüchtige Püffe und gehörige Schmisse, und das blonde Männchen behauptete den Platz und behielt das Weibchen. Dafür jagte das andere Männchen dann einem Junghamster ein altes Weibchen ab und kam so auch zu seinem Rechte.

Schließlich aber nahm diese aufregende Zeit ein Ende und der Hamster war froh, daß es so war; die Rückenknochen standen ihm durch die Haut, sein Balg war zerzaust, seine Lippen zerbissen, seine Nase geschunden, es war Zeit, daß er daran dachte, sich wieder herauszufuttern. Und das besorgte er auf das gründlichste.

Der Ärger zehrt, die Liebe aber noch mehr; der Ärger macht hungrig, die Liebe mager, und so strich er im Felde umher und füllte sein Ränzlein und setzte Speck an, bis ihm die Haut wieder stramm saß und sein Balg wieder glatt und blank wurde bis auf die eine Schramme über der Nase, die ihm die Zähne des blonden Männchens rissen. Denn von Tag zu Tag

läßt es sich jetzt besser leben; es gibt schon junge Wurzeln und frische Erbsen, wo man kratzt, sitzen Käfer, wo man schnüffelt, springen Heuhüpfer, die Lerchen haben Eier und die Mäuse Junge, die fetten, die saftigen Tage sind da! Pürscht auch der Fuchs die Koppelwege entlang, schleicht auch der Steinmarder den Rain hinauf, huscht auch der Iltis in der Wasserfurche, sie reißen nur die jüngeren Hamster, den alten bekommen



E. W. Rohde. *Gotha, September 1908.*

Hamster, in der Vorratskammer des geöffneten Baues sich drückend.

sie nicht, denn wenn es irgend geht, hält er sich in dichter Deckung, und auch vor dem Habicht, der Weihe und dem Kauze weiß er sich zu wahren.

Der Rand des Ährenfeldes wird bunt, Tremse, Rade und Rittersporn blühen, die Sommergerste reift, der Roggen läßt die Ähren hängen, die Kartoffeln schmücken sich mit lichten Blumen; der alte Hamster denkt an den langen Winter. Jede reife Ähre hülst er sorgfältig aus und stopft mit den Körnern die Backentaschen voll, daß sie ihm weit vom Kopfe abstehen; dann trippelt er zum Baue, stürzt sich kopfüber in das Fallrohr

und leert in der Vorratskammer seine Backentaschen aus. Die halbe Nacht ist er damit im Gange und schon am Nachmittage schleicht er im Halmdickicht umher, sucht sich die reifen Halme aus, beißt sie ab und beraubt sie der Frucht; überall zeugen kleine Spreuhäufchen von seiner emsigen Tätigkeit. Aber dann kommt noch einmal die Unruhe über ihn, die ihn im Frühling packte, und er setzt hinter den Weibchen her und balgt sich



E. W. Rohde. *Gotha, September 1908.*

Hamster, in der Vorratskammer des geöffneten Baues in Verteidigungsstellung.

mit den Männchen, und wird wieder ruppig und struppig, wie im Frühling. Aber er wird dieses Mal schneller wieder rund und glatt als damals, denn reicher ist sein Tisch gedeckt und er braucht keine weiten Wege mehr zu machen, um Magen und Backentaschen vollzustopfen, und wenn es jetzt auch überall von Junghamstern wimmelt, denn es ist schon der zweite trockene Sommer, und vielerlei Arten von Mäusen in Unmassen sind da, es trägt ja jeder Halm eine Ähre, jeder Bohnenstengel viele Schoten, und so gibt es Nahrung und Vorrat genug für sie alle. Der Bauer ist freilich

anderer Ansicht; er füttert seine Katzen schon lange nicht mehr und gibt seinen Hunden nur halb satt, damit sie mausen gehen, und wo seine Söhne und der Knecht einen Hamsterbau finden, da stellen sie Schnappschlingen und legen Ratteneisen oder graben alte Töpfe davor ein, in die die jungen, dummen Hamster hineinfallen, und sie werfen Giftweizen in die Furchen und manch Hamster erliegt ihm.

Den alten Hamster bekommen sie aber nicht, denn er hat seinen Bau in der Mitte des großen Viehbohnenschlages, die so dicht stehen, daß kaum ein Feldhuhn zwischen den Stengeln durchschlüpfen kann. Sechs Fuß tief im harten Mergel liegt die Schlafhöhle; in regnerischen Zeiten, wenn der Boden weich war, grub der Hamster; jetzt ist der Boden dort wie Stein. Geräumig und sauber ist die Schlafhöhle und weich mit alten, zernagten Grasblättern gepolstert, und um sie her liegen vier große Vorratskammern, die über hundert Pfund Frucht fassen können. Eng sind die Eingänge zu ihnen, und ist der Hamster einmal in Gefahr, ausgegraben zu werden, so zieht er sich dahin zurück und verklüftet sich, bis die Luft wieder rein ist. Vorläufig hat es damit noch keine Not, denn erst muß die Gerste fort und der Roggen, und dann fällt der Weizen und der Hafer, und zuletzt kommen die Bohnen an die Reihe, und dann hat der Bauer so viel zu tun, daß er an die Hamster kaum mehr denkt. Nur von den Hunden und Katzen droht dem Hamster jetzt Gefahr, aber am Tage, wenn die Hunde im Felde herumschnüffeln, steckt der Alte im dichtesten Ährenfelde, und die Katzen scheuen den Nachttau und halten sich mehr auf den Wegen. Eine begegnete ihm morgens früh, als er mit strotzend gefüllten Maultaschen nach seinem Bohnenstücke wollte, und sie verlegte ihm den Weg. Schnell richtete er sich auf die Keulen, schnarchte gefährlich, fuhr mit den Vorderpfoten an seinen Kopfseiten entlang und entleerte seine Backentaschen, und als die Katze näher kam, sprang er so wütend gegen sie an, daß sie entsetzt zurückfuhr, denn es war erst eine halbwüchsige, und da schlüpfte er schnell zwischen den Weizen und verschwand, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte.

Es nimmt aber alles einmal ein Ende, auch die stille Zeit, und es kommt der Tag, da die Sense nicht nur in der Frühe im Klee klingt, sondern den ganzen Tag im Gange ist. Wo die Gerste stand, glitzert die Stoppel, und der Bauer geht darüber und zeigt dem Kleinknecht die mit Spreu bedeckten Erdflecke, die die Hamsterbaue kenntlich machen, und der Knecht steckt Zweige daneben. Nachmittags fährt er die Wassertonne über das Feld, und wo ein Hamsterbau ist, da wird der Krahn aufgedreht und das Wasser pladdert in das Fallrohr, und ein pudelnasser Hamster oder eine Alte mit ihren Jungen kommen herausgestürzt und werden von den Hunden so lang gezogen, daß kein Platz mehr für das Leben bleibt. Die

Knechte freuen sich: gutes Hamsterjahr, gutes Groschenjahr, denn für jeden alten Hamster gibt es zehn Pfennige vom Bauer und für einen jungen die Hälfte, und den ganzen Sonntag sind sie mit dem Spaten und den Hunden auf der Stoppel. Heinrich, der Großknecht, versteht sich auf die Kunst; er nimmt zwei lange Enden dicken Drahtes mit und die führt er in die Röhren, damit er diese beim Graben immer wieder findet, denn oft gehen sie im Bogen oder im Winkel, wenn der Boden steinig oder die Mergelschicht zu hart ist. Das Geschäft lohnt sich allmählich; aus der Stadt kommen Teckel- und Terrierzüchter, helfen im Schweiße ihres Angesichtes graben und hinterher gibt es ein hübsches Trinkgeld von den Hundebesitzern, die froh sind, auf so bequeme Art ihre Hunde arbeiten lassen zu können. Außerdem findet sich noch ein Naturforscher ein, der von den toten Hamstern das Ungeziefer absucht und den Knechten erzählt, daß auf dem Hamster eine Milbe schmarotze, auf der wieder eine andere Milbe lebe, und er ist sehr vergnügt, als er den sekundären Parasiten findet und gibt dem Großknecht zwei und dem anderen eine Mark; und die danken schön und grinsen und denken von den Stadtleuten danach noch geringer als vorher.

Der Bauer ist kein Freund von neuen Moden, aber nachdem der Roggen und der Weizen herunter ist, sieht er ein, daß er mit Fallen, Spaten und Wasserfaß die Hamster nicht los wird, zumal die lange Trockenheit den Mergel so hart gebacken hat, daß er kaum mit der Spitzhacke zu brechen ist. So liest er denn dreimal langsam und bedächtig in der landwirtschaftlichen Zeitung den Aufsatz über Hamstervernichtung mit Schwefelkohlenstoff, holt sich mehrere Kannen von dem giftigen Zeug und geht mit seinen Leuten los. Alle alten Lumpen, die aufzutreiben sind, werden mitgenommen. Wo ein Hamsterbau ist, wird ein Lappen getränkt, mit einem dicken Draht tief in den Bau geschoben, dann wird ins Ausgangs- und Fallrohr Erde geschüttet und festgestampft, und es geht zum nächsten Bau, wo ebenso gearbeitet wird, und als siebenhundert Baue mit der Mordluft gefüllt sind, sagt der Bauer: „Dat hett battet! Nu sünd wi dat Untüg los!"

Das stimmte zum Teil; viele hundert Hamster erstickten unter der Erde und faulen dort. Als die Bohnen eingefahren waren, goß es so abscheulich, daß die Knechte, die auch sonst Arbeit genug hatten, keine Lust mehr hatten, Hamster auszurotten, und als es besseres Wetter wurde, hatte der Regen die Erdflecke und die Fährten der Hamsterbaue so verwischt, daß mancher übersehen wurde, und darunter auch der alte Hamster, der sechs Fuß tief unter der Erde bei seinen Vorräten liegt und schläft, bis daß die Lerchen wieder singen und der Huflattich blüht.



M. Steckel. *Ibenhorst, November 1908.*

Starker Elchhirsch.

Das Elch.

Von Fritz Bley.

In Alaska.

Der Yukonstrom geht mit den letzten Eisschollen wild zum Sunde. In volkreichen Flügen kehrten längst die Wildgänse vom Süden zurück, die ersten Heuschrecken zirpen und die Zeit für den Lachs beginnt. Über die Schnellen stromaufwärts wandern unabsehbare Scharen von Salmen, von denen die wenigsten das heilige blaue Meer wiedergewinnen werden. Auf schnell segelnden Schiffen sind von Frisco die Arbeiterscharen der Lachspacker-Gesellschaften heraufgekommen, die im Herbste mindestens 30—40000 Kisten eingelegten Salmes auf jedem Schiffe mit sich nehmen werden. Wenn sie scheiden, werden die Ufer des Stromes mit stinkenden Lachsen aller Größen bedeckt sein. Tausende werden nach beendeter Laichzeit zu Tale treiben und Abertausende werden im Wasser mit dem Tode ringen, den Bären eine willkommene leichte Beute. Jetzt hemmt nichts den wilden Wandertrieb der silbern schimmernden Fische. Über gurgelnde Strudel und brausende Fälle schnellen sie hinauf, immer heftiger zur Höhe strebend, je mehr der reißende Strom sich verengt. Unter dem überhängenden Gestrüpp der dichtbewaldeten Ufer des Indianerflusses, des Klondike und Bonanza, des Sechzig-Meilenflusses und Stewardstromes sowie kleiner Seitenflüsse und Bäche finden sie ihren Stand, aber auch ihre Feinde in zahlreichen flinken Fischottern und lüsternen Vielfraßen.

Wo das Ufer der Ströme sich weitet, haben sich sumpfige Teiche gebildet, und kleine Moore treten an die wilden Ströme heran, mit dunkeln Tannen und hellschimmernden Birken und Pappeln umsäumt. In der Ferne aber ragen schneebedeckte Berge und die Kristalldome der Gletscher empor, aus deren einem eine feine Rauchsäule aufsteigt, die vulkanische Natur des wilden Goldlandes verkündend. Auch dort oben in der Heimat der dickhornigen Bergschafe und Riesenbären hat es nun endlich, endlich einmal aufgehört zu schneien, und die weiße Pracht glitzert in der Morgenfrühe und erstrahlt in feiner Röte zu dem blaßgrünen wolkenlosen Himmel empor.

Bergab, zwischen der Grenze des Baumwuchses und einem See, den zwei einströmende Wildbäche hier gebildet haben, ist der weiche Boden von

zahlreichen Fährten gekreuzt. Selten nur trifft das Auge des spürenden Indianers um diese Zeit hier auf die Fährte eines Elchhirsches*), die er an den nach auswärts gerichteten Spitzen der stark abgerundeten Schalen leicht von der des Tieres unterscheidet, das nun, nachdem es gesetzt hat, nicht mehr schränkt, sondern genau in der Linie schnürt und seine Schalen nicht so stark abnutzt, wie der Hirsch, dem auch die Afterklauen weiter auseinanderstehen, wie dem leichteren Tiere. Auch an der Losung sind beide Geschlechter für das geübte Auge der Rothaut leicht zu unterscheiden. Sie ist zur Sommerszeit bei den Tieren weich und zusammenhängend, bei den Hirschen dagegen auch in dieser Zeit fester und loser. Auch sind die einzelnen Losungsstücke beim Hirsche wesentlich dicker. An der Feuchtigkeit und an der grünlichgelben Farbe ist frische Losung sicher anzusprechen. Täglich nun werden der neuen Fährten mehr und die frische Losung nimmt zu: die Elchmütter kehren mit ihren frischgesetzten Kälbern zu den Jährlingen zurück, die sie heimlich verlassen hatten, als sie ihre Stunde kommen fühlten. Auch das starke Alttier, das mit seinen beiden Kälbern auf einer von Weidicht und Espen bestandenen Insel am reißenden Strome steht und zu dem Fichtenhorste am festen Ufer hinübersichert, hat dort seine vorjährigen Kälber zurückgelassen. Leicht war es nicht gewesen, die Schmaltiere zu täuschen. Aber

---

*) Der Sumpfhirsch, Alces, mit seinen Spielarten A. palmatus in Asien und Europa und A. machlis, dem Moostiere in Nordamerika, bei dem man wieder die besondere Riesenform von A. gigas in Alaska und auf der Kenai-Halbinsel von dem A. americanus in Maine und Kanada unterscheiden mag, die freilich alle der gleichen Art angehören, wird in der Waidmannssprache das Elch genannt, wenn im allgemeinen von dieser Wildart gesprochen wird. Der Elchhirsch dagegen wird als der Elch bezeichnet. Wir folgen dieser nun einmal festgewurzelten Gepflogenheit der Zoologen und der Waidmannschaft, obgleich beide als falsch bezeichnet werden müssen. Nachweisbar falsch ist zunächst die Schreibweise machlis für das amerikanische Moostier. Sie ist offenbar darauf zurückzuführen, daß der von Plinius in seiner Nat. Hist. VIII 16, für das Elch gebrauchte Ausdruck: „achlin“ in älteren Ausgaben fehlerhafterweise durch Wiederholung des m, mit welchem das vorhergehende Wort narratam endet, als „narratam, machlin“ zu lesen steht. Wobei übrigens offenbar achlin auch verschrieben ist für alchin, den vierten Fall von alchis oder alcis, dem nordischen Namen unseres Wildes! Falsch ist auch offenbar alces anstatt alx oder alcis in der Einzahl des Wortes. Caesar schrieb in seinem Werke über den Gallischen Krieg VI, 27: „sunt item quae appelantur alces“. Er hat demnach das Wort als weiblich empfunden oder doch aufgefaßt. Doch braucht im Hinblick auf die lächerlichen Fabeln, die er vom Elche berichtet, dieser Auffassung kein allzu hoher Wert beigemessen zu werden. Jedenfalls aber ist alces die Mehrzahl und setzt als Einzahl alx oder alcis voraus. Linné hat jedenfalls irrtümlich alces als Einzahlwort angesehen, und so haben wir nun leider den „Cervus alces“ anstatt C. alcis. Die Zoologie behandelt nun dies Mehrzahlwort teils als männlich (A. palmatus), teils als weiblich (A. jubata). Der deutsche Ausdruck „das Elch“ scheint von „das Elen“ herzustammen. Denn weder das althochdeutsche elaho (sprich: elacho, das a als Einschiebsel unbetont) noch das altsächsische elo sind

im Waſſer ſtromaufwärts ziehend und dann nahe dem jenſeitigen Ufer abwärts ſchwimmend hatte die Alte dieſe kleine Inſel erreicht und frei von Feinden gefunden. So hatte ſie dort auf einer trockenen Stelle unter pfeifenden Schmerzenslauten ihr Lager gehalten und rüſtet ſich nun, die kaum zwei Wochen alten ungefleckten und rotbräunlich einfarbigen Kälber zum feſten Ufer zurückzubringen, um dort nach ihren Jährlingen Umſchau zu halten. Die ſteifbeinigen ungelenken Dinger würden ſich in der Strömung nicht zu halten vermögen. Aber das Alttier weiß Beſcheid. Es drückt mit der Naſe das Wildkälbchen in das Weidendickicht nieder und ermuntert das einen Tag ältere und bereits feſter auf den Läufen ſtehende Hirſchkalb, den Fluß anzunehmen. Ehe die Strömung den kleinen Burſchen ergreifen kann, iſt die Alte unterhalb von ihm im Waſſer und bugſiert ihn mit zärtlicher Sicherheit zum Feſtlande hinüber, um ſofort darauf zurückzukehren und in gleicher Weiſe das zaghafte Schweſterchen zu holen. Als ſie auch dies am feſten Ufer hat, führt ſie beide Kälber zu der an der Sonnenſeite gelegenen Halde empor, wo zwiſchen Tannen und Fichten auf ſteinigem Grunde ein Moor ſich aufgelagert hat, von uralten Krüppelbirken beſtanden. Da hat die Sonne Platz zum Anfaſſen, und das duftende Mooskraut weiß von ihrer Güte zu erzählen. Dort iſt nun das Heim der erſten Jugend unſerer Elche.

ſächlichen Geſchlechtes. Ob Elen von elo abſtammt, darf bezweifelt werden. Vielmehr dürfte es den ſlaviſch-littauiſchen Sprachen angehören. Littauiſch: elnis = Elchhirſch. elne oder alne = Elchtier neben briedis, lettisch bredis. Altpreußiſch: alne. Altbulgariſch: jelen. Augenſcheinlich iſt das Wort Elen alſo als Lehnwort ins Mittelhochdeutſche gelangt und zwar in ſächlichem Geſchlechte. Luther brauchte es bereits und auch die ſpäteren Schriftſteller. Z. B. hält F. A. J. von Wangenheim in ſeiner „Naturgeſchichte des preußiſch-littauiſchen Elches, Elen oder Elendtieres", dieſe Schreibweiſe noch 1795 für nötig. Der bekannte „Elendskrug" im Samlande führte ſeinen Namen natürlich nicht von einem tatſächlich gar nicht vorhandenen Elende dieſer Gegend, ſondern der Name bedeutet ſoviel wie: Gaſthaus zum Elchhirſch. Die ſchwediſche Bezeichnung elg und engliſch elk läßt jedenfalls das Wort Elch als von germaniſcher Wurzel ſtammend erkennen, zumal es altnordiſch elgr lautet. Das ſpätgriechiſche von Pauſanias gebrauchte *ἀλκή* iſt jedenfalls aus einer nordiſchen Sprache, thrakiſch oder littauiſch, entlehnt. Das griechiſche Wort *ἀλκή*, das Stärke bedeutet, hat unmittelbar mit dem Elch nichts zu tun, zeigt aber, daß die Wurzel Gemeingut der indogermaniſchen Sprachen war und teils Glanz, teils Kraft bedeutete. So z. B. die von Tacitus erwähnten germaniſchen Dioskuren oder Alken. Dazu gehört wohl auch gotiſch alhs, althochdeutſch alah = Heiligtum. Das angelſächſiſche eolhsand = Bernſtein, entſpricht dem griechiſchen *ἤλεκτρον*, lateiniſch elektrum. Die griechiſche Göttin *Ἀλκμήνη* iſt nichts anderes als „leuchtender Mond"! Zahlreiche germaniſche Eigennamen, wie Alkuin, Alcher, Alhgis, Alhmund, Alchildis uſw. beruhen auf dieſer Wurzel. Dieſe hat alſo nicht lediglich zur Bezeichnung des Wildes Alch, wie Elch noch heute an der Oſtſee ausgeſprochen wird, gedient. Solche Doppelbedeutung iſt oft, z. B.: Stärke für das Jungrind, die Färſe, und für Kraft. Auch Wörter gleicher Bedeutung im Griechiſchen und Deutſchen ſind zu finden, z. B. der ausgeſtorbene Rieſenalk und der griechiſche *ἁλκύων* = Eisvogel. D. Verf.

Als der Abend herandämmert, steht die Alte plötzlich auf, als habe sie etwas vernommen, und bleibt mit erhobenem Windfange verhoffend eine gute Weile stehen. Dann stößt sie einen dumpfen und mäßig starken Mahnruf aus, der halb schreckhaft, halb zärtlich klingt und mit ähnlichen, aber höher gestimmten Schreien erwidert wird. In freudiger Erregung ermuntert die Mutter ihre Kälbchen zum Aufstehen und zieht den erwarteten und nun sich meldenden Ankömmlingen entgegen. Ehe die Nacht herabsinkt, sind die



Moostiere am Wasser.

Jährlings-Geschwister bei dem Alttiere, und alle wenden sich der guten Weidenäsung am Moorrande zu.

Vor zwei Jahren hatten durchziehende Goldsucher hier einen Moorbrand verursacht; da sind die Weiden nun doppelt zart und kräftig ausgeschlagen, gerade hoch genug, daß die Elche sie mit ihren dicken Lippen so abkneifen können, daß nur etwa ein Meter lange Strünke stehen bleiben. Auch Wollgräser und süße, jetzt noch zarte, Riedgräser munden dort gut. Stromaufwärts über den Schimmelschnellen, in dem dunkelen Schlammsee, wächst aber noch ein anderer Leckerbissen, die würzig saftigen Seerosen. Oft



M. Steckel. Ibenhorst, November 1908.

Zwei starke **Elchschaufler** (Zwölfer), einer kurz nach Abwurf der Schaufeln.



wandert dorthin das Alttier mit seinen vier Sprößlingen. Noch ist das dunkle Wasser nicht geziert mit den weithin leuchtenden Lilienkelchen. Aber vom Grunde aus wachsen schon die gerbsäurehaltigen Blätter und Knospenstengel bis nahe zur Oberfläche empor; das ist die Zeit, in der die Elche am liebsten diese schmackhafte Äsung annehmen. Oft muß das Elch tief, tief hinabtauchen, um die Seerosenstengel oder die Knollen gelber Mummeln zu erreichen. Wenn es dann emportaucht, wirft es den Schmaltieren einige



Amerikanischer Elchhirsch, unter Wasser äsend.

der kostbaren Stengel zu, die diese schwimmend auffischen, um dann auch ihrerseits niederzutauchen. Im Eifer, der Mutter es in dieser Kunst zuvorzutun, haben sie kaum bemerkt, daß sie Gesellschaft erhalten haben. Vor ihnen taucht aus dem Wasser das vorsintflutlich urwüchsige Haupt eines starken Hirsches auf, dessen Kolbengeweih die breit ausladenden, mächtigen Schaufeln bereits erkennen läßt. Er nimmt von dem Alttiere mitsamt den Kälbern und Schmaltieren nicht die geringste Kenntnis, sondern widmet sich, bis an den Zottelbart im Wasser stehend, ganz den Seerosen; nur die heftig spielenden Lauscher verraten, wie unbehaglich ihm die Schwärme von Stechmücken sind,

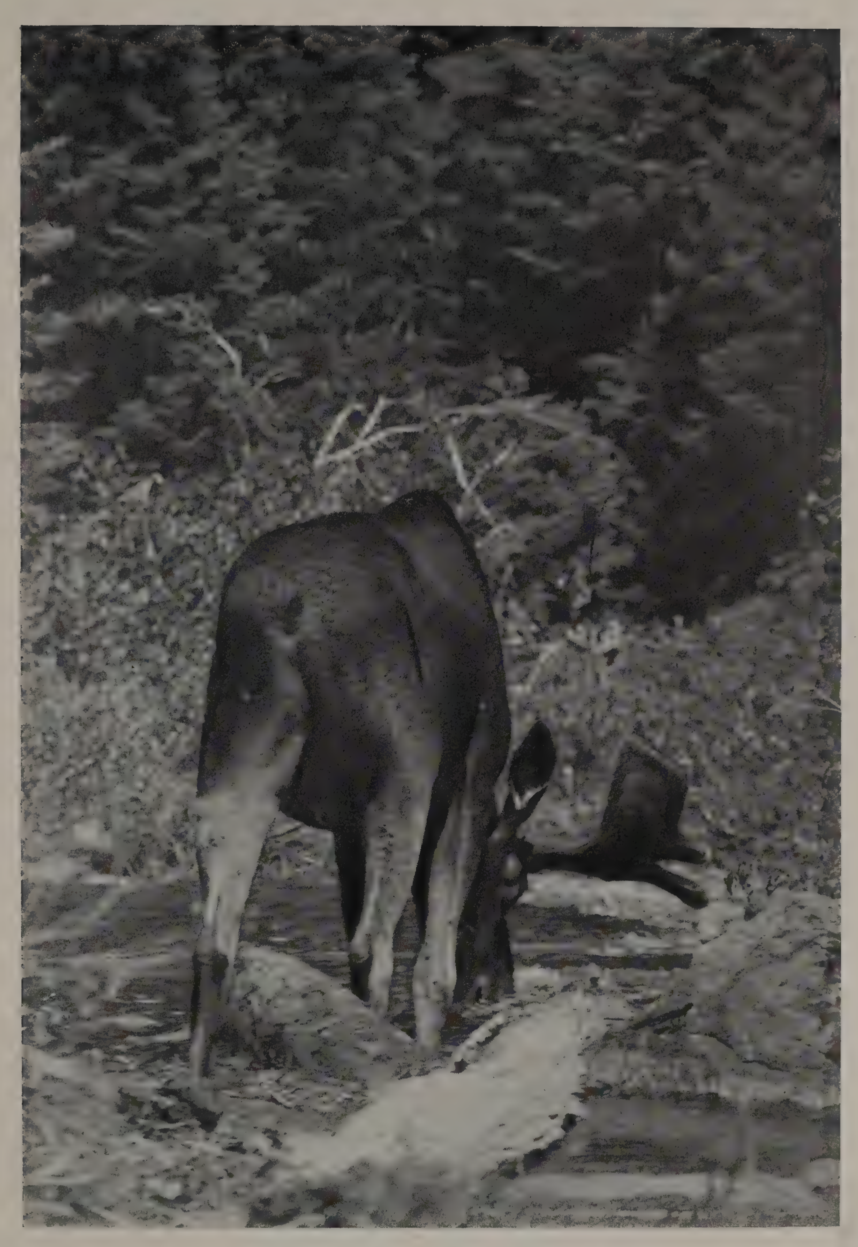
die ihn mit nichtsnutzig scharfem und höhnisch klingendem „S—s—s—st“ umbiesen.

Gegen diese Plagegeister ist er wehrlos. Auf der weiten braunen Moorsteppe jenseits der hohen Eisgipfel ist es um diese Jahreszeit kaum besser; das Gescheiteste ist immer noch, den Stand im See zu nehmen und die blutdürstigen Musikanten durch fleißiges Tauchen zu vertreiben. Das lernen auch die Kälber bald einsehen, und mit zunehmendem Wachstume stärkt sich auch ihre Fertigkeit im Schwimmen. Trotz ihrer tiefliegenden Hinterhand werden sie bald ruhige Schwimmer und rinnen ohne Pudeln und Plunschen mit Otter und Bieber um die Wette über weite Seeblänken. Das ist gescheiter, als sich wie ein Wapiti im Moraste zu suhlen!

In ihre Taucherkunststücke vertieft, haben die Kälber und Schmaltiere alles um sich herum vergessen. Aber der Hirsch ist aufmerksam, und das Alttier stößt plötzlich einen leisen Lockruf aus, der die Kälber sofort an ihre Seite bringt. Vorsichtig tritt sie mit dem ganzen Sprunge in das Röhricht zurück, und auch der Hirsch zieht unhörbar im Wasser daher. Es liegt etwas in der Luft. Weder Hirsch noch Tier wissen, was. Aber der Rohrsänger, der drüben seine Jungen im Neste hat, streicht unruhig auf und nieder. Und hatten dort kurz vor den Elchen sich nicht die Halme bewegt? Der Hirsch steht wie eine Mauer: draußen am Rohrsaume der sonderbare Rohrbusch kommt ihm verdächtig vor. Leise, ohne daß ein Plunschen oder Knacken hörbar wird, zieht er hin und holt sich Wind. Ebenso leise kehrt er zurück und schleicht davon. Erst als er das Ufer erreicht hat, warnt er die Tiere mit einem grobtiefen, kurz herausgestoßenen „Och!“ Zornig schnaubt das Alttier auf, und ein anderes, das unbemerkt in der Nähe gestanden hatte, stößt entsetzt einen kurzen, zitternden Klageschrei aus, ähnlich dem des Bären in gleicher Lage. Dann brechen alle mit krachendem Gepolter davon, beim Aussteigen ans Ufer eine wahre Wasserstaubwolke hinter sich aufwerfend.

So leise, wie er gekommen war, verschwindet der Schilfbusch am Rohrsaume. Der Indianer weiß, daß heute hier nichts mehr zu wollen ist. So gut die Elche den mit Rohr verkleideten Kahn aushalten, so ist alles verspielt, wenn eins von ihnen sich Wind geholt und gar den Warnruf ausgestoßen hat.

Dort oben zieht die Alte mit ihren Sprößlingen durch den Wald dahin. Sie wird, sobald sie sich außer Sicht weiß, den Bach annehmen und in listigen Widergängen ihre Spur verhehlen. Vielleicht zieht sie dann bergan auf die von frischeren Winden bestrichenen Halden, wo die blutsaugenden Stechmücken sich nicht zu halten vermögen. Vielleicht — wer kann die Listen und Kniffe einer Elchmutter ausdenken! Wehmütig gelassen prüft der Indianer den breit ausgetretenen Wechsel im Röhricht. Dann schaut er den Flüchtlingen nach, deren grauweiße Hessen im Dunkel des Tannenwaldes verschwinden. Während Hirsch und Tiere über meterhohe Stämme mit schwingenden Schritten



Amerikanischer Elch, schöpfend.

hinwegeilen, scheinen sie die weitausgreifenden Läufe kaum zu heben. Dabei ist ihr Trott so leise, daß er selbst im dicksten Busche kaum vernehmbar ist. Gar mancher Goldsucher, der ihnen um ihres Wildpretes willen nachstellte, hat nichts als die noch warmen Betten gefunden, ohne auch nur vernommen zu haben, daß die Elche sich, sobald sie mit ihrer außerordentlich feinen Nase ihn witterten, lautlos wie die Katzen davongemacht hatten.

Nur selten fliehen übrigens die Elche gleich, wenn sie gestört werden, blindlings davon. Es muß schon ein besonders gefürchteter Feind, wie dieser Seeindianer sein, der sie zu so eiliger Flucht veranlaßt. Sonst treten sie meistens im trotzigen Gefühle ihrer Kraft nur eine kurze Strecke weit weg und sichern nach dem Eindringling hinüber, um zu ermitteln, welche Gefahr ihnen droht, und zu überlegen, ob sich überhaupt die Flucht der Mühe verlohnt. Führt aber ein Jäger einen Hund bei sich, so nimmt das Alttier diesen fast regelmäßig mit wütend gesträubten Haaren an. Und in Wäldern, die von Pferden betreten werden, in Unterkanada und Maine z. B., bilden solche Elchmütter mit ihrer Kinderstube einen wahren Schrecken der Indianerponies und Farmerpferde, von denen gar manches durch sie zu einer unförmigen Masse zerschlagen ist.

Auch der Indianer dort in seinem mit Rohr verkleideten Boote weiß von der Angriffslust der Elche zu sagen. Als er vor Jahren sich zur Nachtzeit mit einem brennenden Kienspane am Spriete an einen schöpfenden Hirsch leise herangerudert und dem neugierig Herüberäugenden eine Kugel aufs Blatt gesetzt hatte, fand dieser noch Kraft genug, um das Boot zu kentern und den Jäger anzunehmen, der nur durch blitzgeschwindes Tauchen sich zu retten vermochte, aber noch lange an den Denkzettel schmerzhaft erinnert wurde, den ihm der Elch mit einem Schlage seines Vorderlaufes versetzt hatte. —

Die Scheu vor der Gefahr trübt die Fröhlichkeit unserer Kälber nicht. Bei Rainfarren und bitterem Wurmkraute, Jungbirkenborke und dünnen Zweigen der Kornelkirsche und des herben Wintergrün, in tieferen Lagen auch des Essigbaumes, gedeihen sie, und Brüderchen und Schwesterchen spielen und tollen munter miteinander umher. Bald scherzen sie, auf den Hinterläufen sich aufrichtend, bald versucht das Hirschkalb sein Schwesterchen im Nacken niederzudrücken, wie die Mutter junge Kiefernstämme niederreitet. Oder Brüderchen nimmt einen Anlauf, fährt mit dem Nacken unter den Leib des Schwesterchens und wirft dies über den Haufen, um dann außer sich vor Freude umherzuspringen, wenn ihm der Spaß gelungen ist. Und hat es ihm dabei wehgetan, so daß es heftig klagt, so tritt er herzu und leckt ihm zärtlich die Wange oder den Hals hinter dem Lauscher, bis das Wildkalb sich schüttelt und mit ihm wieder munter umherspringt.

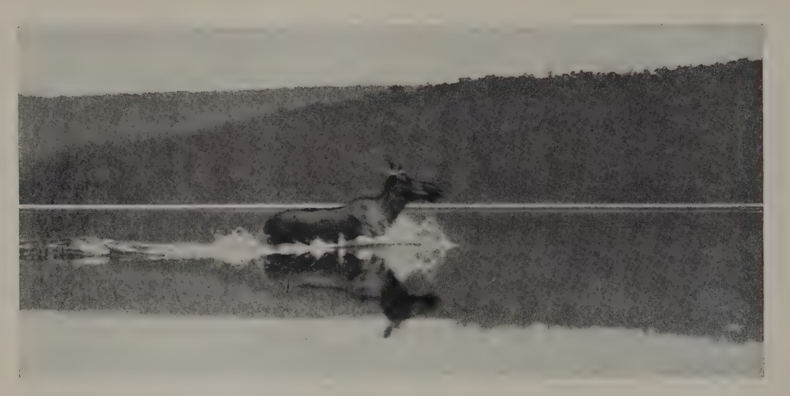
Inzwischen liegt die Mutter wachsam im warmen Moosbeerkraute oder Riedgrase, in dem sie sich niedergetan hat, ohne nach Art der Renhirsche und



Amerikanischer Schaufler zur Kolbenzeit.

Edelhirsche ein Bett auszuscharren. Ihr warmer Pelz läßt ihr das selbst zur Winterszeit überflüssig erscheinen. Denn dann ist die graubräunliche Wolle unter den schwarzbraunen Grannenhaaren dicht wie bei einem Bären. Jetzt ist die Decke etwas heller; nur die Läufe sind, vom Moorwasser gefärbt, dunkler als im Winter, wenn der Schnee sie blitzweiß auswäscht. Das Haar der Kälber ist jetzt noch kurz und wollig, auf dem Rücken mit einem hellbraunen Streifen und am Bauche und an den Läufen hellgrau. Im ersten Winter verschwindet der Rückenstreifen, und das Haar nimmt einen mehr rötlichbraunen Ton an.

Auch das Schmaltier schaut behaglich dem Spiele der jüngeren Geschwister zu, nicht unlustig, sich ab und zu noch daran zu beteiligen. Seinen Zwillings-



Amerikanischer Elch, einen See durchrinnend.

bruder, der als ersten Hauptschmuck bereits ein Sechsendengeweih trägt, dünkt diese Neigung seiner Schwester unsagbar kindisch und albern. Dagegen kost er sie gleichfalls mit dem Lecker und hält sich sehr in ihrer Nähe, um sie gegen die Wölfin zu beschützen, die lungernd jetzt herumschleicht, um einen günstigen Augenblick zum Angriffe auf das Schmaltier zu erspähen, da sie die Kälber von dem Alttier behütet weiß. An die Alte wagt sich die Wölfin einzeln nicht heran, denn sie kennt die furchtbare Kraft ihrer Vorderlaufschläge, die jeden Wolf mit zerschmettertem Schädel in hohem Bogen sechsmal um seine eigene Rute herumwirbeln würden. Und zum Rudeln ist jetzt nicht Zeit, denn die Wölfin hat selbst nun für ihre Brut zu sorgen, deren Geheul Nacht für Nacht von den Bergen widerhallt. Die Kälber lernen auch bald, sich ihrer Haut zu wehren, denn sie wachsen ungewöhnlich schnell heran. Bei ihrer Geburt maßen sie kaum mehr als 80 Zentimeter Länge und 70 Zentimeter Schulterhöhe. Dagegen brauchen sie sechs Jahre, bis

sie das Längenhöchstmaß von 2,36 Metern erreicht haben werden. In die Breite und Stärke wachsen sie freilich auch dann noch. Aber jedenfalls verlangsamt sich ihr Wachstum sehr, sobald sie die Mutter verlassen haben, und unser Spießkalb ist dann bereits ein strammer Bursche, der sich seiner Feinde zu erwehren weiß. Freilich wird er wohl schwerlich die Körpermaße seiner Artgenossen auf der Kenaihalbinsel erreichen, die es bis zur Länge von drei Metern, in seltenen Fällen bis zu 3,20 Metern und einer Schulterhöhe von 2,20 Metern bis zur seltenen Höhe von 2,35 Metern bringen, bei einer Aus-



Amerikanischer Kolbenhirsch, rinnend.

lage des Schaufelgeweihes bis zu 1,97 Metern. Es bestehen hierüber recht fehlerhafte Angaben, die wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen sind, daß die Maße von der Spitze der Schale des Vorderlaufes bis zur Spitze des Nackenhaares genommen sind. Da der Hirsch mit dem Ballen auftritt und nicht mit der Schalenspitze und das Haar an der Wurzel gemessen werden muß, kommt ein Unterschied von 40 Zentimeter heraus. Das von Dombrowsky angegebene Längenmaß von vier Metern beruht auf einem ganz unerklärlichen Irrtume.

In Maine und Kanada erreichen die Schaufelgeweihe selten eine weitere Auslage als 1,50 Meter. Aber die Jäger, namentlich die Herrenjäger unter ihnen, meinen, das sei auch schon ein ruhmreiches Haupt. Es gehört die

Stille, Weltabgeschiedenheit und feierliche Einsamkeit des rauhesten und schönsten Landes der bewohnten Erde dazu, um den Elch noch diese Form



Amerikanischer Kolbenhirsch, rinnend.

erreichen zu lassen, die an den Riesenhirsch der Alten Welt erinnert. Und wo gäbe es für dies freiheitsliebendste Wild eine wildere und freiere Heimat als in dem weiten Hochlande, das der Yukon und Stachelschweinfluß brausend



Amerikanischer Kolbenschaufler, ans Ufer steigend.

durchströmen, und in dem schlangenförmig hinzuckende Nordlichter und rosige Gletscher in der ewigen Winternacht auf nebelschwarze Täler hinableuchten, in dem „Großen Lande", wie schon die Chimpseanindianer es nannten, in Al—ay—ek—sa!

* *
*

Verkämpft.

Im hohen Unterwuchse des russischen Urmoorwaldes fand der alte Buschwächter bereits seit einigen Tagen frische, von starken Elchhirschen ausgeschlagene Gruben. Ein sicheres Zeichen, daß die Brunft begonnen hatte. Die Tiere fühlen sich von der starken Witterung angezogen, die beim Ausscharren dieser Gruben die Klauendrüsen des Hirsches ausscheiden, die zur Brunftzeit noch sehr viel stärkeren Stoff abgeben, als sonst, wo sie nur dazu dienen, die Fährte stehend zu halten. Mit hocherhobener Nase zieht das Alttier dieser Witterung entgegen, und selbst das spröde Schmaltier kann sich diesem ihm noch unbewußten und völlig neuen Reize nicht versagen. Auf den alten Stellen, die jahraus, jahrein den Tummelplatz von Kampf und Liebe bilden, ziehen sich die Tiere zusammen. Unruhig brechen die Hirsche in der kühlen Morgenfrühe durch das Gewirr von Kalinkenholz, Faulbaum, Spillbaum, Wachholder und Salweiden. Und nachts ließen sie bereits ihren wilden und zornigen Brunftschrei hören, rissen mit dem Geweih Gebüsch und Farren aus der Erde, zertrampelten knackende Äste und stöhnten wütend hinter den anscheinend noch immer spröden Tieren her.

So war es. Aber der starke Schaufler, der jetzt hier im Walde von Prolyssowo gebot, liebte keine Lauscher und hielt sich der Beobachtung fern. Mit wild rollenden Lichtern und gesträubter Mähne vertrieb er alle schwächeren Hirsche von seinen Tieren. Aber er brachte sie nicht auf den Trab, sondern drängte sie auf eine enge Blöße seines Waldortes, die er sich als Platz des Zweikampfes ausgesucht hatte. Dort hatte er gestern einen starken Zwölfender abgeschlagen, der, zu Tode wund, sich schweigend davongeschlichen hatte. Und heute nahm er den Kampf mit einem ungeraden Zwölfender auf, der frech genug war, ihm nicht weichen zu wollen. Seit den Nachmittagsstunden hielt er den Gegner fest, ohne anzugreifen. Zur Verwunderung des Wildes, das, wie immer, teilnahmslos diesem Kampfbeginne zusah, dessen Ausgang ihm vollständig gleichgültig war, da ja doch der Sieger den Platz des Besiegten einnahm und nach der Brunft ohnehin kein Hirsch sich mehr um die Tiere kümmerte. Immerhin ließ der Platzhirsch zuweilen von seinem Gegner ab und suchte mit schmeichelndem Belecken oder mit plumpen Zärtlichkeiten des Geweihes den



Amerikanischer **Kolbenschaufler**, verhoffend.

noch immer versagten Beschlag bei einem Schmaltiere zu erzwingen. Kaum aber sah er, daß der Zwölfer diese Gelegenheit dazu benutzte, sich einem anderen Tiere zu nahen, als er sofort das Schmaltier aufgab und wieder den Gegner stellte, um ihn nicht vom Platze kommen zu lassen. So kam der Abend heran, und der zunehmende Mond schien bereits durch das Gitterwerk der moosigen Erlen und Föhren. Das am Nachmittage getriebene Schmaltier hatte, in Erinnerung an die Zärtlichkeiten des Hirsches eben einen leisen, sehnsüchtig klingenden Brunftlaut ausgestoßen, der den Hirsch sofort herbeilockte. Das Geäse windend erhoben, zog er heran, mehrmals aus tiefster Brust stöhnend. Und als die Spröde abermals sich ihm entziehen wollte, trieb er mit heftigen Schlägen des Geweihes sie in die Enge und erzwang den Beschlag, den das Schmaltier mit lautem Klageschrei erdulden mußte, während der Hirsch ein wildes Wiehern ausstieß. Kaum abgefallen, wiederholte er unter abermaligem Wiehern den Beschlag und trat dann langsam zurück, um sofort wieder dem Zwölfer sich zuzuwenden, der ein anderes Tier zu treiben begann. Glitzernd flimmerte das Mondlicht bereits auf die Waldblöße nieder, und von drüben herüber tönte der dumpfe Schrei eines heranziehenden, gleichfalls starken Hirsches. Da nahm der Platzhirsch den bisherigen Gegner an. In heftigem Satze fuhr er auf den Zwölfer ein, der ihm indes gewandt auswich. Beide erhoben sich wie kämpfende Hengste und schlugen mit den Vorderläufen aufeinander los. Dann fielen sie zurück, um wieder mit den Geweihen aneinanderzuprallen. Heiß dringt der Atem aus den Nüstern der Kämpfer, aber kein Schrei oder Stöhnen wird laut. Nur das Stampfen der Läufe und das Knacken zertretenen Holzes und das Reiben und Wetzen der Geweihe ist wie der Schlag gebundener Klingen weithin vernehmbar. Endlich bricht der Zwölfer nieder, und der Platzhirsch versetzt ihm einige Stöße in die Seite, um dann zu seinen Tieren sich zurückzuwenden. Kaum aber sieht er den schwerverwundeten Gegner sich erheben, als er nochmals wütend auf ihn einstürzt und abermals wuchtig auf ihn anprallt. Von dem langen Augensprosse des Platzhirsches mitten in die Hirnschale getroffen, bricht der Zwölfer zusammen, aber in seinem Falle reißt er auch den Sieger mit sich nieder, der den Augensproß nicht schnell genug aus der tiefen Wunde herauszuziehen vermochte. Über einen Baumstumpf stürzen Sieger und Besiegter hin, beide nahezu auf den Rücken geworfen. In blitzschnellem Ende hat den Zwölfer der Tod ereilt, er sinkt welk und kraftlos in sich zusammen. Aber gegen das Hebelgewicht dieser Last kann der Sieger nun erst recht nicht aufkommen; wie er auch ringt und kämpft — er kann den tief eingedrungenen Augensproß nicht mehr aus der Hirnschale des ihn über den Baumstumpf hintenüberziehenden Gegners befreien, obwohl er selbst völlig unverletzt ist. In der Kraft der Verzweiflung schlägt er mit den Hinterläufen; aber je mehr er damit unter sich den Boden



Oberförster J. Petersen. *Brassowo, Forstei Prolyssowo (Rußland) 1904.*

Verkämpfte Elche.

aufwühlt, desto tiefer nur sinkt das Hinterteil hinab in die selbstgeschaufelte Grube und desto wilder werden seine Qualen.

Er sieht nicht mehr, daß der hergezogene fremde Hirsch nun sein Wild zusammentreibt, und hört nicht mehr den wiehernden Schrei, mit dem er den Besitz des Schmaltieres begrüßt, das sich widerstandslos dem neuen Gebieter hingegeben hat. Und sähe er auch oder hörte er, wie das Rudel nun mit dem neuen Platzhirsche davonzieht: ihn würde es nicht mehr kümmern in seiner Not. Er hat nur noch einen Willen, in den er seine ganze Hünenkraft nun gießt: loszukommen von dem Toten, an den er hier gekettet ist. Zuweilen verschnauft er, um neue Kraft zu sammeln; dann wirft er sich wieder, drückt mit der Hinterhand nach oben, um doch nur desto tiefer zurückzufallen, bis endlich seine Riesenkraft ermattet, die rot unterlaufenen Lichter allmählich starr werden und nur noch ein leises Schlagen der Flanken zeigt, daß er noch lebt, der gestern dieses Platzes Gebieter war. Der Mond geht unter und die Sonne vollendet ihren Lauf, um wieder dem Monde Platz zu geben. Noch immer lebt der hoffnungslos Verlorne. Ein Uhu hakt über ihm auf im breiten Geäste der alten Kiefer. An dem Leichnam des Verendenden schwärmen bereits die Fliegen; aus den Flankenwunden, die ihm der Platzhirsch beim ersten Niederwerfen zugefügt hatte, tritt übel witternder Weidwundschweiß aus. Noch immer aber spiegelt sich der zum dritten Male heraufziehende Abendstern im lebenden Lichte des qualvoll verendenden Hirsches. Erst als die Nebel des dritten Frühmorgens die Gräser und Nesseln des dunkeln Waldes tränken, ist es still, totenstill geworden im Walde von Prolyssowo*).

Nur aus weiter Ferne dringt der dumpfe Schrei des fremden Hirsches herüber. Qualvoll, wutunterdrückt, würgend und stöhnend: Uu—ooch! Uu—ô!

Über den Leichen der Gefallenen reckt sich das taubenetzte Farrenkraut auf, und die Wipfel der Föhren flüstern im Morgenwinde.

---

*) In der Literatur war bisher nur ein Bericht über verkämpfte Elchhirsche aus Amerika bekannt, nämlich in Richardsons „Fauna bor. americana". Ein in anderer Hinsicht sehr eigenartiger Fall wurde mir von Herrn Schloßverwalter Reck in Bjelowjesch erzählt. Im Jahre 1902 haben dort zwei starke Gabler sich wechselseitig geforkelt. Sie standen Kopf an Kopf nebeneinander und stießen jeder dem anderen das Vorderende der rechten Gabel in die Brust. D. Verf.

* *
*

An der Ostsee.

Vor acht Tagen war der starke Hirsch aus dem Bledauer Forst nach der Kurischen Nehrung hinüber quer durch das dort dritthalb deutsche Meilen breite Kurische Haff geronnen. Das ist ein alter Lieblingswechsel: vom Festlande nach der blendend herübergrüßenden Düne, hinter der die See braust, und zurück von dort in die düsteren Erlenwälder. Oft genug geht das schlecht aus. Im März 1901 wurden an der Rossitter Haffleuchte drei Elche angeschwemmt, die offenbar trotz des Treibeises das Haff zu durchrinnen versucht hatten; und schon anfangs der achtziger Jahre mußte der alte Düneninspektor Epha mehrere Elche bestatten lassen, die von der littauischen



Oberförster J. Petersen. *Brassowo, Forstei Prolyssowo (Rußland) 1904.*

Schaufeln der beiden verkämpften Elche.

Seite herübergeronnen waren, aber das hohe Lehmufer bei Rossitten dermaßen mit Eis bepackt fanden, daß ihnen das Landen unmöglich ward und sie ertranken. Unser uralter Hirsch weiß Bescheid mit dieser Gefahr. Und er hat auch gelernt, wie unratsam es ist, das weite Haff anzunehmen, wenn die Fischerboote darauf kreuzen. Vor langen Jahren, als er noch ein junger Hirsch war, trieb ihn eines schönen Morgens in der Brunftzeit die Sehnsucht zusammen mit einem Gefährten, dem starkbärtigen Achtender, hinüber nach dem Bledauer Walde. Hoch ragten ihre Häupter und Schultern aus dem Wasser heraus, und sie würden das Festland mit Leichtigkeit erreicht haben, wenn nicht der Unverstand von Fischern gewesen wäre, denen sie den Kurs kreuzten. Um ihnen die Reise bis zur Landspitze von Pusterort zu erleichtern, warfen die guten Leute ihnen Stricke um die Geweihe und nahmen sie ins Schlepptau. Dagegen ließ sich nichts tun, solange das Boot durch

tiefes Wasser segelte. Als aber die Hirsche festen Boden unter den Füßen fühlten, rasten sie mitsamt dem Boote davon, so daß die Fischer schleunigst ihre Taue kappen mußten. Den Achtender hatte dieser Liebesdienst so sehr aufgeregt, daß er vor Ermattung niederbrach und von zwei Fischern eines anderen Dorfes gefangen und abgeschlachtet wurde. Unser Hirsch aber hatte kurz Kehrt gemacht und war durch das Röhricht auf den Brunftplatz gewechselt und von dort nach allerhand Abenteuern zurück auf seine liebe Nehrung, wo die Fischer besser erzogen sind, als drüben auf der dunkeln Seite.

Sogar ihre Pferde sind hier verständiger. Den ganzen Sommer über leben sie im Walde auf der Weide, wie die Elche, und laufen nicht gleich wie die Gäule dort drüben halbverrückt davon, wenn einmal ein Alttier mit seinen Kälbern an ihnen vorüberzieht. Vor Jahren war auch ein Trupp Schafe in der Gesellschaft des Hirsches, denen es hier draußen so gut gefiel, daß sie den ganzen Winter in Schneesturm und Eis blieben und allen Versuchen, sie einzufangen, widerstanden. Sie waren bei dieser Lebensweise schon fast so verständig wie die Elche geworden, namentlich der Widder, der ihre Führung übernommen hatte und es an kluger Vorsicht mit dem ältesten Hirsche aufnehmen konnte. Aber die Menschen sind schlecht, zumal die mit den grünen Röcken. Als der Sommer kam, haben sie bei einer verräterischen Zibbe den verliebten Widder abgeschossen. Und darauf verdummten die anderen Schafe und ließen sich schließlich wieder einfangen, um im Stalle weiterzublöken wie anderes Herdenvieh.

Zuweilen, wenn unser Hirsch beim Scheine des Vollmondes auf der Höhe des Bruchberges steht, schaut er hinab auf sein weites, schönes Reich: auf das Möwenbruch zu seinen Füßen, auf das in weißen Brechern anrollende Meer zur Linken und das träumerisch glänzende Haff zur Rechten und dazwischen auf den dunkelen Wald, der sich unter den in sammetweichem Glanze liegenden nackten Wanderdünen hinschlängelt. Dort drüben in dem kuppigen Vorlande der kahlen weißen Berge ist sein Lieblingsplatz; und wie herrlich könnte dies Einödparadies sein, wenn nicht so viel Menschen auf die Nehrung kämen! Im Winter läßt es sich ja zur Not hier noch leben; aber jetzt im Sommer, im Sommer, wenn das pustende und qualmende Schiff immerzu von einem Ende des Haffes zum anderen läuft und jedesmal am Rossitter Stege pfeifend und heulend Menschen auswirft, die alle sofort an die See laufen und dort Elch spielen — jetzt ist es nicht zum Aushalten! Die alten Hirsche unter den Menschen baden auch zusammen und die Alttiere und Gelttiere nehmen nur die ganz kleinen Hirschkälbchen mit ins Wasser; aber sie benehmen sich viel unverständiger als die Elchtiere. Vom Seetang verstehen sie nichts. Sie grabbeln immer darin herum und suchen kleine gelbe blanke Steinchen heraus. Aber wie gut er schmeckt und wie bekömmlich er ist, scheinen sie nicht zu ahnen. Außerdem scheinen sie eine lächerliche Angst vor dem Ge-

witter zu haben. Denn sobald von Schweden ein Bullkater heraufgezogen kommt, raffen sie ihre abgelegten Häute zusammen und laufen, als ob sie von der Rachenbremse verfolgt würden, in das widerliche Dorf zurück zu ihren schmutzigen Schafen und Kühen. Eben verschwindet der letzte Trupp dort in kälberhafter Hast um die Ecke bei der Lunk!

Jetzt gehört die Nehrung und die Welt wieder dem alten Hirsche. Gemächlich trollt er durch die Dünenkiefern hinab zum Erlenwalde und zieht dann über die Vordüne hinab zur See. Die läuft hohl auf und wirft ihre Brecher gegen die Vordüne an. Jagt oben einer schnaubend daher, zieht unten der andere saugend ins Meer zurück. Das kennt der Elch, aber es hindert ihn nicht. Er läßt sich die Brander um das Kolbengeweih spritzen und, wenn eine schöne Ladung frischduftenden Seetangs herangeschwemmt kommt, so springt er hinzu, wirft sich das ganze Bündel über und läßt sich die würzigherbe und salzige Lieblingsäsung munden. Was kümmert ihn der bleigraue, mit wilder Eilung herantosende Gewittersturm? Der schützt ihn vor der entarteten Menschenbrut und freut ihn wie die kreischend aufjagenden Möwen! Was stören ihn bei seinem fröhlichen Mahle die herabzuckenden Blitze? Ihre Spur erlischt im Regen, der prasselnd nun herabrauscht und dem Elche die Decke wäscht. Besser freilich wäscht das Salzwasser der See, das alle Lausfliegenbrut wegbeizt, und das so unbeschreiblich mollig ist, wenn es lustig mit weißem Sommerschnee im Lockenhaare angetanzt kommt und hineinbrüllt in den wilden Gesang von Donner, Sturm und Regengeprassel als das Hohelied der ernsten Ödeinsamkeit. Wohlig sinkt der alte Hirsch hinein in die See und läßt sich von den Wellen treiben, die immer wilder und hohler auflaufen. Dann arbeitet er sich kämpfend an den Strand heran, schüttelt sich die Decke aus, und noch einmal. Und dann steht er inmitten von Sturzregen und Gewittersturm und starrt, wie traumverloren, regungslos hinaus auf das wildbewegte Urbild seiner stolzen über alle Erbärmlichkeiten des Menschen erhabenen Welt.

* * *

Litauen. — Starrsinnige Elche. — Schaktarp.

Ein trüber Spätwinterabend auf dem Kurischen Haffe. Die Nehrunger Fischer haben guten Fang gemacht und traben nun nach hartem Tagewerke mit Fischen und Netzgeschirr auf den schwerbepackten Schlitten der Rossitter Haffleuchte zu, deren Licht zuweilen, wenn der Nebel sich etwas entschleiert, verschlafen aus der Ferne aufblinzelt. In Rossitten werden die Fische sortiert.

Die „Zandchens“ und „Hachtchens“ und Barsche werden besonders verpackt und heute nacht noch über Eis auf flinken Segelschlitten nach Cranzbeek zur Bahn fahren. Plaugsties von Pillkoppen wartet schon am Rossitter Stege mit seinen beiden Jungen, um die Fuhre zu übernehmen. Von dem Reste werden die besten ausgesucht, um zunächst dem gnädigen Herrn Oberförster, dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Kantor und der Elchmutter an der Lunk das bestellte Gericht zu geben. Früher wurde jeder beteilt, der



Gottheil. *Rossitten, September 1893.*

Geforkelter Elch (ungerader Zehner) auf der Kurischen Nehrung.

an die Schlitten kam und Korb oder Schürze hinhielt. Das ist vorbei, seitdem auch hier sich Händler angesiedelt haben und ein Gericht Fische zur kostbaren Leckerei geworden ist. Der alte „Kaninchenstall“, in dem einst Vater Epha beim Gläschen alten Portweins seine Schnurren zu erzählen liebte, hat einem „Hotel zum Kurischen Haff“ Platz gemacht, und an Stelle des langen alten Stalles auf Krauses Hofe, wo die fremden Fischer sonst auszuspannen pflegten, steht eine gebildete „Villa Nehrungslust“, die im Sommer Königsberger Nehrungsschwärmer als Feriengäste beherbergt, aber während der Winter=



Möschler. *Rossitten, Januar 1900.*

Elche hinter der Vordüne auf der Kurischen Nehrung.

monate außer den eingeborenen Rossittern und den am Stege anlegenden Fischern von der kurischen oder der litauischen Seite höchstens einmal einen Händler oder Bernsteinschmuggler sieht. Zur Sommerszeit, wenn der Memel-Cranzbeeker Dampfer hier angelegt, wird auch das Fischversandgeschäft hier am Strande besorgt. Denn mit den hergereisten Kopschellern lassen die Nehrunger sich nur ungern ein.

Das Geschäft dieser Aufkäufer blüht mehr bei den Fischern von der litauischen Seite. Im Sommer sind sie, wo immer ein Fischzug eingeholt wird, sofort wie Habichte auf dem Haffe zur Stelle, um gleich den ganzen Fang zu übernehmen. Und im Winter, wenn die schweren Netze auf dem Eise von den kleinen struppigen Fischerpferdchen gezogen werden, versorgen sie die Fischer mit allen Kostbarkeiten der Welt. Der Pfarrer Broscheit, der selbst ein Fischersohn ist, tut sein möglichstes, um den Schnaps durch Kaffeegenuß zu verdrängen. Aber er hat wenig Glück damit und muß noch dazu mit ansehen, wie die wenigen, die er zur Enthaltsamkeit bekehrt hatte, den Grumadki und anderen Sektenpredigern zulaufen, die in den Fischerhäusern Sonntags mehr Andächtige finden als er in seinem alten Kirchlein. Der vorteilhafte Tauschhandel muß auch heute auf dem Haffeise wohl flott gegangen sein; denn drei Kopschellerschlitten segeln schwerbeladen auf Schaaksvitte zu, während die Fischer jubelnd und singend auf ihre müden Pferdchen einhauen, um ihr Dörfchen am Griebeflusse zu erreichen. Heiser und in hohen Tönen klingt das Liedchen, das sie anstimmen:

Ui Ui Ui Dewe,
melas Deweli,
ne tropyjau berneli.

(Ui, ui, ui Gottchen,
mein liebes Gottchen,
ich traf kein gutes Mannchen!)

Und während vor ihnen schon die Umrisse ihrer schilfbedeckten Häuschen auftauchen, klagt ihr weinerliches Lied:

Ey toli toli
mano namelei
perdu szimtu mylaczû.

(Ach, ferne ferne
ist meine Heimat,
mehr als zweihundert Meilen!)

Bei der jagenden Fahrt über das Eis verloren sie noch ein gut Teil von den zurückbehaltenen Fischchen, noch ein Bündelchen Heu, das für die Pferdchen mitgenommen war. Ui Gottchen, ui Gottchen; die Fischchen wird nun der Fuchs sich holen, das Füchschen, das nachts auf dem Eise Fischereiaufseher

spielt, und das in jedes Lochchen seine Nase steckt. Tai sawo darbas; 's ist seine Arbeit! Und das Heuchen, das schöne süße Heuchen nimmt der große Halch, der jetzt auf dem rauhen Eise jeden Abend einen Spaziergang von ein paar Meilen macht! Sollte nur mal Glatteis sein, dann wollten ihn die Fischer



Möschler. *Rossitten, Januar 1900.*

Geringer Elchhirsch auf der Kurischen Nehrung.

schon! So auf Schlittschuhen mit Pieken bewehrt, wie die Väter es in alten Zeiten getan haben. Ui, ui Brüderchen, das war lustige Jagd! Auf dem Glatteise schurrt der Halch; und dann ist es leicht, Brüderchen, ihn anzulaufen und ihm die Pieke in die Seite zu treiben, daß er fällt, heheh, Brüderchen!

So schwatzend und singend sind sie am Dorfe angekommen. Nur Jonu Kerschkallies muß noch ein Stückchen weiterfahren, als die anderen. Aber das macht nichts. Seine Reise geht nun auf dem Schlittenwege am Neuen Graben hin, da kann er nicht fehlen. Links ist das tiefe Wasser und rechts der schräge Damm. Die breite Grabenbank, die im Winter schönen Schlittenweg bietet, hat Pone Oberförster bei Anschüttung des Dammes freigelassen, damit die Elche, wenn sie den Graben durchrinnen, leichter ans Ufer klettern können. Von dort aus nehmen sie dann den schrägen Damm und ziehen in die großen Polder hinunter, wo sie vor Hochwasser sicher sind. Jonu setzt sich zum Schlafen zurecht. Seine Pferdchen finden schon den Weg. Langsam zotteln und klingeln sie auf dem wohlbekannten schmalen weißen Grabenrande dahin, auf dem es kein Ausweichen gibt. Der Nebel ist jetzt ein bißchen dünner geworden; denn der Mond ist aufgegangen und frißt den Nebel. Jonu sieht nicht die Schatten im glitzernden weißen Walde. Der Kopf ist ihm auf die Brust gesunken. Er hört auch das Schnauben seiner Pferdchen nicht. Das Sattelpferd hat schon lange die Ohren gespitzt und geht Schritt. Es ist eine alte Stute, die Bescheid weiß im Walde. Das Handpferd ist ihr nun vierjähriges Fohlen; es folgt ihr vorsichtig. Denn da vorn ist's nicht geheuer. Mißtrauisch bleibt die Stute stehen. Aber sie hat den Wind im Rücken und kann nichts wittern. Erst als sie um die Ecke am nächsten Quergraben biegt, wo der Weg auf die mit Kopfweiden bepflanzte hochwasserfreie Straße führt, an der Jonus Hof liegt, stutzt sie. Vor ihr ziehen gespenstische Schatten vorüber. Und jetzt wendet sich der eine und kommt geradewegs auf den Schlitten zu. Noch immer sind die Pferde vorsichtig vorwärts gegangen. Da hebt sich im Lichte des aus dem Gewölke heraustretenden Mondes die schwarze Gestalt eines alten Elchtieres auf, das hier bei seinen beiden langsam ziehenden Kälbern mitten auf der als Weg dienenden Grabenbank gesessen hatte. Das Fohlen zuckt zurück; und, von dem Stoße des Schlittens unsanft gerüttelt, knurrt der Jonu. Wenn er nicht wie ein Bär schnarchte und schliefe, würde er verstehen, was die Glocke hier geschlagen hat. Denn schon legt die Alte da vorn die Lauscher zurück und leckt sich die Lippe. Aus ihrer Sprache ins Menschliche übersetzt, heißt das soviel wie: Nun aber kehrt marsch! Und die alte Stute versteht schon; sie wartet nicht erst auf Hiebe mit den Vorderläufen des Alttieres. Im Bogen saust sie an der schrägen Dammböschung herum, gerade noch weit genug, um nicht die Deichsel zu zerbrechen. Freilich gehen die Fischtonnen und der sonstige Inhalt des Schlittens dabei koppheister. Aber der Jonu hält sich an den Zügeln fest und ist, als die Fahrt nun im sausenden Galopp davongeht, mit einem Male nüchtern und munter. Unter seiner Kapuzenmütze hat er das Gefühl, als ob seine Haare sich sträubten. Ui, ui Gottchen; was hat sich das Pferdchen, das liebe Stutchen? Was ist geschehen? Aber bald merkt er, daß die Fahrt zum Dorfe zurückgeht, und ist's

zufrieden, diesmal mit einem blauen Auge davongekommen zu sein. Als er aber am nächsten Morgen desselben Weges fährt und an derselben Stelle wieder von dem Alttiere zum Umkehren gezwungen wird, zieht er es doch trotz des eingetretenen schlechten Wetters vor, auf dem Strome hinauf bis



H. Kallmeyer. *Perwelk, September 1909.*

Elch im Weidicht auf der Kurischen Nehrung.

zur großen Straße und dann auf dieser hin zur Försterei zu fahren und dort die „alte Halchkuh" wegen nächtlicher Wegelagerei zu verklagen. Der Förster scheint zwar taub auf dem Ohre zu sein und meint, Kerschkallies solle nur nüchtern und zur rechten Zeit heimkehren, dann werde er schon unbehelligt

bleiben. Aber als der Jonu gegangen ist, kratzt der alte Grünrock sich doch hinter dem Ohre. Und dann nimmt er bekümmerten Herzens seine Büchse, um trauriger Pflicht zu genügen. Der Klagen über dieses Alttier sind schon zu viele. Ihn selbst hat es im Herbste einmal zornig zum Rückzuge gezwungen, und des Hilfsjägers kurzhaarigen „Hektor“ hat es kürzlich auch erschlagen. Der Hund sollte die Elche von dem Wege hinunterjagen, auf den sie wie versessen sind. Die Kälber stellten sich ihm aber und feuerten, als er ihnen in



H. Kallmeyer. *Preil, August 1909.*

Elch im Weidicht auf der Kurischen Nehrung.

die Hinterläufe fahren wollte, quiekend hintenaus, daß die Schalen und Afterklauen gegeneinander klapperten. Da brach das Alttier blasend und prasselnd durch das Unterholz, warf sich auf den Hund und schlug diesem, ehe er ausweichen konnte, in geschickter Wendung die Schale des Vorderlaufes unter das Kinn, daß er aufheulend beiseite flog. Dann bearbeitete das gereizte Tier ihn mit den Läufen, bis nur eine unförmige blutige Masse von dem treuen Hunde übrig war. Trotzdem hat der alte Weidmann Nachsicht mit der Alten geübt. Aber es geht nicht länger; er hat gemessenen Befehl, jedes Stück abzuschießen,



H. Kallmeyer. *Preil, September 1909.*

Palwa auf der Kurischen Nehrung: Im Hintergrunde vor dem Walde zwei Elche.

das den Verkehr hindert. Auch die Kälber solcher bösartigen Tiere sollen abgeschossen werden, denn sie sehen derartige Untugenden der Mutter ab und setzen dann, sobald sie heranwachsen, in deren Ausübung einen besonderen Ehrgeiz. Um den Elchen auf den schmalen Waldwegen, Deichen und Grabenbänken das Ausweichen vor Wagen und Fußgängern zu erleichtern, sind mit vieler Mühe umfangreiche Aufschüttungen neben solchen Wegen angelegt worden. Diese Ausweichstellen sind mit Mandelweiden und Grauweiden bepflanzt, deren behaarte Blüten und würzige Rinde das Elch so sehr liebt, und werden deshalb gern angenommen. Aber dies Alttier hat geradezu einen trotzigen Abscheu vor solchen „goldenen Brücken", die man ihm gebaut hat. Wenn es sich wirklich einmal zum Ausweichen entschließt, so trollt es wütend das ganze Gestell entlang bis zum nächsten Querdamme und stellt sich dann meistens gerade auf der Seite wieder, die der Vorüberfahrende gleichfalls nehmen muß. Es würde auch nicht anders handeln, wenn ein Eisenbahnzug hinter ihm hergesaust käme; man hat ja in Gegenden, wo die Bahn durch Elchgebiete gebaut wurde, schon oft Elche überfahren, die durch keinen Dampfpfiff von ihrer einmal eingeschlagenen Richtung abzubringen waren. Dieser Eigensinn liegt nun einmal in ihrer Art. Dies Alttier hier aber hält nichts vom Ausreißen, sondern wird meistens über die Störung seines Waldfriedens böse und bringt, da es nicht mehr ausweichen kann, die Pferde, die ohnehin vor dem Elchwilde eine starke Scheu hegen, kehrtmarsch auf den Trab, wie Kerschkallies zottige Fischerpferdchen. Bei alledem ist es bis jetzt noch immer gut abgegangen. Aber der Fall des armen Hektor zeigt, daß die Gefahr nicht länger zu verantworten ist. Also ruft der Förster seinen Sohn und den Hilfsjäger Mickoleit und gibt ihnen entsprechende Weisung. Ruhig herangehen, als wolle man vorüber. Jeder nimmt dann ein verabredetes Stück, damit nicht etwa ein hilfloses Kalb übrig bleibt und Not und Schmerzen leidet. Bis drei wird gezählt. Dann Feuer!

Als Kerschkallies am nächsten Tage wieder desselben Weges fährt, taut ihm der Schnee unter den Schlittenkufen weg, und die Dschurke, der alte verwachsene Wasserlauf zu seiner Rechten, ist mit Schollen matschigen Eises gefüllt. Das Wetter ist umgeschlagen. Wenn nur das Herrgottchen gibt, daß kein Schaktarp kommt! Wäre gut, wenn Haffeis noch hielte, eine, zwei Wochen lang! Aber der Wind ist West, ui, Gottchen, gerade von der Nehrung herüber! Von dieser betrüblichen Wahrnehmung gefangen genommen, hat Jonu sich der schlimmen Ecke genähert. Und richtig: fängt die Stute wieder an zu schnauben! Mit einem Satze ist Jonu vom Schlitten herunter und am Kopfe des Pferdes. Da merkt er die Bescherung. Ui, ui, ui! Da liegt Blut über Blut; und da sind Schlittenspuren. Aha, steht die Partie so? Der Förster hat alle drei Elche geholt! Befriedigt klopft Jonu seinem Stutchen den struppigen, niemals geputzten Hals — wer putzt Haske, das liebe Häschen? —

und führte es mit freundlichem Zureden über die schlimme Stelle fort. Und als die alte Mähre leise wiehert und das Fohlen einstimmt, steigt der Jonu wieder auf und singt seinen munter dahintrabenden Pferdchen ein Liedchen vom bösen Elch, das nun hat sterben müssen mitsamt seinen bösen Kindern und von goldenem Hafer für die beiden lieben Rößlein. Ui, ui Dewe! Ach Gottchen, Gottchen, mein liebes Gottchen! — —



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Elche im Revier Ibenhorst.

Der aber, unser Herrgott droben im Himmel, singt sein Lied in der alten wilden Weise des Eis brechenden Tauwindes: wie der Mond im ersten Frühlinge die Sonne heimführte, diese aber, da sie so früh schon aufstand, verließ und sich in den Frühstern verliebte. Ei, daina, daina!

Perkun's didey supykes
ji kardu perdalyjo.

(Da ward Perkunas zornig
zerhieb ihn mit dem Schwerte.)

Das Herz voll Trauer zieht der kranke Mond nun dahin. Da jagt mit wehendem Barte Gott Bangputys, der Wogenbläser, heran und schnaubt mit aufgeblasenen Backen über das Meer, wilder und wilder aus West die Wogen fegend, das Eis auf Haff und randvollen Strömen brechend. Dann springt er steif auf Nord um und treibt die Sturzwellen der brandenden See gegen das Memeler Tief an, daß sie zum Haffe hineindrängen, während Mütterchen Memel aus Rußland immer neue, immer wildere Wassermassen herabführt und sie durch den Rußstrom, den Skirwith, den Griebefluß, Gilgestrom und unzählige Dschurken in das mit gurgelnden Eisschollen bedeckte Haff hineindrückt. Wie nach Hilfe verlangende Arme recken die alten Erlen aus diesem grauen Meere von morschen Schollen nur noch ihre Kronen auf; die Traften, die in der Mündung des Gilgestromes weithin gelagert waren, zerbrachen, und ihre Stämme treiben nun einzeln dahin, oft hochaufgebäumt oder kopfüber wild sich überschlagend. Anfangs hatte man mit Booten noch den Verkehr aufrechterhalten. Aber der Sturm trieb die schmutziggelbgraue Eisflut bald in wilden Brechern durch die Ortschaften. Bei Nacht und Finsternis mußten die Fischer ihr Vieh, die ärmeren unter ihnen ihr ein und alles, ihr Schwein, ihr Schweinchen, das liebe Schweinchen, aus den leichtgebauten Holzställen in das Wohnhaus treiben. Und als die Flut immer wilder und hohler aufgurgelte, rettete man alle, Menschen und Vieh, auf die Hausböden. Draußen auf dem verrückten Wasser trieb — ui Gott, ui Gottchen, du liebes Gottchen! — der ganze schöne Wintervorrat von Kartoffeln und gehacktem Holze, das gegen die Winterkälte schützen sollte. Und das Heu, das Heuchen, das schöne Heu, das auf Kähnen zur Bahn geführt werden sollte, das jagte Bangputys nun in hohen Haufen fort in die weite, aus Rand und Band geratene Welt! Und immer wilder gluckste die steigende Flut. In die Wut des Sturmes mischten sich die Verzweiflungsschreie der Menschen, das Brüllen des Viehs, das Quieken der Schweine. Wer hört sie in dieser öden Wasserwüstenei? Gestern ist eine der kleinen Hütten auf dem Neuen Werder zusammengebrochen unter dem furchtbaren Eisdrucke und verschwunden. Kein Nachbar hat die Hilferufe der Verzweifelnden und Versinkenden erhört. Aber Laima, die Schicksalsgöttin, ruft dort nun laut und unaufhörlich bei Tage und Nacht und klagt um die im Eise Ertrunkenen.

Und dann wieder kommt Stillstand in dieses wüste Durcheinander. Gegeneinander gepreßt stocken die Schollen, und der überschwemmte Wald wird noch dazu von wiedereintretendem Froste in Bann geschlagen. Aber die trügerische Decke trägt kein lebendes Wesen mehr: der Schrecken der Litauer, die Stockung aller Bewegungsfreiheit für Mensch und Tier, die sie „Schaktarp" nennen, ist da!

Was ist alle Wehmut einer vom Nebel in Haft geschlagenen Hochgebirgslandschaft gegen das herzbeklemmende, atemversetzende Grauen dieses Niede-

rungsbildes! Totenstille ringsherum. Kaum daß einmal das Bellen eines Hundes das bange Nebelschweigen durchbricht! Draußen liegt nun auf unerreichbaren Eisschollen das Heu, das dem vor Hunger vergehenden Vieh zur Nahrung dienen sollte, und das Holz, das die feuchten eiskalten Hütten erwärmen könnte, in denen die armen Fischer frieren und hungern müssen, wenn sie nicht ihr Schweinchen abschlachten wollen, ihre Sparkasse, ihr



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Elchspießer und Schmaltier am Moorrande.

liebes Schweinchen! Diese lebendige Sparkasse nützt ihnen auch nicht einmal. Denn wie wollen sie es verkaufen, da kein Ausweg geblieben ist aus dieser nun gewiß wochenlang währenden Gefangenschaft? Kein Boot, kein gutes Bootchen vermag dies Morscheis zu durchbrechen, kein Flachkahn darf sich auf das gefährliche Schollenwirrsal wagen, kein Segelschlitten trägt darüberhin!

Die Frauen sitzen still und weinen. Nur die Kinder spielen lärmend, wenn sie nicht krank im Bettchen liegen mit fiebernden Wangen und böser

Halsbräune. Was Sturm und Wasser verschont haben, das holt nun der Würgengel. Stumm und ergeben, die Hände in den tiefen Hosentaschen, steht der Fischer am Fenster, und kein Zucken der Lippen verrät, wie es in ihm arbeitet und wühlt. Sein Schweigen ist kalt und düster wie der Nebel, der über der Eisöde lagert. Das ist der Schacktarp!

Als das Wetter umschlug, ergriff das Wild eine drangvolle Angst. Alles strebte zu den Poldern hin und auf die mit Weiden bepflanzten Elchberge, die meistens mit kleinen Dämmen untereinander verbunden sind, damit nicht etwa ein einzelner Elch dort sich zum Alleinherrscher mache und alles andrängende Wild vertreibe. Aber den Rehen schien auch diesmal diese Zuflucht zu unsicher. Sie strebten den Deichen zu, die in regelrechtem Netzwerke alle auf die hochwasserfreien Straßen führen, die mit Kopfweiden bepflanzt sind. Diese werden in solcher Notzeit geköpft, und die abgeschnittenen Ruten bieten den Elchen willkommene Äsung. Die Rehe aber ziehen sich von hier aus mühlos auf die Hochmoore, namentlich das Große Moosbruch, wo sie sich in Sicherheit fühlen. Und bald folgen ihnen die Elchtiere mit ihren Kälbern dorthin nach. Und doch ist manches Stück gerade bei dieser Wanderung verendet. In dem alten verwachsenen Seitengraben des Griebeflusses, der voller Morscheis ist, blieb ein durchwechselnder Gabler stecken, der offenbar noch nichts von der sicheren Knüppelbrücke wußte, die kaum tausend Schritte weiter oberhalb von dem fürsorglichen Oberförster als Übergang für die Elche angelegt ist. Ein hochbeschlagenes Alttier ertrank, das vergeblich bemüht war, an dem eisglatten steilen Rande eines Grabenaufwurfes hinaufzuklettern und immer wieder in das Morscheis zurücksank. Andere wurden, ehe das Eis zum Stehen kam, im Gilgestrome von der starken Strömung fortgerissen. Erst wenn das Frühjahr eingezogen sein, der Birkhahn balzen und der Kuckuck rufen wird, werden die bleichenden Gebeine des verunglückten Wildes den Verlust übersehen lassen. Und leider wird die Liste auch von manchem guten Hirsche vermelden.

Wo der Gilgestrom in das Haff mündet und zur Sommerszeit bei flachem Haffstande auf den seichten Uferwerdern die Pfuhlschnepfe sticht, rang einer der besten Schaufler des Reviers in stundenlangem Verzweiflungskampfe mit dem Tode. Durch die krachenden Schollen hatte er sich hindurchgearbeitet und die freie Wasserbahn gewonnen, in der freilich auch noch viel Eis trieb. Aber mit Aufbietung aller seiner Kräfte gelang es dem Hirsche, das jenseitige Ufer zu gewinnen, ohne allzuviel von der Strömung abgetrieben zu werden. Drüben hoffte er, den hohen Deich zu erreichen und damit in Sicherheit zu kommen. Vor ihm lagen in langer Reihe Traften, die er überklettern mußte. In mächtiger Anstrengung warf der Hirsch sich vorn hoch; aber der Baum, auf den er aufgreifen wollte, war losgerissen und rollte unter seinen Läufen fort. Freigekommen versuchte es der Hirsch



M. Steckel. Ackmenischken, November 1908.

Zum Hochwald ziehender Elchspießer auf dem Moore.

mit dem zweiten, dritten und vierten ebenso vergebens. Endlich gelang es ihm, ein festverbundenes Floß zu finden und sich hinaufzuarbeiten. Ein Zittern überlief seinen von der Anstrengung bis zum Letzten erschöpften Körper. Wild schüttelte er die schwarze Decke mit der zottigen Mähne und dem breiten Schlackerbarte. Dann prüfte er das vor ihm lagernde Holz und schritt vorsichtig, Baum für Baum antastend, dem Ufer zu. Aber kaum hatte er die dritte Traft betreten, da rutschte ein starker, eisigglatter Baum ihm unter den Schalen fort. Der Hirsch trat durch und brach, als der schwere Baum im Wasser wieder hochschlug, den rechten Vorderlauf kurz unter dem Blatte. Lange versuchte er vergebens, den eingeklemmten gebrochenen Lauf zu befreien. Als ihm dies endlich unter grimmen Schmerzen gelungen war, humpelte er auf drei Läufen weiter. Aber kaum war er über zehn, zwölf Stämme hin, als er wieder durchtrat und nun auch den anderen Vorderlauf brach.

Diesmal waren alle Versuche zur Befreiung vergebens. Die schreckliche Fessel hielt fest bis zum letzten bitteren Ende. Ohne Klage trug der Hirsch die Pein. Er sah den Mond über den gurgelnden, grauen Schollen und den Rohrwäldern aufgehen und dann nach qualvollen Stunden hinter wild einherjagendem Gewölke verschwinden; aber kein Laut drang aus seiner Brust. Er sah die Sonne kommen und sah den trüben Tag, den sie heraufgeführt hatte, einer dunkeln Sturmnacht weichen. Immer matter ward der Blick der blutig unterlaufenen Lichter; aber keine Klage ward laut. Erst als die Sonne des zweiten Tages tiefrot über dem düstergrauen Niederwalde heraufstieg, entrang sich ein zitterndes Röcheln und dumpfes Stöhnen seiner gequälten Brust. Dann ward er still. Noch einmal hob er sterbensmüde das Haupt, und ein Blick voll namenloser Sehnsucht flog über die empörte Wasserwildnis, sein weites, schönes Reich. Dann sank er zurück, und ein letztes Zittern lief über ihn hin. Klatschend und gurgelnd brach sich die Flut in dem vom Sturme gepeitschten Rohre.

Als das gebrochene Licht des Hirsches erlosch, quorkte schon über ihm ein Kolkrabenpaar. Da lief eine mächtige Woge auf. Die hob die Traften, daß sie knirschend sich bäumten, und spülte mit ein paar losgekommenen Langhölzern den Riesen des Niederwaldes von seiner Bahre hinunter.

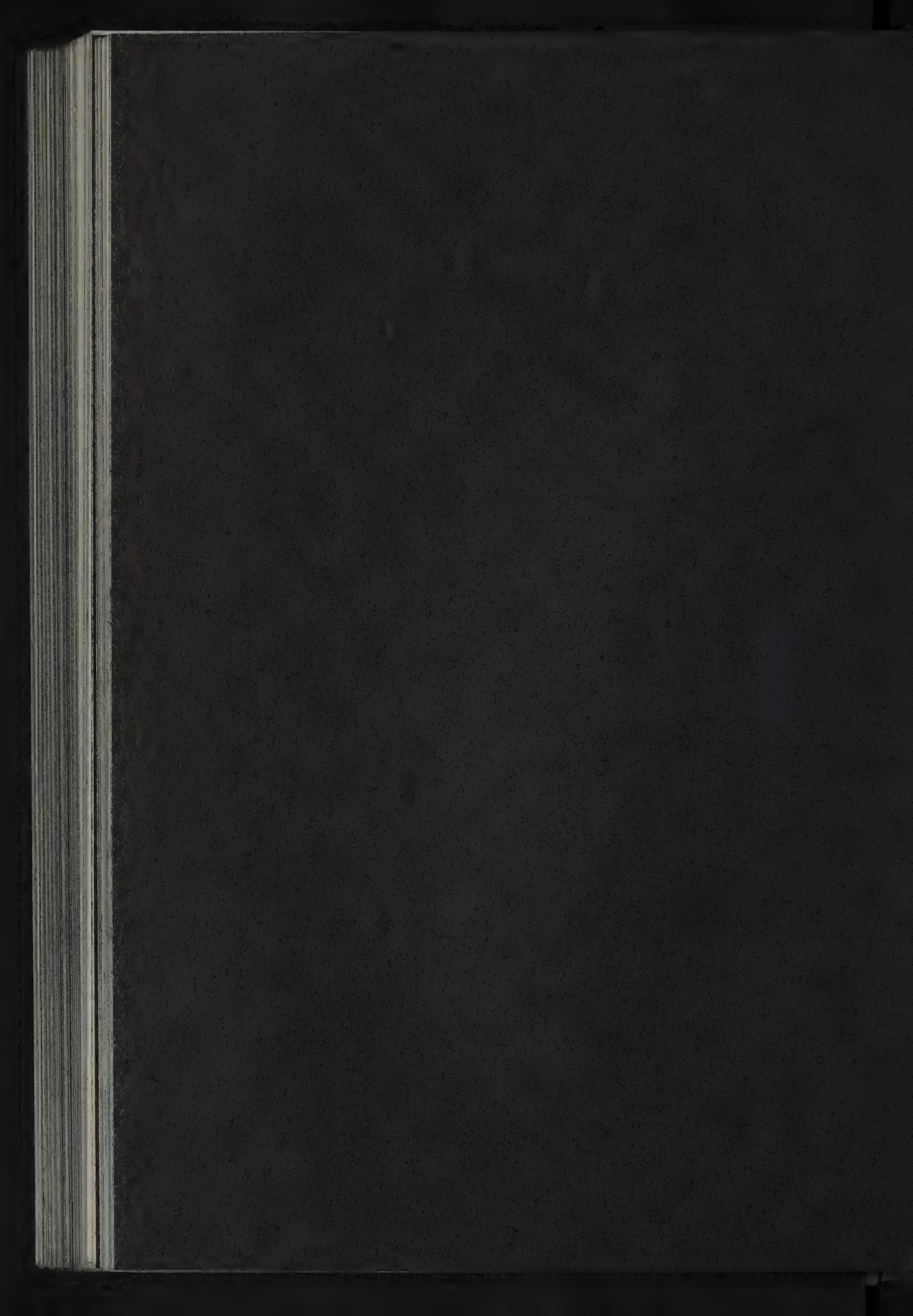
Niemals haben die Raben ihn gefunden. Die saugende Unterströmung riß ihn fort in Bangputys wogendes Reich. Kein Klageschrei der Laima sagt, wohin!

*   *
*



M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Schwache Elchhirsche.



Urzeit, Urheimat.

Der schwere Irrblock war auf dem Eise des langsam fortrückenden Gletschers mit Tausenden seinesgleichen von Skandiens hohen Bergen in die weite Tiefebene Germaniens hinabgetragen. Hunderte waren auf dieser langsam fortfließenden Fahrt in grüne Spalten gestürzt, wo ewige Nacht sie bedeckte und das Eis sie zu weichem Ton zermalmte und zerrieb — er war,



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Elchtier am Moorrande, äsend.

zwar spiegelblank geputzt und mit groben Schrammen gezeichnet, nach Jahrhunderten zerschunden unten angekullert und sank nun in weichen Kiesboden ein. Rings um ihn her floß aus smaragdgrünen, in tausend glitzernden Strahlen funkelnden, Gletschertoren das milchtrübe Eiswasser ab; und in demselben Maße als der Boden vom Eise frei wurde, tauchten die Köpfe anderer Irrblöcke hervor. Schon waren die ältesten mit Moos und Schwarzalgen bewachsen. Aber kein anderer Laut drang in die stille Himmelsruhe ihrer Eiswüste, als der Schrei des Windes und das trübe Murmeln des

Schmelzwassers, keine Botschaft als das Kommen und Gehen der selten nur leuchtenden Sterne, die segelnde Fahrt der milchweißen Sonne und des bleichen Mondes, das Fallen und Steigen der Nebel und das Tropfen der Gletscher, das die Pulsschläge der Ewigkeit zählte. Bis eines Tages ein Vogel



M. Steckel. *Ibenhorst, November 1908.*

Geringer Elchschaufler, windend.

vom Sturme herauf verschlagen ward. Er kam aus dem Tieflande des Stromes, der am Rande des Gletschergebietes in breiter Einsenkung zum Meere hinrollte. Weite nebelbedeckte Moore bildeten seine Ufer, und im Unterlaufe mußte er sich durch festen, einst von den Gletschern zermahlenen und ab-

geschwemmten Lehm hindurchwühlen, wobei mancher Findlingsblock nach langer Zeit wieder ans Tageslicht gewaschen wurde.

Der Vogel schwang sich, als der Sturm nachließ, wieder auf. Aber dann kamen mit der langsam zunehmenden Erwärmung mehr seiner Art und schließlich ihrer viele mit kreischendem Geschrei. Sie bauten ihre Nester zwischen den hohen Blöcken und düngten den Boden mit ihrer Losung. Und



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Bett mit Losung eines starken Elchschauflers.

sie brachten der langsam abtrocknenden Halde bald andere Gesellschaft mit. Auf vier Läufen zog das Rentier her, das Haupt mit vielsprossigem mächtigem Schaufelgeweih geschmückt. Es äste mit Begierde die breitblättrigen Flechten an den Findlingen, und bald war die weite Moossteppe von Herden seiner Art bevölkert. Weiterhin, der immer wärmer scheinenden Sonne zu, siedelt nun Kriechholz sich an, Krüppelkiefern und buschige Birken, dazwischen Haselstauden und weiche Laubhölzer. Sie schließen sich zu dichten Waldungen zusammen und senden ihre bescheidenen Vorposten immer weiter gegen Norden

15*

vor. Auf allen Blößen sprießt unter ihrem Schutze süßes Gras empor und alle Hänge der Flußufer sind mit blühenden Faulbaum- und Schneeballbüschen bedeckt.

Dort herrscht das Leben. Im kühlen Schatten lenzgrüner Birken ruht der Wildhengst dort bei seinem weidenden Rudel und wehrt mit dem Schweife kleinem Geschmeiße, das ihn umschwirrt. Im Grase neben ihm hüpfen zierliche kleine Zikaden. Draußen aber auf der grünen, im Mittagslichte der Sonne schwirrenden Steppe lagern gewaltige Herden des Riesenhirsches und des Wisent, während der starke Ur den dunklen Wald durchzieht auf Pfaden, die das rauhhaarige Mammut mit seinen kreisrund geschweiften Stoßzähnen gebrochen hat. Wo der feuchte Waldesgrund Kerfen und Schlangen birgt, bricht das starke Wildschwein den Boden, und am Ufer errichtet Meister Biber seine kunstvollen Dämme und Burgen mit der Einfahrt unter Wasser. Das büschelhaarige Nashorn grub sich am Rande des schattigen Waldes sein Bett und suhlt sich nun im dunkeln Weiher. In den Sümpfen aber und auf den Grassteppen neben Wisent und Riesenhirsch lebt das Breitstirnelch, das einsamste und scheuste von all diesem Urwilde. Ihm folgt nicht der gewaltige riesenhafte Höhlenbär, der Schrecken alles Wildes in der Runde oder die gefräßige gefleckte Höhlenhyäne. Und selten nur springt der Löwe es an, der gleich dem Bären bei Tage in dunklen Felshöhlen haust.

Nur der grimme Mensch folgt ihm und bringt es zu Falle, um dann mit Feuersteinsplittern seinen Schädel zu zertrümmern und das warme Hirn als köstliche Leckerei zu schlürfen. In wilden Horden streift dieser gefährliche Jäger durch die Gegend, nachdem er den Höhlenbären in tiefer Grube gefangen und mit Feuer getötet hatte, um alsdann seine Höhle zur eigenen Wohnstätte zu nehmen, deren Eingang er mit Feuer gegen eindringendes Raubzeug verteidigt. Die Haut des Wisent lieferte ihm schützende Decke gegen Wind und Wetter und die Hörner herrlichen Kopfschmuck. Auch den Kopf und Hals des erlegten Wildhengstes streifte er und benutzt sie als Hauptschmuck, der ihm mit der wallenden strähnigen Mähne ein seiner Wildheit entsprechendes Aussehen gibt. Das Horn des Ur gab ihm Trinkgefäß und Lockruf, die warme Decke des Breitstirnelches aber bietet ihm köstliche Lagerstatt, die zottige Mähne ein weiches Kopfkissen. Am hölzernen Spieße über dem mit Steinen umgrenzten Feuer brät der Schlegel vom Ur, Wisent, Wildpferde, Elch oder Riesenhirsch, nachdem mit dem langen und scharfen Eckzahn des Bärenkiefers die Röhrenknochen aufgeschlagen wurden und das Mark herausgeschlürft ward.

Die wundersame Kraft, die dies aufrecht schreitende furchtbarste Raubtier der Erde trotz jeglichen Mangels natürlicher Waffen allen anderen überlegen machte, war das Feuer, das der Urmensch bald völlig in seinen Dienst zwang.

Dann allmählich wich der Wald und das feuchtmilde Klima Germaniens wieder einer starken Abkühlung. Das Land hob sich langsam, aber stetig aus dem Meere heraus, dessen früher buchtenreiche Küste nun zurücktrat



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Elchhirsch. Schaufeln vor kurzem abgeworfen.

und der Steppe Platz gab, die nur im Lenze noch saftiggrüne Weide bot, bald aber unter der glühenden Sonne ausdorrte. Heftige Stürme trieben den Staub in wilden Wolken dahin und lagerten ihn schichtweise ab über Gras und Gesträuch, das in der Dürre nun verdurstet und verdorrt. Noch

immer leben auf dieser Steppe neben zahlreichen Nagetieren und Stelzvögeln die Rudel der Wildpferde und des Wildrindes. Aus den Wäldern wechselt noch immer das Mammut und das wollhaarige Nashorn über die graue Einöde, die zur Frühsommerszeit auch von Heuschreckenschwärmen abgegrast wird. Und noch immer durchschweifen Jägerhorden vom sicheren Schutze ihrer Höhlen aus das weite Land, um das Ren- und das Breitstirnelch auf der Moossteppe, den Ur und den Wildhengst am Waldesrande auf ihren Wechseln in sorgfältig verdeckte Fallgruben zu treiben. Aber sie sind von anderer und herrlicherer Art als die von ihnen besiegten und vertriebenen Horden. Sie sind gleichfalls langköpfig, aber von höherem Wuchse und edlerer Gesichtsbildung. Sie leben im Sommer in Zelten, die aus den Häuten des Großwildes verfertigt wurden, im Winter kehren sie in die Höhlen der vertriebenen Horden oder Erschlagenen zurück. Neben dem Wildbret dienen ihnen Karpfen und Barsche, die sie zu greifen verstehen, zur Speise; wilde Früchte und würzige Kräuter sind ihre Zuspeise, und aus dem Trinkbecher, den die Dickschädel des Breitstirnelches und Renntieres oder das Horn des Ur ihnen liefern, wird das schäumende Blut frischerlegten Wildes getrunken.

Und als die Vereisung weiter fortschreitet, als die Grassteppen verschwinden und die eintönige Kälte nur noch Flechten, Moos und geringes Zwergkraut duldet, dazwischen höchstens Birke und Kiefer von kümmerndem Wuchse sich scheu und verzagt ducken, als der Sand weithin alles überlagert und verweht, an seinen Grenzen aber die unübersehbaren Moossümpfe und Seen sich hindehnen, die von abschmelzenden Gletscherwässern gespeist werden, als die wilden Rudel hungriger Wölfe zugleich mit Bär und Vielfraß dem Menschen die Beute streitig machen, da ergreift von den freigebliebenen Teilen Nordeuropas eine aus höheren Breiten vom Eise vertriebene blondhaarige Horde Besitz, die schon aus ihrer nordischen Heimat hohe Anlagen mitbringt. Aus ihren blauen Augen sprüht ein anderes Feuer, als die äußerliche Flamme, die der wollschädelige Urmensch zuerst zu entfachen verstand: den furchtbar kühnen Blick dieses überlegenen Jägervolkes fürchtet der Riesenbär ebenso wie der grimme Löwe. Und der Mensch erkennt mit seinem Scharfsinne, was ihm an Stein, Holz und Knochen zu täglichem Werkzeuge und scharfem Gewaffen dient. Im Kampfe gegen die Tierwelt, deren Riesen er zu seiner Nahrung erschlägt, aber auch im Kampfe mit Genossen minderen Wertes, den er zur Verteidigung seiner Plätze führte, stärkte sich sein Scharfsinn; und die Freude an der Jagd wurde die gewaltigste Leidenschaft seiner Art, die unausrottbar in seinen Nachkommen nachzittert, zugleich aber die Quelle seiner geistigen Kraft. In Not und Gefahr der letzten Eiszeit, im wilden Ringen um das Dasein mit Wetter und Wogen hebt sich dieser *zuletzt* aus dem Norden, dem Schöpfungsherde des Menschengeschlechtes, *nachgerückte* Mensch in harter Auslese zur Höhe geistiger



M. Steckel. *Skirwith, November 1908.*

Ziehendes Elchtier.

Eigenschaften empor, für die es hinfort keinen Stillstand mehr gibt und die den schöpferischen Geist der nordeuropäischen Rasse von Erfindung zu Erfindung, von Entdeckung zu Entdeckung treibt — bis zur schwierigsten aller Entdeckungen, der Entschleierung des großen Geheimnisses seiner eigenen Art.

Unzertrennlich ist dies mit der Frage nach der Urheimat des einzigen Wildes verknüpft, das aus jener Zeit uns geblieben ist: des Elches! Von keinem einzigen der großen Säuger der Steppenzeit, deren letzte Ausläufer mit oder neben dem Menschen sich über die Erde verbreitet haben, kennen wir die Urheimat: nicht vom Mammut und Nashorn, nicht vom Löwen und Bären, nicht von unseren heutigen Haustieren, Pferd, Rind, Hund, Schaf und Schwein. Aber keins von diesen berührt uns in dieser Hinsicht so unmittelbar wie das Elch, das allein in seiner eiszeitlichen Urform uns überkommen ist.

Soviel Fragen, soviel Welträtsel! Stammt unser heutiges Elch von dem Breitstirnelche, wie wir selbst von den vermutlich schon blauäugigen und lichthaarigen Jägern der Eiszeit, deren Reste bei Cro-Magnon in einer Höhle an der Vezère entdeckt wurden? Oder ist das Breitstirnelch ausgestorben und müssen wir unser heutiges Elch als Einwanderer aus Asien, wohl gar aus Amerika betrachten? Sollen wir annehmen, daß seine Heimat unter Meereswogen oder in einem von ewigem Eise begrabenen nordischen Lande zu suchen sei?

Die Funde gaben uns bisher keine Antwort auf diese oberste Frage nach dem Woher! Auch hier heißt es: wir wissen Nichts. Aber die Antwort ist nicht auf ewig hoffnungslos verloren. Die Nordsee und das Atlantische Weltmeer, dessen Untiefen uns von der Zeit erzählen, da England, Irland, Grönland keine Inseln waren, sondern Europa mit Nordamerika verbanden, werden nicht ewig unserem Forschen stumm bleiben; auch der ewige Eisboden der sibirischen Tundra und die Höhlen des Altai werden nicht ewig ihre Geheimnisse uns verbergen. Aber ob der Hochnorden des asiatischen und europäischen Rußlands uns jemals Beweise dafür liefern wird, daß dort die Urheimat des Elches zu suchen sei, erscheint fraglich, obgleich nachweislich zwischen der Haupteiszeit und der letzten Eiszeit die Waldgrenze sich bis zum heutigen Eismeere ausdehnte. Auch dort lebten damals Mammute und büschelhaarige Nashörner, deren gefrorene Leichen an den Ufern von Flüssen und Seen aus dem eisigen Boden aufgetaucht sind und zwar in einem Zustande, der die genaueste Untersuchung gestattete. Aber man hat dort bis jetzt keine Elchreste gefunden. Und solange nicht durch ernsthafte Nachforschung, an der es bis jetzt gefehlt hat, doch noch solche Reste zutage gefördert werden, wird man die Vermutung nicht von der Hand weisen dürfen, daß das Elch im europäischen und asiatischen Rußland erst nach der letzten Eiszeit allmählich eingewandert ist.

Denn die lange Zeit zahlreiche Gelehrten beschäftigende Annahme, daß das Elch erst ein Schöpfungsergebnis der Überschwemmungszeit, sog. Diluvialzeit sei, kann wohl nach dem heutigen Stande der Forschung ausgeschaltet werden. Das plötzliche Auftauchen so riesenhaften Wildes, wie das Elch es ist, als Ersatz anderer untergegangener Arten erscheint von vornherein undenkbar. Und mit Recht hat der russische Akademiker Joh. Fr. Brandt schon 1870*) darauf hingewiesen, daß ein bereits so rauhes Klima, wie es zur Überschwemmungszeit herrschte, eine so große Tierform nicht habe bilden können, daß diese vielmehr unter günstigeren Bedingungen sich entwickeln mußte. Da das Elch aber sich durch seinen eigentümlichen Bau**) und seine Lebensweise gleich dem Rentiere als eine ausgeprägt nordische Urform der Hirsche kennzeichnet, so wird man eine Umformung wesentlicher Art bei ihm als ausgeschlossen betrachten und annehmen müssen, daß es gleich dem Mammut, Nashorn, Ur, Wisent und Riesenhirsche zur wärmsten Miozänzeit seine Form gewonnen und diese dann in der rauhen Eiszeit auf den Randmooren der Gletscher so sehr gefestigt hat, daß alle Wanderungen, zu denen es durch Klimawechsel gezwungen wurde, ihm die Einheitlichkeit dieser Form nicht mehr zu beeinträchtigen vermochten.

In dieser Auffassung wird man besonders bestärkt durch die von O. Heer nachgewiesene Übereinstimmung der hochnordischen, insbesondere der Spitzbergener, Isländer und Grönländer Pflanzenwelt mit derjenigen in den heutigen Heimatländern des Elches! Alle für die jetzige Umgebung des Elches so bezeichnenden Pflanzen, wie Schachtelhalme, Espe, Eberesche, Weiden, Krüppelkiefer, Zitterpappeln u. a. m. finden sich auch schon in der ausgestorbenen hochnordischen Pflanzenwelt. Wirft man nun einen Blick auf die Karte der Meerestiefen, so wird man leicht erkennen, daß das in der Nordsee noch nicht völlig verschwundene Land das europäische Festland über Groß-

---

*) Memoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg VIIe Série. Tome XVI, Nr. 5.

**) Die äußerlichen Merkmale, durch die sich das Elch von den sonstigen echten Hirschen unterscheidet, sind: 1. plumpere und gedrungenere Form, 2. der sehr hohe Widerist, 3. der unverhältnismäßig große Kopf, 4. die dicke, fast viereckige, über die Unterlippe hervorragende Oberlippe, die mit Ausnahme des dreieckigen Mittelteiles stark behaart ist, 5. sehr große Nasenlöcher, 6. das gänzliche Fehlen der Eckzähne, 7. die breite in der Mitte vertiefte Stirn, 8. die kleinen sehr hoch sitzenden Lichter, 9. die kleinen Tränengruben, 10. der Kehlsack oder Bart, 11. die über der Mitte des Griffelbeinrestes befindliche etwa 3 cm lange äußere Haarbürste, mit entsprechenden Drüsen. Außer dieser besitzt das Elch an den Innenseiten der Sprunggelenke auch die etwa 8 cm lange Fersenbürste, 12. der Hirsch trägt Schaufeln von besonderer Form, 13. das Kalb ist ungefleckt. Von den Edelhirschen unterscheidet sich das Elch noch besonders dadurch, daß es die Griffelbeinreste nur unten hat.

D. Verf.

britannien, die Far-Öer, Island, Grönland und Baffinsland hinweg mit Nordamerika verbunden haben muß. Und in allen diesen Ländern findet sich, soweit sie nicht unter dem Einflusse der Vereisung ausgestorben ist, ein breiter Gürtel der alttertiären Pflanzenwelt, die nur zu einer Zeit des Zusammenhanges sich weiter verbreitet haben kann.*)

Unwillkürlich wendet sich unser Blick, einmal in diese Richtung gelenkt, den neuesten Forschungen der Anthropologen zu, die das Ursprungsland des weißen Menschen im alten Nordlande der „Arktogäa" suchen; insbesondere Dr. Ludwig Wilsers ergreifender Untersuchung über „die Germanen". **)

Aber eher wir dieser lockenden Spur folgen, die ins Land der sagenhaften „äußersten Thule" führt, müssen wir einen Blick auf die bisherigen Funde von Elchresten werfen und zunächst andere Auffassungen nach Gebühr und ohne Voreingenommenheit würdigen.

Die Zahl der Funde ist durchaus nicht gering und weist ein ungeheures Verbreitungsgebiet des Elches nach. Indessen gehören weitaus die meisten Funde geschichtlicher Zeit an. In der neuen Welt ist das Elch unter dem Einflusse der letzten Eiszeit Standwild gewesen noch südlich des 40. Breitengrades, der Neuyork mit San Franzisko verbindet. Selbst in Virginien und Kentucky hat es gelebt. Zahlreiche Namen, wie der Moosesee und Moosestrom sprechen von seiner noch in frischer Menschenerinnerung stehenden Geschichte im Staate Neuyork.

In der alten Welt reicht der Gürtel seiner Verbreitung in Ostasien vom 40. bis 70. Breitengrade***), in Westsibirien vom Altai bis zu der gleichen Höhe, in Europa von den nördlichen Grenzen der Mittelmeertierwelt bis zum Polarkreise.

Durchweg läßt das starke Vorkommen von fossilen Elchgeweihen im südlichen Teile dieses Verbreitungsgebietes und das ebenso starke Vorkommen von Funden aus geschichtlicher Zeit im nördlicheren Teile den Schluß zu, daß nach dem Ablaufen der Überschwemmungszeitfluten mit der dann beginnenden neuen Erwärmung das Elch aus seinen südlichen Gebieten sich wieder dem Norden zugewandt hat. So kommt es, daß es in

---

*) Dr. Osw. Heer: Flora fossilis arctica. Zürich bei Schultheß, 1868.

**) Thüringische Verlagsanstalt. Eisenach und Leipzig.

***) Aus dieser Begrenzung darf wohl mit ziemlicher Sicherheit gefolgert werden, daß es unzulässig war, das Siwatier, dessen Reste am Fuße des Himalaya im Siwa-Lande gefunden wurden, als Stammvater des Elches und gleichzeitig der Giraffe zu bezeichnen, wie ältere Schriftsteller getan haben. Das Geweih des Siwatieres zeigt ein Bündel von Sprossen, und sein Knochenbau hat Ähnlichkeit mit dem des Elches. Aber es stellt zweifellos eine sehr frühzeitig nach Süden gewanderte Unterfamilie der Geweihträger dar, die den Hirschen nur entfernt verwandt ist und eine selbständige Stellung einnimmt. D. Verf.

fossilen Resten gefunden wird: in Frankreich, der Schweiz, Tirol, im Salzkammergute zusammen mit Wisenthörnern, im Schwemmlande des Po und der Lombardei, in Ungarn und der Türkei. Südlich der Pyrenäen und des Balkan, sowie in Mittelitalien, also im Gebiete der Mittelmeertierwelt fehlt es. Dagegen finden sich Reste aus geschichtlicher Zeit in England, wo auch noch zahlreiche Ortsnamen das Wort Elk enthalten, sowie in Irland,



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Starker Elchhirsch (Schaufeln eben abgeworfen) in Fichtenunterwuchs inmitten des Hochwaldes, bei der Äsung gestört.

Holland, Mecklenburg, Pommern und Mitteldeutschland. In Rußland ist das gleiche zu beobachten: im heutigen Verbreitungsgebiete des Elches fehlt es an fossilen Funden, während diese in den früheren Elchgebieten häufig sind. Doch steht das Elch immer noch ziemlich weit südlich: sogar in den Schilfmooren am Kuban, also auf gleicher Höhe wie in seinem ehemaligen oberitalienischen Wohngebiete, was sich aus dem festländischen Klima Rußlands hinreichend erklärt. Andererseits ist bis jetzt noch nicht als erwiesen zu betrachten, daß das Elch zur Tertiärzeit im hohen Norden

am heutigen Eismeere in den Wäldern gefehlt habe. Das bisherige Fehlen jeglicher Funde von Elchschaufeln in diesem Gebiete kann ja recht wohl aus mancherlei russischen Eigentümlichkeiten erklärt werden: insbesondere dadurch, daß man etwaige fossile Reste als die von Elchen der lebenden Art angesprochen und gleichgültig fortgeworfen hat. F. Schmidt hat bei seiner hochnordischen Mammutexpedition ein noch von der Hornscheide bedecktes Horn des Wisent gefunden, der so häufig als Landgenosse des Elches auftritt. Aber das Horn kann eben auch aus geschichtlicher Zeit stammen und bewiese dann nichts für die Zwischeneiszeit.

Die sämtlichen russischen und südeuropäischen, irländischen und süddeutschen fossilen Funde rührten nun aber alle, wie Joh. Fr. Brandt a. a. O. S. 21 ff. unter Vergleich der Schaufeln überzeugend nachgewiesen hat, von Elchen her, die mit den lebenden durchaus übereinstimmen. Selbst H. v. Meyers seinerzeit vielberühmter Alces fossilis ließ sich nach dieser Untersuchung als besondere Art nicht aufrecht erhalten, da selbst das stärkste Beispielgeweih sich bei geringer Sonderung des Augensprosses und starker Breitenentwicklung von den guten derartigen Schaufeln der Gegenwart nicht unterscheidet. Insbesondere sind die Tragstangen dieses Geweihes genau so kurz wie bei allen heutigen Elchen! Ebenso ist die Unhaltbarkeit der Spielarten erwiesen, die von Pusch, Pictet u. a. als Alces leptocephalus, A. savinus, A. resupinatus oder A. fellinus bezeichnet werden.

Dagegen fand Scott im amerikanischen Pliozän das nach ihm benannte Hirschelch, das als eine ausgestorbene Art gilt. Das Geweih steht im Gestänge weit vom Schädel ab, ehe es die Schaufelbildung beginnt, die in einer zwiewandigen Krone gipfelt. Es stellt eine Übergangsform zwischen Elch und Riesenhirsch dar.

Eine gute Art zeigt der Schädel des Breitstirnelches, das zuerst von Johnson im Pliozän von Norfolk und dann mehrfach auch in Deutschland gefunden wurde. Der beste Fund lag unweit Wiesbaden über dem Taunusschotter bei Knochenresten von Mammut, Nashorn, Wildpferd und Biber. Der eine, ziemlich vollständig erhaltene Schädel, jetzt im Mainzer Museum, zeigt eine Breite des Stirnbeines von 27 cm und an der Stirnwulst eine Dicke der Schädeldecke von 5 cm. Das Geweih zeigt kreisrunde Tragstangen, die über den Rosen einen Umfang von 27 cm und von den Rosen bis zu den Schaufeln die auffallende Länge von 50 cm haben. Die Auslage beträgt 2,50 m, also etwa 50 cm mehr als die des stärksten heutigen Elchgeweihes von der Kenai-Halbinsel. Dem entspricht die Stärke und Länge der gefundenen Knochen, die das Breitstirnelch als würdiges Seitenstück zu seinem Zeitgenossen, dem Riesenhirsche, und gleich diesem als Bewohner der weiten offenen Moore und Eiszeitsteppen erscheinen lassen, als den wir es kennen gelernt haben.

Gemeiniglich wird dies Riesenwild als ausgestorben bezeichnet. Es gibt aber eigentlich keinen rechten Grund hierfür. Denn ebensowohl kann man annehmen, daß es sich dem veränderten Klima angepaßt hat und aus einem Bewohner der offenen Steppe ein Waldwild geworden ist. Als die Grassteppe verschwand, die Mammut und Nashorn zur Weide gedient hatte, äste das Breitstirnelch gleich dem Rentiere die Flechten der Moorsteppe. Und als dann nach dem Verschwinden der Eiszeit die Föhre vordrang und als



M. Steckel. *Skirwith, November 1908.*

Elchtier und Kalb bei der Weidenäsung.

dieser langsam der hochstämmige Wald nachfolgte und geschlossene Bestände von Birken und Kiefern aufkamen, wurde naturgemäß auch das Geweih des Breitstirnelches kürzer und gedrungener. Dieser Vorgang entspräche dem beim Löwen und Bären, die gleichfalls etwas kleiner geworden sind, als ihre fossilen Vorläufer Höhlenbär und Höhlenlöwe. Wenn diese Annahme gerechtfertigt wäre, so müßte man die hochnordischen Gebiete der Tertiärzeit, das Umland von Grönland, Island und England als Urheimat des Elches, die norddeutsche Tiefebene aber als seine Heimat nach der Überschwemmungszeit

annehmen. Aus seiner hochnordischen Heimat hätte das Elch sich dann auch über Amerika verbreitet; das dortige Moostier unterscheidet sich ja von unserem altweltlichen Wilde nur durch größere Schwere, stellt aber sonst durchaus die gleiche Art dar. Aus Amerika wäre es alsdann nach Asien, vielleicht aber aus Norddeutschland nach Skandinavien und Rußland gelangt, wo es nie seine Urheimat gehabt zu haben scheint.

Diese Annahme würde allerdings den bisherigen Auffassungen widersprechen; aber sie würde sich auf starke Gründe stützen, während für die asiatische Urheimat eigentlich nichts spricht als der ganz haltlose Hinweis auf das zahlreiche Vorkommen von Elchen in der Gegenwart und allerjüngsten Vergangenheit! Sehr auffallend ist übrigens, daß keine einzige litauische daina oder Sage sich mit dem Elche beschäftigt, obwohl die dainos auf dem Grunde der alten Göttersage beruhen. Hält man dem gegenüber, daß auf Grund alter Göttersagen im deutschen Nibelungenliede noch die Kindheitserinnerungen der Germanen an das Elch als Zeitgenossen des „ungefuegen lewen" nachklingen, so scheint das Fehlen des Elches in dem ältesten litauischen Volksbewußtsein zu bestätigen, daß das Elch dort seine Urheimat nicht gehabt hat.

In die von dem Weltmeere überflutete Urheimat unseres Wildes wird nie eines Menschen Fuß dringen, es wäre denn der des Tauchers in schwerer Rüstung. Aber die Nachkommen des Jägervolkes, das einst mit dem Urelche aus den Breiten seines Werdelandes nach den Gefilden Germaniens herabdrang, werden nicht ruhen und rasten, ehe sie das große Rätsel der Lage des alten Sagenlandes gelöst haben. Wie sie die Luft erobert haben, werden sie der Tiefe ihre Geheimnisse entlocken. Denn die alte versunkene Thule ist das Land ihrer eigenen Sehnsucht, die Heimat ihrer eigenen, immer fester die Erde umspannenden und beherrschenden Eiszeitrasse!

Heutige Verbreitung. — Die preußischen Elche.

Wie wenig wir vom Elche noch wissen, beweisen am besten die seltsamen Urteile, die noch immer über die geistigen Fähigkeiten dieses Wildes gefällt werden, die selbst A. Brehm in seinem „Tierleben" als „dem plumpen und dummen Aussehen des Elches entsprechend" bezeichnete. Wer nur ein einziges Mal in das listige, in der Erregung tückischwilde Licht eines Elches geblickt hat; wer nur ein einziges Mal ihm durch das hohe Röhricht oder Kunigundenkraut Ostpreußens oder die Birkenbüsche des niederkanadischen Moores nachgebirscht ist und die ungewöhnliche Vorsicht eines geräuschlos wie ein Fuchs sich davonstehlenden alten Hirsches beobachtet oder mit erlebt hat, wie er sich durch die Treiberkette zu drücken versteht; wer sah, wie er sich zur Wahrung seines



M. Steckel. *Skirwith, November 1908.*

Elchtier und Kalb im Birkendickicht; rechts abgebrochene Birke, beim Äsen abgeknickt.

Wohlbefindens stets den richtigen Platz wählt; wer die Widergänge feststellte, die er zur Verheimlichung seines Bettes, abstehend von seiner Fährte zu machen liebt; wer ihn auf der Flucht im Wasser zur Täuschung seiner Verfolger kurze Bögen schlagen sah oder feststellte, wie das Rudel nach Art der Wölfe in der Fährte des Leittieres schnürte: der wird mit Recht das Elch zu den umsichtigsten und schärfsten Denkern der Tierwelt rechnen und schon hieraus verstehen, warum dies Wild sich in unsere Zeit hinübergerettet hat, während seine Gefährten aus der Vorzeit verschwunden sind. Deshalb ist auch die landläufige Auffassung nur bedingungsweise zutreffend: das Elch rage als ein unrettbares Stück Urwelt in unsere Zeit hinein, die in ihrer Überkultur keinen Platz für es lassen und es zwingen werde, den Weg des Mammuts, Riesenhirsches, nordischen Nashornes, des Urstiers und anderer Urbewohner unserer Breiten zu gehen. Das findet zwar in der urwüchsigen und abenteuerlich anmutenden Erscheinung des Elches eine sehr starke Unterstützung, ist aber doch nur eine Fabel, kaum besser als jene des sonst so nüchtern beobachtenden Cäsar, der

behauptete, das Elch habe keine Kniegelenke, könne sich infolgedessen nicht niedertun und sei gezwungen, sich im Schlafe an Germaniens Bäume zu lehnen; pfiffige Jäger sägten deshalb diese Schlafbäume an, um die dann mit den Bäumen umfallenden Elche zu fangen.*) Tatsächlich verdankt das Elch seine Erhaltung bis auf diesen Tag einer ganz einzig dastehenden Anpassungsfähigkeit. Es ist ein Irrtum, das Elch ausschließlich als Sumpfwaldbewohner zu bezeichnen. Wenn auch seine hohen, weitspreizenden Läufe und der Bau seiner Schalen es vorzüglich zum Betreten der Moore befähigen, so liebt es doch, namentlich zur Winterszeit, sehr die trockenen Kiefernwaldungen mit Wacholderunterwuchs und eingesprenkelten Brüchern. Bei zusagender Äsung steht es aber auch im Hochgebirge: auf Norwegens ewigfeuchten Hochfeldern und Geröllhalden, auf den schluchtreichen Bergen des sibirischen Waldes und in den Felsengebirgen Nordamerikas, wo es bis zur Höhe von 3000 Metern hinaufzieht. Es erträgt die flimmernde Sommerglut der sibirischen Moossteppe ebensogut als die furchtbare Kälte von Alaska und fühlt sich auf dem Sande der kurischen Nehrung ebenso wohl als in den grundlosen Rohrwaldungen am Helena-Werder an der Mündung des Skirwith. Diese Vielseitigkeit unseres Wildes ist um so erstaunlicher, als es sich dabei, von der größeren oder geringeren Stärke der Schaufeln und des Körpergewichtes abgesehen, in Form und Zeichnung, sowie in der Lebensweise durchweg die gleiche Erscheinung bewahrt hat. Kein einziger Hirsch, kein Rind, keine Antilope hat ein so gewaltiges Gebiet der Erde in Besitz genommen wie das Elch. Und gerade weil wir in ihm neben dem Wisent die vorsintflutlichste Erscheinung in der Tierwelt unserer Heimat erkennen, ist es nötig, auf diese beispiellose Anpassungsfähigkeit des Elches und auf die wirklichen Gründe, die zu der Verschiebung seiner Wohnsitze geführt haben, einen prüfenden Blick zu werfen.

Als mit dem Verlaufe der Schwemmzeit das Wetter im Norden der alten und der neuen Welt wieder wärmer wurde, verließ das Elch die südlichen Gebiete. Daher wir seine Reste dort nur in Erdschichten aus vorgeschichtlicher Zeit finden, während die nördlichen Funde meistens aus der Jetztzeit, im geologischen Sinne, stammen. Bei solcher Unterscheidung zwischen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Funden zeigt sich, daß das amerikanische Elch, dessen Schädel nach zuverlässigen Messungen keine wesentlichen Unterschiede von dem des Elches der alten Welt erkennen läßt, und das daher trotz seiner größeren Körperschwere und dunkleren Färbung höchstens als geographische Spielart, nicht aber als besondere Unterart angesprochen werden darf, ehemals seine Heimat hatte bis südlich des 40. Breitengrades, der Neuyork und San

---

*) De bello gallico. Lip. VI. Cap. 27. — Welcher übermütige Sohn des Harzes mag dem Römer diesen Hauptbären aufgebunden haben! D. Verf.



M. Steckel. *Skirwith, November 1908.*

Elchtier und Kalb, äsend.

Franzisko nahezu berührt. Allmählich zog es sich nordwärts; denn die Funde von Kentucki und Virginien ruhen auch noch in älteren Schichten. Dagegen beweisen sowohl die Funde als zahlreiche Namen wie „Moose-See" und „Moose-Fluß", daß das Elch im Staate Neuyork erst nach der Ansiedelung der Pilgerväter verschwunden ist. Im Norden dieses Staates hielt es sich sogar bis vor einem Menschenalter, namentlich in den unzugänglichen Wäldern von Essex, Hamilton, Herkimer, Franklin und Warren.

Wie die Büffel ist auch das Elch nicht von dem Indianer verdrängt, trotzdem dieser jetzt, mit der besten Winchesterbüchse ausgerüstet, mehr schießt wie früher. Auch die Fallensteller tun dem Elche keinen allzugroßen Abbruch; sie haben zuviel mit ihren Fallen zu tun und schießen nur, was sie zur Nahrung gebrauchen. Die Herrenjäger schießen, auch in Kanada, wo nicht wie in den Vereinigten Staaten eine Beschränkung der Stückzahl herrscht, doch nur starke Hirsche und schonen das Wild. Aber seit der Strom der Goldsucher sich über das ganze Yukongebiet ergossen hat, bildet sich dort eine Bande von gewerbsmäßigen Fleischschießern heraus, denen jedes Tier oder Schaf so lieb ist wie

der starke Hirsch oder Bergwidder. Nach Mitteilungen, die der bekannte Afrikajäger Selous in seinem Werke „Recent hunting trips in British North-America“ gibt, sind im Winter 1903/1904 von solchen Fleischjägern 1500 Stück Karibu am oberen Klondyke geschossen und hartgefroren auf Schlitten nach dem 180 englische Meilen weit entfernten Dawson-City gebracht. Im Herbste 1904 schossen einige solcher Raubschützen am Mc Millan-Flusse, wo Selous jagte, wahre Mengen von Elchen, die sie auf Flößen nach Dawson hinabbrachten, wo ihnen dreißig Cents für das Pfund gezahlt wurden, so daß jedes Elch ihnen 20—25 Pfd. St. einbrachte. Aber schließlich beschränkt sich dies doch auf verhältnismäßig enge Gebiete. Und noch immer gibt es auch in Britisch Nordamerika weite Strecken, wo Karibu, Elch, Bergschaf und Bär vor derartigen Schießern sicher und selten nur durch einen Indianer gefährdet sind.

In der alten Welt konnte das Elch sich schon aus Witterungsgründen länger im Osten mit seinem festländischen Wetter halten, als im Westen mit seinem von den Meeresküsten so stark erwärmten Wetter. Daher in den Sümpfen des Kuban im Küstengebiete des Asowschen Meeres das Elch heute noch lebt, während unter dem gleichen 45. Breitengrade in der Lombardei seine Reste nur im Pliozän noch gefunden werden. Daher Cäsar erst von den Germanen unser Wild kennen lernte, von dessen vorzeitlichem Dasein in Italien ihm freilich keine Kunde geblieben sein konnte. Deshalb müssen wir, wenn vom heutigen Elche gesprochen wird, die fossilen Reste zunächst außer Betracht lassen, die sich im Schwemmlande des Po und der Lombardei, in der Schweiz, in Tirol, im Salzkammergute, dort neben Wisenthörnern, in Ungarn und der Türkei finden. Dagegen beweisen in Irland und England zahlreiche Funde in jungen Mooren und das Vorkommen zahlreicher Namen, die das Wort „elk“ enthalten, daß unser Wild dort noch nicht allzulange verschwunden ist.

In Rußland fällt sein wechselndes Schicksal wesentlich zusammen mit dem des Waldes. Wie dieser ist es mit der nach der Schwemmzeit wieder beginnenden Erwärmung langsam gegen Norden vorgedrungen; wie dieser ist es aus weiten Gebieten durch den Schachergeist der Waldverwüster verdrängt worden. Während dies Zurückweichen allmählich erfolgt, haben die großen Waldbrände in Sibirien oft wahre Völkerwanderungen von verdrängten Elchen zur Folge gehabt. Immerhin kommt das Elch heute noch häufig vor in den Uralgebieten und den nördlichen Regierungsbezirken, besonders in Archangel, Wologda und Petersburg, aber auch in Wilna, Grodno, Minsk und Nischny-Nowgorod. In Sibirien hauptsächlich in den nördlichen Waldgebieten. In den Ostseegebieten haben die Waldbrüder zur Zeit der Revolution ihrem Namen durch das Niederbrennen alter Schlösser kaum mehr Ehre gemacht als durch das Niedermetzeln der Elche. Kurland hat darunter sehr gelitten und beherbergt nach Angabe des Freiherrn E. v. Kapherr heute höchstens noch 150

bis 200 Stück. Besser steht es noch in Livland und namentlich in Esthland. Finnland hat sich mit seinem Elchschongesetze einen Ruhmestitel erworben, und auch Norwegen hat mit der Verschärfung seines Schongesetzes dem stolzen Wilde eine gewisse Bürgschaft ferneren Verbleibens geboten. Schweden hat sich in seinen königlichen Revieren und auch in großen Guts- und Hüttenwerkswaldungen einen guten Elchstand erhalten, namentlich in Norbotten, in Gestrikland und Dalekarlien und in Upland.



M. Steckel. *Ibenhorst, Oktober 1908.*

Im Elchrevier: Birsch im Niederwaldröhricht.

Leider entwickelt sich nach norwegischem Vorbilde auch in Rußland neuerdings das Gewerbe der Elchabschuß-Makler neben dem Handel mit Bärenlagern in immer unerquicklicherer Weise; und was Wetter und Eisenbahn nicht bewirkt haben, wird bald genug auch dort die Schießerei der Losgelassenen bewirken, sobald diese die Wirkung und Handhabung weittragender Büchsen kennen gelernt haben werden. Unglücklicherweise ist in Sibirien und dem östlichen Teile des europäischen Rußland, z. B. im Permschen Regierungsbezirke den Eingebornen eine ebenso unbegrenzte wie ungerechtfertigte Jagdfreiheit

16*

erlaubt. Es ist dadurch ein Jagdgesindel herangewachsen, dem jedes Mittel zur Vertilgung der Elche recht ist. Nach Angabe von L. Sabanejew wurden im Jahre 1872 im Permschen Bezirke jährlich 1500 bis 3000 Elche erlegt, seit den neunziger Jahren aber nur noch wenig über 200 Stück. Ähnlich liegt es in den Bezirken Archangel, Wologda, Olonetz, Wjätka und Kostroma, wo gleichfalls die Eingeborenen von jeder Jagdsteuer befreit sind.

Gegen die Schießwut dieser Jagdschinder und jene der von der Jagd lebenden Sträflinge in Sibirien sollte die russische Regierung gesetzliche Bürgschaften schaffen, ehe es zu spät sein wird! Aber es besteht geringe Hoffnung, daß die russische Gesellschaft sich zu der Höhe weidmännischer Auffassung hindurchringen wird, die allein die Regierung zu einem wirkungsvollen Schutze bestimmen könnte.

Ganz und gar anders liegen die Dinge in den baltischen Landschaften, wo ein seiner hohen Pflichten sich vollauf bewußter Adel für die Vertiefung weidmännischen Geistes mit deutscher Treue gesorgt hat. Aber eben darum wurde dort längst erkannt, daß das weitgehende jagdliche Gastrecht, die sogenannte „fliegende Jagd", nach der jeder kurländische Edelmann jagen durfte, „soweit die Erde rund und der Himmel blau ist", mit größerer Zurückhaltung ausgeübt werden müsse, wenn das Elch nicht in Kurland gleich den Krebsen verschwinden solle. Mit Fug und Recht ist jenes alte Gesetz seit einem Jahrzehnt aufgehoben. Die Zeiten sind leider auch für die schönen Ostseegebiete vorüber, da man jagdlich unaufhörlich aus dem Vollen schöpfen konnte. Der fortgesetzte Abschuß der starken Hirsche hat naturgemäß zu einem bedauerlichen Rückgange der Geweihbildung geführt.

Trotz alledem darf man ganz zuversichtlich hoffen, daß auch in Rußland das Elch die Zeit überdauern wird, die notwendig erscheint, um das russische Volk in seinen weidmännischen Anschauungen soweit zu heben, wie die Wildwesterner in Amerika gehoben sind. Der Waldbruder mit der rauchschwachen Büchse wird dem Elche nicht gefährlicher werden, als der mit Feuerwaffen ausgerüstete Indianer oder Grenzer ihm geworden waren.

Denn da etwa zwei Millionen Quadratkilometer Wald das europäische und etwa zwölf Millionen das asiatische Rußland bedecken, die meist in ursprünglicher Weise wachsen, so sind für das Elch dort die natürlichen Lebensbedingungen doch noch immer recht gute. Martinson schätzt in seinem Werke über das Elch denn auch den gegenwärtigen Gesamtbestand in ganz Rußland noch immer auf mindestens zwei Millionen Stück. Dazu kommt nun, daß das Elch außerordentlich wertvolle Eigenschaften besitzt, um den Kampf mit der im Vollbesitze der technischen Vollkommenheit trunkenen Roheit zu überstehen. Zunächst ist seine Vermehrung bei fast jährlich zwei, oft drei Kälbern eine recht gute. Dann lebt es nicht in so starken Rudeln wie der Edelhirsch oder gar in Herden, wie das Ren. Es steht meistens in kleinen

Trupps: ein Alttier mit seinen diesjährigen Kälbern und den Schmaltieren vom vorigen Jahre, daneben allenfalls ein Gelttier oder ein geringer Hirsch. Die starken Hirsche führen nicht, wie die Rothirsche, zur Winterszeit und Frühjahrszeit Beihirsche bei sich, sondern stehn jahraus, jahrein allein, bis die



M. Steckel. *Ibenhorst, Oktober 1908.*

Elchwechsel im Röhricht des Niederwaldes.

Brunft sie alle auf den Plan ruft. Der brunftende Elchhirsch wandert nicht wie der Rothirsch meilenweit, um in wilder Erregung ebenbürtige Gegner zum Kampfe zu suchen. Dies mag insofern einen Nachteil für die Art bedeuten, als der Inzucht dadurch nicht so sehr wie beim Rotwilde vorgebeugt

wird; es schützt aber andrerseits die einzelnen starken Hirsche mehr. Eine große Gefahr läuft das Elchwild freilich in den regelmäßigen Wanderungen, die es zur Frühjahrs- und Herbstzeit unternimmt, um Gebiete mit besseren Lebensbedingungen aufzusuchen. So ziehen die sibirischen Elche im Taimyrlande im Frühjahre aus dem Waldgebiete bis zu 700 Werst weit nordwärts auf die Moossteppe, die ihnen dann in ihren Kriechweiden, Porsch und Beerenkräutern und dem armseligen aber nahrhaften Rentiermoose willkommene Äsung und im Sommer bei erbarmungsloser Tagesglut und frischen Abendwinden Schutz gegen die blutdürstigen Stechmücken bietet, und kehren im Herbste auf ihre Winter-Standorte zurück. Im Regierungsbezirke Perm nehmen zahlreiche Elche ihren Sommerstand westlich vom Ural und kehren im Oktober, wenn die starken Schneefälle beginnen, in ihre milderen Winterstände am Ostfuße des Ural zurück, ohne im Gebirge selbst zu verweilen. Nur in Wintern mit geringerem Schneefalle bleibt ein Teil dieser Elche in den Sommerständen westlich des Ural stehen.

Zu langsamerem Abwandern wird das Elch durch die anrückende Zivilisation veranlaßt. Während aber diese es hauptsächlich von Westen gegen Osten drängt, wird es in Rußland durch das Abholzen der Wälder und die dadurch bedingte Dürre, sowie durch fortschreitende Feldwirtschaft, die ihm, namentlich zur Winterszeit, gleichbedeutend mit Äsungsmangel ist, nun wieder gegen Süden getrieben. Alles dies bringt aber dem Elche nicht so viel Schaden als dem Rothirsche der dunkle unbezähmbare persönliche Wandertrieb. Zumal das Elch außer dem Menschen und kleinen Schmarotzern eigentlich kaum Feinde hat. Den Wolf fürchtet es unter gewöhnlichen Umständen wenig. Und in den kurzen schlimmen Zeiten des Krustenschnees und Glatteises weiß es im allgemeinen sich vor Meister Nimmersatt und Ewigfraß durch Auswechseln in Waldteile mit tieferem und losem Schnee zu hüten. Unter gleichen Kampfverhältnissen wird der Elch sowohl in Amerika wie in Rußland mit mehreren Wölfen spielend fertig. Der starke Hirsch namentlich steht wie eine Mauer, um dann mit blitzesschnellen Hieben der Vorderschalen einen der frechen Angreifer zu erledigen. Kuguar und Grislybär versuchen stets das Elch zu überrumpeln, mit dem schwarzen Bär aber macht ein guter Hirsch oder ein starkes Alttier wenig Federlesens. Und Mischka, der russische Bär, wagt sich selten an erwachsene Elche heran. Auch den Luchs streift ein starker Elch ab, wenn er wirklich wagen sollte, ihm an die Drossel zu springen. Auf dem Gute Vaucluse in Livland ist dies 1898 nach den Spuren im Schnee festgestellt. In Sibirien dürfte der Tiger dem schnellen Elche weniger Schaden tun als Rehen und namentlich Wildschweinen, die im Ussuri- und Amur-Gebiete, wo dieser König der nordasiatischen Tierwelt haust, sehr häufig sind. Was aber an krankem und schwächlichem Kruppzeuge dem Raubwilde zur Beute fällt, mag um der Auslese willen diesem gegönnt sein. Die Nähe des Menschen scheut das Elch

nur in der eigentlichen Wildnis und weltabgeschiedenen Einsamkeit, die allerdings seine natürlichste Heimat bildet. Wo es aber gezwungen ist, in der Nähe menschlicher Ansiedelungen zu wohnen, findet es sich auch damit ab und wird namentlich gegen die Eisenbahn bald ebenso vertraut wie alles andere Wild. In engen Gattern der Zoologischen Gärten verkommt es allerdings, weil ihm



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Fegestelle eines Elchhirsches.

dort die nötige Bewegung fehlt. Aber bei der nötigen Bewegungsfreiheit gedeiht es jung gefangen und groß gezogen als Hofgenosse ganz ausgezeichnet. Karl XI. von Schweden hat zur Beförderung von Kurieren gezähmte Elche benutzt, die im Winter an einem Tage 36 schwedische Meilen zurückgelegt haben sollen. In Dorpat verbot eine Verordnung des Rates aus dem

17. Jahrhundert das Fahren mit Elchen in der Stadt, weil diese die Pferde scheu machten! Derartige Elchgespanne müssen also damals häufig gewesen sein.

Dank dieser Anpassungsfähigkeit hat das Elch sich in Norddeutschland sehr lange gehalten. Altmeister Döbel bemerkt in seiner Jäger-Praktika 1752, daß das Elch in Sachsen, in der Mark Brandenburg und in Dessau noch vorkomme. Graf Christian von Haugwitz erwähnt, daß in Schlesien von 1726 bis 1772 Elche erlegt wurden, und daß das letzte einheimische Elch 1772 im Kreise Lublinitz, im Königreiche Sachsen der letzte Hirsch 1746 und in Galizien der letzte 1760 geschossen seien.

In Ostpreußen war das Elchwild durchweg verbreitet, noch bis in das 18. Jahrhundert hinein. Unter Friedrich Wilhelm I. wurden 1718 in der Kaphornschen Haide vierzig Schaufler erlegt! Dann aber scheint der Bestand schnell, vielleicht infolge irgendwelchen großen Unheiles, zurückgegangen zu sein, denn 1728 zählte man nur noch 705 Stück in ganz Preußen. Freilich muß man dabei wie bei späteren Zählungen stets berücksichtigen, daß kleine Restbestände von wenigen Stücken oft und leicht übersehen wurden. Daher wird man die Angabe auch nicht zu wörtlich nehmen dürfen, daß 1848 nach der berüchtigten Jagdfreiheit der gesamte Elchbestand Ostpreußens auf elf Stück zusammengeschrumpft sei, die in der Oberförsterei Ibenhorst standen. Es haben höchstwahrscheinlich im Lande herum noch einzelne spärliche Reste gelebt. Im Jahre 1874 zählte man bereits wieder 74 Stück und zwar besserte sich der Bestand nicht nur der Zahl nach. Prinz Friedrich Karl schoß in Ibenhorst einige recht gute Hirsche, darunter einen starken Schaufler. Ein im Jahre 1882 unternommener Versuch, das Blut mit schwedischen Hirschen aufzufrischen, schlug dagegen fehl. Zwar wurde Nachwuchs erzielt, dieser ist indessen eingegangen, ohne zum Beschlage gekommen zu sein. Das Revier Ibenhorst hat in jener Zeit hinsichtlich der Elchjagd allein die politischen Ehrenpflichten gegenüber fremden Fürsten übernommen; doch trug gerade dies dazu bei, daß fast jeder gutversprechende Hirsch zum Abschusse gelangte, während den Gablern und kümmernden Schneidern die Brunft überlassen wurde. Dagegen erholte sich der Bestand im Regierungsbezirke Königsberg. Im Jahre 1881 zählte man dort bereits 80 Stücke Elchwild, und dies hatte damals auch bereits auf der Kurischen Nehrung, die zum Königsberger Regierungsbezirke gehört, Stand gefaßt. Das Wild wurde im Königsberger Regierungsbezirke sehr geschont, insbesondere auch in den Privatforsten.

Im Jahre 1896 wurde der ostpreußische Gesamtbestand auf 300 bis 350 Stück geschätzt. Dann wurde das Schongesetz vom 13. 8. 1897 erlassen, durch das der Abschuß von Hirschen auf den September beschränkt, der von Tieren aber ganz verboten wurde. Das Schonzeitgesetz vom Jahre 1904 aber



M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Elchgabler und nässendes Tier.

brachte die heute in einem zu starkem Widerspruche herausfordendem Sinne gedeutete Ausnahme, daß der Minister für Landwirtschaft aus Rücksichten der Landeskultur oder der Wildpflege den Abschuß weiblichen Wildes für die Zeit vom 16. bis 30. September gestatten darf. Unter dem Schutze des Gesetzes von 1897 wuchs der Bestand zur Freude der sehr pfleglichen ostpreußischen Waidmannschaft von 1897 bis 1904 auf 800 Stück einschließlich der Privatforsten an. Aus den kleinen Sprüngen, die hier und dort noch gestanden hatten, wurden nun wieder feste Bestände. Das Elchwild verbreitete sich in die Tawellningken benachbarten Reviere Schnecken und Wilhelmsbruch, aber auch südwärts bis in die bei Gerdauen belegene Oberförsterei Astrawischken, sowie nach Drusken und Gertlauken, insbesondere aber in die Oberförstereien Alt- und Neu-Sternberg, Pfeil und Klein-Naujok. Einzelne Hirsche kamen bis Kobbelbude, kurzum das Elchwild stand im Begriffe, seine alte natürliche Heimat in den vor Hochwasser geschützten Revieren wieder in Besitz zu nehmen, die es zur Zeit des alten Soldatenkönigs bewohnt hatte.

Inzwischen aber hatten sich die Zeiten geändert und mit ihnen die Forstwirtschaft in den preußischen Staatsforsten. Gerade in den trocken gelegenen beiden Sternberger Revieren sowie in Pfeil, Drusken, Gertlauken, Klein-Naujok, Papuschinen, Leipen und einem großen Teile von Greiben sind mit hohen Kosten, zum größten Teile in Löcher-Kulturen, Eichenbestände hoch gebracht worden, und diesen fügt das Elchwild nach der heute maßgebenden Anschauung zu großen Schaden zu, als das es in solchen Revieren geduldet werden könnte. Nun läßt sich ja nicht bestreiten, daß das Elchwild dem Walde dort durch Verbiß, insbesondere aber durch das Schälen der Eschen- und Eichenstangen, sobald diese etwa Armstärke erreicht haben, großen Schaden tut. Junge Stämme reitet es nieder und an älteren schlägt es seine Zähne meißelförmig ein, erfaßt von unten nach oben zu mit der Oberlippe einen Rindenstreifen und reißt diesen dann so hoch hinauf ab, als es reichen kann. Auch den Kiefernkulturen schadet das Elchwild hauptsächlich erst im Dickungsalter durch Schälen bis auf die Markröhre, wodurch der ganze obere Teil des Stammes abstirbt und ein unter der Schälstelle stehender Quirlast die Führung übernimmt. Dadurch entstehen statt Nutzholzstangen Kiefer-Kollerbüsche. Solche blendenden Zeugnisse seines Waldfrevels erheben freilich laute Anklage. Aber es ist ja bekannt, daß dies sehr gemildert wird, wenn dem Elche zur Winterszeit, in der es aus Mangel an gerbsäurehaltigen Sumpfpflanzen und Beerenstauden sich auf Holznahrung angewiesen sieht, gefällte Espen, Pulverholz, Birkenwipfel und dergleichen zur Äsung geboten werden.

Nun ist ja zweifellos, daß sich auf Kiefern und Fichten allein in Ostpreußen die Waldwirtschaft nicht aufbauen kann, schon des Nonnenfraßes wegen. Neben den Nutzhölzern, die nur eine beschränkte Rolle spielen, muß der Esche um so mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden, als sie auf weiten Strecken

fast kostenlos dadurch hochzubringen ist, daß man dem natürlichen Anfluge mit der Axt Luft schafft. Auch bei Eichen ist dies in freilich recht beschränktem Umfange möglich und dort natürlich sehr empfehlenswert. Dagegen ist bekannt, daß schon seit Jahren seitens erfahrener Forstmänner die erzwungene



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Mit dem Geäse umgeknickte Fichte.

Kultur von Eichen bitter und hart mit dem Hinweise bekämpft wurde, daß sie allzu kostspielig und künstlich sei. Und so fehlt es durchaus nicht an Stimmen, die für eine mäßige Schonung des Elchwildes durch die ganze Provinz Ostpreußen hin mit der Begründung eintreten, daß das Elchwild

bei hinreichender Äsung von Weiden, Espen, Schneeball, Traubenkirschen, Spillbaum und anderen Weichhölzern keinen übermäßigen Schaden tue und jedenfalls weniger als das Rotwild. Die Vertreter dieser Auffassung betonen nachdrücklich, daß nicht das Elch entartet sei, sondern jene Waldwirtschaft, die den natürlichen Anforderungen der Gegend nicht Rechnung getragen habe, niemals lohnen könne und nun gar zur Vernichtung des Urwildes der Heimat führe. Hier wie immer räche sich die in ihrem Gleichgewichte gestörte beleidigte Natur! Und sie meinen, daß selbst dort, wo ein wesentlicher Schälschaden durch Elchwild festgestellt sei, der Abschuß gewisser in dieser Unart sich besonders auszeichnender Stücke genügen würde, daß es aber ganz ungerechtfertigt hart erscheine, dieserhalb nun gleich den ganzen Bestand in solchen Revieren abschießen zu lassen. Mit Nachdruck wird von dieser Richtung darauf hingewiesen, wie schmerzlich heute ganz Ostpreußen die aus gleicher Ursache anbefohlene Ausrottung des herrlichen Rotwildbestandes von Warnicken bedauert. Ganz bestimmt wird übrigens die Auffassung vertreten, daß südlich des Pregels das Elchwild bis zur Stunde überhaupt nicht schäle, vermutlich, weil ihm dort hinreichende Weichholzäsung geboten sei. Es steht deshalb zu hoffen, daß wenigstens der Frischingsforst vor der Ausrottung des dort am Zelabruche die besten Lebensbedingungen findenden Elchstandes bewahrt und daß Ostpreußen der Stolz erhalten bleibt, dort alle vier deutschen Hirscharten, Elch, Rothirsch, Damhirsch und Reh neben dem wehrhaften Keiler erhalten zu sehen!

Alle jene Einwände fanden keine Berücksichtigung. Vielmehr vertrat man an leitender Stelle die Ansicht, daß sich der Elchstand in den Staatsforsten unzulässig vermehrt habe, indem er von 300 Stück im Jahre 1896 bis auf 577 Stück im Jahre 1904 gestiegen war. Die Verwaltung glaubte die Verantwortung für diese Vermehrung des Wildes nicht übernehmen zu können, und so wurde der Abschuß befohlen. Von der Waidmannschaft wurde dieser bitter beklagt mit dem Hinweise, daß die Privatforsten den durch das Elchwild zugefügten Schaden willig ertragen hätten, und daß der Staat doch nicht hinter jenen Privatforsten in einer solchen Ehrenfrage zurückstehen sollte. Es wurden im Jahre 1905 in den Staatsforsten 98 Stück, 1906 = 87 Stück abgeschossen. Trotzdem wurde der Wildstand im Jahre 1907 in den Staatsforsten auf 592 Stück angegeben. Der Abschuß war also bis dahin geringer als der Zuwachs. Daher erfolgte im Herbste 1907 ein verstärkter Abschuß von 127 Stück. Der Wildstand betrug darauf im Sommer noch 500 Stück in den Staatsforsten. Aber in den Privatforsten war er nahezu vernichtet, weil bei dem Abschusse in den Staatsforsten naturgemäß Grenzwild abgeschossen war. An der maßgebenden Stelle scheint dies allerdings keineswegs gewünscht zu werden; und so steht zu hoffen, daß in Zukunft solche

Hirsche geschont werden, die gelegentlich einmal aus Privatrevieren in die Staatswaldungen hinüberwechseln!

Es muß auch ausdrücklich anerkannt werden, daß der Abschuß eine sehr gute Auslese bewirkt hat. Die zur Strecke gebrachten Hirsche waren



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Elch: Tierlosung.

fast durchweg alte Krüppler. Nach dem aufgestellten Plane soll nun ein Elchstand von annähernd 400—450 Stücken in den Staatsforsten gehalten werden, der durch zweckmäßigen Abschuß in der Art gehoben werden soll. Hiervon stehen etwa 300 Stück in den drei Oberförstereien Ibenhorst,

Tawellningken und Nemonien, die zu einem Schongebiete für Elche erklärt wurden. Ein kleiner Bestand wird auf der Nehrung und im ganzen Königsberger Bezirke ein Bestand von etwa 100 bis 150 Stück als Teil des genannten Gesamtstandes geduldet werden. Hierdurch glaubt man der Gefahr der Inzucht genügend vorgebeugt zu haben, zumal durch die Eindeichung ganzer Schutzbezirke, Anlage von Poldern, Elchbergen, Ausweichstellen, hochwasserfreien, zu den Hochmooren führenden Straßen und Anlage von schwimmenden Brücken über versumpfte alte Flußläufe, das Wild in dem 24000 Hektar großen Niederungsgebiete von Ibenhorst bis Nemonien vor Wassergefahren immer besser beschützt wird. Von der anderen Seite wird diese Auffassung mit voller Entschiedenheit als durch die Tatsachen nicht gerechtfertigt bezeichnet. Es wird darauf hingewiesen, daß der Bestand des jetzigen Schongebietes nach dem in Ibenhorst früher betriebenen unzweckmäßigen Abschusse sich nur dadurch habe bessern und erholen können, daß aus den Königsberger Revieren gute Hirsche über Wilhelmsbruch und Schnecken nach dem Moosbruche gewechselt seien und daß der Rückgang in der Art nicht ausbleiben könne, sobald dieser wertvolle Zuwechsel durch den Abschuß des Elchwildes in den Höhenbodenrevieren vernichtet sei.

An eine Einzäunung des Schongebietes wird selbstverständlich nicht gedacht und kann bei der Ausdehnung auch wohl niemals gedacht werden. Man hat nur stellenweise, z. B. im Ibenhorster Belaufe Ackmenischken, den Wald gegen gewisse Feldmarken abgezäunt und dort nätürlich durch Einsprünge dafür gesorgt, daß ausgewechselte Elche zurückkehren können. In solchem, ihrem ursprünglichen Zwecke entsprechendem Falle sind Einsprünge durchaus berechtigt, während sie bei vollständig eingeschlossenen Gattern dauernd fängisch gestellte Fallen darstellen, die ein Raub an der Gesamtheit sind und daher gesetzlich verboten werden sollten.

Der Hauptzweck ist in dem Schongebiete auf eine verständige Hege mit der Büchse gelegt. Auf Blutmischung hat man verständigerweise verzichtet; insbesondere auf solche mit amerikanischen Elchen. Die Einführung schwedischen Blutes hat man nach den Mißerfolgen von 1882 nicht wieder versucht. Und das Ergebnis hat auch durchaus bewiesen, daß solche bei verständiger Hege mit der Büchse gar nicht nötig war. Solche Auslese aber hatte gefehlt, weil in früherer Zeit unter der Herrschaft der Altumschen Lehre von der Geweihbildung die irrtümliche Meinung verbreitet war, daß jeder Spießer oder Gabler ein hoffnungsvoller und liebevoller Schonung bedürfender junger Anfänger sei. Die Revierverwalter forderten schon damals den Abschuß der schlecht veranlagten Hirsche, drangen aber mit ihrer Forderung nicht durch. Jetzt, nachdem man nun vier Jahre lang planmäßig alle zur Nachzucht ungeeigneten Hirsche, im ganzen 46, nebst der entsprechenden Anzahl Tiere, abgeschossen hat, ist die Besserung bereits unver-

kennbar. Und diese Seite der 1904 verfügten Maßnahmen findet überall rückhaltlose Anerkennung. Es stehen schon jetzt im Gesamtschongebiete etwa zwanzig gute Schaufler. Darunter wurden schon 1908 gemeldet: ein Achtzehnender und drei Sechzehnender, sowie eine Anzahl Zwölfender mit guten Vollschaufeln. Daß bei diesem verständnisvollen Abschusse das Verhältnis der Geschlechter gut geregelt ist, versteht sich von selbst. Es dürften jetzt auf je zwei Hirsche drei Tiere gerechnet werden.



M. Steckel. *Skirwith, Oktober 1908.*

Von Elchen unten abgeäste Fichten.

Die stärksten Hirsche stehn in Nemonien. Sie sind auch an Körpergewicht denen von Ibenhorst sehr überlegen; doch wird sich das voraussichtlich mit der Zeit ausgleichen. Der schwerste in den letzten Jahren geschossene Hirsch hat, etwas abgebrunftet wie er lag, 1016 Pfund, aufgebrochen aber mit Geweih 809 Pfund gewogen; und das höchste Gewicht, das z. Zt. vorkommen dürfte, wird aufgebrochen ohne Geweih auf 810 Pfund geschätzt. Das ist jedenfalls wesentlich höher als das Gewicht der Nehrungs-

hirsche. Von diesen wog einer der besten, der am 28. September 1899 vom Grafen Lehndorf-Preil gestreckte Zwölfender, wie er lag 820 Pfund.

Mit dieser Verbesserung der Art wird man sich einstweilen trösten müssen. Ob dann eine Zeit kommen wird, die das Elch für alle ihm zusagenden Waldungen Ostpreußens zurückfordert, wird abzuwarten bleiben. Der Widerstreit in den hier gekennzeichneten Auffassungen wird in weiten Kreisen, keineswegs lediglich in denen der betroffenen Besitzer, als ein Herzenswiderstreit von unleugbarer Tragik empfunden. Denn gerade die Besitzer dieser Reviere sind es gewesen, deren waidmännisch treuer Hege und schonender Zurückhaltung es zu danken war, daß das ostpreußische Elchwild sich in der schlimmen Zeit wieder erholen konnte!

Das Stangler-Elch eine besondere Rasse?

Bereits bei den Gabelgeweihen tritt eine Verschiedenheit hervor, die in der weiteren Geweihbildung des Elches von immer größerer Bedeutung wird: manche zeigen die Gabelung gleich nahe der Rose, andere erst am Ende des Geweihes. Die erstere Form entspricht dem Augensprosse der übrigen Hirsche, soweit sie einen solchen besitzen. Nun sieht man Geweihe, bei denen die Augensprossen sich kurz herum und senkrecht aufwärts richten, und wieder andere, bei denen die Augensprossen sich noch besonders gabeln und damit die Neigung zur Stangenbildung deutlich verraten.

Von dem Beginne der Schaufelbildung, bei gutveranlagten Hirschen also schon vom vierten Kopfe ab, bleibt der Augen- und Eissprossenteil, die Vorderschaufel, bei den Geweihen der ersteren Art deutlich von der Hauptschaufel unterscheidbar. Selbst ganz schwere und geschlossene Schaufeln von uralten Hirschen, die nur noch kurze Randzinken, aber keine Enden mehr aufweisen, lassen doch im Geäder der muldenförmigen Innenfläche noch die geschilderte Zweiteilung erkennen. Eine andere Form umfaßt alle die Geweihe, an denen der Augensproßteil sich von Anfang der Schaufelbildung an so vollständig mit dem Hauptteile vereint, daß der Geweihstock eine einzige geschlossene Schaufel ohne Vorderschaufel darstellt. Diese Form darf als die am meisten vorgeschrittene bezeichnet werden, namentlich wenn auch die Enden sich verkürzen und die Schaufel nur noch eine Känderung aufweist. Es fehlt natürlich nicht an Versuchen, aus dieser und anderen Verschiedenheiten der Geweihe bestimmte Rassen des Elches „festzulegen". Aber dies ist solange als Spielerei zurückzuweisen, als nicht andere und wichtigere Rassemerkmale nachgewiesen werden können. Denn die gegeschilderten beiden Formen der Schaufelbildung bieten um so weniger ein Rassekennzeichen, als sie oft an einem und demselben Hirsche in verschiedenen



M. Steckel. *Ibenhorst, November 1908.*

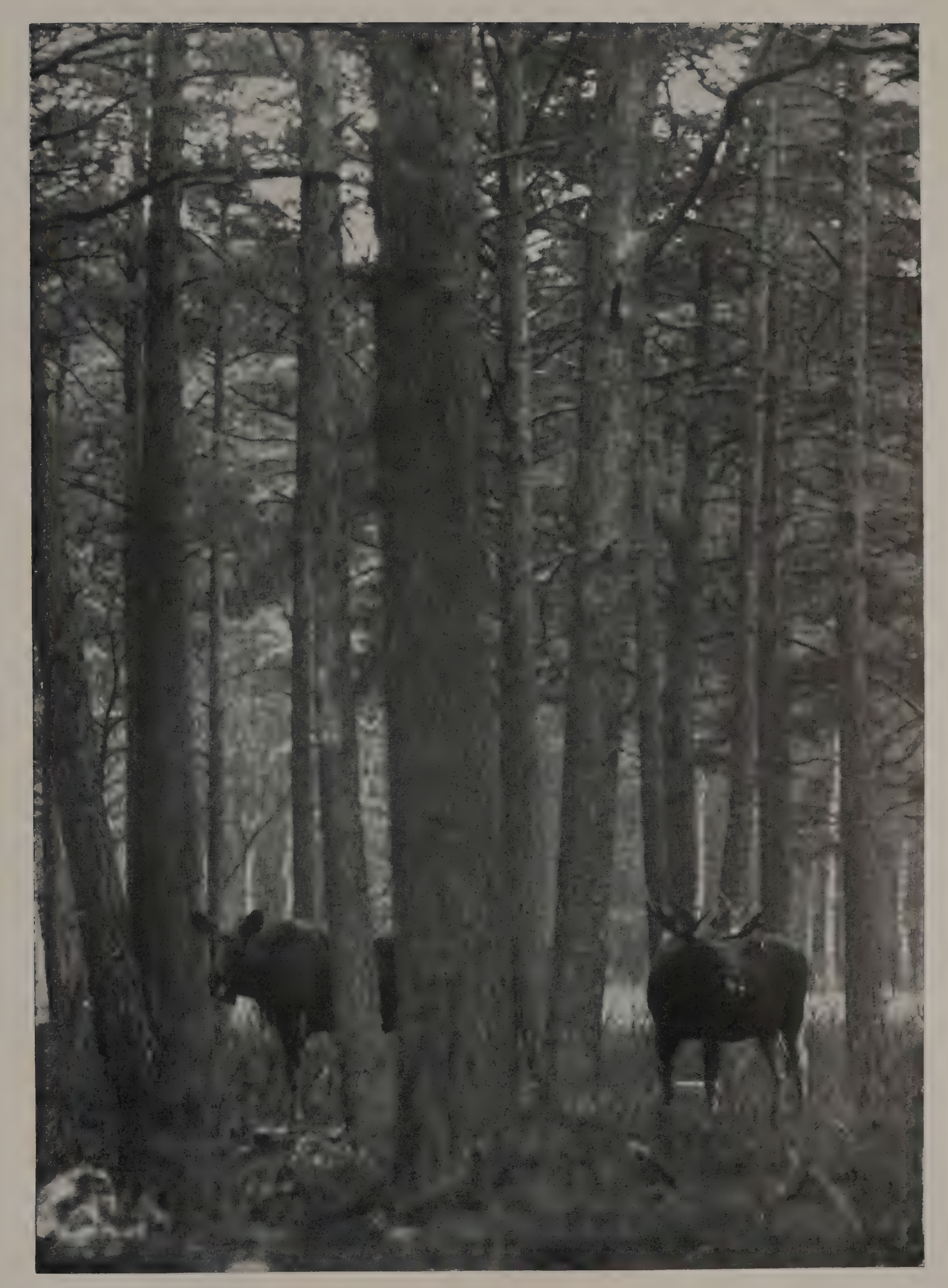
Die drei besten 1908 gemeldeten Hirsche in der Oberförsterei Ibenhorst (zwei Zwölfer und ein Achter).

Jahresaufsätzen zu beobachten sind. Ja, gar nicht selten trifft man Geweihe, die auf einer Seite eine geschlossene Schaufel, auf der anderen eine Schaufel mit Augensproßteil zeigen.

Ganz insbesondere muß aus diesem Grunde auch die Lehrmeinung zurückgewiesen werden, als ob das Stanglergeweih eine besondere Rasse des Elches der alten Welt bezeichne. Es mag zugegeben werden, daß sich diese Form in den letzten Jahrzehnten immer häufiger zeigt; und es könnte sich ja dabei sehr wohl um die allmähliche Herausbildung einer festen Abart handeln. Aber jedenfalls ist die Entwicklung einstweilen noch weit von Beständigkeit der Vererbung entfernt. Und obwohl der Stanglerelch seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Jägerwelt lebhaft beschäftigt hat, ist noch kein einziges Rassezeichen eines besonderen Stanglerelches sicher nachgewiesen. Als einziger Unterschied bleibt also die Geweihform, die sich als sekundäres Geschlechtsorgan bekanntlich sehr leicht verändert. Als Merkmal zeigt sie sich auch hier ungemein unsicher, und man trifft auch Hirsche, die links ein Schaufel- und rechts ein Stanglergeweih tragen. Von einer festen Vererbung der Stanglerform kann noch nirgends die Rede sein. Diese Abweichungen in der Geweihbildung bewegen sich durchaus innerhalb des natürlichen Abänderungsspielraumes der Art, und es hat also einstweilen noch gute Wege, bis ein Alces euramosus Schultzii oder Muellerii der Unsterblichkeit überliefert wird. Der Stangler ist ein Elch, wie jeder andere auch!

Da sich unter den vorzeitlichen Elchgeweihen keine Stangler befinden, hat man diese Form oft als eine Verkümmerung der Schaufelform bezeichnet. Das kann nicht ohne weiteres zugegeben werden; denn es gibt Stanglergeweihe von sehr wuchtiger, klobiger und eindrucksvoller Form. Aber daß volle Schaufeln die ursprünglichere und weit edlere Form des Elchgeweihes darstellen, dürfte wohl unbestritten bleiben.

Deshalb liegt die Frage nach den Ursachen der Stanglerbildung sehr ernst für den Heger. Insbesondere dann, wenn man der Auffassung beipflichten muß, die Freiherr G. von Vietinghoff in den „Neuen Baltischen Weidmannsblättern" dargelegt hat: daß das Stanglergeweih seinem Träger im Kampfe gegen Hirsche mit schweren Schaufeln eine große Überlegenheit gibt und deshalb die Stanglerelche bei der Brunft begünstigt. Freiherr von Vietinghoff weist zur Unterstützung dieser sehr beachtenswerten Ansicht darauf hin, daß die Mehrzahl der Beobachter (neuerdings auch der bekannte Elchjäger Kammerherr D. Naryschkin in seinem 1901 erschienenen Werke „Ochota na lossei") dem Stanglerelch gegenüber dem Schaufler eine durchschnittlich massigere und kräftigere Körperbeschaffenheit zuweisen. Jedenfalls erscheint diese Erklärung des immer häufigeren Vorkommens von Stanglerelchen glaubhafter, als die, daß die veränderte Forstwirtschaft mit der Austrocknung der Wälder usw. zu der Veränderung der Geweihform führe. Diese Lehr-



M. Steckel. *Ibenhorst, November 1908.*

Zwölfer und ungerader Zwölfer nach Abwurf. Stärkste 1908 gemeldete Elche.

meinung wurde schon 1845 vom Oberförster Schultz-Skallischken gegenüber Professor Dr. B. Altum in Eberswalde und dann auch vom Oberförster Ulrich in Ibenhorst vertreten. Auch könnte die Äsungsveränderung doch nicht unmittelbar zu einer Umbildung des Geweihes führen. Die ganze Frage ist, wie man sieht, eben erst angeschnitten und keineswegs durchforscht. Es wird insbesondere darauf ankommen, die Gewichte von erlegten Stanglern mit denen guter Schaufler derselben Gegend zu vergleichen, ferner die Farbe und sonstige Körperbeschaffenheit. Es wird ferner zu untersuchen sein, was denn gerade in letzter Zeit und gerade in den Ostsee-Landschaften und bei uns in Litauen zu der Begünstigung des Stanglers geführt habe, von der man früher nichts wußte und in anderen Elchgebieten nichts weiß. In dieser Hinsicht äußert Freiherr E. von Kapherr eine sehr wertvolle Ansicht. Er nennt den baltischen Stangler geradezu den Kulturelch, im Gegensatze zu den schweren Schauflern von Nordrußland, Finnland, Sibirien und Nordamerika. Während dort das Elchwild über große unwirtliche Gebiete verhältnismäßig einsam zerstreut lebe, werde es in Kulturländern auf immer engere Gebiete zusammengedrängt.

Das ist leider zutreffend; und Freiherr von Kapherr hat wohl noch viel mehr Recht, als er ausspricht. Die Schattenseite der großen Anpassungsfähigkeit des Elches wie unseres heutigen Wildes überhaupt tritt hier hervor. Erst die Kultur hat unsere Gamsbestände ebenso wie unsere Elchbestände zu so hohen Ziffern vermehrt, wie wir sie vor Augen haben. Aber der Art leistet sie mit übersetzten Revieren einen wahren Bärendienst. Solange Gamsgeier, Bär, Wolf und Luchs das Krickelwild auseinanderjagten, wußte dies wenig von Räude, Blasenwurm und dergleichen mehr; zumal jedes ermattende Stück vom Raubwilde vertilgt wurde, ehe es andere anstecken konnte. Solange der Wolf jedes an Rachenbremse schnarchende und heruntergekommene Stück Rotwild und Rehwild zerriß, konnte dies Schmarotzerzeug zu der Seuche nicht ausarten, als die es jetzt unsere Rotwildbestände bedroht. Und solange das große Raubzeug nachbarschaftlich mit dem Elche lebte, konnte die Mörderform des Stanglergeweihes unter den dünn versprenkelten Beständen nicht die verhängnisvolle Wirkung ausüben, wie in den übersetzten Brunftgebieten.

Dazu kam aber der entscheidende Umstand, daß in den dem Menschen leicht zugänglichen Revieren die Büchse durch eine in allerübelstem Sinne gehandhabte Auslese der ohnehin schon durch das Mördergeweih begünstigten Herrschaft des Stanglers auf dem Brunftplatze und damit der Herausbildung dieser unerwünschten Form noch zu Hilfe kam: weil fortgesetzt jeder halbwegs annehmbare Schaufler abgeschossen und der Abschuß der Stangler verschmäht wurde.

Man darf nicht voreilig in Schlüssen sein bei einer Frage von so verhängnisvoller Tragweite wie der, ob wir tatsächlich in dem Stangler einen

Schadelch vor uns haben. Sollte dies aber auch nicht zutreffen, so stellt das Stanglergeweih doch ganz gewiß eine minderwertige Form dar und verdient deshalb so wenig Duldung wie die „Mörder" unter den Rothirschen. Denn es



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Zwei Elchschaufler (links ungerader Zwölfer, rechts ungerader Achter) im Bett am Hochwaldrande.

ist nur die falsch verstandene Kultur, die das Wild in der Art herunterbringt. Die richtig verstandene, zu der wir uns in mancher Hinsicht erst durchringen müssen, bestrebt sich, das Gleichgewicht in der Natur wieder herzustellen und die dem Wilde entzogenen natürlichen Bedingungen zu ersetzen. Auf

unseren Fall angewandt: die früher vom Raubzeuge bewirkte Auslese muß nun von der Büchse besorgt und dem Elche muß anstatt übersetzter Reviere ein hinreichend weites Gebiet als Heimat überlassen werden!

Die Geweihbildung.

Über die Geweihbildung des Elches haben bisher Ansichten geherrscht, die noch viel falscher waren, als Altums Lehre von der Geweihbildung der Rothirsche, und die daher in dem, was man „Hege mit der Büchse" nannte, zu Maßnahmen führten, die der Art unserer Elche geradezu verhängnisvoll geworden sind. Allerdings ahnte die Mehrzahl der Schriftsteller, die sich mit dieser Frage beschäftigten, bereits, daß es bei den starken Einflüssen der örtlichen Lebensbedingungen und der Kraft einzelner Elchhirsche nicht gut angängig sei, eine feststehende Reihe von Entwicklungsstufen anzunehmen, wie das noch Dr. Naryschkin getan hatte. Dieser verdiente russische Schriftsteller erlaubte in seinem sonst so trefflichen Werke „Die Elchjagd" dem Elche alljährlich nur ein neues Ende anstatt eines Endenpaares. Also auf erstem Kopfe zwei Enden, dann drei — nämlich auf einer Seite eins, auf der anderen zwei — und dann vier, fünf, sechs, sieben usw. Das war zwar sehr pünktlich gedacht. Aber das Elch ist nun einmal kein Freund von Ordnung und setzt seine Gabeln oder angehenden Schaufeln unter jeglicher Verachtung aller noch so schönen Lehrmeinungen auf. Trotzdem hat auch dies natürlich seine Grenze; nur daß bei dieser zahlreiche andere Merkmale in Betracht zu ziehen sind: Gesundheitszustand, Äsung, Ruhe, Vererbung, Einzelkraft, Überwinterung, Witterung usw. Der erfahrene Jäger erfaßt alle diese sozusagen mit einem Blicke; denn in der Regel entspricht das Geweih der Kraft der körperlichen Erscheinung. Wo das Gegenteil der Fall ist, wird die Entartung auch meistens auf den ersten Blick erkannt, aus einer Summe von einzelnen Anzeichen in ihrer Ursache erfaßt, und — die Pflicht der Büchse beginnt. Daher war unter den Männern der grünen Farbe allgemein bereits seit zwei Jahrzehnten die Auffassung in Geltung, daß wie beim Rothirsche auch beim Elche die Endenzahl für die Altersbestimmung nicht maßgebend sein dürfe, da schlecht veranlagte Hirsche mit Vorliebe lange Jahre hindurch auf der Gablerstufe stehen. Unter den in Ostpreußen zum Abschusse gelangten Elchen waren früher recht gute Geweihträger gewesen. Noch im Jahre 1880 wurde im Belaufe Kerschkallen der Oberförsterei Ibenhorst am 19. September ein recht starker Schaufler von ungeraden vierzehn Enden gefunden, der in der Brunft von einem stärkeren Gegner niedergekämpft war — anscheinend mit den Schalen, da keine äußere Verletzung erkennbar war. Später aber schoß man in Ibenhorst öfters zehnjährige Hirsche mit breitem Kehlsacke und dickem Barte, die gleichwohl nur

ein recht geringes Geweih von kümmerlichen Gabeln oder sechs Enden trugen. Man schob diesen seitdem immer deutlicher beobachteten Übelstand, sicherlich mit Recht, dem bereits erwähnten Umstande zu, daß dort jahraus, jahrein die



M. Steckel. *Ibenhorst, November 1908.*

Elchschaufler (Zwölfer) im Bett.

besten Hirsche, sofern sie auch nur angehende Schaufler waren, zum Abschusse gelangten. Ähnliches erfuhr man auch aus den baltischen Revieren.

Nun hatte zwar Prof. Dr. Nitzsche in Tharandt in seinen „Studien über das Elchwild“ im Zool. Anzeiger schon 1891 darauf aufmerksam gemacht, daß der Elch nicht nur hinsichtlich der Stellung der Griffelbeinreste an den Vorder=

läufen, sondern auch in dem zeitlichen Verlaufe seines Zahnwechsels*) dem Rehe sehr viel näher stehe, als dem Rothirsche. Er wies nach, daß bei dem Elchhirschkalbe der Wechsel der Schneidezähne und mit diesem die Bildung des Rosenstockes im siebenten Lebensmonate beginne; aber er ließ sich anscheinend durch den Vergleich mit dem Rehbocke zu der Ansicht bestimmen, daß auch der junge Elchhirsch mit dem Wechsel der Backenzähne, also im fünfzehnten bis sechzehnten Lebensmonate, sein zweites Geweih schiebe. Diese Auffassung erfuhr eine wesentliche Berichtigung durch Beobachtungen, die Baron A. von Kruedener-Wohlfahrtslinde an einem jung eingefangenen Elche des Oberförster Walter machte und in „Wild und Hund" veröffentlichte. Das betreffende Elchhirschkalb war am 1. Mai 1894 gefangen, höchstens eine Woche alt. Im Herbste des Geburtsjahres traten die Rosenstöcke hervor, bis zur Höhe von zwei Zoll. Aber erst vom Februar ab begann das Geweih zu wachsen, anfangs sehr langsam, dann vom Juni ab schneller. Am 30. August 1905 gefegt, wurden beide Spieße am 28. März (alter Zeitrechnung) 1896 abgeworfen. Nach einer Woche begann das neue Geweih sich zu bilden, das ebenso wie alle folgenden dieses in Gefangenschaft gehaltenen Hirsches nur Gabeln aufwies.

Diese ungemein wichtige Feststellung wurde in ihrer hauptsächlichen Bedeutung indessen von dem Beobachter selbst noch gar nicht erkannt. Am Schlusse

---

*) Das Gebiß des Elches weist am Schlusse des dritten Lebensjahres zweiunddreißig Zähne auf. Zwei weniger als das des Rothirsches, da dem Elchhirsche die Granen fehlen. (Zuweilen kommen diese übrigens vor. So schoß Verf. am 9. September 1909 im livländischen Ritterschaftsforste von Wiezemhof einen alten Hirsch, der links eine Grane trug.) Wie bei allen Hirschen sind im Oberkiefer keine Schneidezähne, dagegen zwölf Backenzähne. Im Unterkiefer stehen acht Schneidezähne und zwölf Backenzähne. Die Zahnformel ist also nach Vollendung des Gebisses folgende:

$$\frac{3.\ 3.\ 0.\ 0.}{3.\ 3.\ 0.\ 4.} \times \frac{0.\ 0.\ 3.\ 3.}{4.\ 0.\ 3.\ 3.}$$

Dagegen enthält das fertige Milchgebiß nur 20 Zähne, nämlich:

$$\frac{3.\ 0.\ 0.}{3.\ 0.\ 4.} \times \frac{0.\ 0.\ 3.}{4.\ 0.\ 3.}$$

Je nach dem Stande der Entwicklung des Milchgebisses oder dem Zahnwechsel und der Fertigstellung des Dauergebisses ist das Ansprechen des Lebensalters also bis zum dritten Jahre leicht. Für spätere Altersbestimmung der Elche ist nicht nur die Abnutzung der Backzähne, sondern auch die der Schneidezähne von Bedeutung. Schon Nitzsche hatte darauf aufmerksam gemacht, daß sich zuweilen nicht nur die Schneidezähne allmählich abschleifen, sondern daß außerdem eine seitliche rinnenartige Ausschleifung der äußeren Schneidezähne eintrete, die schließlich zum Abbrechen des Zahnes führe, worauf dann die Ausschleifung bei dem zweitäußeren Zahnpaare beginne, bis auch diesem die Krone abbreche und so schließlich alle vier Schneidezahnpaare bis auf die Wurzeln abbrechen. Dr. Ernst Schäff nimmt an, daß dies Ausschleifen, das sich übrigens nicht bei allen alten Elchen zeigt, wahrscheinlich eine Folge von seitlichem Reißen beim Abbrechen von Zweigen sei. D. Verf.



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Zwei starke Elchschaufler (Zwölfer), der sitzende kurz nach Abwerfen der Schaufeln.

seines Aufsatzs sprach nämlich Herr von Kruedener=Wohlfahrtslinde die trügerische Hoffnung aus, daß der Hirsch „demnächst ein endenreicheres Geweih aufweisen“ werde. In der gleichen als ganz unbegründet zu verwerfenden Hoffnung wiegte man sich damals an den entscheidenden Stellen in Preußen wegen der Krüppelgabler und Krüppelsechsender von Ibenhorst. Daher zog man aus Baron Kruedeners Veröffentlichung nicht die ungemein wichtige und unzweifelhaft begründete Lehre, daß der Hirsch im Alter von 15 Monaten nicht sein zweites, sondern erst sein erstes Geweih vollendet, dessen Wachstum über Winter geruht hatte und auch vom Februar ab sich zunächst nur langsam entwickelte, um erst vom Juni ab seiner Reife zuzueilen. Andrerseits ließ man durch Nitzsches Hinweis auf die Ähnlichkeit im Bau der Vorderläufe und in der Zahnentwicklung zwischen Rehbock und Elch sich auf ganz falsche Geleise locken. So wurde von einem hochverdienten Zoologen noch 1907 betont, daß es noch nicht aufgeklärt sei, ob sich auch beim Elche wie beim Reh in kurzer Zeit ein winziges Spießchen ohne Rosen bilde, um zu Anfang des zweiten Kalenderjahres abgeworfen zu werden oder ob der Elch sich in dieser Beziehung anders verhalte. Das war doch tatsächlich durch Baron Kruedeners Feststellungen sehr einwandfrei aufgeklärt: die Spieße von „Tschuck“ waren unter Bast entwickelt und erst Ende August a. St., also am 11. September n. St. gefegt. Dagegen ließen die Mitteilungen über „Tschuck“ freilich weitere Angaben über die Beschaffenheit oder das Fehlen von Rosen an dem Erstlingsgeweih vermissen.

Inzwischen aber war eine andere und weit wichtigere Frage in den Vordergrund getreten. Infolge der vom Allgemeinen Deutschen Jagdschutzverein auf Veranlassung des Forstmeisters Grafen Bernstorff=Hinrichshagen eingerichteten Wildmarkenkontrolle war festgestellt, daß gut veranlagte Rehböcke bereits im ersten Lebensjahre nach Abwerfen der Erstlingsspieße ein Sechsendengeweih schieben, während schlecht veranlagte Böcke es im dritten Jahre erst zu einem solchen bringen. Gerade auf Grund der von Prof. Dr. Nitzsche betonten starken Verwandtschaft von Elch und Reh ergab sich nun die Frage: ob etwa auch der junge Elch als Erstlingsgeweih ein stärkeres als Spieße zu schieben vermöge. Gegen diese Vermutung sprach die vom Baron Kruedener nachgewiesene Tatsache, daß er nicht wie der Rehbock bastlose Erstlingsspieße schiebt, um diese dann frühzeitig abzuwerfen. Dafür aber sprach die Beobachtung so vieler Gabler von unreifer Körpererscheinung. Die Beantwortung dieser für die Erkenntnis der Lebensbedingungen grundstürzenden Frage wurde erst durch das Eingreifen des preußischen Landforstmeisters Wrobel möglich, der den in dieser Richtung aufmerksamen Oberförstern die bis dahin versagte und schmerzlichst vermißte Freiheit im Abschusse schlecht versprechender Hirsche erwirkte. Insbesondere hat daraufhin der Verwalter des Reviers Tawellningken, Herr Ober=



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Zwei starke Elchschaufler (Zwölfer), der sitzende kurz nach Abwerfen der Schaufeln.

förster Ernst Meyer, sehr eingehende Beobachtungen gemacht; und er äußert sich darüber*) wie folgt:

Das Elchhirschkalb schiebt je nach seiner Veranlagung im September des ersten Kalenderjahres oder später seine Rosenstöcke, die ungefähr 2 cm lang sind, sich nach oben stark verjüngen, flache Form haben und unter der Decke liegen. Nach einer längeren Ruhepause, in der kein Wachstum zu bemerken ist, in der insbesondere keine Knöpfe zum Vorschein kommen, beginnt im Mai des zweiten Kalenderjahres das Schieben des Erstlingsgeweihes, das je nach der Entwicklung des Stückes Anfang bis Ende September gefegt wird.

Dieses erste Geweih kann nach den hiesigen Erfahrungen ein Spieß-, Gabel- oder Sechsergeweih sein. Für dies erste Geweih scheinen an Stelle der Rose oft perlenartige Wucherungen, kantige und verdrehte Form der Stangen charakteristisch zu sein.

Im dritten Kalenderjahre, das noch sicher durch das Gebiß bestimmt werden kann, trägt der Hirsch zumeist Gabeln, oder auch sechs Enden. Daß auch Spießer vorkommen, ist unzweifelhaft. Bildung von acht Enden konnte bisher durch Zähne belegt nicht nachgewiesen werden. Für unmöglich halte ich sie nicht.

Voraussetzung für starke Geweihbildung ist hier reichliche Weidenäsung. Kapitalschaufler entstehen aber nur durch individuelle Veranlagung. Der Rehbock schiebt hier ausweislich der Gebisse durchschnittlich schon im Alter von zwei und drei Jahren sein bestes Gehörn und läßt sodann hier bald nach. Vom Elche glaube ich, daß er ungefähr um das achte oder neunte Lebensjahr, also früher als gewöhnlich angenommen wird, sein stärkstes Geweih schiebt, ohne aber längere Jahre hindurch in der Geweihstärke nachzulassen.

Die Hege mit der Büchse ist beim Elche besonders schwierig. Das Elchgeweih ist schwer anzusprechen; die Hirsche tragen ihr gefegtes Geweih hier kaum zwei bis drei Monate, sie sind also schwer kennen zu lernen, dazu ist die Jagdzeit zu kurz.

Wir schießen hier nach folgenden Grundsätzen ab. Durch die Zähne ist bewiesen, daß das Elch als erstes Geweih Spieße, Gabeln oder sechs Enden tragen kann. Spießer, die nicht besonders kräftige Spieße haben, werden daher geschossen. Im dritten Kalenderjahre trägt der Hirsch Gabeln oder sechs Enden. Trägt er Spieße und wird er als zu alter Spießer erkannt, so wird er natürlich abgeschossen. Im übrigen ruht aber der Abschuß in dieser Altersklasse, weil zu leicht an Stelle eines Hirsches mit schlechtem zweiten Geweih, ein vorauseilender Zukunftshirsch mit erstem Geweih geschossen werden kann.

Bei den nächsten Altersklassen tritt allmählich der Unterschied zwischen Stangler- und Schauflertypus zutage. Beim jungen Sechsergeweih ist er noch schwer festzustellen. Ein solcher junger Hirsch darf m. E. nur geschossen werden, wenn er gegabelte Augensprossen hat, weil dann der Verdacht naheliegt, daß er Stanglerhirsch ist. Der Achter muß aber schon Schaufelansatz oder wenigstens eine Verbreiterung unter den oberen beiden Enden zeigen. Ist nichts davon zu sehen, dann muß er trotz Jugend und vielleicht kräftig entwickelter Stangen, als Stanglerhirsch, fallen. Das Gleiche gilt für Hirsche mit höheren Endenzahlen, die keine Schaufel tragen. Insbesondere sind alle diejenigen

*) In einer an den Verfasser gerichteten Zuschrift vom 22. Februar 1909.

Hirsche abzuschießen, die ohne eine Schaufel zu tragen fast die Hälfte der Geweihmasse in die Augensprosse oder Vorderschaufel legen.

Es werden hier also geschossen: 1. von jüngeren Hirschen: Spießer, die keine besonders kräftigen Spieße tragen, oder schon Gabeln tragen müssen; Sechser, die gegabelte Augensprossen haben; Achter ohne Schaufelansatz oder ohne „Schwimmhaut" zwischen den beiden oberen Enden. 2. von älteren Hirschen: alle, die keine Schaufelbildung zeigen, insbesondere aber alle, die daneben eine zu mächtige Augsprosse oder Vorderschaufel haben.

Tawellningken hat dank seiner Weidenäsung noch befriedigende Geweihbildung. In vielen Revieren werden die Verhältnisse ungünstiger liegen. Dann heißt es, beim Abschusse sich auf schlechte Spießer, alte Stangensechser und Stangenachter zu beschränken und die endenreicheren Stangenhirsche zu schonen. Überall notwendig ist aber die Kontrolle des Abschusses durch die Gebisse der erlegten Stücke. Nur an der Abnutzung der Backzähne der Hirsche, am besten an einer und derselben Seite des Unterkiefers, läßt sich ihr ungefähres Alter erkennen. In des Jagdleiters Zimmer muß solche Unterkiefersammlung aller erlegten Elche hängen; nur dann wird er imstande sein, den Schützen ob seines erlegten Elches mit Recht zu loben oder zu tadeln."

Wie die wachsende Erkenntnis der Tatsachen nun einerseits lehrt, daß gut veranlagte Hirsche sich sehr viel früher zu Schauflern entwickeln, als man bis dahin angenommen hatte, so ist es vorbei mit der lange Jahre gehegten Auffassung, daß jeder Elch mit der Zeit es zu einem starken Schaufelhaupte bringe, wenn man ihn nur genügend alt werden lasse. Andrerseits soll damit aber ganz gewiß nicht bestritten werden, daß auch die gut veranlagten Hirsche eine gute Lebensdauer haben und ebenso wie die Rothirsche wohl viel älter werden können, als gewöhnlich angenommen wird. Man schätzte bisher das 16. Lebensjahr als durchschnittlichen Wendepunkt in der Entwicklung kräftiger Elchhirsche. Es wird aber abzuwarten bleiben, ob nicht die Beobachtung in gut geschonten Revieren zu einer wesentlich höheren Schätzung führt. Hierfür spricht schon die Tatsache, daß Hirsche, deren Stirn und Mähne mit weißem Haare durchsetzt sind, noch häufig ungewöhnlich starke Schaufeln als sicheres Zeichen keineswegs erschöpfter Zeugungs- und Lebenskraft tragen. Über die Frage, wann und wie ganz alte Hirsche zurücksetzen, wissen wir sehr wenig. Meistens nehmen derartige Geweihe die Form von schmalen Schaufeln an bei ungewöhnlicher Stärke der Tragstangen.

Der auch von Oberförster Meyer betonte Grundsatz, die Hege mit der Büchse sofort beginnen zu lassen, wenn die Hirsche mit hinreichender Sicherheit als Schädlinge angesprochen worden sind, dürfte namentlich auch dem von so hohem weidmännischen Pflichtgefühl beseelten baltischen Adel zu empfehlen sein. Denn leider ist auch in den russischen Ostseelandschaften ein Rückgang der Art als Folge unrichtiger Schonung festzustellen. Baron A. Kruedener-Wohlfahrtslinde erzählt wiederholt von starken Sechsendern im Gewichte von 1000 Pfund. Z. B. berichtet er im „Waidmann" Nr. 2, 1900: „Die Sechsender, alte kapitale Stücke wogen in runder Summe unaufgebrochen je

1000 Pfund russisch". Und E. Freiherr von Kapherr spricht in seinem Werke über „Das Elchwild"*) von den in „Livland zu so trauriger Berühmtheit gewordenen Krüppelspießern und Krüppelgablern". Alle erfahrenen baltischen Jäger bestätigen dies. Das Gleiche gilt von weiten Gebieten Schwedens.



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Starker Elchschaufler, äsend.

Auch abgesehen von der bereits behandelten Stanglerform weist die Geweihbildung des Elches große Mannigfaltigkeit auf. Zwar sind widersinnige

*) Verlag der „Jagd", Schöneberg-Berlin.

Geweihe selten. Dagegen schwankt die Form sehr. Es gibt Geweihe mit ungewöhnlich langen Tragestangen, die geradezu an den Breitstirnelch erinnern, und wiederum solche, bei denen die Tragestangen mehr nach oben und nach vorn als seitwärts gerichtet sind, so daß die Enden der Schaufeln oder



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Starker Elchschaufler, äsend.

Stangen sich einander nähern. Einige haben sehr tiefe und muldenförmige Schaufeln, andere fast ganz brettförmig=ebene. Wollte man auf Grund jeder derartigen Besonderheit eine Rasse „festlegen", so wäre das Ende davon nicht abzusehen!

Leider herrscht an manchen Stellen ein wahrer Heißhunger nach derartigen neuen „Arten“. Schon B. von Cotta klagte 1872 in seiner „Geologie der Gegenwart“ in sehr herben Worten darüber, daß so viele „ungenügend begründete Arten vorliegen und sehr unvollständige Exemplare als neue Spezies in die Welt eingeführt“ würden. Es ist sehr bedauerlich, daß man oft geringfügige Unterschiede in der Schädelform zur Grundlage neuer selbständiger Arten nimmt, ohne zu berücksichtigen, wie oft innerhalb des natürlichen Abänderungsspielraumes von einem Ende der Entwicklungsreihe gelegentliche Rückfälle auf das andere vorkommen. Erst wenn eine Form als sicher vererbend feststeht, kann sie doch als Unterart bezeichnet werden. Daß es solche auch beim Elche gibt, lehrt ein Blick darauf, wie sich nach Stärke und Farbe der Alaska-Elch vom Norweger und Sibirier unterscheidet. Aber wir dürfen im Hinblick auf die grundsätzliche Übereinstimmung der Schädelmaße diese Unterschiede nur als Unterarten, Spielarten oder „Varietäten“ bezeichnen, die sich innerhalb der Art in ununterbrochener Reihe bewegen. Wie man in dem unmerklich zerfließenden Sonnenspektrum die wenigen Grundfarben erkennen mußte, so dürfen bei der Aufstellung und Umschreibung der Merkmale von zoologischen Spielarten nur die entscheidenden Gegensätze berücksichtigt werden. Sonst gelangen wir zu einer ins Kleinliche sich verlierenden Zersplitterung und einer zerfließenden Schattierung, mit der der Wissenschaft ein schlechter Dienst geleistet wird. Wenige aber scharf umrissene Grundformen tun unserer Systematik not!

Die stärksten Geweihe nach Auslage, Schwere und Zahl der Sprossen oder Schaufelzinken sind in der alten Welt wohl in Sibirien und im Regierungsbezirke Perm im europäischen Rußland zu finden. Das Zoologische Museum zu St. Petersburg weist Geweihe auf, die eine Auslage von 150 bis 160 cm zeigen bei einer Schaufelweite von 36 cm und einem Gewichte von 20 kg. Stärker noch sind die Geweihe der nordamerikanischen Elche. Wenn auch die unterkanadischen jene besten sibirischen und russischen kaum übertreffen, so trägt doch der Elch vom Yukongebiete und jener von Alaska, insbesondere aber der von der Kenai-Halbinsel Geweihe, die von keinem altweltlichen erreicht werden.

Im Oberlaufe des Yukon und zwar am Mc Millan-Flusse schoß Herr H. von Bergen 1908 einen der stärksten Hirsche jener Gegend. Das Geweih hat eine Spannweite zwischen den Schaufeln von 1,65 m. Er wurde indes übertroffen von Selous, der einen Schaufler von links 23, rechts 18 Enden schoß. Dies 75 englische Pfund schwere Geweih hatte eine Auslage von 1,70 m. Noch weiter, nämlich 1,76 m, spannten die Schaufeln eines Elches, den im Herbste 1908 ein junger Engländer namens Thompson erlegte, der am Mc Millan-Flusse in einer Goldgrube arbeitete und von seinem Dienstherrn

den Auftrag erhalten hatte, des Wildbretes wegen einen geringen Elch zu schießen. Er glaubte auch, einen solchen erlegt zu haben, und war des Todes verwundert, als er erfuhr, daß das Geweih die bis dahin bekannte weiteste Auslage zeige. Die Schaufeln sind aber nach zuverlässigen Mitteilungen nicht so regelmäßig geformt und nicht so schwer als die des von Herrn von Bergen gestreckten, der in der Deutschen Geweihausstellung von 1909 berechtigtes Aufsehen erregte. Am Mc Millan-Flusse, Weißen Flusse und Steward-Flusse, den besten Elchgegenden des oberen Yukongebietes, gilt ein Elchschaufler als stark, wenn das Geweih 1,52 m weit spannt.

Die Geweihe der Kenai-Halbinsel sind, wie gesagt noch schwerer als die vom Yukon. Als das stärkste von dort stammende Schaufelhaupt galt bis vor kurzem eins, das ungerade vierundvierzig Enden aufweist bei einer Auslage von 190 cm. Es wurde von einem Halbblutindianer in der Nähe vom Fort Selkirk im Yukongebiete erbeutet und an einen Herrn Sheard in Takoma, Washington Terr. verkauft, aus dessen Besitz es an den Herzog von Westminster kam.

Inzwischen aber hat Herr Paul Niedieck am 9. Oktober 1906 auf der Kenai-Halbinsel am Tustamena-See einen Elch geschossen, dessen Geweih eine Auslage von 1,97 m hat. Es galt bis jetzt als das stärkste der bekannten Geweihe. Indessen mißt ein aus Alaska stammendes und im Field Museum of Natural History in Chikago befindliches Geweih nach Angabe des Museums-Vorstehers, Herrn F. J. Skiff*), 1,98 m.

Seine Feinde.

Lungernd schleicht die von grimmigem Hunger geplagte Rotte der Wölfe durch Alaskas dünn bestandenen Birkenwald. Nichts zu beißen, so weit der spähende Blick reicht und die feine Nase wittert. Längst steht im Schnee keine Fährte mehr. Den letzten Hasen und Fuchs der Umgegend haben sie zerrissen. Gestern fanden sie im losen, tiefen Schnee die frisch abgeworfenen Schaufeln eines starken Elchhirsches; an denen nagen ihrer vier bis fünf jetzt neidisch knurrend herum. Andere sitzen nachdenklich auf ihren Keulen und denken Pläne für die heranziehende Nacht. Sollen sie wieder das Haus heulend umschleichen, das ein fremder Goldsucher für Weib und Kind am Ufer des Cojukuk in den Erdboden hineingegraben hat? Es wäre zwecklos, denn die einzigen und unersetzlichen Gehilfen seiner kühnen Abenteuerfahrt, seine Schlittenhunde, die sonst zum Nachtlager sich Löcher in den Schnee zu scharren pflegten, hat das Bleichgesicht, um sie gegen die Wölfe zu schützen, in dem Vorbau eingesperrt,

*) In einer Zuschrift an den Verfasser.

der wie ein Kellerhals den Eingang zu der unterirdischen Wohnung schützt. Dort halten sie Wacht und geben wütend oder winselnd Laut, wenn die Wölfe allzunahe sich heranwagen. Drinnen an der Decke des Vorbaues hängt, in Streifen geschnitten, das Wildbret von drei starken Elchen, das den Hunden über Winter neben gedörrtem Lachse zum Futter dient. Können die wedeln und bellen vor Freude! Und der arme Wolf muß heulend hungern! Der Rauch, der durch die den Erdbau beschützende Blockhütte abzieht, duftet so verlockend



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Im Elchrevier: Einsprung von unten.

nach Schmalz und Fisch, und ein paar Abfälle finden sich allezeit; aber nichts für den Hunger von verzweifelten Wölfen. Es wäre denn, daß das Bleichgesicht mit seinem Feuerrohre wieder wie neulich ein paar von den nächtlichen Ständchensängern zur Ruhe brächte, deren Leichname dann sofort von der gierigen Rotte zerrissen und verschlungen würden! Über dem Rauchloche hat der Fremde eine Elchdecke ausgebreitet, die den Dunst des Höhlenhauses mählich entweichen läßt. Was das Weib dort in dem herrlich warmen Loche wohl über dem Kohlenfeuer schmoren und brätzeln mag, wenn es von der Freiheit und

Unabhängigkeit träumt, die der Goldstaub in dem Elchhautsacke, auf dem sie sitzt, ihr verschaffen soll in der fernen irischen Heimat? Der aufsteigende Schmalzduft übersteigt alle Erfahrungen der verwöhnten Wolfsnase! Es riecht nach Pfannkuchen, vom köstlichen Mehle des dreikantigen (Buch-) Weizens bereitet, in Bärenfett gesotten und mit süßer Melasse oder würzigem Blaubeermus bestrichen. Dazu trinkt das Bleichgesicht Feuerwasser der grünen Insel oder den duftenden gelben Trank der Schlitzaugen jenseits des Behringsmeeres



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Im Elchrevier: Einsprung von oben.

— und der arme Wolf muß vor Hunger heulen! Kein Häuptling der Nittin Aht, Chilkat- oder Cojukon-Indianer schwelgte je bei so auserlesenem Mahle köstlichen Seehundsfettes. Und an Salm und Schwarzbarsch leidet die üppige Gesellschaft dort unten in ihrem herrlichen Palaste so wenig Mangel, wie an Makrelen und frisch gefangenen Harlequin-Enten und Kragenhühnern — und der arme Wolf muß heulend hungern!

Doch plötzlich schweigt die ganze Sippschaft und steht unruhig auf, gespannt der alten Wölfin entgegenblickend, die von Kundschaft zurückgetrabt

18*

kommt. Auf dem Rücken des Waldhügels bleibt sie stehen. Schon ist die Rotte ihr zur Seite, und lautlos, Wolf hinter Wolf in der Fährte seines Vorderwolfes trabend, geht es vorwärts, talab, talauf, bis die Leitwölfin Halt macht und in die Tiefe sichert. Dort unten ruht ein schwerer Elch, der just in diesen Tagen das Schaufelgeweih abgeworfen hat und in dem tiefen Schnee sich wohl und sicher fühlt. Hinter dem Rücken des Höhenzuges führt die Leitwölfin das Rudel herum, um dann in Frontwendung mit heiserem Geheul auf den Elch loszustürzen. Sie weiß gut genug, daß der starke Hirsch in diesem losen Schnee mit Leichtigkeit sich dem Angriffe entziehen wird; und die Wölfe wissen dies alle. Dennoch stürzen sie in wütendem Anpralle auf den Hirsch los, der gar keinen Versuch macht, den einen oder anderen dieser frechen Burschen mit einem Hiebe der schweren Schalen ins Jenseits zu befördern. Anfangs hatte der Hirsch ihnen gar keine Beachtung geschenkt. Aber beim ersten Geheul ist er aufgesprungen und nun trollt er mit mächtig weit ausgreifenden Schritten seinen Verfolgern davon. Er zieht die Läufe nicht schlürfend durch den weichen Schnee, sondern hebt sie bei jedem Schritte hoch, um bei jedem Schritte wieder metertief hineinzustapfen; aber sein Gang hat dabei eine federnde Leichtigkeit, die ihn spielend den tiefen Schnee überwinden läßt. Dagegen versinken die Wölfe bei jedem Sprunge und müssen sich durch die wirbelnde und stäubende weiche Masse hindurchwühlen, um wieder und wieder der Fährte folgen zu können. Ein heiseres Aufheulen verkündet von Zeit zu Zeit die Richtung dieser grausenvollen nächtlichen Jagd. Über Täler und Berge geht sie dahin, den Uhu aufscheuchend und die Hunde im Indianerdorfe zu leisem Winseln bringend. Vorüber an den vor den Hütten der Häuptlinge aufragenden Stammbaumsäulen, den Totem-Pole, deren Fratzen im bleichen Schneelichte noch wilder erscheinen, vorüber an wilden Wasserfällen, die jetzt in eisigen Fesseln klirren, und über endlos scheinende verschlafen blinzelnde Moorsteppe dahin! Der Hirsch ist der ihm drohenden Gefahr sich wohl bewußt: hinter ihm zu beiden Seiten gierige Wölfe und in seiner Fährte immer wieder nahe aufkommend die unermüdliche graue Alte, der das weiche Winterhaar in weißen Spitzen um Rücken und Flanken weht; er kennt sie gut genug! Aber drüben, jenseits des wie ein ebenes weißes Feld vor ihm liegenden Stromes, ist der Wald dicht und der Schnee noch tiefer und lockerer als hier; dort will er die heulende Rotte bald zum Verschnaufen bringen und meilenweit hinter sich lassen. Doch als der Hirsch eben auf die Stromdecke hinauswechselt, stutzt er. Von drüben tönt ein langgezogenes Geheul herüber, dem alsbald seine Verfolger hellauf antworten. Und nun bricht auch von drüben eine ganze Rotte auf den Hirsch herein und zwingt ihn, rechts abbiegend dem Strombette zu folgen, um freie Bahn zu gewinnen.

Endlos liegt die schmale weiße Ebene vor ihm, rechts und links von hohen Ufern umsäumt. Das eine oder andere von diesen gilt es nun zu

gewinnen. Aber schon sind hüben und drüben die Verfolger dem Hirsche voraus. Denn hier, wo der Wind den Schnee fegt und zusammendrückt, hat sich eine leichte Kruste darüber gebildet, gerade hart genug, um die Wölfe überzuhalten und gerade hart genug, um dem einsinkenden Hirsche das Trollen fast bis zur Ohnmacht zu erschweren. Mit der Kraft der Verzweiflung sucht er nochmals das vor ihm liegende Ufer zu erreichen. Aber der Verfolger sind zu viele; er kann die Schalen gegen ihren frechen Angriff



M. Steckel. *Skirwith, Oktober 1908.*

Im Elchrevier: Unterholz und Schonung.

nicht gebrauchen, und sein starkes Stirngewaffen ruht seit zwei Nächten im tiefen Schnee. Drei, vier der Angreifer hat er mit festen Hieben gestreckt und durch die Luft geschleudert. Da sitzt die Alte ihm an der Drossel, und im selben Augenblicke packen die anderen von allen Seiten zu. Wütend versucht er, sie abzuschütteln. Aber bald ist es um den starken Hirsch geschehen. Und ehe eine Stunde vergangen ist, beißen sich die letzten Hungrigen um sein letztes Gebein.

Dann trabt die Rotte auf dem Krustenschnee des Stromes dahin, Wolf hinter Wolf. Und die schwer schränkenden Spuren verraten am nächsten Morgen den Cojukon-Indianern, die diese Fährte kreuzen, daß die Hunde des großen Geistes ein Fest gefeiert haben. — — —

Die helle Wintersonne scheint bei steifem Nordost auf den unter leichter Schneedecke blitzenden litauischen Wald. Auf dem Eise sind weite Blänken reingefegt. Schlimme Zeit für die Elche, deren Schalen auf dem Eise ausgleiten. Gar mancher Wilddieb macht sich das zu Nutzen und läuft auf Schlittschuhen zu dieser Zeit das Elchwild an. Jilk, der alte Bauernspitz, braucht keine anderen Schuhe zu dem Geschäfte, als die harten Sohlen unter seinen dürren Läufen. Und heute hält es ihn nicht länger auf dem Hofe. Er weiß, daß er Prügel kriegen wird, wenn man ihn im Walde erwischt. Aber er kann nicht bleiben. Gestern war Treibjagd im Walde; er hat es an den vielen Schüssen gehört. So wird er heute die Gestelle entlang traben, um Nachsuche zu halten auf seine Art. Frühmorgens schon schnürt er los. Zunächst durch den Kiefernwald hin. Kein Hasenwundbett entgeht seiner Nase; aber auch nicht, daß da schon überall nachgesucht ist. Kein Krummer mehr zu finden! Immer weiter also; hinunter in den Niederwald! Graben auf, Graben ab trabt der Köter. Plötzlich fährt er herum, doch nur, um mit enttäuschtem Gesichte weiterzuschnüren. Verächtlich blickt er zu dem Eichkater auf, der schimpfend am Stamme hochrückt. Jetzt kommt er an das Gestell, wo die Schützen beim letzten Treiben gestanden haben. Zusammenzuckend windet er kurz nach einer abgeschossenen Patronenhülse zurück. Dann trabt er weiter. Als er den Graben überfällt, stößt er auf eine Elchfährte. Schon recht ermüdet folgt er ihr doch; plötzlich aber bleibt er stehen, hebt den Kopf und schleicht einige Schritte vor. Dort ist das Kalb auf dem Eise ausgeglitten und fortgerutscht, bis in den Graben hinein. Eine nette Rutschbahn! Mit drei Sätzen ist der Köter an den Graben heran und steckt die Nase hinein. Da kommt frisches Leben in ihn: er hat Knochensplitter gefunden, die er gierig zerkaut. Dann schnürt er los, der Fährte nach, die in die Dickung hineinsteht. Bald hat er die volle warme Witterung. Da poltert das Stück auch schon vor ihm davon. Jilk hinterdrein, immer neben dem kranken Wilde, das nicht aus der Schonung heraus will. Als es den hechelnden Hund sich zur Seite fühlt, bleibt es stehen. Aber es kann mit dem gebrochenen Vorderlaufe ihn nicht abwehren. So muß es sich wieder zur Flucht bequemen, die bald wieder über glattes Eis führt. Ehe gedacht, rutscht das laufkranke Kalb abermals aus und versucht vergeblich wieder aufzukommen. Jilk überlegt. Er wagt es noch nicht, anzugreifen, er fürchtet die schnellenden Läufe. So legt er sich vor das Wild und wartet. O, er kann warten!



Oberförster Hackel. *Ibenhorst.*

Elche (Gabler rechts und zwei Tiere) in Ibenhorst.

Mit der Geduld der Kröte, die Abends mit lüsternen Augen dem hervorkriechenden Regenwurme auflauert, mit der Geduld der Wildkatze am Hasenwechsel. Wenn ihm das Warten zu langweilig wird, so reizt er das Kalb mit frechem Kläffen, um es noch mehr zu ermatten, dann legt er sich wieder hechelnd davor. Das verängstigte Geschöpf wird vom Durste gequält. Der Köter läuft alle zwei bis drei Stunden einmal zur Quelle am Kressegraben und schlappt sich voll. Das Wild kann sich nicht mehr erheben, wie gestern am Grabenrande, denn nirgends bietet das glatte Eis für den gesunden Vorderlauf Halt. So wird es matter und matter. Immer kälter wird die Nacht, und immer heller flimmern die Sterne. Über den Bäumen zieht nach Mitternacht der kranke Mond herauf. Da sieht der Köter die ersehnte Stunde kommen. Matter beginnt das Elch zu schlagen. Da springt er von rückwärts zu, zerrt und reißt es knurrend und keuchend an der Drossel, bis ihm der heiße rote Saft entgegenströmt, den er gierig leckt und leckt. Dann reißt er weiter und weiter und springt dann zurück, als die heftigen Schneller der Läufe ihm das letzte Ende verraten. Dann, als das Stück da vor ihm ruhig ward, steckt er die Nase zwischen die Hinterläufe und schneidet an. Er reißt und reißt und frißt sich hinein, bis durch das Zwerchfell hindurch, wo Leber und Lunge ihn sättigen. Besudelt und verwildert, bis zum Platzen gefüllt, kehrt er nach achtundvierzig Stunden scheu und verstohlen zur Nachtzeit heim an seine Lagerstelle im Stalle des Bauern. Dort wird er sich im Stroh wälzen und säubern, und morgen wird er das unschuldigste Gesicht von der Welt machen und nur aufstehen, um am Brunnentroge seinen brennenden Durst zu löschen. Dann wird er abwarten, ob es Prügel gibt und, wenn diese abgeschüttelt sind oder der Bauer ihn vergessen hat, schlafen, um dann wieder zu wildern. Ein Herrenleben — wenn die Kugel nicht wäre, die ihm längst vom Förster zugedacht ist, und die ihn treffen wird, sobald man ihm im Walde erwischt! — — —

Behaglich zieht das Alttier mit seinen frischgesetzten Kälbern und Jährlingen über das Bredzuller Moor. Die trügerisch grünen Stellen weiß es vorsichtig zu meiden, seit es einmal eingesunken war und nur mit äußerster Mühe sich herausarbeiten konnte. Wo aber der Boden schwankt, da rutscht es nötigenfalls wie ein Hund auf den Keulen weiter, indem es mit den Vorderläufen sich fortschiebt. Ebenso rutscht das Elch drüben auf der Nehrung auf der Hinterhand im losen Sande der Dünenberge hinab. Am Moorrande äst nun unser Tier den würzigen Sumpfporst, wobei es sich breitläufig hinstellen muß, um bei seinem kurzen Halse das kaum mehr als fußhohe Kraut zu erreichen. Auch Weidenröschen sind um diese Zeit, im schönen Juli, gern genommen. Plötzlich aber prallt das Alttier zurück. Aus dem Strauchwerke

war eine garstige Dasselfliege ihm entgegengebiest. Mit lang vorgestreckter Legeröhre versuchte sie, ihre Eier in den Haaren abzulegen, um sie an die Haut zu bringen. Und als ihr dies bei dem heftig um sich schlagenden Alttiere nicht gelang, hatte sie unversehens dem Schmaltiere die Peiniger am Rücken in die Decke gebracht. Das Schmaltier wußte nicht, warum die Mutter so toll auf das offene Moor hinaustrollte, daß es kaum



M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Im Elchrevier: Birkenhain am Hochmoor.

zu folgen vermochte. Bald aber, sobald die ausgekommenen jungen Engerlinge sich in die Haut zu bohren beginnen, sucht sich das Schmaltier durch Reiben und Lecken von diesen Schmarotzern zu befreien. Dadurch gelangen die glashellen, etwa 15 mm langen dünnen Larven in den Schlund, durchbohren die Schleimhaut, um bis zum Ende des Winters in der Schlundwand zu verweilen. Mit dem Herannahen des Frühjahres durchbohren sie die Schlundmuskeln und arbeiten sich mit den an ihrem Mundstücke befindlichen Stachelkränzen unter Windungen des Körpers nach der Körperoberfläche zu.

Sobald sie diese erreicht haben, häuten sie sich und bedürfen dann der Zuführung von Sauerstoff, die sie damit finden, daß sie mit ihrer am After befindlichen Atmungsröhre sich in das durch das Leder gebohrte Loch setzen. Dadurch entsteht natürlich eine eiternde Entzündung, die jedem Jäger auch beim Rotwilde bekannte Dasselbeule. Mit dem Wachstume der Engerlinge verdickt sich deren Wand und verwächst mit der Haut. Eines schönen sonnigen Vorfrühlingsmorgens arbeitet der Engerling sich aus der Haut heraus, die ihn neun Monate lang genährt und beherbergt hatte, verkriecht sich in Bodenritzen und verpuppt sich, um nach einem weiteren Monate als Fliege aufzuerstehen und sich wiederum unter dem Wilde Opfer für die neue Brut zu suchen. —

Noch weit mehr als diesen Feind fürchtet das Elch die im Juni fliegende Rachenbremse, die gleich ihrer dem Rotwilde so verhaßten Sippenverwandten, der „rotbärtigen" und der „bunten", spritzend ihre (im Gegensatze zu den Hautbremsen) sofort als Larven austretende Brut in die Nasenlöcher des Elches zu bringen versucht. Vermöge ihres Stachelgürtels und ihres Mundhakenpaares fassen diese sofort so fest Halt, daß alles Nießen und Schnauben des Wildes sie nicht zu vertreiben vermag. Dann arbeiten sie sich in die Rachenhöhle oder die Nasengänge hinein, kommen dort bis zum Drosselknopfe und verstopfen bei ihrer im Frühjahre eintretenden Entwicklung die Atmungswege so sehr, daß häufig der Tod, fast stets aber ein starkes Kümmern des befallenen Stückes die Folge ist. Zum Jammern herabgemagert, fortgesetzt schnarchend, mit dem Kopfe schlagend, findet das geplagte Wild bei Tag und Nacht keine Ruhe. Seine Nase sondert schweißigen Schleim ab, und das Äsen ist ihm wegen der Entzündung der Halsdrüsen entsetzlich erschwert. Endlich, im Juni, findet es dadurch Erlösung, daß es die reifen und zum Lichte drängenden Larven ausniest oder aushustet. Entwickeln diese sich aber am Drosselknopfe in schneller Gleichmäßigkeit, so findet das Wild nur unter furchtbaren Todeskämpfen endlich sein erlösendes Ende.

Die erste der auf dem Elche lebenden Arten der Rachenbremse wurde von dem Ibenhorster Oberförster Ulrich im September auf einem verendenden Elche gefangen und daher von Fr. Brauer, dem bekannten Erforscher dieser Biesfliegen, nach ihm Cephenomia Ulrichi genannt. Unseres Wissens befindet sich nur ein Stück dieser seltenen Art im Wiener Museum. Um so wertvoller ist es, daß es 1908 in der Oberförsterei Tawellningken gelungen ist, eine Larve dieser Rachenbremsart auszubrüten. — —

Der alte Hirsch hatte seine guten Schaufeln und seine grobgemähnte Decke aus tausend Gefahren in Sicherheit gebracht. Gar oft hat ihn im baltischen Walde das Geläute der hochläufigen Bracken oder Bassets umklungen. Mancher Verbeller hat ihn vergeblich zu stellen versucht. Mit List und Vorsicht



M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Elch (Gabler) am Waldrand, sichernd.

hat er sich in manchem Triebe rückwärts durch die Treiber geschlichen. Jetzt fühlt er, daß es mit ihm zu Ende geht in schimpflichem Tode. Nicht der Blitz aus sicher treffender Jägerbüchse wird ihn dahin raffen. Ein ekelhafter Dreck juckt ihm an Brust, Bauch und Weichen. Er fraß ihm zur Brunftzeit das dunkle Hochzeitskleid entzwei und zehrt nun mit eiternden Beulen an den Kräften, daß er herunterkommt zum Steinerbarmen. Wie ein Ausgestoßener wird er von seinem Wilde gemieden, und dahinsiechend wie ein Schatten sucht er die heimlichsten Winkel seines Erlenbruches auf, um allein zu sein in seiner Not. Gestern fand er drüben auf der Insel im Röhricht ein Stück, dem es noch übler ging, als ihm selbst. Stinkender Eiter stand ihm in den rissigen Wunden, und vor Mattigkeit konnte es kaum noch zu ihm aufblicken. Es war das Schmaltier, dessen ersten Besitz er zur Brunftzeit mit wildem Wiehern bejubelt hatte. Heute wird es verendet sein. Der Hirsch weiß: wenn alle Bewegung aufhört, das ist das Ende, der Tod. Und er spürt es, daß ihm kein Lecken und kein Scheuern an Erlen und Kiefern mehr nützt. Matt läßt er das nun schaufellose Haupt hängen und tut sich stöhnend nieder. Und doch treibt ihn der peinigende Schmerz wieder hoch und läßt ihn wandern, rastlos, besinnungslos, gleichviel wohin. Bis auch zum Wandern die Kraft erlischt. Unwillkürlich hat es ihn zurückgetrieben zum Erlenbruche und dem Röhricht, wo des Schmaltiers Leichnam bereits in Verwesung überzugehen beginnt. Der Hirsch möchte dieser ihm entgegenströmenden Witterung entfliehen. Aber er kommt nicht mehr hoch. In letztem Zittern erwartet er das trübselige Ende seines Daseins, das so schön einst hier im heimlichen Waldversteck begann, in der Einsamkeit der dunklen Erlen. Niemand wird so leicht ihn hier finden. Vielleicht erbarmt sich der Spätherbst und deckt sein jämmerliches Ende mit dem weiten weißen Linnen zu. Und was hülfe es auch, daß der Buschwärter ihn fände? Der alte Mann wird sich höchstens den Kopf kratzen; denn er weiß auch nicht, was seit einiger Zeit los ist mit seinem Wilde. Schon ein halbes Dutzend guter Elche sind ihm eingegangen an dieser Seuche, die kein Mensch bisher hier in Livland gekannt hat. Der Tierarzt aus Riga, dem der Herr Baron Teile von einem der Gefallenen Stücke zugesandt hat, meint, es sei eine ansteckende Krankheit und hat einen lateinischen Namen genant, so ähnlich wie „Aquaruss“ oder „Acarus“. Der Buschwärter meinte, es sei eine ganz gemeine Räude. Und der Herr Baron belehrte ihn darüber, daß das dasselbe sei, daß die Gelehrten es aber lateinisch nennten, um besser verstanden zu werden. Der Doktor wußte auch eine Medizin zum Einreiben: Aquarin oder Acarin oder so ähnlich! Du lieber Himmel, was hilft da das Lateinisch! Und was hilft da die Doktorschmiere! Grüne Seife wäre wohl ebensogut. Aber man kann doch nicht die Elche einseifen wie die Schulkinder, wenn sie die Krätze haben! Na, ja!

Seufzend schob sich der Alte die Mütze zurecht, als sein Junge ihm meldete, daß im Erlenbruche schon wieder ein bereits angegangenes Schmaltier und nicht weit davon der stärkste Schaufler des Gutswaldes lägen. „Na ja, ich sage ja! Was soll man dabei tun? Wär gut, grüne Seife! Aber krieg du die Halche und schmiere! Na ja!" — — —

Durch das träumende Land strömt die Onega vom Latscha-See dem Weißen Meere zu. In den Wäldern und Sümpfen an ihren Ufern brütet das heimliche Glück. Die Jodeler des Birkhahnes sind verstummt, kein Schnepf murkst mehr, nur Rotkehlchen stimmt abends sein wehmütiges Lied an. Und von den Siedelungen der Wacholderdrosseln klingt es wie Lieder der Balalaika zum dunkeln Wasser herüber. Zwischen den hohen Steinen am Fuße des mit Birken und Espen bestandenen Hügels hat Mischka sein Lager. Zur Winterszeit hatte er dicht dabei im Kiefernwalde unter einem hohen Windwurfe seinen Einschlupf in das verschneite Winterschloß gehabt, das er so schön mit Moos ausgepolstert und so gut gegen neugierige Bauern versteckt hatte, daß kein Einkreiser ihn fand. Damals hatte er einen Pelz wie ein Graf; jetzt zotteln ihm die Fetzen der Winterfarbe um die Schultern herum wie einem Tagediebe seine Lumpen. Und dabei steht doch der Hochzeitsmonat bevor und Mischka ist bereits ebenso verliebt, wie er hungrig ist. Die dreijährige Bärin hat es ihm angetan, und er schnürt oft lange Tage sehnsüchtig auf ihrer Fährte hin. Dann sitzt er wieder und sinnt, wie er den Bienen in der dicken Kiefer beikommen könnte oder dem Elchkalbe, das kürzlich in der Fichtendickung gesetzt ist. Wenn nur die Alte nicht wäre! Er mag so wenig mit ihr anbinden wie mit dem alten Hauptbären, der seiner Geliebten jetzt den Hof macht. Der Protz in seinem sammetweichen braungoldigen Sommerpelze! Ärgerlich schnüffelt Mischka das Ufer des Waldsumpfes nach Schnecken ab, wälzt ein paar Steine im Wasser, nach Krebsen suchend, um und kehrt dann mit magerer Ausbeute in die Kiefern zurück, um sich an Morcheln und Wurzeln zu sättigen. Ein rechtes Bettlerleben!

Seit er im Frühjahre den verschlafenen Dachs in der Mittagssonne erwischte, hat er sich nicht mehr an Wildbret gesättigt. Alle Tage Wurzeln und Pilze! Und alle Tage das geringschätzige Brummen der Jungbärin. Ärgerlich leckt sich Mischka die Innenseite seiner Unterschenkel. Dann erhebt er sich und trabt leise auf weichen Socken der Dickung zu, in der das Elchtier sein Lager hat, nach dem es ihn unwiderstehlich hinzieht. Unter Wind bleibt er hinter dem dicken Wacholderbusche sitzen. Die Alte ist aufgestanden und säugt ihr Kalb. Vorsichtig sichert sie dabei nach allen Seiten, und die unruhig spielenden Lauscher zeigen, daß ihr nicht alles richtig vorkommt. Nichts zu machen, Mischka! Plötzlich wird der Bär hoch. Das

Elchtier greift heftig mit der Oberlippe nach seiner Flanke, um eine Fliege abzuwehren, von der es gestochen ist. Dann zieht es unruhig hin und her und trollt schließlich mit seinem Kalbe ab. Mischka halb mißmutig, halb neugierig hinterdrein.



M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Elch (Sechser mit Schaufelansatz), am Boden äsend.

Eben kommt er recht, um zu sehen, wie Mutter und Kalb die Blänke des Waldsumpfes angenommen haben, und wie die Alte sich im Wasser wie toll geberdet. Mischka sitzt auf seinen Keulen und wartet, was dies sonderbare Spiel ergeben wird. Nach einer Weile zieht das Alttier aus dem

Wasser heraus, bleibt zitternd am Ufer stehen mit gesenktem Kopfe, zuckt, wirft sich nieder, um dann wieder aufzuspringen, ein paar Schritte fortzuwechseln, wieder niederzustürzen und dann stöhnend liegen zu bleiben, schwer keuchend, hilflos — elend, zum Verenden elend.



M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Elch: Sechser mit Schaufelansatz.

Das Kalb starrt auf die Mutter nieder, leckt ihr das Gesicht und sucht nach dem Gesäuge. Da trifft ein schwerer Schlag es ins Genick. Mit einem Satze ist Mischka herbeigesprungen und zerreißt das Kalb vor den Augen der verendenden Mutter. Dann schleicht er um diese herum und

springt auch ihr ins Genick; ein paar Brantenhiebe und das starke Alttier hat ausgelitten. Die harten schweren Schalen, die den Bären so oft in scheuer Achtung hielten, haben ihren letzten Schneller getan.

Mit dem Gebrüll befriedigter Genugtuung geht Mischka an seine Mahlzeit. Erst reißt er dem Kalber den Leib auf, dann der Mutter. Als er sich gesättigt hat, packt er beide zusammen. Dann wühlt er den Erdboden auf und deckt seinen Riß mit Gras, Steinen und Erde zu. Er achtet es nicht, daß er sich die rechte Brante an den scharfen Schaufeln des Kalbes geritzt hat und arbeitet den Hügel sauber hoch, damit kein Neidischer seiner Sippe den frischduftenden Riß finde. Dann legt er sich schweißbesudelt auf diesen drauf, um ihn schlafend zu bewachen.

Aber, sonderbar! Mischka schläft nicht! Knurrend wälzt er sich herum. Ihm wird so heiß und es dürstet ihn. Der Lecker hängt ihm zum Fange heraus. Er will zum Wasser, aber seine Glieder sind wie gelähmt. Dann schüttelt es ihn in heftigen Zuckungen und wirft ihn herum. Geifernder Schaum steht ihm auf den Lippen. Er will hoch, aber er kann nicht mehr. Matter wird er, immer matter; er kann nicht mehr brüllen. Nur noch ein heiseres Gurgeln und ein letztes Röcheln. Dann ist Mischka still und schläft — auf dem Hügel, unter dem er das Elch mit seinem Kalbe verscharrt hat. Wie sie den ewigen Schlaf.

Nach drei Tagen war der Hügel zerwühlt und daneben lag eine starke Jungbärin neben einem Hauptbären in braungoldig schimmerndem Pelze. Niemand kümmerte sich um ihre Leichen, als eine Schar grünlich schimmernder Fliegen, die von dem auf den toten Stücken ausgetretenen dunkelroten Schweiße weiter flogen und stachen, was ihnen erreichbar war: Hasen und Eichhörnchen und jedes Elch, das sein schützendes Dickicht oder das tiefe Wasser der Waldseen verließ. — Milzbrandblutschlag nennen die Menschen diese furchtbare, aus Asien stammende, pestartige Seuche. In Rußland und den Ostseelandschaften hat sie in den Jahren 1752 und auch 1866 wieder furchtbar gewütet. Und in ihrer milderen, langsamer verlaufenden, aber doch wegen der Erzeugung eiternder Karbunkel noch sehr gefürchteten, Form ergriff sie im Jahre 1885 nach den baltischen Landschaften auch unsere preußisch-litauischen Reviere und forderte dort zahlreiche Opfer. — —

Auch die Löserdürre hat in den russischen Ostseelandschaften im Jahre 1752 unter den Elchen furchtbar gewütet. Wie bei dem Rindvieh, von dem sie übertragen war, trat diese Pest mit Ermattung des Wildes, Fieber, Steifheit der Lenden auf und führte zu schnellen Verenden der befallenen Stücke. In Rußland mag ab und zu auch wohl die Maul- und Klauenseuche durch Weidevieh auf das Elch übertragen werden und zum Abfallen der Schalen führen, die in die Fährte erkrankter Rinder getreten sind. Auf Stellen wo Schafe weiden, wird dem Elche zuweilen auch der Leberegel gefährlich, der

von dem Blute der inneren Gallengänge lebt, durch seine zahlreichen schuppenförmigen Stacheln diese entzündet, den Blutlauf hemmt, die Gallenabsonderung stört und, wenn er zahlreich auftritt, herbeiführt, daß das befallene Stück an Wassersucht eingeht. Die Eier dieses etwa 3 cm langen Schmarotzers gelangen aus der Leber in das Gescheide und werden mit der Losung ausgeschieden. Die Larven entwickeln sich im Wasser. Ob sie von dort beim Tränken in das Wild gelangen oder welches sonst ihr Entwicklungsgang ist, bedarf noch der näheren Aufklärung.

Ein Studierter.

Die Fischerwirte von Gilgischken und Griebeningken hatten mit vieler Mühe ihre benachbarten Kirchhöfe aufgeschüttet. Zahllose Kähne voll Sand waren herbeigefahren, um für die lieben Toten eine hochwasserfreie Ruhestätte zu beschaffen. Ein hübsches schwarzgestrichenes Gitter mit weißen Lattenspitzen umfriedete den angeschütteten Berg, und die Gräber waren sauber mit Immergrün bepflanzt. In diesem Waldgebiete zwischen Griebe, Tawe und Gilge bewegt sich ja fast aller Verkehr im Kahne. Im Kahne bringen sie ihr Vieh auf die Weide, holen sie ihr Heu ein, fahren sie ihre Erzeugnisse zu Markte. Im Kahne wird der Säugling zur Taufe, das Brautpaar zur Trauung gefahren, wird dem Toten die letzte Ehrung erwiesen. Es stimmt sehr feierlich, wenn solch ein Zug unter Choralgesängen sich durch den dunklen Wald hin bewegt. Voran meistens ein Kahn mit der Musik, dann der reich mit Tannengrün und Ranken geschmückte Sargkahn, im nächsten Fahrzeuge der Pastor mit den Angehörigen und dann in langem Zuge das Gefolge der Leidtragenden, alle in ihrer kleidsamen ernsten Kirchentracht. Zur Zeit des Schacktarpes, wenn nur mit schwerer Mühe der Weg zum Friedhofe zu erzwingen ist, wirkt solch ein Bergräbnis doppelt düster und herbe auf das Gemüt. An einem grauen Vorfrühlingstage arbeitete ein derartiger Zug sich zu dem vom Morscheise umlagerten Kirchhofe von Griebeningken hin. Schon sah man aus düsterem Erlengrau die schwarzen Kreuze mit den weißen Inschriften herausblicken, und die Bläser setzten in üblicher Weise ein: „Jesus meine Zuversicht!“ Aber als ihr Kahnführer die Spitze seines Fahrzeuges gegen das Ufer trieb, erhob sich ein Schrecken unter den Insassen. Denn an dem Eingange zu der Pforte des Friedens stand mit gesträubter Mähne, rotunterlaufenen zornfunkelnden Lichtern und schnaubenden Nüstern ein starker Elch, der niemand an Land ließ.

Zum Glücke war der Tote Mitglied des Kriegervereines gewesen. So wurde der Kahn vorgerufen, in dem die alten Krieger saßen, die ihrem Kameraden die letzte Ehre erwiesen. Sie trieben mit einigen blinden Schüssen den

Elch vom Kirchhofe hinunter, worauf er schnurstracks zu dem anderen, dem von Gilgischken hinüberschwamm.

Fuchsteufelswild kam er dort an, und da er den Friedhof verschlossen fand, schlug er das Gitter ein. Dann trollte er zwischen den Kreuzen hin, die ihm nirgends rechten Platz zum Bette boten. Daß unter diesen sorgsam aufgeschütteten Hügeln die Toten von Gilgischken ruhten, wußte er ja nicht. Ihn ärgerte nur der seiner Meinung nach zerwühlte Erdboden. Also ebnete er mit



M. Steckel. *Ibenhorst, Oktober 1908.*

Elchbett im hohen Rohr.

den Läufen ein paar von den Kupsen hübsch sauber ein, ließ sich das ausgerissene Immergrün munden und verbiß, da es ihm an anderer Äsung fehlte, die Lebensbäume und Wacholder, die an den Kupsen standen.

Dann tat er sich behaglich nieder. Aber unter ihm störte ihn eine harte eckige Baumwurzel oder dergleichen. Mürrisch erhob er sich nochmals und schlug mit ein paar ordentlichen Schalenhieben das eckige Ding zusammen. Es klang sonderbar hohl und viel Erde polterte nach. Als an einem der nächsten Tage die Bauern von Gilgischken in langem Zuge mit Gesang und Musik angefahren



M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Vom Äsungsplatze zum Hochwald ziehende Elche.

kamen, um einen schwarzen Kasten herzubringen, wurde er im höchsten Grade zornig über diese nach seiner Meinung unerhörte Störung. Aber wieder wurde er vertrieben, und die Wirte erhoben hinter ihm her bittere Vorwürfe wegen Friedhofsschändung.

Der Hirsch aber mußte sich durch das steife Morscheis mit aller Kraft hindurcharbeiten, um den Deich und den dahinter liegenden Polder zu ge-



M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Verhoffende Elche (Gabler und Spießer).

winnen. Seine Laune war nicht gerade die beste. Und der schwarze Köter fehlte gerade noch, der ihm, als er über das Feld an der Waldburger Försterei vorbeitrollte, mit frechem Blaffen und Kläffen entgegensprang. Der Elch blieb eine Weile stehen und lauerte, ob der Hund ihm nahe genug für einen tüchtigen Hieb des Vorderlaufes kommen würde. Da dies nicht geschah, ging er zum Angriffe über, trieb mit wütendem Schnauben den Hund fort und verfolgte ihn bis auf den Hof der Försterei, wo Karo sich heulend zwischen die Beine seines eben aus der Scheune heraustretenden Herrn flüchtete. Ohne Besinnen stürzte der Elch sich nun auf den Hund mitsamt dem Förster los, die sich schleunigst

beide in die Scheune flüchteten, deren Tor der Förster hinter sich zuzog. Wie der Blitz war der Elch um die Scheune herum; und nicht viel hätte gefehlt, so wäre er zum anderen Scheunentore hereingekommen, das der Förster mit knapper Not noch zu schließen vermochte. Nun war der Jägersmann mit seinem Karo eingesperrt, und der Belagerer hielt jeden, der zum Entsatz kommen wollte, fern. Endlich nach zwei Stunden trollte er ab und der Förster konnte



M. Steckel. *Helena Werders, Oktober 1908.*

Dschurke im Röhricht des Skirwith. Von einer Kanzel aus gesehen.

aus seiner Scheune herauskommen. Kaum aber zeigte er sich wetternd und schimpfend auf dem Hofe, als der Elch aus dem Hinterhalte, in dem er gelauert hatte, wieder auf ihn losstürzte und ihn abermals in die Scheune einsperrte.

Tags darauf wurde der Hirsch wegen Bedrohung mit lebensgefährlichen Waffen, widerrechtlicher Freiheitsberaubung, Hausfriedensbruch usw. beim Oberförster verklagt, und dieser nahm die Büchse aus dem Schranke, um auf Grund der für solche Fälle ihm erteilten besonderen Erlaubnis trotz der Schonzeit das Urteil selbst zu vollstrecken. Dem Kläger gelang es mühelos,

den Oberförster an den auf einer Moorblöße stehenden Elch heranzubringen. Friedlich äsend ließ dieser beide Forstmänner heran bis auf hundert, siebzig, dreißig Schritte. Der Oberförster schüttelte verwundert den Kopf. Er nahm eine Handvoll Erdstücke auf und warf sie nach dem Elche, worauf dieser langsam forttrollte und nach dreihundert Schritten urvernünftig stehen blieb. Ein etwas zweifelnder Blick auf den Förster brachte diesen in Erregung; er versicherte bestimmt, daß dieser Elch der Schuldige sei. Da aber eine Verwechslung möglich war, sollte der Hirsch zunächst sorgfältiger beobachtet und festgestellt werden. Diese Arbeit erleichterte er dem Förster nun ganz wesentlich. Eines Mittags, als der königliche Forstaufseher gerade zum Besuche bei dem gräflichen Förster war, brachte der Elch wieder wie neulich mit Schwung und Nachdruck Karo nach Hause und zwar diesmal unmittelbar in die Waschküche hinein, wo die Magd ein durchdringendes Geschrei erhob.

Diesmal wurde er nun unter genaue Besichtigung genommen, und als er zum Walde zurückwechselte, folgte ihm der Forstaufseher und stellte seinen Stand fest. Auf Grund seines Berichtes erhielt er den Befehl, den Hirsch abzuschießen.

Als der Oberförster den zur Strecke gebrachten Tollkopf untersuchte, stellte sich heraus, daß der Hirsch in der Nasen- und Rachenhöhle 365 Rachenbremslarven hatte.

„Na, siehst du!“ meinte der Forstaufseher einige Tage später zu seinem Berufsgenossen aus dem Gräflichen. „Wenn du eins von den Biestern im Schädel hättest, würdest du auch dammelig! Zwei davon könnten einen Hammel zum „Professor“ machen — und der Hirsch hatte dreihundertundfünfundsechzig im Kopfe!“

Der schlimmste Feind.

„Du, ja du bist der Kluge! Wie oft hat man dich schon durchgeprügelt! Du — —! Werd ich dir den Verstand mit dem Karbatsch von hinten nach vorn treiben! Was hast du angestellt? Jetzt sind alle Elche herunter aus den Bergen! Keiner ist mehr drüben — und nur fünf halb verfaulte Stücke hast du gebracht — o du, du — —!“

Dem alten Serjoschka glühte der Kopf von der Aufregung des Zornes und Schnapses. Er holte weit aus und schlug seinem halbwüchsigen Andrej eine Ohrfeige herunter, daß ihm Hören und Sehen verging und er zähnefletschend in das verzerrte Gesicht des Alten stierte. Mit tückisch drohendem Wolfsblicke zog der Junge sich vor dem wütenden Alten zurück. „Was konnte ich tun?“ heulte er. „Weiß ich, warum nichts in die Fallgruben ging?“

„So, du? Du willst den Vater — du —.“

Wieder klatschte eine Maulschelle, daß die Hütte dröhnte und die alte Nataschka wimmernd in der Ecke am Ofen die Hände rang.

„Willst du mich lehren, mich belügen? Keine Grube hast du ordentlich verblendet! Du — du! — Ja — hast du die Verhaue ausgeflickt? So sind die Elche alle durch, wo wir doch hundert hätten fangen müssen in den schönen Gruben! O, du Mißratener, daß Gottes Donner dich erschlagen möchte!"

Wieder jammerte die Alte im Winkel: „Was soll nun werden, o, was soll nun werden?"

Da reckte der Junge sich auf.

„Was werden soll? Eh! Ist's meine Schuld, daß die Elche nach Solikamsk gewechselt sind, eh? — Was werden soll? He! Draußen schneit es wieder! Wird mittags die Sonne am Schnee lecken; werden wir Schneekruste kriegen!"

Torkelnd stieß der Alte die Tür zur Hütte auf. Draußen wirbelten die Flocken, der Schnee trieb in dichtem Schauer über das Birkenmoor hin. Knurrend und fluchend kehrte er zurück, um auf der Bank seinen Rausch und Zorn auszuschlafen und erwachte erst, als der Hahn schon längst von der Stange herabgekommen war und flügelschlagend und krähend in der Hütte umherlief. Draußen schneite es unaufhörlich, den ganzen Tag über und die nächste Nacht. Am anderen Morgen lag die Schneedecke wohl zwei Fuß hoch, und der Ostwind pfiff kalt und scharf darüber hin. Dann kam die Sonne. Und Andrej lachte: „Nun, was wird nun werden, eh?" Knurrend ging Serjoschka an ihm vorüber und sah nach den Schneeschuhstöcken, an denen er lange Messer befestigte, um Pulver und Blei zu sparen bei der Jagd am nächsten Morgen. Sah nach seiner Schneekapuze und den Leinen für die Verbeller. Dann schickte er Andrej zu Aljoschka hinüber; und als der Junge fort war, saß er noch eine Weile am Feuer des Kienspanes und träumte von den Elchen in früheren Zeiten, als er jahraus, jahrein in den Blendgruben und Speerfallen hundert, zweihundert fing und Schnaps und Tabak in Hülle und Fülle dafür hatte, uijeh!

Am nächsten Morgen weckten ihn Andrej und Aljoschka auf, die schon die Schneeschuhe an den Füßen und die Verbeller an den Leinen hatten. „He, was wird nun?" rief der Junge grinsend dem Alten zu, der flink seine Suppe löffelte. „Am Schwarzsumpfloche stehen die Fährten von zehn Stück. Und am Wolfsloche sind andere hinüber! Und der Schnee ist hart wie Eis!"

Serjoschka heraus, die Schneeschuhe fester gebunden, und los gleiten die drei, jeder mit einem Verbeller an der Leine, über die harte Fläche hin dem mit Gestrüpp bewachsenen Sumpfe zu. Der Wind heult durch die brausenden Birken an dem Moraste, der im Sommer eine schwankende Decke trägt, jetzt aber glatte Bahn bildet. Da stehen die Fährten; gestern sind hier die Elche, vom Ural heimkehrend, durch. Drüben werden sie stehen in dem welligen Buschlande. Dort schralt der Wind. Aber Serjoschka weiß Bescheid. Und die

Wolfspitze stellen ihre Lauscher nach vorn, ihr Haar sträubt sich; sie zeigen, daß der Tanz beginnt. Keine paar hundert Läufe weit, da heult Aljoschka auf und läßt seinen Laika los. Der schnellt laut Hals gebend, auf einen Elch zu, der hinter einem verkohlten Stamme mit gesenktem Haupte dagestanden hatte, als wolle er verdächtige Laute auffangen, nun aber losbricht und ein halbes Dutzend Tiere mitnimmt, die neben ihm im Schnee gesessen hatten. Schon sind auch die anderen Hunde heran, und die Hetze beginnt. Serjoschka hält die Mitte, die Burschen sausen links und rechts voraus, Hunden und Elchen nach. Schnell gewinnt das Wild weiten Vorsprung. Aber Hunde und Schuhläufer halten die Fährte, die bald sich rot färbt von den schweißrünstig gewordenen Läufen der Elche. Und immer näher kommen dem ermüdeten Wilde die hechelnden und Hals gebenden Hunde, die von wilder Mordlust trunkenen Verfolger auf. Bald ist Andrej einem hochbeschlagenen Tiere zur Seite und stößt ihm den Speer in die Tracht, die Frucht im Mutterleibe durchbohrend. Dann, als die Kräfte das gepeinigte Wild verlassen und es zusammenbricht, schneidet er ihm mit wuchtigem Hiebe die Hessen der Hinterläufe durch und jagt, unbekümmert um die Qual des hilflos verendenden Tieres, jauchzend weiter, der Fährte nach, die der Trupp genommen. Ein Kalb fällt Aljoschka zum ersten Opfer. Dann geht es weiter, über Moore dahin und wieder durch brausenden Birkenwald, bis bleigrau der Abend heraufzieht und eine alte verfallene Hütte am Ufer des großen Sees erreicht wird. Dort kriecht Serjoschka mit den Burschen unter, nachdem er vergeblich versucht hat, die Hunde zurückzurufen. Die jagen weiter, immer weiter dem ermatteten und verzweifelten Wilde nach und drücken dies schließlich am anderen Ufer des Sees herum wieder der Herfährte zu. Der Wind hat sich inzwischen gelegt. In eisiger Klarheit funkeln die Sterne hernieder auf Wald und Moor und die Hütte, aus der roter Feuerschein heraus leuchtet und der Rauch kerzengerade in die helle Nacht emporsteigt. Der Alte schläft. Aber Andrej wacht. Und plötzlich weckt er den Vater und Aljoschka. „Auf! He, auf! Die Hundchen!“ Und richtig! Näher, stets näher dringt das Geläute der Hunde. Zuweilen steht die Jagd, und der Hals der Verbeller klingt tiefer und gröber. Standlaut! Das fährt dem Alten wie Feuer durch den Leib; und wie der Wolf jagt er auf die Hunde zu, daß selbst die Jungen ihm kaum nachzukommen vermögen. Zwei der Verbeller haben den starken Hirsch gestellt, der wie eine Mauer steht, um mit den schweren Schalen die Frechlinge abzuschleudern, wenn sie ihm allzunahe kommen. Da ist der Alte heran und, ehe der Hirsch sich wendet, ist er um ihn herum, stößt ihn nieder und schlägt die Hessen durch. Inzwischen ist Andrej hinübergeeilt, wo der dritte Hund einen Trupp ermüdeter Tiere verbellt. Bald sucht der Köter das Leittier ins Geäse zu beißen, bald in die Hinterläufe. Aber blitzgeschwind weicht er aus, wenn das Tier schnaubend und quiekend hintenausfeuert, daß die Schalen klappernd zusammenschlagen. Er greift dann sofort wieder vorn

an, um vor allen das Leittier zu ermüden. Und schon kommt ihm Hilfe in den anderen beiden Hunden und in Aljoschka, der heransaust.

Als die Sonne des grauen Vorfrühlingsmorgens blutigtrübe durch die Wand der Frühnebel bricht, liegt das letzte Stück zuckend und verendend im zerwühlten Schnee, und das Gemetzel ist beendet. Die Burschen streifen nur die Decken ab, da sie das Wildbret nicht mitzunehmen vermögen. Mittags sind sie mit ihren Schlitten heran und fahren lachend ab, den Wölfen den Rest überlassend.

Was bedeutet der Reißzahn aller Wölfe, Luchse, Bären und Tiger im weiten heiligen Reiche des Weißen Zaren gegen die rohe Mordlust des vertierten Scheusales, das Gott zu seinem Ebenbilde sich erschuf!

Hinter dem Elchhunde.

Der alte Hirsch, von dem ganz Dalekarlien als von einem Hünen aus Urvätertagen sprach, sollte ein Paar Riesenschaufeln tragen, wie zwei Flachkörbe tief und breit, an denen kaum noch irgendwelche Auszackung zu bemerken sei. Seine Fährte sei größer als die irgendeines Elches in ganz Schweden und seine Bosheit noch größer als seine Verschlagenheit. Wer ihm zu nahe komme, möge sich hüten! Übrigens lasse er sich nicht stellen. Denn er sei heute hier und morgen zehn Meilen weiter. Ewig ruhelos auf der Wanderschaft; ein wahrhaft unheimlicher Kerl.

Sven Studde hatte sich das nicht zweimal sagen lassen. Schon am nächsten Morgen hatte er die Fährte des sagenhaften Alten im schluchtreichen offenen Walde unterhalb des hohen Mömenberges an dem Wildbache gefunden, den die Bauern ihm bezeichnet hatten. Drei Stunden lang folgte er auf der Fährte hin seinem Hunde, der sich mit Leidenschaft in die Sielen legte. „Flax“ hatte, ehe er diesen Namen erhielt, seine Jugend beim Hüten der Rentierzelte eines Lappen verlebt und dabei sich als ein Nichtsnutz erwiesen, der hinter dem Raubzeuge, das er von den Herden forttreiben sollte, gleich ganze Tage und Nächte lang hinjagte. Daher hatte Sven ihn von dem Lappen ohne Schwierigkeiten für ein paar Pfeifen Tabak eingetauscht, und seitdem war beiden geholfen: dem sehnigen ausdauernden Jäger und dem spurfesten unverwüstlichen Hunde. Sven fühlte es im Riemen, wenn „Flax“ dem Elche nahe auf war, und wußte aus dem Verhalten des Hundes ganz genau zu schließen, daß er nicht schwärmte und daß es Zeit war, ihn zu schnallen. Als sie an der Lehne des Berges auf der Fährte hinzogen, über Stock und Stein, sträubte „Flax“ das Nackenhaar. Geschnallt jagte er sofort zu Tale. Der Elch hatte sich also lautlos auf und davon gemacht, und Sven hoffte jeden Augenblick, aus irgendeiner Schlucht heraus Standlaut zu hören. Aber über alles Gestein und Gestrüpp und über alle

Risse und Gräben hin war der Elch den abschüssigen Berg glatt hinuntergetrabt und von dem Hunde war kein Laut zu vernehmen. Plötzlich tönte sein Geläute im Rücken des Jägers an der Sonnenseite des Möwenberges, und Sven mußte alle seine Kräfte zusammennehmen, um über das wilde Gestein hinspringend um den Berg herumzukommen. Dort angekommen, sah er den Elch vor dem Hunde in langem flüchtigem Trott zu Tale ziehen, und die Dämmerung machte der ermüdenden Hetze ein Ende. In einer Sennhütte brachte der Jäger die



M. Steckel. *Ibenhorst, Oktober 1908.*

Elchtier, trollend.

Nacht zu; und als er sich auf die harte Lagerstatt hinstreckte, stellte sich auch „Flax" ein, um sein kärgliches Mahl zu nehmen. Dann träumte der Hund am Feuer noch einmal alle die aufregenden Erlebnisse dieses anstrengenden Tages durch.

Am nächsten Morgen stand die Fährte des Elches auf ein schwankes, zwischen dem Gestein eingebettetes Moor hinaus, aus dem kümmerliche Baumstümpfe, gebrochene Äste und Wipfelenden aufragen und zwischen Kaupen und Bülten kleine Blänken oder trügerisch grüner Moraststchlick hervorlugen.

Steife Säulen von Mücken standen über diesen Pfützen, und Wolken von Elchfliegen verfolgten den Jäger, der hinter dem eifrig im Brustgeschirr liegenden Hunde hinstelzte und hinsprang. Drüben am Moorrande, wo Krüppelbirken bei Röhricht und Sumpfporst stehen und fester Waldboden zu beginnen scheint, fällt die Hochebene ab. Ein Bächlein quillt dort aus der braunen schwammigen Masse heraus, das fünfhundert Meter tiefer bereits jubelnd über wildes Gestein hinabspringt. Dort war der Elch hinunter und hatte sich die Schalen ge-



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Elche auf dem Moor (rechts zwei Tiere mit ihren Kälbern, links Hirsch im Geweihwechsel).

waschen, um die Fährte zu verhehlen. Aber bald links, bald rechts hinüber das Ufer absuchend hat „Flax" nach fünfhundert Schritten die Fährte gefunden, hinter einem Horste verkrüppelter und halb vom Froste erstarrter Kiefern herum, über zwei, drei Gräben hinweg, dann zu Tale, und schließlich wieder zurück, dreihundert Schritte unter der Hütte herum, in der die Nachtrast war. Zwischen zwei Moorrücken geht dort in einer flachen Mulde ein seichter Bach hinab. Da stand die Fährte und der Hund drängte im Riemen. So wurde er geschnallt, und nach zehn Minuten schallten einige Laute herüber. Studd

sprang, was er winden konnte, auf den unter seinem Fuße federnden Moorrücken hinauf, um zu sehen oder zu hören, wohin die Jagd sich zog. Da — endlich aus dem Tale Standlaut! Zum ersten Male stellte sich der Elch. Nun hinunter durch den schlammigen Graben, mit glatten Sohlen dann über Felsblöcke hin, über wilden Windbruch hinab und durch dichtes Tannengestrüpp — die Minuten sind kostbar! Vorsichtig schleicht der Jäger mit gespannter Büchse näher, im beglückenden Vorgefühle endlich errungenen Sieges. Da horch — die Jagd geht ab. Ein Knacken und Brechen im Gehölze und der helle Laut des Hundes bekunden, daß der wachsame Elch den heranbirschenden Jäger vernommen hat. Sven sieht abermals die Sonne sinken; und aus hoffnungslos weiter Ferne tönt drüben vom Bergrücken der letzte Laut des Hundes herüber. Dann wird es stille. Nur wandernde Drosseln ziehen schackernd und zwitschernd zu Tale, ihren Schlafbäumen zu und ein Geflüg Moorhühner streicht über den Jäger hin. Der Wind frischt auf und mahnt zur „Heimkehr" in die gastliche Hütte. Als der Mond, mit Wind und Wetter ringend, aus den Wolken herauslugt, stellt sich auch „Flax" ein, schlappt sich am Troge der Sennhütte voll und streckt, nachdem er sein Dörrfleisch verzehrt hat, sich halbtot vor Müdigkeit am Feuer hin, um noch lauter zu träumen und noch heftiger im Schlafe zu zittern, als in der letzten Nacht. Auch Sven Studd fällt bald in Schlaf. Denn er hat einen Entschluß gefaßt, und das löst die wilde Spannung der erregten Nerven. Am nächsten Morgen weiß er, wo er den Elch zu erwarten hat. Mitten im Tale sucht er die Fährte auf, dann schnallt er den Hund, sobald dieser mit der Hinterhand zeigt, daß er sicher gefunden hat. Dann schleicht sich Studd so schnell als möglich auf seiner Herfährte zurück nach der Sennhütte und wartet dort. Ehe eine Stunde vergangen ist, hört er das Geläute aus dem Tale heraufkommen; aber der Elch trollt in schwingenden Schritten unter Wind vor ihm durch. Gleichviel: Studd schleicht hinab, um ihm den Weg abzuschneiden. Und als die Jagd an ihm vorbeigeht, gibt er auf gut Glück trotz weiter Entfernung Feuer. Der Elch zeichnet nicht, sondern trabt ruhig weiter. Aber der helle Hals des Hundes verrät bald, daß er Schweiß witterte. Trotzdem geht die Jagd weiter, aber zu Tale. Hirsch verwundt! Drüben am Hange nahm der Elch einen Waldsaum an, dort verschwindet er jetzt um die Nase des Berghanges herum. Studd hinterdrein. Drüben geht die Fährte tiefer in das Tal hinab. Und endlich schallt Standlaut herauf, den der Widerhall der Berge herträgt, zwischen denen der Indalsälfven dunkelgrün heraufschimmert. In wilden Sprüngen saust Studd hinab und birscht dann am moorigen Ufer hin. Da sieht er ein Bild von einzigartiger Wildheit. Der kranke Hirsch schwimmt zu einer kleinen Insel hinüber, und der immer noch laut Hals gebende Hund hinterdrein. Drüben stellt sich der Hirsch und läßt den Hund nicht heran. Und der Jäger muß hilflos zuschauen, da die Entfernung für jeden Schuß zu weit und kein Kahn in der Nähe ist.



M. Steckel. *Ackmenischken, November 1908.*

Elche, auf dem Moor trollend. Vorn Spießer, hinten Tier.

Vergebens ruft er den braven Hund. Am Ufer zündet er aus dürrem Reisig ein Feuer an. Dann bläst er durch das Flintenrohr seiner Büchsflinte. Alles umsonst! Flax läßt nicht ab. Nach einer Weile wird es stiller, und die Dunkelheit fällt ein. An seinem Feuer wartet der besorgte Jäger, wegen seines Hundes auf das Schlimmste gefaßt. Da, als der Mond heraufstieg, springt er auf. Was war das? Von drüben her dunkler und grober Standlaut!

Als er am nächsten Morgen in dem vom weiten jenseitigen Ufer herbeigeholten Kahne mit zwei Fischern zu der Insel hinrudert, ist alles still. Aber als der Kahn knirschend ans Ufer stieß, gibt Flax noch ein paar matte Laute. Dann leckte er seinem Herrn die Hand, als dieser herantrat zu dem alten Riesenschaufler, den der Hund die ganze Nacht über bewacht hatte, ohne anzuschneiden. Als er die dargebotene Milz des Hirsches und ein Stück von der Leber verschlungen hat, erholt „Flax" sich unter den Liebkosungen seines Herrn und kriecht dann, steif in allen Knochen, vor seinem Herrn in den Kahn, um dort den Urelch, den Stolz Dalekarliens, zu bewachen auf seiner letzten stillen Fahrt.

Königsjagd in Schweden.

Über den düsteren Tannenbeständen des tiefen geheimnisvollen Waldes von Hunneberg liegt der Herbstnebel, in dessen Schweigen der Anhauch des sonst aus der Ferne donnernd herüber grüßenden Trollhätta-Falles, ja selbst das Rauschen des Bergbaches verstummt, der zwischen den Kalksteinklippen in brausenden Schnellen zu Tale stürzt. Auch das Wild scheint in Traumschlaf verfallen zu sein. Man hört keinen Auerhahn abreiten, keinen Kreuzschnabel zwitschern, keine Meise locken, kein Elch durch die Dickung oder das steife Starrgras brechen. Erst gegen Abend kommt Leben in dieses weiche Waldesschweigen. Rot war in den Nachmittagsstunden die herbstliche Sonne ins Nebelmeer gesunken. Roter flammen nachts im Lager der drei Kompagnien, die zu Treiberdiensten befohlen sind, die Lagerfeuer auf zwischen den mächtigen Föhrenstämmen. Auf ihren Mänteln ruhen die frischen Burschen, denen diese Königsjagd als herrlichste Freude des ganzen Jahres gilt. An einem Feldtische setzt beim Kienspanscheine der Jagdleiter an der Hand der Karte den zum Dienste befohlenen Kronsjägern die Treiberaufstellung, die Haltelinien, Schützenlinien, die Lappflanken und „lebenden Arme" und alles sonst für morgen Wissenswerte nochmals auseinander, damit vor Sonnenaufgang das weite, 5000 Hektar umfassende Gebiet lückenlos umflügelt ist.

Über das Lager und die Wipfel des Waldes hin ziehn schnatternde Gänse gen Süden. Aus der Mitte des regungslos stillen Waldes dringt noch der vereinzelte Schrei eines Brunfthirsches, der suchend vom Tannenwalde nach dem Hochmoore hinüberwechselt, unkundig noch der ihm drohenden Gefahr.

In der kühlen Morgenfrühe ist der König mit seinen hohen Gästen dem Schnellzuge entstiegen und in Wagen bergan zu der Oberförsterei gefahren, wo die Loosnummern für die Schützenbestände gezogen wurden. Als die Sonne hinter dem Walde emporsteigt und die Nebel über den Mooren sich flatternd lichten, hat der letzte Schütze eilend den ihm angewiesenen Schirm auf dem Holzabfuhrwege erreicht, der sich querweg über den Hunneberg zieht und diesen in zwei Teile teilt, die als erste Jagen angesetzt sind. Eine Stunde vergeht, ehe von der fünf bis sechs Kilometer weit von den Schützen vorrückenden Treiberkette der erste Laut herüberdringt. Endlich streichen aufgescheuchte Vögel vorüber und ein leise anschwellendes und dann wieder in den Tälern und Schonungen ersterbendes Geräusch dringt heran. Von den Hügeln tönt es allmählich voller und frischer, und bald mischen sich Hornrufe hinein, die drüben weitergegeben werden und sich immer heller und klarer durch die Wipfelkronen des nun im vollen Sonnenglanze erstrahlenden Waldes schwingen. Verstohlen kommt ein alter Fuchs geschlichen und bricht in einer Senkung durch die Schützenkette, wo eine Kugel ihn begrüßt. Donnernd reiten einige Auerhähne über die Schirme hin. Wie brandende Meereswogen braust dann, lauter



P. Rosenius. — Lappland, Juni 1909.

Frischgesetztes Elchkalb.

und immer wilder, der Lärm der Treiber heran, in den sich der Laut der mitgeführten Hunde mischt. Da knackt es im Dickicht, ein Elchtier mit Kälbern zieht mit zurückgelegten Lauschern längs der Schützenlinie hin und überfällt schließlich den Weg. Aus der Hast dieser Flucht schöpft der starke Hirsch, der ihm gefolgt war, sofort Mißtrauen. Kehrtmarsch wendet er sich gegen die Treiber zurück, die mit törichtem Hallo ihn zurückhalten wollen, aber nur damit erreichen, daß er sie wild überrennt und die Wehr durchbricht. Hinter



P. Rosenius. *Lappland, Juni 1909.*

Junges Elchkalb.

ihm her hört man nur noch einzelne Stimmen aufgeregt sprechen; dann gehn die Treiber weiter. — Nicht besser geht es drüben, wo ein schlauer alter Hirsch überhaupt nicht vorwärts zu bringen ist, sondern die Treiber ruhig herankommen läßt und sich um sie herum in das nächste Dickicht hineindrückt, aus dem er sich erst hinausstiehlt, als der ganze Höllenspuk an ihm vorüber und Stille eingetreten ist. Aber auf der Flanke fallen mehrere Schüsse, die gute Hirsche zur Strecke bringen. Da zieht ein Hauptschaufler geradewegs auf den Stand des Königs zu, der regungslos mit gestochener Büchse ihn erwartet.

Langsam bohrt sich das silberne Korn in das dunkele Blatt des Recken hinein — da erschallt aus der heranrückenden Treiberwehr der Hornruf des Jagdleiters „Büchse in Ruh!" Der König setzt ab. Und langsam, wie er gekommen, zieht der stolze Schaufler in den Frieden seines dunkelen Waldes zurück, nachdem er die Treiberwehr in gemächtlichem Trott durchbrochen hat.

Die Schützen treten nun in die Schirme auf der anderen Seite des Weges, während die Treiberwehr herumgezogen wird. Der die Jagd leitende Oberförster hat den Männern nochmals eingeschärft, beim Anblicke von Elchen jeden Lärm zu vermeiden. Bald wird das Schießen auf allen Ständen lebhafter. Und jetzt hebt auch der König die Büchse und streckt auf einem guten alten Wechsel zwei Schaufler aus einem Trupp mit gutem Doppelschusse — kurz vor dem verhängnisvollen Hornrufe. Der eine Schaufler trollt mit unbedingt tödlichem Schusse ruhig weiter, ohne einen Laut der Klage, ja ohne auch nur durch ein Zusammenzucken im Schusse den Empfang der Kugel zu bestätigen. Der andere ist stehen geblieben und starrt auf den Schützen, der ihm keine zweite Kugel



P. Rosenius. *Lappland, Juni 1909.*

Junges Elchkalb.

mehr zuwenden darf. Plötzlich fällt er um wie ein Brett, ohne auch nur noch einen Schneller zu tun.

Nach dem Frühstücke, zu dem nun die Hörner in das in lauschigem Waldverstecke gelegene Forsthaus rufen, wird noch ein dritter Trieb abgejagt, der einzelnen vom Weidmannsheil begünstigten Schützen noch zu gutem Schusse verhilft. Dann schleppen, während die Jagdgesellschaft sich zum Mahle in die Oberförsterei begibt, die Treiber das Wild zusammen, um es auf Schleifen zur Strecke zu bringen, die vor der Abfahrt des Jagdherrn und seiner Gäste verblasen und besichtigt wird.

Die Mondsichel steht schon hoch am Himmel, als die Wagen in steiler Talfahrt hinabrollen, vorüber an dem zu ihrer Rechten in dunkler Tiefe hinabschäumenden Wildbache, dem Bahnhofe zu, auf dem der Stockholmer Zug sie aufnimmt.

Droben im Walde ist das Schweigen wieder eingezogen. Und stolz, als sei all der wüste Spuk eindruckslos an ihm abgeglitten, läßt der starke Schaufler auf dem Moore wieder den Brunftruf erschallen durch die feierliche Stille der Nacht.

Hoch über ihm zieht ein Flug von Schwänen dahin. Ihr Gefieder leuchtet im Monde wie Silberbrünnen. Und ihr Flügelschlag rauscht wie ein Harfenlied aus Nordlands fernem heimlichem Königsgarten.

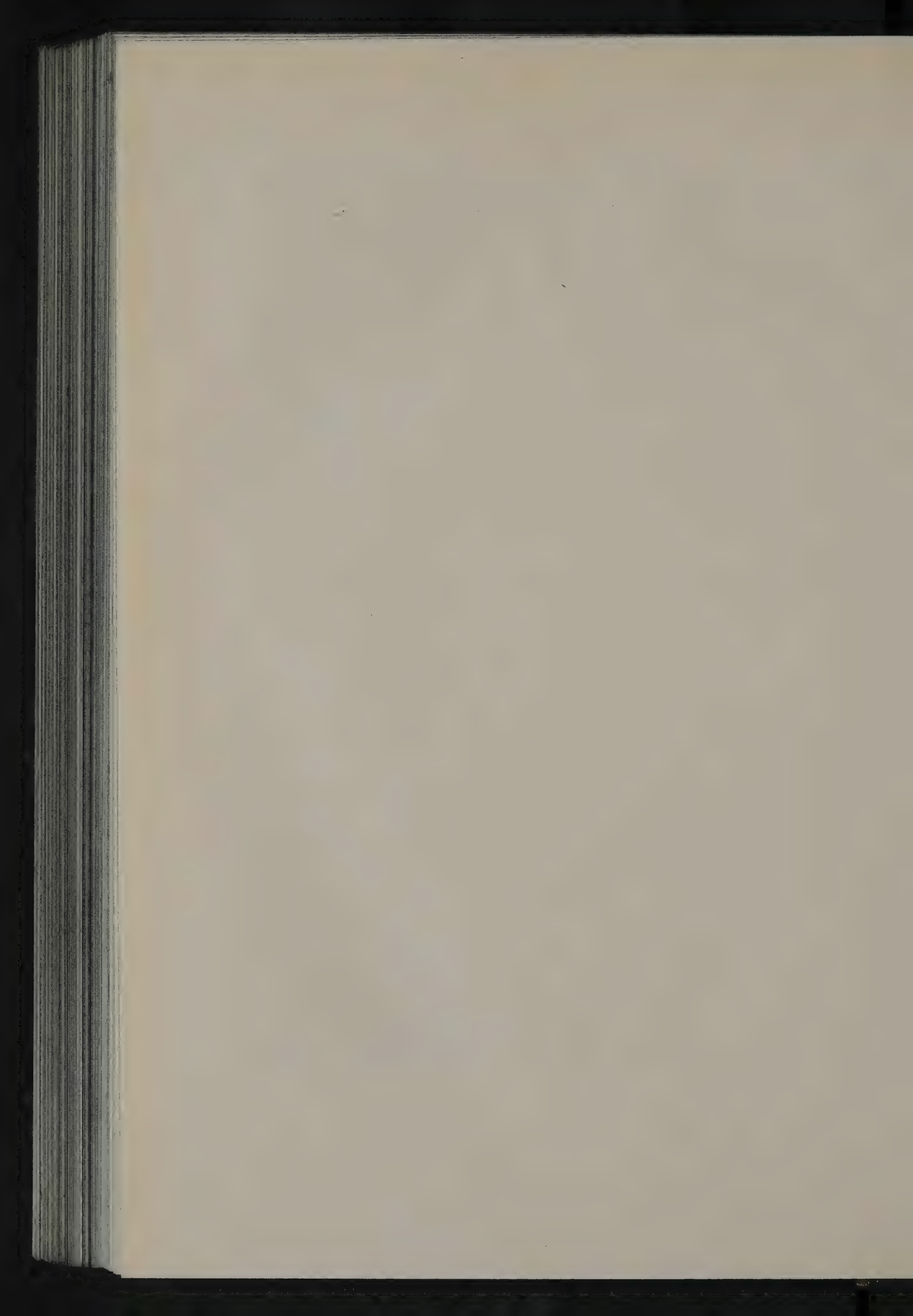
In Ibenhorst.

Die Prinzen Rudolf und Wilhelm waren gestern mit dem Regierungsdampfer in Ruß angekommen und hatten sich von dort mit ihrer Begleitung in Wagen zur Oberförsterei Ibenhorst begeben. Heute, am 17. September, bei trübem Wetter hatte sich Prinz Rudolf mit dem Forstmeister zu Wagen nach Skirwith und von dort im Kahne zum Helenawerder begeben, wo er eine der zwischen hohen Erlen dort errichteten Kanzeln bestieg, um das nun beginnende Treiben übersehen zu können. Das Haff stand hoch im Rückstau, der Westwind peitschte das Röhricht in wilden Wellen und trieb am Himmel das Gewölk in hastend wechselnden Bildern dahin. Die Litauer focht das wenig an; sie waren an schlimmeres Wetter gewöhnt und hatten sich auf einen quatschnassen Tag gefaßt gemacht. Und dem Prinzen erschien gerade dies Wetter als die richtige Stimmung für diese urige Landschaft und ihr stolzes Wild. Von den still durch das Röhricht und Weidengestrüpp gehenden Treibern war bei dem herrschenden Sturme kein Ton zu hören, nur ab und zu tauchte einer für einen Augenblick in dem hohen Unterwuchse auf, und ein paar halbwüchsige Jungen schlenderten über das offene Weideland, wo es nichts zu treiben gab, nachlässig heran, um dann plötzlich auf Zuruf stehen zu bleiben und Wehr zu bilden. Prinz Rudolf verstand ohne weiteres: die Treiber hatten Wild aufgetan. Unter ihm brachen



M. Steckel. *Ackmenischken, Oktober 1908.*

Elchspießer und Tier, zu Holz ziehend.



einige Stücke im Weidengestrüpp herum und ein Tier mit seinen Kälbern nahm schließlich den breiten Graben an, um ihn zu durchrinnen. Der Hirsch war offenbar zurückgebrochen. Aber die Wehr stand über Wind unbeweglich. Da hielt der Hirsch es doch für geratener, dem Kahlwilde zu folgen, und nahm den Graben an. Als er im Begriffe stand, am anderen Ufer zu landen, erhielt er die erste Kugel aus der Expreßbüchse. Ohne zu zeichnen, trollte er weiter und brach erst nach der dritten, gut Blatt sitzenden Kugel zusammen. Mit wildem Halloh waren nun die Treiber heran, hieben lange Weiden ab und banden diese an ihren Wurzeln zusammen, so daß sie eine Schleife bildeten, auf die der Hirsch gewälzt wurde. Es war ein ungerader Sechsender. Kein besonders junger Hirsch. Er trug einen breiten Flachbart mit langquastigem Mittelstücke und hatte eine sehr starke und derbe Mähne, die vom Erleger und den Treibern mit Recht bestaunt wurde. Der Hirsch wog immerhin seine acht Zentner und machte den Treibern noch harte Arbeit. Mit Halloh griff alles, was Arme hatte, in die Weiden und schleifte den inzwischen gelüfteten Hirsch zum größten Kahne, in dem er sorgfältig verstaut wurde, um nach der recht entfernt gelegenen Oberförsterei Ibenhorst gebracht zu werden.

Inzwischen hatte Prinz Rudolf mit dem Forstmeister in einem zweiten Kahne Platz genommen, und die Treiber folgten in den übrigen Fahrzeugen nach Skirwith zu, wo der hohe Gast im Kruge mit frischen Neunaugen und Eierpunsch bewillkommt wurde. Diesen Eierpunsch erklärte der Prinz in scherzhafter Entrüstung für eine gebildete Verfälschung des landesüblichen Wasserpunsches, der aus Portwein und Rum bereitet wird unter sorgfältiger Vermeidung jeden Wasserzusatzes, zumal er ja auf dem Wasser getrunken zu werden pflegt. Der lustige Wirt ließ sich diese Anspielung nicht zweimal sagen und brachte nach drei Minuten die Perle von Skirwith dampfend herein „heiß, aber steif". Mit dieser Anerkennung hatte der Prinz die Herzen der Skirwither im Sturme erobert und unter Hurrahrufen und Glückwünschen des ganzen Dorfes bestieg er den Wagen, um mit dem Forstmeister noch auf Rehböcke birschen zu fahren. — —

Inzwischen hatten die Forstaufseher und Hilfsjäger aus dem Ackmenischker Belaufe und den anderen Schutzbezirken des Revieres harte Arbeit mit dem Hirsche gehabt, den sie dem Prinzen Wilhelm zudrücken wollten. Seit Wochen hatte er seinen Stand in der Nähe des Fuchsberges auf dem Bredzuller Moore gehabt. Bei dem herrschenden Winde hielt der Förster, der auf seinem Wagen den Prinzen führte, unter Wind auf dem Skirwither Verkehrswege, um abzuwarten, ob es den Berufsgenossen gelingen würde, den eigensinnigen und in hohem Grade mißtrauischen Hirsch auf seinem alten Wechsel am Fuchsberge vorbei in den Hochwald zu drücken. Natürlich mußte der Wagen in entsprechender Entfernung abbleiben, um nicht diesen Wechsel zu verlegen. Der Hirsch nahm von den langsam von der fernen Tilsiter Chaussee her anrückenden

Grünröcken anfangs nicht die mindeste Kenntnis. Erst als eine Kugel über ihn weg in eine der dicken Birken am Fuchsberge pfiff, stand er auf und schickte sich an, seitwärts über das Moor hin fortzutrollen. Sofort drückte die Kette der Jäger nach dort hinüber und veranlaßte den Hirsch abzubiegen und etwas unterhalb seines Hauptwechsels dem Hochwalde zuzuziehen. Langsam und ruhig drückten die Jäger nach, während der Förster nunmehr in unauffälligem Zotteltrabe auf den Schnittpunkt zufuhr, an dem der Hirsch den Weg kreuzen mußte. An einer starken Fichte, etwa sechzig Schritt diesseits des Wechsels sprang der Prinz ab und blieb in Deckung stehn, indessen das Fuhrwerk weiter rollte. Kaum war es vorüber, als der Hirsch angesichts der nachdrückenden Jäger sich entschloß, den Hochwald anzunehmen. Kurz bevor er den Weg überfiel, traf ihn die erste, und ehe er im raumen Walde verschwand, die zweite Kugel, deren Empfang er hochaufbäumend bestätigte. Als er sich überschlagend niederstürzte, brach er im Erdboden die linke Stange seines Sechsendengeweihes ab, die also schon locker gesessen hatte. Die Ibenhorster Hirsche werfen oft schon sehr früh ab.

Im Jahre 1884, als diese Jagd stattfand, war es nicht so einfach, einen Elch zur Strecke zu bringen, als heute. Die üblichen Expreßbüchsen 11,15 mm genügten bei der geringen Durchschlagskraft der schwachen Schwarzpulverladung von meistens nur 3 g nicht, um dies zähe Wild unter Feuer zusammenzuwerfen. Die starken Ladungen, z. B. das englische Kaliber 577, das 7,5 g verfeuerte, waren in Europa nicht üblich. Die baltischen Jäger hatten daher recht, wenn sie schwere Doppelbüchsen mit sogenannten „Katzenköpfen" von 18 mm Stärke oder Doppelflinten für Rundkugeln Kaliber 16 als die richtige Waffe gegen Elch bezeichneten. Heute wirft die Büchse 9,3 mm mit einem 19 g schweren 11/12 Mantelgeschoß, mit 3,5 g Blättchenpulver verfeuert, den Elch bei Hochblattschuß unter Feuer und bei gutem Kammerschusse nach kurzer Flucht zusammen.

Der vom Prinzen Wilhelm gestreckte Hirsch wurde bald gefunden und aufgeladen und traf wesentlich früher in der Oberförsterei ein, als sein Schicksalsgenosse vom Helenawerder, der auf dem Wasserwege erst nach Dunkelheit anlangte.

Nachdem die Strecke bereitet und verblasen war, saß noch bis spät in der Nacht in der Scheune der Oberförsterei ein bescheidener junger Maler, um beide Hirsche in verschiedenen Stellungen zu zeichnen. Seine Bilder haben den Namen ihres Meisters inzwischen in alle Erdteile getragen.

Skrauja.

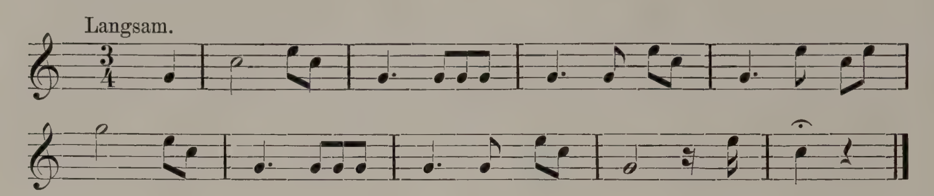
Ein herrlicher Septembermorgen! Leichter Reif bedeckt die bunte Pracht des Herbstwaldes, in dem du das welke Blatt zu Boden fallen hörst. Aber

kein Nebel auf Blößen und Mooren. Es wird ein siegreicher Tag der Sonne werden. Feine Spätsommerfäden fliegen um Wacholder und Kunigundenkraut. Die Drosseln flüchten hoch in den Wipfeln vor dem langen Zuge von Brettdroschken, der jetzt vom Buschwärterhause im Trabe über den holperigen Waldweg herankommt. Ein Auerhahn, der bereits das rote Laub der Espen kostete, reitet polternd ab. Aber der Birkhahn drüben im Moorwalde läßt sich in seinem tollen Kullern nicht stören. Ein Vorjähriger ist es. In diesem Frühjahre hat er umsonst gerodelt und gejodelt, auf dem Balzplatze blühte ihm kein Heil in der Minne. Ein frecher Kerl von Rackelhahn trieb dort die Hähne fort. Und wo sich einmal eine Henne außerhalb des Machtbereiches dieses Grobianes zeigte, da war sofort ein alter Freier mit tiefblauer Brust zur Stelle und jagte den Schneider davon. Freilich schlug die Liebe auch in seinem jungen Herzen, aber sein Wettgesang konnte doch nicht vor dem der alten Meister bestehn. Beginnt der Lenz aufs neue? Jetzt, da die Birken hellgolden und die Espen blutrot sich abheben von den dunkeln Fichten? Die Luft ist so klar und kühl wie damals und weckt in der Brust des Hahnes die seligsten Erinnerungen. Es kümmert ihn nicht, daß eine Kette von Jägern am Rande des Hochwaldes sich anstellt. Jeder von ihnen trägt Büchse und Horn, um die Schulter die geflochtene Peitsche. Einer bleibt ganz nahe bei ihm stehen, hundert Schritte weiter der nächste und so fort. Einen Augenblick hat der Hahn verschwiegen. Dann setzt er wieder ein: Kulukurru-kurruh-ruhuhu-rutututuh! Da, horch, was hallt in silberhellen, reinen und weichen Tönen durch den Wald? Wie das anschwillt und sich durch die Kronen schwingt! Ein alter Jäger, dem dies die liebste von aller Musik ist, lauscht dem Hornrufe, nickt wie zur Bestätigung, entsichert die Büchse und spricht leise vor sich hin: „Koppel auf!"

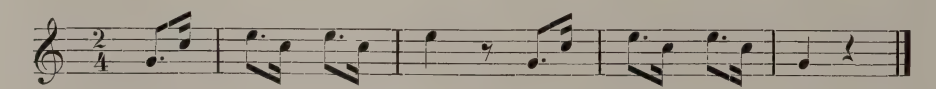


Der Siegellackskopf auf der verkrüppelten Moorbirke meint wohl, daß ihm diese Töne gelten? Er legt sich noch leidenschaftlicher ins Zeug und jodelt in überquellender Lust in den Herbstmorgen hinein, wie schön, wie wunderschön dies Leben sei: ruhuhuuhuh! ruhtuhtuh, kullu-kullukuruhuhu! Er verschweigt auch nicht, als jetzt aus dem Walde andere Laute zu ihm herüberschallen. Die hochläufigen gefleckten Bracken haben gehoben, und jauchzend geht die flüchtige Jagd dahin. Nach dem Schalle des Geläutes

jagen sie an Reh oder Hase. Peng! Hat ihn schon drüben! „Bocktot!" hallt es zu den Schützen herüber. Dann Stille rings umher. Der Birkhahn hat wieder das Wort in dem feierlich schweigenden Walde. Nur zuweilen ein anfeuernder Ruf des Rüdemannes, der seine Hunde weiter nach links führt. Und dann der langsam und einschmeichelnd hinklingende alt-kurische Ruf: „Suche!"



Horch, wieder Rüdelaut! Das Geläuf des Wildes steht gut an diesem klaren Morgen. Und wieder geht die Jagd nach drüben hinaus. Der ganze Wald kocht vom Geläute der Meute. Drei Schüsse fallen. Das Geläute verschweigt. Wird ein Hase gewesen sein! Ein Haselhahn flitzt um alte Eichen, und eine Auerhenne streicht aufgescheucht mit ärgerlichem Gocken über mehrere Schützen hin. „Sucht, sucht!" bläst wieder und wieder der Rüdemann durch den hohen Wald. Durch sumpfigen Eichen- und Rüster-bestand führt er die Jagd, über verstrüppte Windbrüche dahin, unter deren Wurzelspiegeln man jeden Augenblick einen Bären vermuten könnte, dann wieder in Schilfbruch und Erlenjugend, wohin die Fährten starker Elche stehen. Aber die haben sich längst davon gemacht, als hätten sie Katzen-sohlen. Ein Alttier mit zwei Kälbern ist durch einen kleinen Waldsee geronnen und hat in einem Weidenhorste drüben auf dem schwanken Moore Stand genommen, wohin ihm kaum ein Hund, geschweige denn ein Jäger folgen wird. Und immer wieder klingt der anfeuernde Ruf des Hornes: „Sucht, sucht!" Da, horch: welche Bärenstimme! Das ist die alte schwere Hündin, deren Rothaar schon ganz graugestichelt ist. Und jetzt fällt „Mischka" ein, ihr stämmiger Altersgenosse. Da wird es ernst. Jubelnd ruft das Horn des Rüdemannes: „Hab acht — Elch!"



Jetzt kracht und prasselt die Jagd durch das Bruchgewirr. In den tiefen Baß Mischkas und das „Pauk, pauk, pauk!" der alten Hündin mischt sich das helle, giftige „Jiff, jaff!" der herbeistürmenden anderen Hunde der Meute. Regungslos steht der alte Jäger am Stamme der starken



Oberförster Arth. Baron v. Prüdmer.

Zahmer Elchhirsch im Parkwalde von Wohlfahrtslinde.

Das Bild beweist die Hinfälligkeit der vielfach verbreiteten Ansicht, als ob der Elch nicht suhle.

Eiche. Aber sein Herz schlägt in Entzücken dieser wilden Musik von Meute=geläut und Hörnerklang entgegen. Das ist das „Skrauja", des baltischen Jägers höchstes Waidmannsglück! Jetzt bricht der wilde Lärm hervor und „Halant, Halant!" wird der bejagte Elch berufen. Ein böser Schädling ist es, den die Hündin gehoben hat, und ein Schlaumeier dazu. Links trägt er eine stumpfwinklige Gabel, rechts einen langen dicken Spieß, an dessen nach vorn geneigter Spitze noch der rote Lungenschweiß eines niedergeforkelten Nebenbuhlers klebt. Der breite Bart und die starke Mähne kennzeichnen ihn als einen gefährlichen Recken. In schwingendem Schwimmtrabe trollt er über Knäckholz und Windbruch, durch Schilfmorast und Bruchgewirr und versucht, sich weichen Trittes davonzustehlen. Aber die Hunde, die sich gierig an seine Fährte angesogen haben und immer hitziger andrängen, hetzen ihn schließlich in ein fast undurchdringliches Gewirr von moosigen Fallstämmen und Birken=Dürrholz, wo er sich stellt. Unbeweglich, mit keiner Miene zuckend, erwartet er die Angreifer, um mit dem scharfen Geweih oder einem furchtbaren Schlage der Läufe jeden, der ihm zu nahe kommt, zu erledigen. Aber die Hunde halten sich klug zurück und geben nur desto wütender Stand=laut, der in die Schützen drüben am Walde wilde Erregung bringt. In langen Sätzen eilen die Nächststehenden herbei, querweg über hohe Stämme und quatschendes Bruch. Der alte Graubart vom Stamme der Eiche ist als erster heran. Aber lange währt es, bis er aus dem Stimmengewirr der bald heiser winselnden, bald dumpf Laut gebenden wütenden und keuchenden Bracken das kurze Prusten des zornigen Hirsches erkennt. Zu sehen ist nichts: dort die weißen Stämme könnten wohl die hellschimmernden Läufe des Hirsches sein! Aber wo steht das Blatt? Endlich bewegt der Hirsch einen Augenblick den Kopf, um einen Stoß nach dem allzu frech andrängenden „Mischka" zu führen. Da hat er die Kugel hochblatt und bricht mit einem einzigen langgedehnten Stöhner unter der wütend ihn zerzausenden Meute zusammen. Aber der alte Jäger hat sich schon den Weg zu dem gefallenen Recken gebahnt. Die Peitsche treibt die Hunde zurück, und hell schmetternd kündet der Ruf „Elch tot!" den Waidgenossen das Ende dieser „fliegen=den" Jagd:



Entsetzt streicht der Birkhahn ab, als die Jäger, durch das Bruch und Dürrholz brechend herbeistürmen, und der Rüdemann lockt mit „Jä, jä, jä!" seine Hunde zum Koppeln zusammen. Die Schützen begeben sich, nachdem der Elch gelüftet ist und die Hunde genossen gemacht sind, an ihre Wagen.



Oberförster Arth. Baron v. Prüdmer

Zahmer Elch im Parkwalde von Wohlfahrtslinde. Aus der Teichsuhle aufgestanden.

„Das nennen wir Skrauja, mein Lieber!“ ruft mit blitzenden Augen ein alter Jäger seinem jungen Neffen aus dem Reiche zu. „Was sagst du nun dazu?“

„Es ist herrlich! Ich kann mir keine stolzere und männlich-frischere Jagd denken als diese! Ich vergöttere sie, aber — beim Anderen!“

„Hallo, wieso denn das?“

„Mein eigenes Revier wäre mir zu schade dafür! Da lobe ich mir die Birsch, bei der ich den Hirsch schieße, den ich zum Abschusse bestimmt habe, ohne Beunruhigung des Waldes durch laut jagende Hunde, ohne Versprengen der Rehe und Vergrämen der alten Tiere und Elchkälber.“

„Da mögen Sie recht haben!“ antwortete ihm der glückliche Schütze, indem er den durch den Schweiß des Elches gezogenen Eichenbruch dankend vom Hirschfänger des Jagdherrn nimmt: „Aber im Baltenlande würden Sie die Koppeljagd erst mit dem letzten Edelmanne ausrotten können. Und so lange ich noch das Skrauja höre, weiß ich nichts von Alter und wünsche mir nichts, als noch ein paar Tausend Tage wie heute!“

„Prost Roderich! Und darauf soll man Jedermann zu trinken geben! Rüdemann, ‚zum Frühstück‘ blasen!“ — — —

Jagd mit dem Rufe.

Die Schwarmzeit der Elchfliegen hat begonnen zur Plage von Mensch und Wild. In ganzen Wolken schwärmen die lästigen Gäste über dem weißen Sumpfmoose und dem Fichtenbehange, der ihre Brutstatt war und bedecken den brunftig-witternden Hirsch vom Grind bis zum Geäfter.

Die Ringeltauben sind auf Wanderschaft eingefallen im raumen Walde und stieben zu hunderten auf, sobald der starke Hirsch in der wilden Erregung der Brunft dahergezogen kommt. Aus dem Unterholze des Bruchwaldes war die ganze Nacht über das Knacken und Brechen zertretener Äste und Jungstämme zu vernehmen. Der Alte vom Walde trieb eifersüchtig alle Beihirsche und sogar die Kälber von seinen Tieren fort und kämpfte erbittert mit allen Nebenbuhlern. Aber, sobald der Morgen graute, wurde er heimlich, aufs äußerste mißtrauisch und vorsichtig.

In dieser Nacht hatte er einen Gegner abgekämpft, der nun mit verhaltenem Schmerze im Wasser des Waldsees saß und ergebungsvoll seinem Ende entgegensah. Mit tief gesenktem Windfange zog der Sieger auf der Fährte eines anderen hin, der nachts sich herangewagt, aber längst das Weite gesucht hatte. Da rief das Mahnen eines Tieres den Alten zurück, und in wildem Ansturme eilte er herbei, um in höchster Steigerung der Liebesraserei mit wieherndem Schrei von dem bis dahin spröden Tiere Besitz zu ergreifen.

Dann wieder stöhnte er, daß es zitternd über Röhricht und Wald durch den klaren Septembermorgen hindrang.*) Plötzlich fuhr der Hirsch herum und verschwieg. Dann nahm er den Windfang hoch und zog vorsichtig an der Schneise entlang, die zu dem Hochwalde hinaufführte. Dort hatte er einen Ton gehört, der ihm die Leidenschaft heiß durch alle Adern jagte, aber Erinnerungen an ruchlosen Verrat erweckte.

Im Vorjahre war's gewesen und an einem kalten klaren Morgen, wie heute. Er kämpfte gerade mit einem mittelstarken Hirsche. Da hatte ihn ein Gegner herausgefordert, so frech, wie er nie einen gehört hatte. Erst leise stöhnend, dann lauter, seine Eifersucht aufs höchste steigernd. Zornig war er der Herausforderung entgegengezogen; aber auch sein Nebenbuhler war gefolgt und schreiend über eine Blöße getrollt. Da fuhren zwei Blitze aus dem Dickicht, eine stinkende Wolke qualmte auf, und der Zehnender prellte in Todesflucht an ihm vorüber, um unmittelbar darauf im Waldbruche zu verenden. Dann sah er zwei Menschen an sich vorbei auf der Rotfährte an den Zehnender herangehen, von denen der eine eine lange Doppelröhre aus Eisen, der andere eine kurze Röhre aus Birkenborke trug. Und der ganze Wald stank nach dem widerlichen Raubzeuge. Als sie vorüber waren, hatte er sich leise auf und davon gemacht.

Vorsichtig, wie ein lautloser Schatten zieht der Hirsch durch die Dickung, in weitem Bogen um die Stelle herum, wo er den Schrei des Herausforderers gehört hat. Noch einige letzte leise Schritte — da hat er den Wind und weiß genug: es stinkt nach Mensch! Wie er gekommen, so leise schleicht er davon. Erst als er das halbe Bruch zwischen sich und das Raubzeug Mensch gebracht hat, stößt er einen heftigen rauhen und wilden Warnruf aus: Hochch! Und nochmals: Hochch! Da bricht es von allen Seiten durch Wald und Röhricht davon. Und der Brunftplatz liegt in tiefem Schweigen. Über die bereiften Wipfel der Erlen und Föhren zieht lächelnd die Morgensonne herauf.

„Diesmal war's nichts!“ meint lachend der junge Jäger, indem er die Doppelbüchse sichert und schultert. Und der alte Buschwärter zuckt mit den Achseln. „Gott hat's nicht gewollt, Barin!“

„Mit dem alten Hirsche werden wir es feiner nehmen müssen!

„Wird er es feiner mit uns nehmen! Ist ein alter Schlaukopf!“

„Macht nichts! Wir werden ihn schon wiedersehen!“

An den nächsten beiden Tagen jagte der junge Baron in einem anderen Waldteile. Als der Abend des dritten Tages heraufzog, stand er mit dem Busch-

---

*) Der Schrei des Elchhirsches ist leicht zu beschreiben. Man stelle sich einen seekranken Zecher vor, der aus der tiefsten Tiefe seines Inneren heraus würgt, daß der Laternenpfahl zittert, und dabei stöhnt: U—uoch! U—ö! So klingt es; aber viel lauter! Zum Anreizen des Hirsches ahmt man selbstverständlich den Ton eines Schneiders nach, der schwächer und heller klingt: oo—ah! D. Verf.

wärter an einer alten Doppelerle unter Wind von dem Brunftplatze, wo er neulich den starken Hirsch vergrämt hatte. Zum Locken wollte es nicht kommen. Zuweilen traten Elche nahe an die Schneise heran, die ihn von dem Brunftplatz trennte. Er hörte das klägliche Schmälen fortgejagter Kälber, das Brechen im Unterholze und verhaltene Schreie der Hirsche. Aber der Haupthirsch schien nicht dabei zu sein. Schackernd und zwitschernd zogen Drosseln über ihn hin und in den Wipfel einer breitästigen Kiefer schwang sich ein Birkhahn ein.

Da zog das Wild, anstatt auf die Schneise herauszutreten, gegen den Wind waldeinwärts, und die Schreie tönten immer ferner, dunklen Unkenrufen ähnlich.

„Folge mir," flüsterte der Baron dem alten Buschwärter zu, „und bleibe drüben fünfzig Schritte hinter mir zurück! Wenn ich stehen bleibe, warte ein Weilchen! Dann locke, was du kannst!"

Vorsichtig lugten beide die Schneise ab. Alles frei. Kein Hirsch in der Nähe. Also hinüber! Da war der Fechtboden vom Nachmittage: Alles zertrampelt, Fährte über Fährte, stinkende Brunftgruben, Losung, Schnitthaare und Schweiß. Und doch die ganze Gesellschaft verschwunden wie fortgeblasen. „U — ooch!" tönte es von weit drüben herüber. Dort hinter dem Moraste war eine Dickung und hinter dieser lichterer Mischwald, in dem zur Frühjahrszeit die Birkhähne balzten. Vermutlich würden dort jetzt die Elche stehen. Aber das Büchsenlicht schwand bereits und wich dem Mondlichte. Um unter Wind zu bleiben, zog sich der Baron etwas links und ging dann, fortgesetzt Äste brechend, scharf heran. Als er um die Dickung herumbirschte, hörte er rechts von sich drinnen heftiges Knacken. Er blieb daher stehen und hob die Hand. Der Alte wußte schon Bescheid und war noch weiter nach links herumgeschlichen, um hinter den Herrn zu kommen. Auf den ersten Lockruf erfolgte keine Antwort. Aber das Brechen war verstummt. Über den Weiden und Birken jenseits der Dickung flimmerte schon das bleiche Mondlicht. Jetzt zog ein Tier dort hinaus. Aber von dem Hirsche keine Spur, kein Ton. Gleichviel, der Alte wußte, und der Jäger wußte auch: er kommt! Nach einem Weilchen ein neuer, diesmal leidenschaftlicherer Ruf aus dem Birkenhorne. Als Antwort kam, nicht aus der Dickung, sondern aus der Birkenjugend ein nicht gerade ferner dumpfzitternder Schrei. Vorsichtig hob der Jäger die Büchse. Der Alte aber hatte sich wieder, Äste brechend, nach rechts hin geschlichen, um den Jäger zwischen sich und den Hirsch zu bringen. Noch ein paar leise Lockrufe. Dann ließ er das durchdringende Liebeswiehern ertönen, das sich wild über Moor und Birken hinschwang. Da blieb alles still ringsum. Die fernerstehenden Hirsche verstummten und der Herausziehende verschwieg. Dem Jäger schlug das Herz bis in die Halsader hinein. Aber wie ein Steinbild stand er und bohrte seine Blicke in das verzitternde bleiche Bild von

weißen Birken und weißerem Mondlichte hinein. Da zog ein lautloser gespenstischer Schatten heran; langsam wuchs er aus dem hohen Unterwuchse heraus, bleich und geisterhaft, als schwebe oder fließe er heran. Näher kam er und näher, ohne daß ein Ästchen knackte, ein Laut sich rührte. Um sein Haupt floß es wie die weiten weißen Fittiche eines Urweltgreifes, und aus wilden tückischen Lichtern sprühte es wie Basiliskenhaß. Nur zwanzig und dann nur fünfzehn Schritte trennten den gespenstischen Riesen noch von dem Schützen. Da hob er das Haupt. Der Kehlsack schwoll an, aus der Tiefe rang sich ein von Zorn und Leidenschaft zitternder Schrei los, der den Wald erbeben machte — und im Blitze des Schusses, dessen Knall er nicht mehr hörte, bäumte der schwere Schaufler hochauf, um niederzubrechen und keinen Schneller, keinen Stöhner und kein Röcheln mehr zu tun.

Als die Uhr vom Turme des fernen Kirchleins zehn schlug, wurde in dem Parke vor der hohen Freitreppe des Schlosses beim Lichte des Mondes und aufgestellten Fackeln der auf frischen Tannenzweigen gebettete Recke von dem Schloßherrn besichtigt, und der von Weidmannsheil beglückte Neffe nahm die Glückwünsche der Damen entgegen.

Dann trat alles, was eine Büchse führte, an; und nach altbaltischem Brauche dröhnte eine Salve über den alten starken Schaufler hin, den sie als den „Alten vom Walde" gekannt hatten.

* *
*

Möge die Zeit noch ferne sein, da der stolze Elch nur noch ausgestopft in Museen bewundert werden kann! Erinnerungen der Vorzeit umklingen ihn, an seine trotzige urige Erscheinung knüpft unsterbliche Jugend unverlierbare Hoffnungen auf eine tatenfrohe Zukunft.

Anmerkung: Die Freiaufnahmen von amerikanischen Elchen auf Seite 192 ff. rühren von dem den Lesern der „Lebensbilder" bestens bekannten Herrn Radclyffe Dugmore her. Infolge eines leider erst nach Druck des ersten Bogens bemerkten Versehens ist die Angabe des Namens unter den Bildern unterblieben.

Der Herausgeber.



Gabelgeweih eines alten Ibenhorster Krüppelelches, geschossen 1905, im Beginne der Abschußreform.



Letztjähriger Schaufelabwurf eines starken noch lebenden Elches im Ibenhorster Revier.



K. Soffel. *Castell Abadessa, Mai 1908.*

Junghase in einem Weinberg.



Der Feldhase.

Von Hermann Löns.

Halb von Norden, halb von Westen fegt der Sturm über das Land. Die ganze lange Nacht ist er im Gange gewesen und hat den Schnee über das Gefilde gewirbelt.

Gestern sah man noch braune Brachen, grüne Saaten, gelbe Raine, schwarze Bäume, dunkle Wälder; heute ist alles weit und breit weiß.

Dreimal versuchte die Sonne, hervorzukommen, aber sie gab es schließlich auf und verschwindet im Schneegewirbel. Aber was sie nicht zuwege brachte, bringt der Mond fertig. Jäh bricht er durch die Wolken und da klappt der Sturm zusammen und verschwindet irgendwo. Die Luft steht still; noch einzelne Flocken, aber dann hat der Schneefall aufgehört und aus einem Kranze weißer Wolken lacht der Mond in die weiße Stille hinein.

Allerlei Leben, das die Nacht liebt, beginnt sich zu rühren. Im Walde heult der Kauz, Enten klingeln nach dem Flusse hin, der Rebhahn lockt. Aus dem Weidengehege tritt ein schwarzer Schatten hervor, reckt einen langen Hals, bewegt lange Lauscher und tritt in das Feld. Ihm folgen noch vier schwarze Schatten. Ein Sprung Rehe ist es, der jetzt langsam durch den tiefen Schnee über das Feld zieht. Unter der Brücke schlüpft etwas Weißes hervor, fährt hin und her, wird kurz, wird lang, macht einen Satz, es quietscht, und schon ist das Hermelin mit der Maus unter dem Brombeerbusche verschwunden.

An der Strohdieme vor dem Dorfe raschelt es; der Fuchs schnuppert dort hinter den Mäusen her. Jetzt macht er ein Männchen und nun verschwindet er schleunigst, denn vom Dorfe nahen Schritte. Langsam nähern sich zwei menschliche Beine. Von dem Manne selber ist nichts zu sehen, denn er hat über den Mantel ein reines Hemd gezogen und eine Frauennachtmütze um den Kopf gebunden. Vor der Dieme liegt ein großer Stein. Von dem fegt der Mann den Schnee fort, legt einen zusammengefalteten Sack darauf und setzt sich dann so hin, daß er das Stück Futterkohl im Auge hat. Er schraubt von seinem Stocke die Zwinge ab, schraubt an das andere Ende einen Kolben, es knackt leise, und dann legt der Mann die geladene, gespannte Wilddiebsflinte über seine Knie, raucht langsam und läßt seine Augen rund umher gehen.





Douglas English. *Vivarium.*

Feldhase.

Eine ganze Weile hockt er so da, dann nimmt er langsam das Schieß=eisen zur Hand. Dort oben am Hügel taucht ein schwarzer Fleck auf, der bald lang, bald kurz ist, dann regungslos verharrt und jetzt näher kommt. Ein Hase ist es; riesig sieht er auf der weißen Fläche aus. Bis auf fünfzig Schritte rückt er heran, macht dann ein Männchen, wittert und äugt, und dann hoppelt er langsam auf den Kohl los. Dicht davor richtet er sich noch einmal auf und sichert, denn so leise auch der Wilddieb die Waffe an den Kopf zog, der Hase vernahm es doch. Aber ehe daß er wenden kann, knallt es und der Hase fällt um, macht noch einen Sprung, schlägt noch einige Male mit den Läufen und verendet.

Der Wilddieb steht auf, holt den Hasen, setzt sich wieder und legt sich die Beute über die Füße. Nun kann er es noch besser aushalten, denn der Hase ist warm. Tief im Felde flitzt wieder ein Hase hin, hinter ihm hoppelt langsam ein anderer, aber sie nehmen nicht den Wechsel nach dem Kohlstücke. Ein vierter Hase kommt dem Wilderer so plötzlich von halblinks, daß er eine hastige Bewegung macht, und ehe er die Flinte an der Backe hat, ist der Hase schon weit weg. Endlich rückt wieder einer näher, aber so hastig, daß der Mann zu eilig schießen muß; der Hase überschlägt sich, rappelt sich auf und verschwindet, ehe der Mann ihn einholen kann. Brummig geht der Wilderer ab.



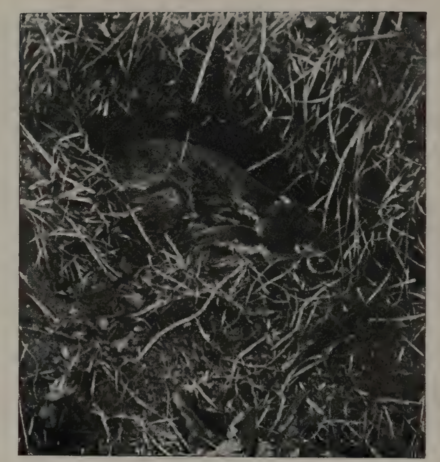
Douglas English. *Vivarium.*

Hase im Lager.

Es schlägt zehn Uhr. Die letzten Stimmen im Dorfe verklingen, die Fenster werden dunkel. In den Höfen streicht die Schleiereule umher und jagt auf Ratten. In allen Gärten flitzt es hin und wieder; vom Walde und aus dem Felde kommen die Hasen angerückt und äsen sich an dem steif gefrorenen Kohl und benagen die Rinde der Obstbäume. Wo ein Loch im Zaune ist, wo eine Hecke undicht ist, da schlüpfen sie durch; schlägt ein Hund an, klappt eine Tür, da stieben sie davon, aber in einer Stunde sind sie wieder da, denn im Felde liegt der Schnee zwei Fuß hoch über der Saat und im Walde ist auch weiter nichts zu finden, als dürre Grasblätter und hartgefrorenes Gestrüpp. So müssen sie zum Kohl. Aber gefrorener Kohl taugt für den Hasen nichts; mehr als einer bekommt die Ruhr.

Wenn es dem Hasen schlecht geht, so hat es der Fuchs gut. Der eine, den der Wilddieb bei der Dieme verjagte, schnürte eine Stunde später wieder nach dem Dorfe zu und steckte seine Nase in jede Rehfährte und jede Hasenspur, und plötzlich wird er eiliger, denn die Spur, die er jetzt antrifft, und die vom Dorfe nach dem Weidengehege steht, weist frischen Schweiß auf.



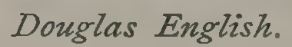


Douglas English. Im Lager. *Vivarium.*

Hase.

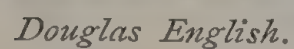
Flüchtig trabt der Fuchs unter dem Winde neben der kranken Spur her, aber je näher er an die Weiden kommt, um so langsamer wird er, und jetzt, da er dicht daran ist, beginnt er zu schleichen und macht dann Halt. Sorgsam prüft er die Luft, und dann schiebt er sich in das Dickicht hinein. Immer näher gelangt er an die warme Hasenwitterung. Aber so leise er auch ist, der Hase vernimmt ihn doch, mit einem Satze, so gut er es noch vermag, fährt er aus dem Lager und saust über das Feld. Der Fuchs jagt ihm nach; er hat nur eben in das Wundbett hineingerochen und weiß, daß der Hase viel zu krank ist, um weit zu kommen, und sa jagt er ihn parforce mit hellem Halse; dreimal gelingt es dem Hasen, einen Haken zu schlagen und den Fuchs bei sich vorbeisausen zu lassen, beim vierten Male faßt ihn der Räuber am Rücken und jämmerlich hallt über das stille Feld die schneidende Todesklage.

Um Mitternacht fahren die Hasen, die an dem Futterkohl sitzen, wie wild davon; hinter der Dieme her zog ihnen die scharfe Witterung eines Fuchses in die Nasen. Es ist ein alter Rüde mit grau bereiftem Balge. Die halbe Lunte fehlt ihm; er ließ sie in einem Schwanenhalse, und er lahmt, denn einen Hinterlauf verlor er bei einer Treibjagd. Aber dümmer wurde er davon nicht. Er ist im Felde herumgestrichen und hat gemaust, und erst jetzt, da es im Dorfe totenstill ist, wagt er sich heran. So manches Huhn holte er hier fort, und mehr als eine Katze riß er hier. Unter dem Winde schleicht er an den Zäunen entlang. Jetzt verhofft er, denn er hört es heftig scharren und strampeln, und jetzt quäkt es einmal auf. Langsam, sich möglichst









Douglas English. Verteidigungsstellung. *Vivarium.*

Feldhase.

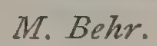
im Schatten haltend, pürscht sich der Fuchs heran. Dort, wo die Lücke im Zaun ist, zuckt etwas Schwarzes hin und her. Immer näher drückt sich der Fuchs, und jetzt faßt er zu, reißt einige Male heftig, daß der Schnee von der Hecke stiebt, und dann flüchtet er, den Hasen am Genick neben sich herschleifend, in das Feld hinein. Wenn der Wilddieb morgen früh seine Hasenschlingen nachsieht, wird er finden, daß er zu spät aufgestanden ist.

Die Füchse haben es gut jetzt. Ein dritter, der in der Fichtendickung gesteckt hatte, bummelte gegen Morgen durch das Feld und eräugt einen Hasen, der langsam über den Schnee hoppelt. Der Fuchs sinkt in den Schnee hinein. Viel Vertrauen hat er nicht, denn er weiß, ein gesunder Hase läßt alle Füchse der Welt hinter sich, aber dieser da, so scheint es ihm, ist sonderbar in seinen Bewegungen, macht so viele Pausen, scheint zu schwanken, und jetzt ist er gefallen, rafft sich aber auf und hoppelt weiter. Jetzt ist er nicht mehr weit. Er ist krank. Der Balg ist kraus, die Weichen sind tief, der Rücken ist schmal, die Keulen stehen weit ab und die Löffel liegen an. Der Fuchs läßt ihn vorbei und schleicht dann hinterher, jedesmal sich duckend, wenn der Hase Halt macht, und weiterschleichend, wenn er fort-hoppelt. Jetzt schlägt der Hase einen Haken und noch einen, macht einen Widergang, schlägt noch einen Haken, und nun scharrt er sich ein Lager. Da ist der Fuchs auch über ihm und wieder klingt die Todesklage über das stille Feld.

Langsam hellt es sich auf. Donnernd und polternd rollt der Frühzug heran und heult in den Morgen hinein. Er bringt dem Dorfe Besuch. Dreißig Jäger und zehn Hunde steigen heraus und gehen zur Wirtschaft.







M. Behr. *Cöthen, Frühling 1908 u. 1909.*

Lampe, flüchtig. Verschiedene Momente.

Dort warten schon die dreißig Treiber. Schnell wird gefrühstückt, und dann geht es hinaus. Nach zwei Seiten gehen die Jäger hin, und zwischen je zwei Jägern geht ein Treiber. Ein großer Halbkreis von Menschen, dessen Enden sich immer mehr nähern, bewegt sich über das Feld. Hier und da fährt ein Hase aus dem Lager, aber kein Schuß fällt. Die beiden Enden des Halbkreises haben sich genähert; der Kessel ist geschlossen. Ein Horn ertönt und Jäger und Treiber rücken auf den Mittelpunkt des Kessels zu;





M. Behr. *Cöthen, Frühling 1908 u. 1909.*

Lampe, flüchtig. Verschiedene Momente.

laut erschallt das trockene Geräusch der Klappern in der klaren Winterluft. Ein gelblicher Fleck taucht in dem Kessel auf und stiebt davon, hier wieder einer und da noch einer. Ein Schuß fällt, ein zweiter, dritter, vierter, hüben und drüben knallt es. Immer mehr gelbe Flecke tauchen auf dem in der Sonne funkelnden Schnee auf, fahren hin und her, machen einen Sprung und fallen um, oder rollen plötzlich vorn herüber, sich dreimal überschlagend, oder springen wieder auf und schleppen sich mühsam hin. Immer schneller fallen die Schüsse, immer enger wird der Kessel, immer mehr Hasen tauchen auf. Da erklingt das Horn wieder. Die Schützen bleiben stehen und drehen sich um, und die Treiber rücken allein vor und jagen die Hasen aus dem Kessel. Es knallt und knallt und knallt. Und wieder klingt das Horn. Der Kessel ist leer. Dreiundsechzig Hasen schleppen die Treiber herbei und strecken sie vor dem Jagdpächter. Über achtzig Hasen waren im Kessel; an zwanzig haben ihre Bälge gerettet.

Die Jäger verschwinden hinter dem Hügel. Es sollen noch zwei Kessel- und ein Vorlegetreiben gemacht werden. Ein Leiterwagen knarrt heran, nimmt die Strecke auf und knarrt hinter den Jägern her. Der reine weiße Schnee ist zertreten und zerwühlt, ist von Hasenspuren und Schroten zernarbt, mit Schweiß befleckt und mit den bunten Patronenhülsen gemustert. Der Wagen verschwindet; da klingt rauhes Krächzen heran. Eine Nebelkrähe streicht über das Feld und hält Nachsuche. Tief unten im Felde, wo der halbverschneite Schlehbusch neben dem Graben steht, quarrt die Krähe laut auf und stößt nieder. Aus einer Schneewolke herausfahrend stiebt ein Hase über den Schnee. Über ihm schwebt, gellend krächzend, die Krähe. Eine zweite fliegt herbei, eine dritte und vierte, und jetzt teilen sie sich in die Arbeit. Drei streichen eilig voraus, über den Hasen hinweg, aber die vierte sticht hernieder und trifft mit dem spitzen Schnabel den Kopf des Hasen, der sich mit aller Kraft, denn sein linker Hinterlauf ist abgeschossen, nach dem Holze hin zu retten sucht. Aber bis dahin ist es noch weit. Wieder stößt eine Krähe nieder und trifft ihn mit dem Schnabel, und die anderen fliegen voraus und warten, bis der Hase unter ihnen ist, und dann fährt wieder eine nieder und versetzt ihm einen Stoß, und so geht es weiter, bis er erst einmal, dann noch einmal strauchelt und schließlich sitzen bleibt. Er ist blind; seine beiden Lichter sind von den vielen Schnabelstößen zugequollen. Noch einmal rafft er sich auf und hoppelt mühselig weiter, und fällt bei der nächsten Schneewehe hin. Aber noch einmal und abermals versucht er zu flüchten, aber dann ist es aus mit ihm; er bleibt liegen und verschwindet unter dem Geflätter der schwarzen Fittiche, und gellend klingt sein Todesquäken in den Wald. Mit Gezank und Geschimpf pflücken die Krähen an ihm umher, eine der anderen keinen Bissen gönnend. Und so geht es noch drei Hasen, die anscheinend gesund aus dem Kessel kamen, und einen, der



W. Farren. Junghasen im Nest. *Mildenhall, Suffolk, Mai 1904.*

eben verendet ist, findet der Bussard vor dem Holze liegen und kröpft sich daran voll bis zum Platzen, und zwei finden des Nachts die Füchse und einen, der mit zerschossenen Keulen sich unter die Brücke steckte, reißt der Iltis, und einen anderen, der in das Holz entkam mit zerfetzten Weichen, den beschleicht der Baummarder, und einen anderen greift am anderen Morgen ein Hund, der seinen Herrn in das Feld begleitet. Aber zweihundertvierzig nehmen die Jäger mit nach der Stadt.

Es ist recht still geworden in der Jagd. Nicht halb so viele Hasenspuren führen mehr zu den Kohlgärten des Dorfes und der Ortswilddieb muß oft vergeblich kuren, bis er einen Hasen umlegt, und seine Schlingen in den



M. Behr. *Cöthen, März 1909.*

Lampe, während der Elbüberschwemmung.

Hecken sind oft leer. Aber wenn es kein allzu schlechtes Frühjahr wird, dann wird es im nächsten Herbste doch wieder genug Hasen geben, obschon der Jagdpächter noch einige Male wieder kam und sich einen Küchenhasen auf der Suche vor dem Hunde schoß. Denn seit dem großen Schneesturm blieb das Wetter gut, und jetzt, wo der Januar zu Ende geht, sind die Hasen eifrig dabei, dafür zu sorgen, daß ihr Geschlecht erhalten bleibt. Die Morgensonne scheint so schön warm in den Wald. Alle Meisen pfeifen, der



M. Behr. *Cöthen, März 1909.*

Während der Elbüberschwemmung.

Dompfaff lockt, der Häher quarrt, die Krähen stechen sich, Eichkatzen klettern von Ast zu Ast, über den Schnee springen die Waldmäuse und die Rehe ziehen im raumen Holze umher und plätzen nach Mast. Die alte Ricke hebt den Kopf und äugt nach dem Stangenorte, denn dort bricht und raschelt es, und ihre beiden Kitze machen es ihr nach. Ein Hase taucht auf, hoppelt hochläufig auf die Lichtung, sichert, hoppelt weiter, scharrt den Schnee fort, mümmelt halbwelkes Gras, und läßt sich von der Sonne bescheinen. Jetzt richtet er sich hoch auf und äugt nach den Rehen hin, und dann äst er sich weiter. Noch einmal macht er einen Kegel und äugt nach dem Stangenorte zurück. Da taucht noch ein Hase auf, der, die Nase am Boden, eilig auf der Spur des ersten Hasen angerückt kommt. Es ist dies ein Rammler, der die Häsin schon seit zwei Stunden treibt. Die Häsin hoppelt weiter, zwischen der Ricke und den Kitzen hindurch und in das Altholz hinein. Der Rammler bleibt auf ihrer Spur; eilig hoppelt er hinter ihr her, immer die Nase über dem Boden, und in seinem Liebeskoller gewahrt er die Rehe erst, als er dicht vor der Ricke anlangt und diese ärgerlich aufstampft. Aber unbekümmert hoppelt er weiter. Im Stangenorte erscheint ein dritter Hase und hält die Spur des zweiten. Jetzt hat der erste Rammler die Häsin vor sich. Eilig rückt er ihr nahe, aber sie weicht im Bogen aus und stößt auf den zweiten Rammler, der ihr so heftig zu Leibe geht, daß ihr die Wolle von den Keulen fliegt. Schon ist aber der erste Rammler bei ihm und backpfeift ihn, daß Haar fliegt. Eine ganze Weile geht der sonderbare Zweikampf vor sich, dem die Rehe mit langen Hälsen zuäugen, und dann besinnen sich die beiden Kämpen, daß sie nicht ausgezogen, um sich Schmarren zu holen, sondern aus einem viel angenehmeren Grunde, und beide hasten hin und her, bis sie die Spur der Häsin wieder in der Nase haben, und zehn Schritte hintereinander suchen sie darauf entlang, über den Kahlschlag, durch die Dickung, zurück zum Altholze, in die Buchenjugend hinein, wieder heraus und in das Feld. Dort machen sie beide Kegel, denn im Felde treibt ein dritter Rammler ihre Häsin. Fünf Minuten später ist ein Tanzquartett im Gange. Vorn flüchtet die Häsin, hinter ihr drein die drei Rammler. Bald hat sie dieser am Wickel, bald kriegt sie der zu fassen, und wenn sich die zwei verwackeln, dann muß sie sich des dritten erwehren. Es hilft ihr nichts, daß sie sich in das Holz flüchtet, sie wird die drei nicht los, und es ist schon längst Mittag, als der Spitz des Bauern, der sich sein Holz besah, sie auseinanderjagt und die arme Häsin mit halb kahlgekratzten Keulen sich ein Lager suchen kann.

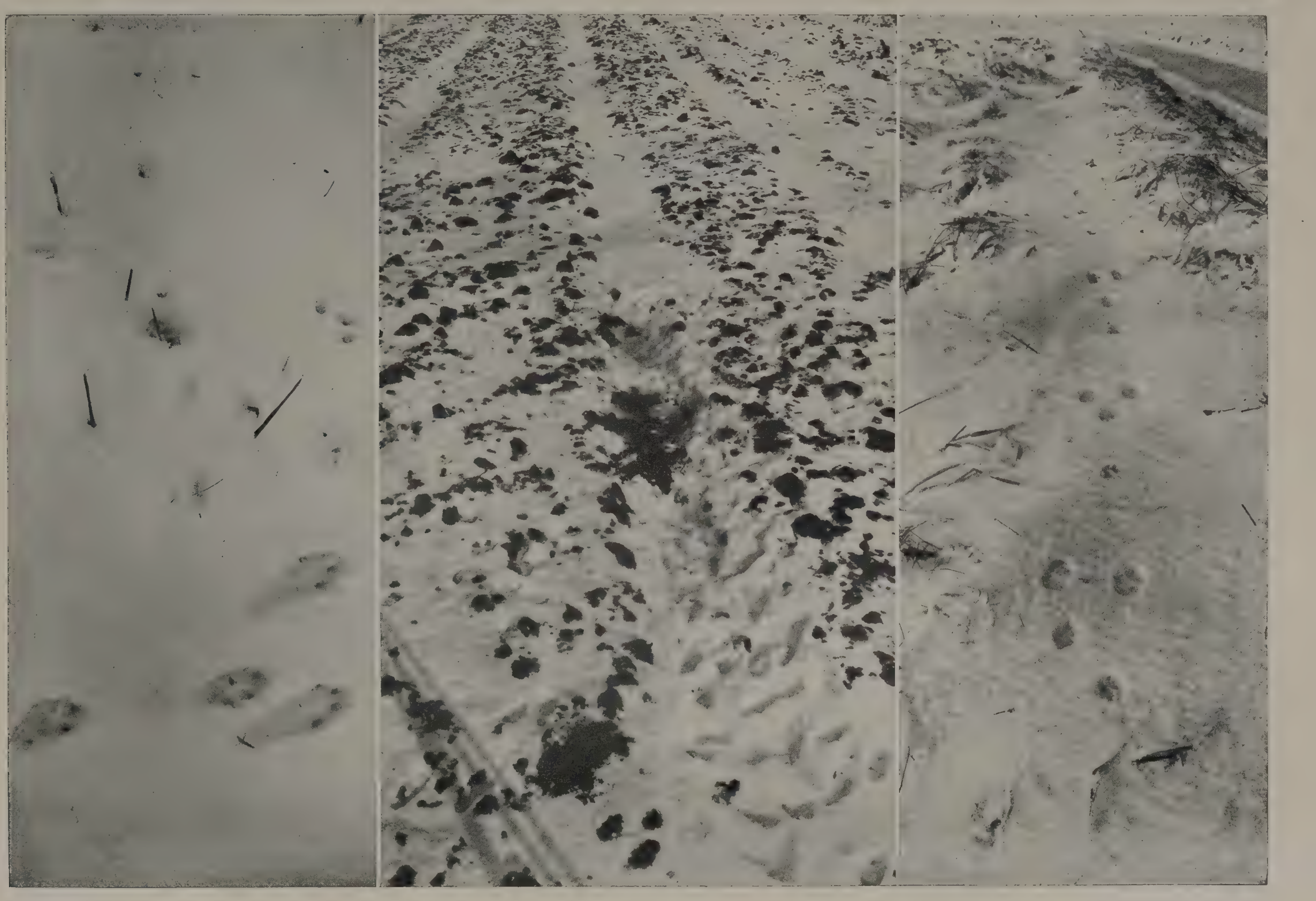
Vier Wochen später macht sich die Satzhäsin viel bei der großen, vergessenen, mit Fallaub halb zugewehten Reisigwelle zu schaffen, die von der einen Seite durch den Abzugsgraben, von der anderen durch einen mächtigen Weißdornbusch gut versichert ist. Ein Zaunkönig, der dort zu



M. Behr. *Cöthen, März 1909.*

Lampe, während der Elbüberschwemmung, frisch aus dem Wasser, naß und frierend.

schlafen pflegt, schlägt jedesmal großen Lärm, wenn die alte Häsin dort herumkrebst, aber schließlich gewöhnt er sich daran. Aber als er plötzlich bei der Spinnenjagd vier kleine wollige Tiere dort herumkrabbeln sieht, da lärmt er wieder ganz gewaltig, so sehr, daß eine Krähe, die oben in der Kiefer sitzt, einen langen Hals macht und von Ast zu Ast hüpft, bis sie über dem Dornbusche steht. Sie dreht den Kopf nach rechts, sie dreht ihn nach links, sie renkt sich bald den Hals aus, aber sie sieht da unten wirklich keine Maus, und sie weiß, wenn der Zaunkönig zetert, dann ist da irgend etwas nicht in Ordnung. Mit einem Male sieht sie, daß sich da ein braunes, schmales Blatt so absonderlich bewegt, und schärfer späht sie hinab. Und dann bemerkt sie einen pechschwarzen, glänzenden Punkt und sie erkennt ein Junghäschen. Im nächsten Augenblick ist sie dabei und hackt darauf los. Jämmerlich quietscht der Kleine, so schrill, daß seine Mutter, die ein halbes Hundert Schritte weiter an einem Aste nagt, wie ein Ungewitter angepoltert kommt, so daß die Krähe gar nicht so schnell ausweichen kann. Hageldicht fallen die Hiebe der erbosten Häsin auf die auf



M. Behr. *Cöthen, Februar 1909.*

Spur im Schnee. Lager der Häsin mit vorliegendem Lager des Rammlers. Spur im Schnee.

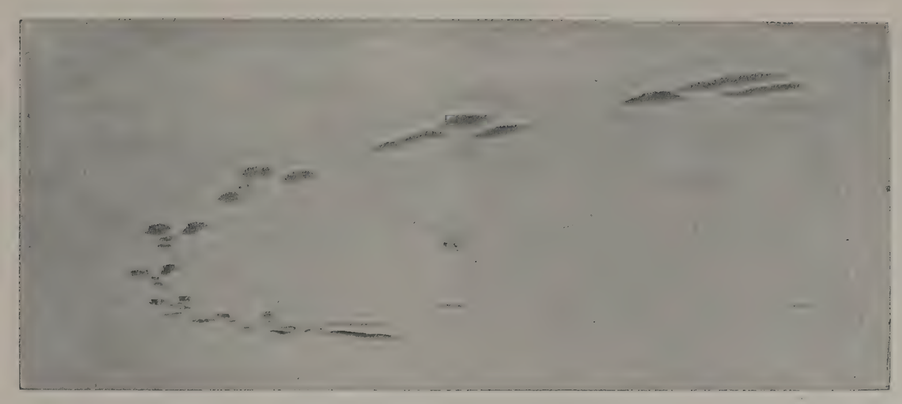
dem Rücken liegende Krähe, bis es dieser endlich gelingt, arg zerschunden und mit bös zerknickten Fittichfedern, loszukommen.

Der alte Hase hat viele Feinde, der junge noch einmal so viele. Da sind Fuchs und Marder und Dachs und Iltis und Wiesel, sind Habicht und Sperber und Waldkauz und Bussard und Storch und Krähe und Elster, da sind stromernde Köter und strolchende Katzen, und an die frisch gesetzten Junghasen wagt sich sogar der Igel und der Maulwurf heran und selbst die große schwarze Wegeschnecke ist imstande, die hilflosen Tierchen zu Tode zu nagen. Das allerschlimmste ist aber das Wetter; ein kalter Februarguß oder Schlackschnee vernichtet Hunderte von ihnen im Felde. Die vier Junghäschen im Walde sitzen aber warm und trocken. Von dem Abzugsgraben bis zum Felde steht Dornbusch an Dornbusch, dazwischen verschränken Fichten und Stechpalmen ihr Gezweige und dazwischen stehen so viele trockne Halme und Stengel und liegt so viel Dürrholz, daß selbst Reinecke, der Schleicher, dort so gut wie nichts ausrichten kann. So wachsen die vier denn munter heran, und wie der März da ist, wagen sie sich schon allein an die Feldkante, die so warm unter der Sonne liegt, und äsen sich an der jungen Saat. Aber wenn nur der Schatten eines Vogels über das Feld fliegt, legen sie die Löffel an und huschen in die Dornen. Aber auch auf dem Erdboden gibt es Feinde. Die vier Junghasen spielen in der Morgensonne, kriegen in der grünen Saat. Da taucht ein langes, dünnes, braun und weiß geschecktes Ding an dem Graben auf, wird steif, wie ein Stück Holz, krümmt sich, wie eine Schlange, drückt sich in die Ackerfurche, rennt darin entlang, kuckt ab und zu daraus hervor, und jetzt, wo es in gleicher Höhe mit den Häschen ist, schlüpft es in die Saat. Gerade will das erste Häschen an ihm vorbei, da schnellt es empor und hängt ihm an der Kehle. Das Häschen ampelt und strampelt und quietscht jammervoll, aber die Geschwister sitzen schon längst im Dorngebüsch, die Mutter feiert zum zweiten Male dort hinten im Felde Hochzeit. Aber eine andere Häsin, die im Walde im Lager saß, hört das Quäken, stürmt herbei und trommelt auf das Hermelin los. Es ist aber schon zu spät; dem Häschen ist die Schlagader aufgerissen und zuckend verendet. Die Häsin hoppelt davon und gleich darauf ist das Hermelin wieder da, sichert eine Weile aus dem Steinhaufen heraus und zerrt und zieht dann seine Beute in seine Höhle hinein.

Lauter und lustiger wird es im Walde. Allerlei Gras sprießt, helle Blüten erscheinen im braunen Laube. Die drei Junghäschen sind schon ganz stattliche Burschen geworden, die sich gut in acht zu nehmen wissen und sich tief in das Feld hinein trauen, aber nur dorthin, wo ein Dornbusch steht. Fällt der Schatten einer Krähe auf den Boden, dann sinken die drei in sich zusammen, legen die Löffel an und sehen wie alte Maulwurfshaufen oder graue Steine aus. Es ist jetzt zu herrlich auf der Welt. Überall wachsen

bessere Kräuter, der Klee treibt schon, an allen Büschen quellen leckere Knospen, und die Saat wird von Tag zu Tag höher und dichter. Einerseits ist das gut, anderseits nicht, denn der Fuchs hat nun auch mehr Deckung und den Hund gewahrt man manchmal reichlich spät. Das war vorgestern, da griff der Fuchs, als die Sonne eben hinter dem Dorfe fortging, das eine Häschen und trug es zu Bau, und wäre die Entwässerungsröhre nicht so dicht dabei gewesen, da faßte gestern der Hund des Bauern das andere; so aber fuhr es noch in das Rohr und saß dort eine volle Stunde lang im dunkeln und machte dann, daß es in das Holz kam. Da drückt es sich unter einen Busch und verschläft die Nacht. Am andern Morgen aber hat es alle Angst vergessen und nur etwas Vorsicht mehr behalten, und darum meidet es das Feld und hoppelt nach der großen Blöße, wo so viele gute Kräuter wachsen und wo es auch sein letztes Geschwister wieder trifft. Es sieht es zum letzten Male. In die Eiche geduckt sitzt an der Kante der Wiese ein großer Vogel mit gelben Augen und quergestreifter Brust. Blitzschnell und lautlos streicht der an der Dickung entlang, reckt über dem fröhlich mümmelnden Häschen die gelben Griffe aus, schlägt es und entführt das zappelnde in den Wald hinein.

Ihrer viere waren es; eins blieb nur übrig. Aber allein bleibt es nicht; überall trifft es Gespielen an und vergnügt sich mit ihnen in der Dämmerung auf dem Klee oder in der Wiese. Denn es ist sehr vorsichtig geworden und traut dem Tage nicht mehr, seitdem es ein Hund eine ganze Zeit hin und her hetzte, ehe es ihm gelang, die Dornenhecke zu gewinnen. Es wartet, bis es ganz dämmerig wird, und dann sichert es so lange an der Holzkante, bis der erste Althase in das Feld rückt, und dann huscht es auch in das Feld hinein. Da es ein Rammler ist, sieht er den alten Rammlern alle ihre Gewohnheiten ab. Es mümmelt nie, ohne scharf Obacht zu geben, ob nicht irgendwo ein verdächtiger Laut ertönt, und bricht nur ein dürrer Halm, dann macht es einen Kegel und horcht, das Kleeblatt zwischen den Zähnen haltend, so lange steif und starr, bis es sich davon überzeugt hat, daß nur eine Maus oder ein Frosch das Geräusch hervorbrachte. Es hat auch allmählich gelernt, Hund und Fuchs nur dann zu fürchten, wenn es nötig ist. Ist der Graben in der Nähe oder das Dorngestrüpp, dann läßt es Hund oder Fuchs auf fünfzig Schritte herankommen, und erst dann bringt es sich in Sicherheit. Und wenn es sich sein Lager scharrt, so sucht es immer einen Platz, um den recht viel Dornen oder dürre Stengel stehen, die entweder keinen Feind heranlassen oder mit Knick und Knack vor ihm warnen, naht er sich. Außerdem hat es die Erfahrung gemacht, daß vier Löffel mehr vernehmen, als zwei, und sechs dreimal so viel, und daß dort, wo ein alter Rämmler äst, viel bessere Äsung und mehr Sicherheit ist, als dort, wo man keinen Hasen gewahr wird, und wenn die alten Rammler auch grobe Kerle



Bartels. *Klockow, März 1908.*

Lager, welches der Hase ungestört verlassen.

sind, wenn sie gerade ihren schlechten Tag haben, es ist Verlaß auf sie und man darf, ist einer davon in der Nähe, sich noch einmal so gemütlich am jungen Klee äsen.

Von diesen alten Herren kann man unglaublich viel lernen, wogegen die Satzhasen ziemlich dämlich sind. Denn sie sichern nicht erst lange im Holze, ehe sie ausrücken, und äsen sich dann gleich dicht an dem Holze; die alten Rammler aber nehmen sich Zeit und rücken erst an die Holzkante, wenn Himmel und Erde dicht beieinander sind, und dann sichern sie noch eine ganze Weile, ehe sie den Holzgraben nehmen. Haben sie das getan, dann sichern sie wieder eine geraume Zeit, und dann fangen sie nicht an, sich zu äsen, sondern rücken tief in das Feld oder mitten in die Wiese hinein,



Bartels. *Klockow, März 1908.*

Lager, welches der aufgescheuchte Hase verlassen.

wo sie weiten Ausblick haben. Es fällt ihnen auch gar nicht ein, gleich fortzulaufen, wenn in der Ferne ein Hund bellt oder ein Mensch ankommt, sondern sie warten erst, ob es sich lohnt. Sind die Menschen auf einem Wagen oder reden sie laut oder tragen sie etwas auf dem Rücken, dann kann der Hase getrost sitzen bleiben, und ist der Hund über dem Winde, dann hat es gar keinen Wert, Fersengeld zu geben, sondern dann tut man besser, man drückt sich, damit er einen nicht äugt. Jagt er einen aber, dann hat das blinde Darauflosrennen erst recht keinen Zweck, sondern es ist viel vernünftiger, man schlägt solange Haken, bis der Hund ganz dumm im Kopfe wird und die Jagd aufgibt, oder man springt solange über den Graben, bis er die Spur verloren hat. Es gibt mehrere Hunde im Dorfe, die gar nicht mehr auf Hasen jagen, weil sie von den alten Rammlern zu oft an der Nase umher geführt sind.

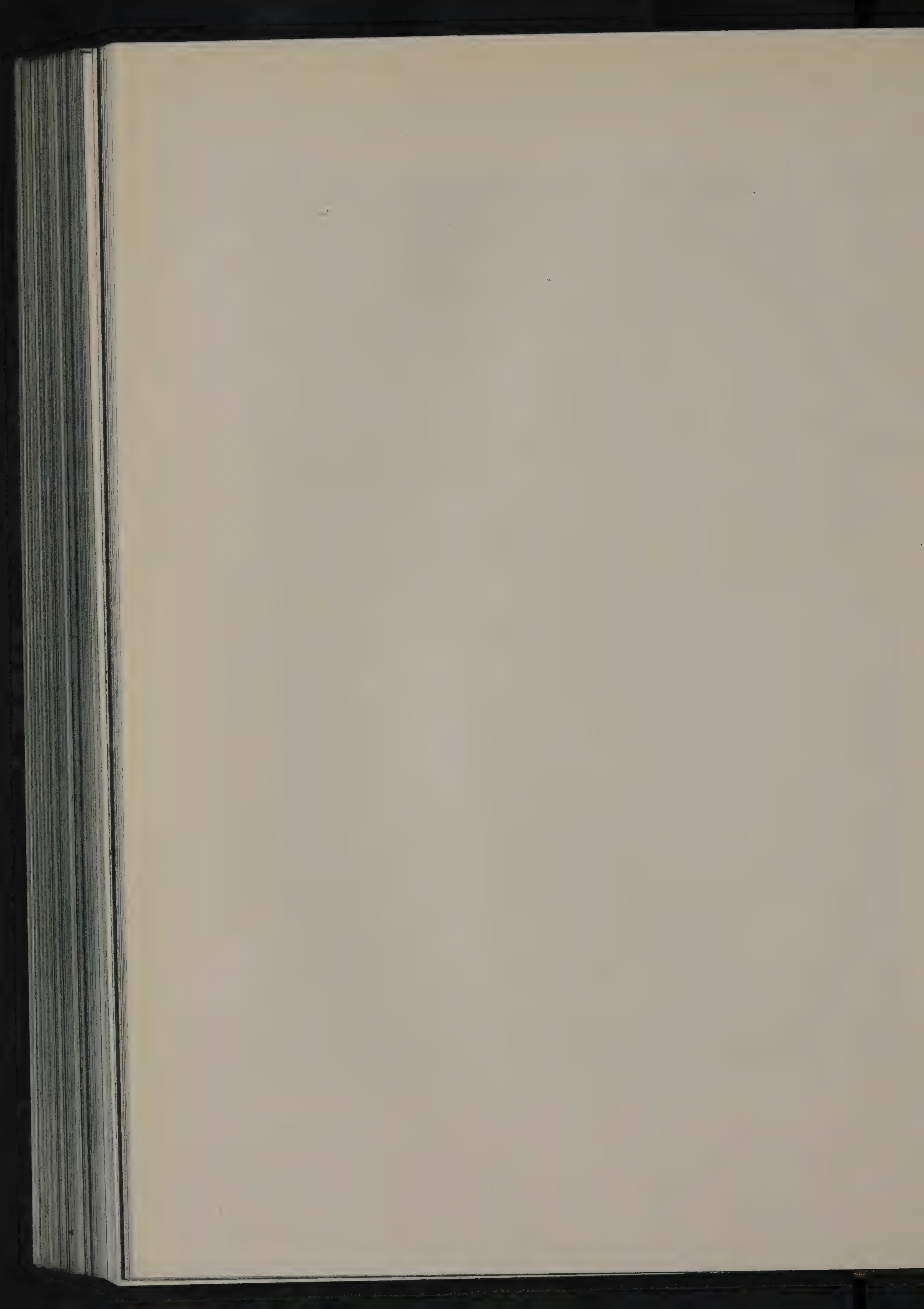
Das alles kann man von den alten Rammlern lernen, aber noch viel mehr. Da hinten vor dem Walde liegt ein Sandberg. Wenn man noch so naß vom Tau geworden ist und rennt dort ein Dutzend Male in dem weichen weißen Sande hin und her, dann spürt man die Nässe gar nicht mehr, denn der feine Sand saugt sie auf; scheint nachher die Sonne tüchtig; dann braucht man sich nur etwas zu putzen und ist sauber und trocken. Außerdem wissen die Rammler alle die stillen Stellen im Walde und die Ecken im Felde, wo etwas Gutes wächst. Sie rücken nachts bis in das Dorf hinein, wenn es ihnen gerade einfällt und der Wind gut steht, und äsen sich an den jungen Kohlpflanzen. Sie wissen genau, wo ein Loch in der Hecke ist und wo in dem Zaune eine Latte fehlt, und sie kennen jeden Dornbusch im Felde und jedes Drainrohr. Wo recht viele Dornbüsche und trockene Stauden im Holze stehen, da treiben sie sich am hellichten Tage umher und äsen sich, und es fällt ihnen gar nicht ein, sich ihre Lager immer im dumpfen Walde zu scharren, sondern mit Vorliebe roden sie sich auf den Sandhügeln vor dem Walde ein, trotzdem daß ein Weg darunter hinführt, denn der Sand trägt den Schall so gut, daß man es schon von weitem merkt, rückt einem ein Mensch auf den Balg. Außerdem ist es dort immer trocken, denn der Regen läuft leicht ab, und zwischen der Heide wächst allerlei, was zwar nicht fett macht, aber besser bekommt, als der geile Klee, und nichts ist so angenehm, als in dem von der Sonne durchwärmten Sande zu liegen. Außerdem treibt sich dort immer der Dorndreher umher und warnt vor allem, was Gefahr bringen könnte.

Darum nimmt der Junghase immer mehr die Gewohnheiten der alten Rammler an, liegt bei schönem Wetter auf den heidwüchsigen Hügeln, entweder nach dem Felde hin, kommt der Wind aus dem Walde, oder an der anderen Seite, pfeift der Wind zu Holze, und wenn es stark regnet, hat er schon vorher den Wald aufgesucht und sich unter einer dichten Jungfichte



K. Soffel. Riviera dei Castelli, Mai 1909.

Junghase, sich drückend.



seinen Pott gescharrt. Sitzt er auf seinem Sandhügel im Lager, so hebt er nur ein ganz wenig die Löffel, bricht es im Walde. Er weiß jedes Geräusch sehr genau anzusprechen und erkennt sofort, ob ein Igel dort herummurkst, oder ob ein Hase oder ein Reh heranwechselt. Ganz anders klingt es, wenn eine Waldmaus hastig über das Fallaub hüpft oder wenn eine Amsel darin herumstochert, oder ein Maulwurf unter der Laubdecke wühlt; das klingt sehr gefährlich, aber der Hase weiß Bescheid und kümmert sich nicht darum. Aber wenn Meister Reineke leise und vorsichtig heranschleicht, dann paßt der Hase scharf auf, ohne die Flucht zu ergreifen, und wenn der Fuchs auch ziemlich nahe ist, und mehr wie einmal ist es vorgekommen, daß der Fuchs ihm auf zwanzig Schritte gegenüberstand, ohne daß es dem Hasen einfiel, von dannen zu rennen. Auch den Bussard kennt er ganz genau und weiß, daß der ihm ebensowenig anhaben kann, wie die Krähe oder der Storch, und er läßt sich durch sie nicht beim Äsen stören, selbst wenn sie ganz dicht bei ihm sind. Als Junghase war er viel mehr gefährdet, als jetzt, wo er schon ein strammer Dreiläufer ist, der im Umsehen eine Menge Feld zwischen sich und den Verfolger bringen kann und die Kunst des Hakenschlagens und der Widergänge so gut beherrscht, wie der älteste Rammler. Wie oft begibt es sich nicht, daß irgend so ein dummer Dorfköter auf der Spur des Hasen umhersucht und laut hechelnd auf einem Flecke in die Runde rennt, weil die Spur mit einem Male ein Ende nimmt, und dabei liegt der Hase zehn Schritte davon im Lager unter dem Winde und läßt den Hund suchen, bis es diesem langweilig wird und er abtrollt. Nur ein Hund im Dorfe versteht die Sache besser; der hält die Spur, und wenn sie aufhört, schlägt er Bogen auf Bogen, bis er sie wieder hat, und dann heißt es, aufstehen und Fersengeld geben und zu sehen, daß man an den Bach oder an den Abzugsgraben kommt und den so oft nimmt, bis der Hund auf eine falsche Spur gerät.

Der Hase hat sehr viele Feinde, aber der schlimmste ist der Mensch. Je lauter sich ein Mensch benimmt, um so unverdächtiger ist er, aber je heimlicher er ist, um so mehr hat sich der Hase vor ihm zu hüten. Zum Glück hat der Hase aber auch viele Freunde, die ihn vor dem Menschen warnen. Wenn der Zaunkönig zetert oder die Graudrossel scharrt, muß man die Löffel steif halten, und ebenso, wenn der Häher warnt oder die Amsel schimpft; auch Laubvogel und Rotkehlchen melden den Feind, und nicht minder Buntspecht und Krähe. Solange der Würger still auf der krüppligen Eiche sitzt, ist die Luft rein; sobald er aber warnt, ist irgend etwas los. Umgekehrt ist es mit den Hänflingen; solange sie singend auf den Wacholderbüschen sitzen, ist nichts zu befürchten; stieben sie aber zwitschernd ab, so heißt es, Obacht geben. Auf die Goldammer hingegen ist kein bißchen Verlaß, denn die bleibt noch am Singen, wenn der Mensch schon dicht bei ihr ist; die

22*



K. Soffel. *Castell Abadessa, Mai 1909.*

Junghase, in einem Weinberg.

Elster hinwieder warnt viel zu früh und wer sich auf sie verläßt, kommt überhaupt nicht zur Ruhe. Sehr zuverlässig sind die Rehe; solange sie sich vertraut äsen, darf der Hase das auch; heben sie aber die Köpfe auf, dann empfiehlt es sich, einen Kegel zu machen und Umschau zu halten, und flüchten sie zu Holze, so tut man gut, ihnen nachzufolgen. Auf ihr Schrecken ist dagegen weniger zu geben, denn das tun sie oft aus Mutwillen oder wenn das Wetter umschlagen will, vorzüglich die Ricken und Kitze; schreckt der alte Bock aber, der erst dann austritt, wenn es halbe Nacht geworden ist, dann liegt ein triftiger Grund vor und man muß aufmerksam sein.

Alles das hat der Dreiläufer so nach und nach den Sommer über gelernt, und so ging es ihm gut, obwohl ihn eines Morgens der Wilddieb beinahe erwischt hätte. Der Hase hoppelte auf seinem gewohnten Wechsel zu Holze, denn der Wind stand ihm zu sehr gegen den Anberg. Als er zwanzig Schritte vor dem Holzgraben war, war es ihm so, als ob sich dort etwas

bewege. Schnell wurde er ganz flach und schlug einen Haken, gerade noch früh genug, daß die meisten Schrote über ihn fortpfiffen; nur eins durchschlug ihm den linken Löffel. Seitdem rückte er schon vom Felde zum Holze, wenn es noch ganz grau war. Ein anderes Mal lag er ruhig in seinem Lager unter dem Heidkraut, als ein Mensch, laut pfeifend, den Fußweg entlang ging, wie es jeden Tag vorkam. Plötzlich bemerkte der Hase, daß der Mann eine auffällige Bewegung machte und er fuhr so schnell aus dem Lager, daß der kurze, dicke, an eine lange Schnur gebundene Knüppel wohl das Lager, aber nicht mehr den traf, der eben darin gesessen hatte. Seitdem scharrte er sich sein Lager nicht mehr so nahe bei dem Fußwege, sondern mehr oben am Hügel. Acht Tage später hatte er, weil draußen der Wind zu sehr ging, den Tag über im Walde geschlafen, und als es schon stark schummerte, rückte er zu Felde. Als er dicht vor dem Holzgraben war, sicherte er erst lange Zeit und überzeugte sich davon, daß draußen die Luft rein war, und dann setzte er über den Graben. In demselben Augenblicke merkte er, daß sich links von seinem Wechsel etwas rührte und eiligst fuhr er wieder in das Holz hinein. Gleich darauf hoppelte eine Häsin an ihm vorüber, und kaum war sie im Felde, da blitzte und donnerte es und dann ging ein Mensch fort. In der Nacht, als der Dreiläufer dort vorbeikam, witterte er dicht an dem Graben, daß dort einer seinesgleichen den Tod gefunden habe; er mied den Wechsel in den Klee und rückte dort in das Feld, wo der Hafer dicht an das Grabengestrüpp stieß, und dann schlüpfte er durch den Hafer, steckte nur den Kopf daraus hervor und äste sich am Rande der Kleebreite.

Solange das Getreide auf dem Felde steht, hat es der Hase überhaupt gut, findet er. Selbst wenn der Tau noch so tief geschlagen hat, bleiben die Gänge, die die Rehe getreten haben, offen, und so kann der Hase, ohne sich zu zeigen, vom Walde tief in das Feld und wieder zu Holze rücken. Es ist so schön still im Felde, daß er oft tagelang den Wald vergißt und in der Feldmark bleibt. Aber es naht ein Tag, der ihm das Feld verleidet. Laute Stimmen poltern heran, ein häßlicher Ton hebt an, der weit hinschallt, und rauscht unheimlich und schrecklich. Der Hase macht, daß er fortkommt. Als er nachts über das Feld hoppelt und seinen gewohnten Steig durch die Gerste einschlagen will, ist das ganze Gerstenstück verschwunden. Vierzehn Tage später fällt der Roggen und von früh bis spät ist ein Lärm von Menschen und Pferden und Maschinen und Hunden in der Feldmark, daß es dem Hasen weder dort, noch auf den Sandbergen mehr behagt und er den Wald vorzieht, trotzdem die Kartoffeln und die Rüben im Felde noch Deckung genug bieten. Einmal bleibt er noch im Felde liegen, aber die Jäger, die hinter den Hühnern her sind, verleiden es ihm völlig und so bleibt er dem Walde und seinen Wiesen treu und rückt nur in der Mitte der Nacht zu Felde, um sich am Klee zu äsen, wo es von Tag zu Tag kahler wird. Aber





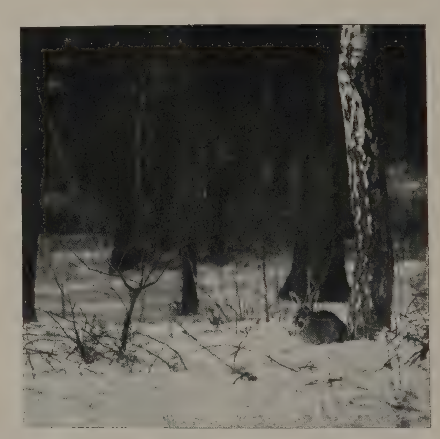


M. Steckel. *Slawentzitz, Februar 1909.*

Hasen zur Winterszeit.

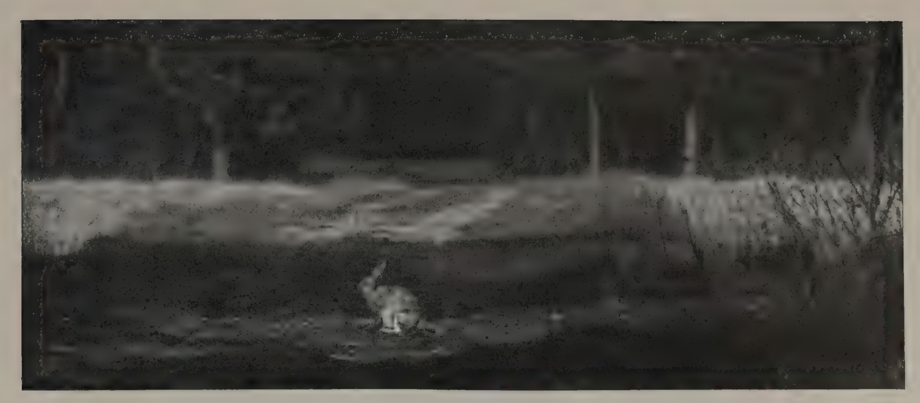
auch im Walde ist es lange nicht mehr so schön, wie vordem; die Äsung läßt von Woche zu Woche an Frische nach und mehr und mehr gilben die Blätter. Und es kommt auch hier der Tag, da es dem Hasen im Holze gar nicht gefällt; der Laubriß beginnt; Tag um Tag tanzen knisternde Blätter zu Boden, wo sie der Wind fängt und dahinjagt, daß es rauscht und rasselt. Der ganze Wald ist erfüllt von vielen Geräuschen und der Hase wird davon so dumm, daß er sich in das Feld flüchtet. Dort ist es aber erst recht laut, denn die Bauern roden die Kartoffeln und überall wimmeln Hunde umher und schnüffeln jede Hasenspur entlang.





M. Steckel. *Slawentzitz, Februar 1909.*

Hasen zur Winterszeit.



M. Steckel. *Königshütte, Juli 1907.*

Feldhase, sichert beim Ausrücken zur Äsung.

Eines Tages hetzt ein Jagdhund den Hasen so tief in den Wald hinein, daß der arme Lampe vor Ärger aus der anderen Seite des Waldes herausfährt und in die Heide gerät. Hier gefällt es ihm; rundum ist es still und stumm, enge Kieferndickungen stoßen an frische Kleewiesen, die in der hohen Heide liegen, eine Kette von Sandbergen, wie der Hase sie liebt, ziehen sich dahinter entlang, an deren Flanken mächtige alte Brombeerbüsche dichte Verhaue bilden, und hinter den Hügeln beginnt das weite, breite Moor, durchzogen von Dämmen und Gräben, wie geschaffen für einen Hasen, der es versteht, einen Wassergraben zu benutzen, um die Hunde von seiner Spur abzubringen. In drei Tagen hat sich der Hase eingelebt; er weiß, daß der eine Moordamm in das Wasser, die beiden rechts und links davon aber zu



M. Steckel. *Königshütte, Juli 1907.*

Hasentoilette.





M. Steckel. *Königshütte, Juli 1907.*

im Lager, mit den Löffeln spielend. Feldhase im Lager, drückt sich.

Querdämmen führen, daß vor dem dritten Heidberge Seradella und dahinter Spörgel steht, daß an den Dämmen Himbeer- und Brombeersträucher in Menge wachsen, daß hinter dem Moore ein Hof liegt, auf dem nur ein Hund ist, der aber nie den Hof verläßt, daß die Birkhühner mit ihrem Flügelgepolter und der Raubwürger mit seinem Trillerpfiff es anzeigen, wenn der Fuchs dort umherschleicht, und daß er nicht der einzige Hase hier ist, der hier lebt. Denn schon am ersten Tage findet er viel frische Losung und mehrere Sassen. Und als es Abend wird, kommen auf allen Dämmen Hasen in die Wiese und nach dem Spörgel und zu der Seradella angerückt, meistens Rammler, alte Burschen, die mit allen Hunden gehetzt sind. In der Dämmerung äsen sie sich vor dem Moore, aber nachts rücken sie in den Wald und von da nach dem Felde, teils des Klees, teils der Satzhasen wegen; doch bevor es im Osten hell wird, machen sie alle, daß sie wieder in ihr Moor kommen.



M. Steckel. *Königshütte, Juli 1907.*

im Lager, wird aufmerksam. Feldhase



M. Behr. *Cöthen, Mai 1908.*

verhoffend.

Der Dreiläufer lernt ihnen alle ihre Schliche ab und er steht sich gut dabei, denn wie im Felde die Jäger mit ihren Hunden hinter den Hasen herumsuchen und es in einem fort knallt, da bleibt es ganz still im Moore, und ungestört können die Heidhasen ihre Tage verbringen, bei schönem Wetter den Tag im weißen Sande oder braunen Torfmull, geschützt von den dornigen Ranken der Brombeeren, verträumen, an nassen Tagen sich in den Kieferndickungen bergend, die so dicht sind, daß der Regen nicht bis zum Boden durchschlägt. Zwar kommt, als der erste Schnee fällt, der Jagdpächter auf



K. Spengler. *Rothehütte, Juni 1908.*

Junghäschen im Lager, am Rand einer Dickung.

den Gedanken, das Moor und die Dickungen treiben zu lassen, aber es lohnt sich nicht; die vielen Torfstiche und Abzugsgräben im Moore verhindern die Bildung einer geschlossenen Treiberwehr, so daß die meisten Hasen unbeschossen davonkommen, und aus den engen Kieferndickungen sind die Hasen mit Gewalt nicht herauszubringen und die Treiber murren, als sie zum zweiten Male treiben sollen, denn bis unter die Arme hat sie der tauende Schneebehang durchweicht. So haben die Moorhasen denn den ganzen Winter über Ruhe und selbst bei hohem Schneefall bietet ihnen die lange Heide und allerlei Weichholz genügend und bessere Äsung, als die Feldmark, wo die Feldhasen

sich am gefrorenen Futterkohl verderben und elend eingehen. Auch die Moorhasen rücken fast allnächtlich zu Felde, aber sie trauen sich nicht bis vor das Dorf, denn sie sind die menschliche Witterung so wenig mehr gewöhnt, daß sie vor jeder frischen Menschenspur zurückprallen. Aber die Landstraße, die vor dem Dorfe herführt, ist mit Obstbäumen besetzt, die jetzt ausgeästet werden, und das in den Gräben liegende Astwerk ist es, das die Moorhasen in die Feldmark zieht, und säuberlich nagen sie alle Knospen und jedes Fetzchen Rinde von den Zweigen und bei ihrer mageren Äsung werden sie ebenso feist, wie die Feldhasen.

Wie der Januar zu Ende geht, da ist es aber noch etwas anderes, das die Moorhasen in die Feldmark treibt. Fast alle die Hasen, die im Moore leben, sind Rammler, und Ende Januar erwacht ungestüm in ihnen die Liebe wieder, die erst im Herbste aufhört. Und das ist gut; denn wäre es nicht so und setzte die Häsin nur einmal im Jahre und nicht drei- oder gar viermal, kein Hase lebte mehr auf der Welt, denn seiner Feinde sind allzu viele, weil sein Wildpret zu fein ist.

Der Maulwurf.

Von Martin Braeß.

Der halbblöde „Tobies“ im Armenhaus ganz draußen am Ende des Dorfs ist in manchen Dingen gar nicht so dumm; das wissen alle in der Gemeinde. Ein paarmal hat man ihn schon erwischt, wie er im Frühling Rotkehlchen mit Leimruten fing und drunten im Weidicht am Fluß den ziehenden Blaukehlchen nachstellte.

Aber der Tobies weiß sich auch nützlich zu machen, und auf dem Gutshof holt er sich vom Verwalter manchen Groschen für ehrliche Arbeit. Im Spätsommer gräbt er auf dem Weizenfeld nach den Vorratskammern der Hamster und hat schon ganze Metzen dickkörniger Ähren, nicht selten auch den Übeltäter selbst, den buntscheckigen Nager, erbeutet, der den Ruhestörer stets mit wütendem Fauchen begrüßt. Im Gemüsegarten stellt er tage-, ja wochenlang der Schermaus nach, die die zarten Wurzeln der Pflanzen abfrißt, daß sie notleiden und welken; viel Geduld gehört dazu, ehe man solch schlaues Tier in seine Gewalt kriegt.

Am einträglichsten aber ist die Jagd auf Maulwürfe, die Wiesen und Gartenbeete mit ihren Haufen verunzieren — „'s is' halt e Schand, wie das ausschaut,“ sagt der Gärtner entrüstet. Auf dies Geschäft versteht sich der Tobies aus dem Effeff — man muß es ihm lassen. Wer von den schwarzsamtnen Wühlern auf seiner Proskriptionsliste steht, dem hat bald das letzte Stündlein geschlagen. Zwölf Pfennig zahlt der Verwalter für jedes Stück, das man ihm bringt; der schnöde Mammon reizt den Eifer des Alten immer aufs neue. Umsonst gibt der Wirt im „Erbgericht“ den Branntwein nicht her, und die Pfeife verschlingt alltäglich eine ganze Handvoll Tabak; sie kommt dem Alten fast nie aus dem zahnlosen Munde. Nur wenn er zur Jagd auf das unterirdische „Schwarzwild“ auszieht, läßt er Piep' und Knaster daheim; denn der Maulwurf, das weiß der Tobies, der hat die feinste Nase der Welt; er wird vergrämt, sobald er etwas Verdächtiges schnuppert, und gräbt sich einen anderen Gang. Dann ist alle Arbeit vergebens, und der elastische Stock mit der Drahtschlinge am Strick fährt nimmer empor. Nicht mal mit seinen Händen berührt der Fänger den Boden, wenn er in die Laufröhre oder den aufgeworfenen kopfgroßen Haufen die hinterlistige Schlinge versenkt; mit einem Löffel entfernt er behutsam die lockere Erde, drückt den gebogenen Draht vorsichtig eine Spanne tief in den Grund, befestigt ganz lose und doch sicher zugleich das hölzerne Häkchen, das bei der geringsten Berührung der

Schlinge herausspringt, und bohrt endlich daneben einen biegsamen Stock in die Erde, den er mit kräftigem Strick zu der klug ersonnenen Falle herabzieht.

Nun hüte dich, du unterirdischer Wühler! Stößt du mit deinen grabenden Händen an die heimtückische Schlinge, gleich schnellt sie empor und zerrt dich erbarmungslos aus deinem finstern Reich ans Licht des Tages, und du bist schon erwürgt, noch ehe dein Galgen wieder zur Ruhe gekommen. Du baumelst am Strick, ein willenloses Spielzeug der Winde; die Sonne, die du niemals geliebt hast, scheint dir grell in deine blöden Äuglein hinein, und Tau und Regen, die du im Leben kaum kanntest, netzen dein Samthabitchen. Fliegen summen herbei und untersuchen die fleischfarbenen Grabhände, das spitze, rosige Schnäuzchen, und schwerfällige Käfer, die am Boden unter dem Gehenkten vorbeigehn, hemmen den Schritt, wedeln mit den keulenförmigen Fühlern und schwirren, wenn sie endlich gefunden, was ihr Interesse erregt hat, zu dem armen Sünder empor.

Komm nun, Tobies, und hol' dir die Beute, die du redlich verdient hast; sonst stiehlt dir vielleicht eine „verflixte" Krähe den Fang, gleich dem Fuchs oder dem Eichelhäher, die so oft zum Ärger des Försters die Dohnen „ausfressen", und du schimpfst wieder auf die „gottlosen Jungens", die dir das Handwerk manchmal verderben, seitdem sie es in der Schule gehört haben, wie Peter Hebel als Anwalt des Maulwurfs auftritt und ihn verteidigt, den besten Bundesgenossen des Landmanns im Kampfe gegen die gefräßigen „Quadden". Diesmal aber sind die Rangen unschuldig an deinem Verlust; die „schwarzen Racker", die Krähen, haben dich um deinen Schnaps und dein Päckchen Pfälzer gebracht.

Der Tobies meint, das Jagdrecht auf den Maulwurf stehe ihm ganz allein zu. Deshalb ist er auf Krähen und Störche, auf alle Tagraubvögel wie auf die nächtlichen Eulen nicht gut zu sprechen; selbst der Foxterrier des Inspektors kam ihm schon ein paarmal zuvor. Diesen leitet sein feiner Geruchssinn. Wie gespannt hat er Posto vor dem Maulwurfshaufen gefaßt. Plötzlich ein Sprung, ein heftiges Aufwühlen des Bodens, daß die Erde nur so herumfliegt; die Zähne des Hundes haben den Armen gepackt, der gerade den Haufen „aufstieß" und dabei der Oberfläche ein wenig zu nahe kam. Ein zischendes Quieksen, ähnlich dem Angstschrei der Maus — dann ist alles vorbei, und in lustigen Sprüngen trägt „Fox" seine Beute dem Herrn zu, der am Krautacker die Arbeit der Leute beaufsichtigt. Er legt ihm den Maulwurf zu Füßen, spielt noch ein Weilchen damit, dann kümmert er sich nicht mehr um seinen Fang; denn einen Maulwurf fressen, das fällt keinem gebildeten Hund ein. Selbst ein Fuchs muß schon tüchtigen Hunger haben, ehe er sich herbeiläßt, solch armseliges Wild zu verspeisen. Vielleicht fällt der Ermordete einer Krähe zur Beute, die nie einen Bissen verschmäht, wenn auch die Drüsen in der Nähe der Schwanzwurzel nach allem andern riechen,



O. Pfaff. *Connewitz, März 1910.*

Maulwurfshaufen auf einer Wiese.

nur nicht nach Veilchen; vielleicht kommen die Totengräber herbei und bestatten den Leichnam — auf jeden Fall ist diesmal der schlaue Tobies um seine Beute geprellt.

Dem gefiederten Raubzeug verrät sich der Maulwurf durch die leise Bewegung des Erdreichs, wenn er sein Jagdgebiet um neue Gänge erweitert; denn ein Vogelauge sieht scharf, es bemerkt das kleinste rollende Erdklümpchen. Schnell stürzt der Bussard von seiner Warte herab und gräbt Fänge und Hakenschnabel tief in den lockeren Boden; wenn der Samtrock nicht ausweichen kann, ist er verloren. Auch der Storch kennt die Eigenart des Maulwurfs genau und weiß, was die Haufen auf der Wiese bedeuten; er steht auf dem Anstand, und wenn sich 'was rührt, gleich stößt er mit dem Bajonett in die Tiefe, spießt den Ärmsten auf seine furchtbare Waffe und begräbt ihn noch bei lebendigem Leibe in dem unersättlichen Kropf, wo sich schon ein paar Frösche und eine Blindschleiche befinden; den Jungen im Horst droben am Kirchdach ist jeder genießbare Bissen willkommen. Die gefährlichsten Feinde des Maulwurfs sind aber die Eulen; besonders die Schleierkäuze, die zwischen den Dachsparren des Gutsschlosses und in einer halbverfallenen Scheune an der alten Klostermauer ihre Kinder großziehen, besuchen regelmäßig die Äcker und Wiesen, sobald sich der Abend über die Flur senkt. Sie stellen hauptsächlich den Feldmäusen und Spitzmäusen nach; aber wenn ihr funkelnder Blick zufällig einen Maulwurf eräugt, der sich aus seinen finstern Gängen zur nächtlichen Stunde an die Oberfläche gewagt hat, um doch auch 'mal zu schnuppern, wie es hier oben ist und ob man nicht eine Maus erwischt, einen Frosch, eine Kröte oder wenigstens ein paar armselige Schnecken, da fackeln die Schleierkäuze nicht lange; in den Fängen tragen sie auch diese zappelnde Beute nach ihrer dunklen Behausung und verfüttern sie stückweis ihren hungrigen Kleinen.

Gefressen werden und selber fressen, wie nah liegt das oftmals beieinander, und gerade der Maulwurf darf sich nicht beklagen, wenn ihn das Schicksal erreicht. Denn er ist unter den Säugetieren das gefräßigste Geschöpf unserer Heimat; dazu nährt er sich nur von lebender Beute. Keine Grenze kennt seine Mordgier, kein Pardon wird gegeben, selbst seinesgleichen fällt er mit grimmer Wut an, und der Sieger im Zweikampf frißt den Besiegten. Hätte ihm die Natur ein größeres Maß seines Körpers verliehen, das fürchterlichste Geschöpf wär's, das je die Erde erzeugte; zittern würden dann auch die Großen vor seiner Kraft und vor dem entsetzlichen Raubtiergebiß. So aber fürchten den unterirdischen Zwerg, dessen Länge ohne das Schwänzchen nicht mehr als fünfzehn Zentimeter beträgt, nur die Kleinen; selbst das schmächtige Wiesel, das nicht selten in den dunklen Erdgängen dem Maulwurf begegnet, wenn es nach Mäusen jagt, oder Vetter Igel, auch die meisten krähenartigen Vögel spotten der Wut dieses Wühlers und ver-



O. Grabham. *Yorkshire, April 1900.*

Maulwurfsfänger an einer gestellten Falle.

achten sein Raubtiergebiß, obgleich die Eckzähne des Oberkiefers zwischen den scharfspitzigen Backzähnen (jederseits sieben) und den meißelförmigen Schneidezähnen (oben sechs, unten acht) wie geschliffene Dolche hervorschauen. Aber Engerlingen und Maikäfern, Regenwürmern, Asseln und Schnecken, Werren, die in ihrer Gestalt selbst einem Maulwurf gleichen, Mistkäfern und anderen unterirdischen Kleintieren, wohl auch einer Maus oder Blindschleiche, selbst einer Ringelnatter oder Kreuzotter, die sich bisweilen in den Maulwurfsgängen verlieren, zumal im Winter, um sich vor der Kälte zu schützen, machen die Perlenzähnchen des Räubers ein Ende. Was für Portionen der Maulwurf bewältigt, das hat er wiederholt in der Gefangenschaft seinem Pfleger bewiesen; reichlich sein eignes Gewicht bedarf er an täglicher Nahrung. Doch wenn diese ausschließlich aus Engerlingen besteht, ist der Fresser fast gar nicht zu sättigen; 150 solcher gemästeten Larven kann er täglich verzehren, d. i. drei- bis viermal soviel, als er wiegt. Er quetscht nämlich den Darminhalt der Engerlinge, der aus vegetabilischen Stoffen besteht, die der Maulwurf nicht mag, erst sorgfältig aus den Larven heraus, ehe er sie zerbeißt und verschlingt.

Ein gefangener Maulwurf fraß zum Frühstück eine erwachsene Blindschleiche, von der er nur den Kopf, ein paar Rückenwirbel, einige Hautfetzen und den Schwanz verschmähte; sein Mittagessen bestand in einer großen Gartenschnecke. Nachmittags nahm er als kleinen Imbiß nur drei größere Schmetterlingspuppen zu sich; kein Wunder, daß er um fünf Uhr wieder Hunger verspürte und alsbald eine Ringelnatter von $2^1/_2$ Fuß Länge bis auf kleine Reste verzehrte. Die zähe Haut der Schlange machte ihm Mühe, doch nachdem er sie an einer Stelle glücklich durchbohrt hatte, fraß er zunächst die Eingeweide heraus, riß und zerrte das Loch alsdann immer größer und wurde so der ganzen Riesenmahlzeit schön nach und nach Herr. Wenn man sich Muße nimmt und den ganzen Tag frißt, ist's eine gute Portion, die man allmählich vertilgt. Längere Zeit zu hungern, ist nichts für den Maulwurf; vierundzwanzig, ja bisweilen schon zwölf Stunden ohne Nahrung zu sein, das kostet dem Nimmersatt, wie Versuche beweisen, das Leben. Aber lieber stirbt er, als daß er je etwas Grünes anrührt, oder daß er Rüben, Wurzeln, Früchte u. dergl. benagt.

Diese Gefräßigkeit ist's, durch die der Maulwurf auf Wiese und Feld zu einem gar nützlichen Tier wird, und ein verständiger Landmann wird ihm die Erdhaufen, die der Wühler emporwirft, nicht allzuhoch anrechnen; denn wenn schon dessen unterirdische Arbeit hie und da ein paar Saatpflänzchen lockert, daß sie verwelken, wenn das Gras über einem der Gänge auch nicht recht gedeihen will, weil den Wurzeln die Nahrung mangelt, so ist doch zu bedenken, daß es unter der Erde keine andre Sicherheitspolizei gibt, die so energisch all das Ungeziefer im Zaum hält, das sich dort unten in den dunkeln Schlupfwinkeln dem Auge des Menschen verbirgt. Es sind ja fast alles schädliche Tiere, die der Maulwurf erbeutet, mit alleiniger Ausnahme der Regenwürmer etwa, deren er stets eine große Menge verzehrt — Blindschleichen oder Nattern kommen nicht in Betracht; wie selten wird er in der Freiheit einem solchen Tiere begegnen. Aber auch die Regenwürmer, wenn sie in großer Menge auftreten, richten bisweilen empfindlichen Schaden auf den Saatfeldern an, indem sie massenhaft die jungen Pflänzchen in ihre Röhren hinabziehen; ein paar Maulwürfe auf solchen Feldern sind nur von Nutzen. Dazu kommt, daß der Maulwurf den Erdboden gewissermaßen durchpflügt und lockert, so daß an vielen Stellen die Luft in die Erde eindringt; und solche Durchlüftung des Bodens, die allerdings auch die Regenwürmer sehr ausgiebig besorgen, denen der Schwarze nachstellt, ist dem Pflanzenwuchs, wie jeder Landwirt weiß, von besonderem Vorteil. Auch die Durchwässerung des Erdreichs wird durch die Röhren befördert. Bloß im Ziergarten kann man den Wühler nicht brauchen; da wird ihn jeder vertreiben — vertreiben, nicht töten, denn den Galgen hat der schwarze Geselle nimmer verdient. Grüne Stengel von Holunder (Sambucus) in seine Gänge



O. Grabham. *Yorkshire (England), Juli 1905.*

Falle mit gefangenem und aus der Erde herausgerissenem Maulwurf.

gesteckt oder Spreu mit Schwefel und Harz getränkt und brennend in den Maulwurfshaufen gestoßen, mit Petroleum getränkte Lappen, wohl auch Heringsköpfe in die Erde vergraben, sind sichere Mittel, den Maulwurf von dem Blumen= oder Teppichbeet fernzuhalten, in das er zum Ärger des Gärtners sein Jagdrevier verlegt hat. Das empfindliche Näschen nimmt Anstoß an solchen Gerüchen, die ihm die Witterung seines Wildes auf weiten Umkreis völlig rauben. Auch kann man um kleinere Beete anderthalb bis zwei Fuß tief Dornen und Glassplitter eingraben; das vergrämt den Maulwurf sofort; sein empfindliches Schnäuzchen sich blutig stoßen, ist das Ärgste, was ihm passieren kann.

Ein Meisterwerk der Natur ist dieses rüsselartige Schnäuzchen, das weit nach vorn den Mund überragt; frei läßt sich's bewegen, so daß der Maulwurf nach allen Richtungen hinschnuppern kann, ohne den zugespitzten Kopf auf dem kurzen Hals auch nur im geringsten zu wenden. Die Nasenlöcher stehen am Ende des Rüssels und sind nach unten gerichtet; doch sobald sich die oberen Partien der verlängerten Schnauze nur ein wenig verkürzen,

wenden sich diese ewig beweglichen Windfänge aufwärts und melden so ihrem Träger, ob sich über oder unter dem Erdstollen, ob links oder rechts ein Wurm, ein Engerling oder eine andere Larve versteckt hält. Das Geruchsorgan ist von einer Feinheit, die uns Menschen ganz unverständlich erscheint — Versuche an gefangenen Maulwürfen lehren es deutlich. Aber das ist nur die eine Funktion dieses Organs; es hat noch andere Aufgaben. Ein zartes Werkzeug zum Tasten stellt das schnuppernde Schnäuzchen zugleich dar. Der



O. Grabham. *Yorkshire (England), Juli 1905.*

Junge Maulwürfe im Nest, 3 Tage alt.

Maulwurf spürt deutlich und leicht auch die geringste Erschütterung, die das in der Erde hausende Getier durch Nagen und Bohren erzeugt; er schmeckt gewissermaßen die Gegenwart all der Würmer, Asseln und Larven, noch ehe er die Beute mit seinem Rüssel berührt hat. Dieser ist, um den Tastsinn noch zu verfeinern, an der Spitze ganz nackt; doch ein wenig dahinter befinden sich längere Spürhaare. Aber die Lösung des Rätsels ist unter der äußersten Hautschicht zu suchen; dort liegen eng beieinander zahlreiche Nervenendkörperchen oder Fühlwärzchen, die auch ein ganz leises Zittern des Bodens anzeigen und im Verein mit dem feinen Geruchssinn dem Maulwurf melden,

wo ein Leckerbissen sich darbietet. Wie die Schnepfe von Zeit zu Zeit in den weichen Boden der moorigen Wiese ihren fein empfindlichen Schnabel stößt und so alle Bewegungen des Gewürms in der Erde ganz deutlich wahrnimmt, so vermittelt der Rüssel dem Maulwurf jede Erschütterung des Bodens, und sei sie noch so gering; den feinen Geruchssinn aber hat der unterirdische Wühler noch extra vor dem Vogel voraus. Aber auch am Graben beteiligt sich das zugespitzte Ende des keilförmigen Kopfes; durch einen federnden



O. Grabham. *Yorkshire (England), Juli 1905.*

Junge Maulwürfe im Nest, 14 Tage alt.

Knochenfortsatz des Siebbeins im Innern des Rüssels wird dieser dazu geschickt, und wenn es gewiß auch bloß weicheres Material ist, in das dieser zarte Bohrer einzudringen vermag, während härterer Boden nur den krallenbewehrten Schaufelhänden weicht, bei deren Tätigkeit sich Kopf und Rüssel zurückziehen, so leisten doch diese im Emporstoßen der Erde das meiste; wie eine Schaufel bohren sie sich unter die gelockerten Stoffe und werfen mit Kraft das Material in die Höhe, das im Weg liegt und am weiteren Vordringen hindert.

23*

Wie schnell der Maulwurf sich selbst in festeren Boden einzugraben vermag, wie hurtig er seine Laufgräben baut, ein lebendiger Erdbohrer, das hat jeden Beobachter in Erstaunen gesetzt. Eine Stunde tüchtiger Arbeit, und um fünf bis zehn Meter hat, je nach der Beschaffenheit des Bodens, die unterirdische Röhre an Länge gewonnen. Aber die Natur hat den Wühler auch mit Werkzeugen ausgestattet, wie sie kein Techniker praktischer hätte erfinden können. Statt der Vorderfüße gab sie ihm zwei wirkliche Hände, breit und gedrungen, fünf kurze, durch eine Haut miteinander verwachsene Finger daran, die in spitzen, schaufelförmigen Krallen endigen, so recht geeignet zum Kratzen und Schaben; dazu liegt dem Daumen noch extra eine sichelförmige Scharrkralle an. Nach außen und rückwärts sind die Innenflächen dieser Arbeitspratzen gerichtet, der kleine Finger nach oben gekehrt; mit einem Schlage fördern sie soviel Erde zur Seite, daß der walzenförmige, nach hinten etwas verjüngte Körper Platz findet. Kurz gestielt sind die Schaufeln; Ober- und Unterarm ganz im Pelze verborgen, nur die rosige Hand schaut hervor. Und wie fest sind die Schultern gebaut, die Schlüsselbeine dick und verkürzt, die Schulterblätter lang, einen großen Teil des Brustkorbs bedeckend, das Brustbein kräftig und am vorderen Ende verlängert. Aber am auffälligsten sind die starken, bisweilen wulstartigen Vorsprünge und Höcker an all diesen Skeletteilen, besonders am Unterarm, wo die kräftigen Muskeln ansetzen, welche die Schaufeln bewegen; ja auf der Mitte des Brustbeins erhebt sich eine Art Kamm, wie bei den Fledermäusen und Vögeln, um den starken Brustmuskeln Raum zur Entwicklung zu bieten. Die hinteren Extremitäten sind natürlich ganz anders gebaut; sie haben den Körper nur vorwärts zu schieben: gewöhnliche behaarte und sohlengehende Füße, wie sie Mäuse und Ratten besitzen; aber das Kreuz von besonderer Festigkeit, denn es hat beim Vorwärtsschieben das meiste zu leisten, die Hüft- und Sitzbeine stabförmig und parallel zur Wirbelsäule gerichtet, mit der sie ihrer ganzen Länge nach verwachsen sind, um sie zu stützen; vielleicht stemmt sich selbst das kleine, zwei Zentimeter lange Schwänzchen mit ein, den Körper vorwärts zu schieben.

Mit dem unterirdischen Leben hängt aber noch manche andre Einrichtung aufs engste zusammen. Da sind zunächst die winzigen Augen, nicht größer als ein Rübsenkorn, ganz versteckt in dem Fellchen, daß man sie gar nicht bemerkt. Sie werden nur gerade ein wenig Licht und Dunkelheit zu unterscheiden vermögen; denn ganz blind, wie die Leute glauben, ist unser Maulwurf wohl nicht, obschon seine Augen wahrscheinlich keine Bedeutung für ihn besitzen. Nutzlos sind sie in den finstern Gängen, die ja tagsüber nur ganz ausnahmsweise einmal mit dem Lichte des Tages vertauscht werden. Wie hinderlich wären hier bei der Wühlarbeit freiliegende Augen, allezeit dem eindringenden Staub ganz schutzlos preisgegeben! Eine Abart unseres



Douglas English. *Vivarium.*

Alter Maulwurf.

Maulwurfs wird der „blinde Maulwurf" (T. coeca) genannt; seine Äuglein, noch kleiner, sind sogar unter der freien äußeren Haut geborgen, daß ihr Träger ganz gewiß nichts zu sehen vermag. Dieser Maulwurf ist mehr in Südeuropa zu Hause, in Griechenland, Dalmatien, Italien, der südlichen Schweiz und in Südfrankreich; in Oberitalien kommen beide Formen zusammen vor. Es scheint aber nicht gerechtfertigt zu sein, einzig wegen ihrer absoluten Blindheit diese ultramontanen Maulwürfe zu einer besonderen Art zu stempeln. Bei den Goldmulls, die sämtlich in afrikanischer Erde wühlen, ist das Sehorgan gleichfalls völlig funktionslos, nur $^1/_2$ Millimeter beträgt der Durchmesser ihres winzigen Augapfels; von einer millimeterdicken Haut wird er bedeckt.

Um so besser scheint der Gehörsinn des Maulwurfs ausgebildet zu sein. Freilich eine Ohrmuschel fehlt völlig; ein solcher Schallfänger ist aber auch nicht nötig, denn Erde leitet den Schall weit besser als Luft. Das äußere Ohr verkümmert ja schon bei den Tieren, die sich nur hauptsächlich in dunklen Höhlen oder im Wasser aufhalten, wie Murmeltier, Otter, Robben, Seehunde u. a.; einem so ausgesprochenen Wühler aber, wie dem Maulwurf, würden selbst kleine Ohrmuscheln hinderlich sein, auch würden sie höchst unangebrachte Fangtrichter für die Erdkrümchen darstellen. Aus diesem Grunde sind die



Douglas English. *Vivarium.*

Maulwurf, einen Regenwurm fressend.

Ohröffnungen, die ganz versteckt im dichten Pelz liegen, durch eine Hautfalte verschließbar. Selbst das Fell ist in seiner Art für den unterirdischen Minierer und Bohrer recht geeignet; weder Erdteilchen, noch Nässe haften an dem kurzen, weichen Pelz, der den ganzen Körper mit Ausnahme der Pfoten, der Sohlen, der Rüsselspitze und des Schwanzendes bedeckt. Der feine kurzhaarige Samtplüsch kommt nie aus der Ordnung, ob sein Träger sich in der engen Röhre vor- oder rückwärts bewegt; denn ein sog. „Strich" fehlt dem Haarkleid, auch findet sich nirgends ein „Wirbel". Und die schwarze, monotone Farbe ist günstig gewählt, da es doch vorkommt, daß der Troglodyt zu nächtlicher Stunde einmal die Erdoberfläche besucht; da hat er eine unsichtbar machende Tarnkappe an, die ihm in der schwarzen Tiefe allerdings nicht nötig ist. Übrigens sehen nicht etwa alle Maulwürfe gleichmäßig schwarz aus; denn die Farbe des Plüsches, das ist bekannt, fällt bei jedem Stück immer etwas verschieden aus. Hier spielt das Schwarz, fast metallisch glänzend, ins Blaue, dort mehr ins Braun oder Gelbliche; nicht selten findet man silbergraue, perlgraue und selbst fleckige Spielarten. Auch ganz weiße oder isabellfarbene Albinos kennt man, und die Jungen besitzen immer eine etwas hellere, mehr aschgraue Farbe. Meist sind Lippen, Füße und das Schwänzchen lichter behaart, als der übrige Körper, auch stehen an diesen



Douglas English. *Vivarium.*

Maulwurf.

Stellen die Härchen nur spärlich; sonst aber ist die Unterseite, selbst zwischen den Füßen, ebenso dicht behaart wie der Rücken.

Noch manche andere Anpassung an die verborgene Lebensweise in der Erde lehrt die äußere Gestalt und die innere Organisation des Maulwurfs. Der spindelförmige Körper, dessen größter Durchmesser in der Schultergegend liegt, ist geeignet, durch enge Röhren zu schlüpfen; an dem zugespitzten Kopf ragen die schwachen Jochbögen nicht über die breiteste Schädelstelle hervor, sie würden sonst bei der Bohrarbeit hinderlich sein; die Halswirbel überdecken einander zum Teil, auf Beweglichkeit kommt es hier ja weniger an, als darauf, für den Kopf ein festes Widerlager zu schaffen; der Schwanz ist ganz reduziert, für seinen Träger ist er ja fast wertlos; die Oberlippe zeigt eine Hautfalte, die sich fest gegen die Unterlippe anlegt, den Mund bei der Hantierung vor eindringender Erde zu schützen. So ausgestattet, leistet der Maulwurf in der Tiefbautechnik geradezu Staunenswertes, ja seine eigentliche Wohnung ist bisweilen ein vollendeter Kunstbau. Sie liegt 50 bis 60 Zentimeter unter der Oberfläche, meist an einer schwer zugänglichen und verborgenen Stelle, unter einem Erdhaufen, einer Mauer, zwischen und unter kräftigen Baumwurzeln u. dergl. Einen reichlich faustgroßen, runden oder

mehr flaschenförmigen Kessel stellt sie dar, der oft mit einem ganzen System von Röhren umgeben ist, die als Notausgänge bei drohender Gefahr fast absolute Sicherheit bieten. Gewöhnlich läuft ein größerer kreisförmiger Gang in einer Entfernung von 15 bis 25 Zentimeter rings um die Kammer, die, mit Laub, Moos, Getreidepflänzchen, Stroh u. dergl. ausgepolstert, zum Lagerplatz und auch zur Kinderstube dient. Häufig freilich, besonders wenn der Maulwurf in lockerem Torf oder wenig bindigem Sande gebaut hat, fehlt dieser Rundgang. Von dem Kessel strecken sich mehrere, manchmal acht bis zehn einfache oder verzweigte, ziemlich horizontale Gänge strahlenartig nach allen Richtungen hin; die meisten von ihnen vereinigen sich früher oder später zu einem gemeinsamen Stollen, der sog. „Laufröhre", die nach dem Jagdrevier des unterirdischen Bewohners führt. Auch aus der Tiefe der Kammer senkt sich gewöhnlich noch eine Sicherheitsröhre abwärts, die aber bald im Bogen wieder aufsteigt und gleichfalls in die Laufröhre einmündet. Die Wände sind überall dicht, sauber und glatt; denn der Raum wird hier nicht immer dadurch gewonnen, daß der Maulwurf den Boden aufwirft, sondern mit seinem Körper drückt und preßt er die Erde zusammen, und er drängt auch das Dach auf diese Weise nach oben, daß es sich ein wenig über die Erdoberfläche wölbt. Auch die Laufröhre, die vielleicht 30, selbst 50 und 60 Meter lang und so weit ist, daß sich der Maulwurf in ihr bequem umdrehen kann, zeigt solch sorgfältig geglättete Wände. Durch Erdhaufen an der Oberfläche würde das Tier diesen wichtigsten Teil seines Baues zu leicht verraten; nur der geübte Beobachter merkt an dem sanft eingesenkten Boden und den kümmernden Gewächsen, wer 30 bis 50 Zentimeter darunter sein Wesen treibt. Ist der Boden besonders günstig, d. h. milde, bindig und tiefgründig, daß er sich gut bearbeiten läßt, so legt der Maulwurf seinen Kessel ziemlich tief, und es bleiben dann auch über der Wohnung noch manche Gänge, die ursprünglich nur angelegt wurden, um Erde nach außen zu schaffen, bestehen. Sie werden wohl gelegentlich noch benutzt; in den meisten Fällen aber sind sie verschüttet.

Einen großen Teil des Tages verbringt der Maulwurf schlafend in seinem Kessel, der ihm Ruhe und Sicherheit gewährt. Luft dringt von oben durch die feinen Spalten und Ritzen hindurch, und zu einer Pfütze oder einem Bach gräbt sich der unterirdische Burgherr wohl auch einen Gang; doch bedarf er bei seiner Fleischnahrung nur selten eines Schlucks Wasser. Aber dreimal am Tag, morgens, mittags und abends — der Maulwurfsfänger behauptet, dies ganz genau zu wissen — eilt der Regenwurm- und Engerlingvertilger nach seinem Revier, so daß er also täglich sechsmal seinen Weg durch die Laufröhre nimmt, wo er sich auf den Sohlen der trippelnden Hinterfüße und dem Innenrand, also der Daumenseite seiner Grabhände sehr schnell und sicher bewegt. Sein Jagdgebiet durchwühlt und durchstampft er nach

allen Richtungen in unzähligen Röhren, die sich verzweigen und kreuzen. Täglich werden sie um neue vermehrt, besonders in der kalten Jahreszeit, wenn die Nahrung knapp ist; denn immer ist der Unersättliche bemüht, seine Herrschaft noch zu erweitern. Diese wagrechten und wenig tiefen Nahrungs- oder Jagdgänge sind mehr nur für den Augenblick berechnet; sie stürzen bald wieder zusammen, denn ihre Wände werden nicht festgedrückt, sondern die Erdmassen befördert der Wühler, sobald sie sich in den Gängen häufen, mit Kopf und Hals an die Oberfläche. Doch ist der Maulwurf bei dem Emporstoßen fast immer so vorsichtig, etwa handtief unter dem Boden zu bleiben. Richtung und Ausdehnung des Jagdgebiets zeigen die aufgeworfenen Erdhügel an. Nährt das Revier seinen Besitzer nicht mehr genügend, so wird vom Kessel aus eine neue Laufröhre nach einer andern Richtung getrieben, wo sich der Jäger reichere Beute verspricht. Nur wenn die Wohnung mitten in den Jagdgründen liegt, was jedoch bloß ausnahmsweise der Fall ist, bedarf es solcher Laufröhren nicht; dann genügen kurze strahlenartige Röhren. Ist der Maulwurf gesättigt, so kehrt er nach seinem Kessel zurück und ruht schlafend von den Mühen der Jagd aus.

Ein mürrischer, bissiger Einsiedler ist der schwarze Bewohner des Erdreichs; kein Tier leidet er in seinem Gebiet. Im Winter folgt er den Engerlingen und andern Larven in die frostfreie Tiefe; denn einen Winterschlaf hält dieser Insektenfresser unsrer Heimat ebensowenig wie sein kleiner Verwandter, die Spitzmaus; das überläßt er dem Igel, für den die Nahrungsquellen im harten Winter versiegen. Auch in regenarmen Sommermonaten, wenn die Erde fußtief austrocknet, verlegt der Maulwurf seine Jagdgründe tiefer; doch kommt er um diese Zeit nicht allzuselten aus seinen Gängen hervor, um an der Oberfläche nach einer Beute zu schnuppern. Übrigens behauptet man allgemein, daß der Maulwurf sich auch Vorräte für die teure Zeit sammle, wie weiland Joseph im Lande Ägypten; er lege im Herbst an der tiefsten Stelle seines Baues oder in den Wänden der Gänge, die unmittelbar an seine Wohnung stoßen, gewissermaßen Regenwurmmagazine an, und weil er nie verwesendes Aas frißt, sondern stets frisches Fleisch haben will, zerbeiße er die armen Opfer so, daß sie nicht recht leben und nicht recht sterben, auf keinen Fall aber entfliehen können. Er reißt ihnen einige Glieder vorn am Kopfende auf, namentlich den ersten Ring, den sog. „Kopflappen", der den Regenwürmern dazu dient, sich in die Erde einzugraben. Man will Hunderte, mitunter ein ganzes Kilogramm, ja noch mehr auf diese Weise verstümmelter Würmer in den Wänden seiner Wohnung eingemauert gefunden haben, gewöhnlich sieben bis acht in einem Knäuel vereinigt. Sie können sich nicht rühren und leben doch; gelähmt sind sie, gewiß weniger durch den Biß selbst, als durch den für sie giftigen Speichel des Maulwurfs, der durch die kleine Wunde in ihr farbloses Blut gelangt.



R. Kearton. *Juni 1909.*

Maulwurf im Haarwechsel.

Daß ein solch mürrischer Einsiedler und Egoist kein gemütliches Familien=leben führt, versteht sich von selbst. Mit seinem Weib, das er sich nach harten Kämpfen erobert hat – denn es scheint allezeit mehr Männchen als Weibchen zu geben – lebt er bloß ein paar Tage in Frieden. Und die Erwählte ergibt sich nur der Gewalt; sobald sie es vermag, entweicht sie dem tyrannischen Gatten, der sie wie ein eifersüchtiger Ritter Blaubart be=wacht, und gräbt sich einen eigenen Bau, wo sie der Geburt ihrer Kinder entgegensieht. Der Vater darf die Kleinen nicht finden; er würde sie fressen und die Mutter mit ihnen, falls es ihr nicht gelingt, den Mann mit seinen kannibalischen Gelüsten selbst totzubeißen und zu verzehren. Vier Wochen nach der stürmischen Hochzeit, die im März oder den folgenden Monaten bis zum Juli stattfindet, liegen drei bis fünf Junge an den Zitzen der Mutter. Bohnengroß und nackt, ganz unbehilflich und unfertig sind sie, aber dabei wohlgenährt. Wie kleine vollgestopfte Säckchen sehen sie aus, faltig die rosige Haut; nur das Schnäuzchen, die kurzen Breithände und die runden Hinter=füßchen schauen aus dem Körper hervor: Elefantenalbinos im winzigsten Maßstab! Wenn sie entwöhnt werden sollen, schleppt die Mutter Regenwürmer und Kerbtiere herbei und verfüttert sie in Stückchen ihren schnuppernden



O. Pfaff. *Breitingen, Mai 1910.*

Maulwurf, sich einwühlend.

Kindern. Droht eine Gefahr, so trägt sie die kleinen Säckchen im Munde nach einer andern, in größter Eile gegrabenen Höhlung; besonders Überschwemmungen sind es, die manchmal im Sommer die Kinderstube bedrohen.

Ein bis zwei Monate bleiben die Jungen bei der zärtlichen Mutter; zuerst wächst ihnen das zartgraue Plüschröckchen am Kopf und am Rücken, später hüllt es das ganze Persönchen bis auf Hände und Schnäuzchen ein. Diese Teile bleiben zeitlebens ohne Bekleidung; denn für einen Tiefbauarbeiter taugen Handschuhe nicht, und wer seine Nase immer gebraucht, wäre töricht, sie in einem Plüschfutteral zu verbergen. Unter der Führung der Mutter lernen die Kleinen, selbst im Revier nach Engerlingen und Würmern zu jagen, und wenn sie dann so weit sind, daß die Alte denkt: nun ist es genug, geht jetzt eure eignen Wege! da pufft sie die Kinder weg, beißt auch nach ihnen, daß sie quiekend aufschrein und will nichts mehr von ihnen wissen. Sie graben sich nun ihre eignen Wohnräume, gewöhnlich noch wenig geschickt und der Oberfläche ganz nah, und beginnen, ein jedes für sich, das Einsiedlerleben, wie es die Eltern, die sich mit niemand vertragen, jahraus, jahrein führen. Der Mutter aber, der sich der Vater oder ein anderer Maulwurf der Nachbarschaft wiederum naht, erwachsen von neuem Freuden



Douglas English. *Vivarium.*

Maulwurf.

und Sorgen: noch ein zweites Mal kommen drei, vier oder fünf Kinder zur Welt, und sie wollen wieder gesäugt und erzogen sein. Erst im nächsten Frühling sind die jungen Tiere völlig erwachsen; dann baut sich jedes an geeigneter Stelle eine unterirdische Burg mit Laufgräben und Sicherheitsröhren – niemand hat es ihnen gezeigt, wie man's macht, die Baukunst liegt ihnen im Blut – und zur passenden Zeit trägt jedes Sorge, daß die edle Zunft der unterirdischen Jäger im dunklen Samthabit sich dauernd erhalte und der Kreislauf des Lebens sich stetig erneure von Geschlecht zu Geschlecht.

Nicht überall kann der Maulwurf seine Wohnung gründen, nicht überall sein verborgenes Gewerbe betreiben. Sandiger Heideboden, der keinen Halt hat, sagt ihm ebensowenig zu, wie ein steiniger Acker. Sumpfland meidet er stets; aber auch wo die Erde im Sommer tief ausdörrt, verschwindet der Maulwurf. Ebenso weicht er dem hohen Norden, dessen Winterkälte den Boden bis zu größerer Tiefe erstarren läßt. In Großbritannien reicht sein Verbreitungsgebiet nur bis zum mittleren Schottland, in Skandinavien bis zum südlichen Schweden; im nördlichsten Asien kennt man ihn nicht, aber nach Osten ist er bis zur Lena und zum Amurgebiet vorgedrungen. In



Douglas English. *Vivarium.*

Maulwurf.

Südeuropa, z. B. in Mittel- und Süditalien, in Griechenland und südlich des Kaukasus wird er von der blinden Abart vertreten. Ströme setzen ihm keine Grenze; er durchschwimmt sie geschickt, die Hände als Ruder gebrauchend, obgleich er das Schwimmen niemals gelernt hat. Nur hohe Gebirge und Meeresarme vermag er natürlich nicht zu überwinden; in Irland z. B. wird man auf den grünen Wiesen nie einen Maulwurfshaufen erblicken. Freilich die weitere Familie Maulwurf (Talpa) ist sehr verzweigt. Neben unserm europäischen Wühler kennt der Zoologe noch wenigstens achtzehn Arten, die ganz Europa, Nord- und Mittelasien bis zum Himalaja, im Osten bis Japan und Formosa bewohnen; aber auch in Nordamerika südlich bis Mexiko ist die Familie der Maulwürfe durch besondere Arten vertreten. Dagegen fehlen diese unterirdischen Säuger in Südamerika, Afrika, Australien, auf Neuguinea sowie den polynesischen Inseln.

In der alten materia medica spielt auch der Maulwurf keine ganz unbedeutende Rolle. Seine Pfoten, zu Asche verbrannt und zerstoßen, seine Galle, sein Gehirn und sein Fett waren gut gegen allerlei Gebresten der leidenden Menschheit; sein Fell, auf die Backe gelegt, stillte die „Zahnpein", und daran ist gewiß etwas Wahres; denn Wärme leistet bei solchen Schmerzen

oft vortreffliche Dienste. In Redensarten und in Vergleichen begegnet man dem griesgrämigen Einsiedler, der im Verborgenen seine Wühlarbeit treibt, gar nicht selten. Ein Mensch, der andre heimlich verhetzt, wird gern als „Maulwurfsseele" bezeichnet, ebenso ein finsterer Geist, der im Banne mittelalterlichen Aberglaubens dahinlebt. „Brav, alter Maulwurf! wühlst du hurtig fort? O trefflicher Minierer ...", sagt Hamlet zum Geist, der seine Stimme aus der Tiefe erschallen läßt (Hamlet 1, 5).

Neben den Naturwissenschaftlern haben sich aber auch die Germanisten eifrig mit dem Maulwurf beschäftigt, freilich nur mit seinem seltsamen Namen. Im Mittelhochdeutschen hieß er moltwerfe oder multwerf, d. h. der die lockere Erde (mhd. molte) aufwirft. Dies Wort wurde im dreizehnten Jahrhundert zu mulwerf, dann neuhochdeutsch zu maulwerf oder, wie Luther schreibt, zu maulworff (3. Mos. 11, 30 und Jes. 2, 20). Dazu war das Wort moltwerfe wahrscheinlich ursprünglich nur einer bestimmten Gegend eigen, während die allgemeine Beziehung für das Tier scero lautete – noch heute nennt der bayrische und der alemannische Bauer den Maulwurf „Schermaus". Nach und nach verbreitete sich aber der Name moltwerfe (althochdeutsch moltwerfo); er wurde in den Landstrichen, denen der Ausdruck molte = Erde fremd war, mißverstanden und schließlich zu unserm heutigen „Maulwurf" verstümmelt.

Vor einigen Jahren drohte der Sippe der unterirdischen Dunkelmänner eine große Gefahr. Die Mode schien sich ihrer hübschen Pelze bemächtigen zu wollen – man muß sagen, an sich kein schlechter Geschmack; denn welches andre Pelzwerk besitzt bei solcher Leichtigkeit eine gleiche Dichte und Feinheit der Haare? Besonders russische und sibirische Maulwürfe mußten ihr Fell lassen, aber auch unsern deutschen Landsleuten ging man zu Leibe; denn wenn die Mode einmal etwas will, läßt sie sich durch keine Vernunftgründe abbringen. Aber die Sache muß doch zu kostspielig gewesen sein, weniger die Fellchen selbst, als die Bearbeitung und Zusammensetzung der winzigen Stücke; mehrere hundert bedurfte eine Dame zu einem Mantel oder Umhang! Dafür konnte man sich auch kostbares Pelzwerk leisten, zumal „Maulwurf" neben Nerz und Zobel doch nicht recht anerkannt wurde. So ließ die Mode von den schwarzen Gesellen; ganz plötzlich war's aus, die Nachfrage, das Angebot und das sinnlose Morden. Und das ist gut so; denn hundert lebende Maulwürfe sind für die Volkswirtschaft besser, als der wertvollste Pelz.

Das „Murmeltier".

Von Fritz Bley.

Die Mur-Mannd'ln.

Über die letzten grünenden Bergstufen des Draunsertales, die letzten breiten und schwärzlichgrauen Felsbänder des Val de Marmotta schaut feierlich und ernst wie der eisige Tod, erhaben wie die schweigsame Ewigkeit der Ferner des Dens di Midi herab auf ladinische Dörfer in entlegener Hochtaleinsamkeit und deutsche Städtlein im Tale der eisigklaren Ache, wo der letzte Weinstock sich an altersgraues Burggemäuer schmiegt. Wenn der Morgen naht, kündigt ihn an der Ostwand ein bläulicher Schimmer an, der alsbald durch lichtes Violett in zartes Rosa übergeht. Und wenn abends die sinkende Sonne die Westwand mit letztem Scheideblicke anstrahlt, so erscheinen ihre tagesüber samtweich schimmernden Hänge wie in Blut getaucht und leuchten noch lange, lange in das tiefe Schwarzblau des Nachthimmels hinein wie flammende Wahrzeichen der Freiheit dieser Berge.

Zu solcher Stunde schaut wohl selbst der gegen die Schönheit seiner Heimat äußerlich abgestumpfte Talbauer einmal andächtig auf zu diesem Opferaltare des Lenkers der Welt. Aber wenn die Mittagssonne, die dem Ferner den Namen gab, seinen Schatten über den Frillensee im Kar an seinem Nordhange hinwirft und gegen Welschland hin der Kalkriese im grauweißem Dunst erflimmert, dann fragt niemand nach den Geheimnissen der einsamen Welt des Dens di Midi.

Die Ersterſteigung seines Gipfels ist so lange her, daß kein Bergsteiger mehr ihn erklimmen mag. Und das Geröll an seinem Fuße erscheint so leblos, so geschichtslos, so urgleichgültig, daß kein Mensch im Tale nach seiner Entstehung fragt. Wie Tropfen der Ewigkeit fällt im Sonnenbrande der Steinschlag. Zuweilen rieselt es in den Ritschen, die von den Füßen des Ferners sich in die Hochkare hinabziehen ... Und im Sturmwetter gehen zuweilen wilde Steinmuren herab, die alles mit sich fortreißen, was droben der Wut des Windes grünend trotzte: Laatschen und Lärchen, dunkelbuschige Zirbelkiefern und erstorbene graue Stämme mit bärtigem Flechtenzeug. Nur der Gamsjäger eilt flüchtigen Fußes über diese trügerische Geröllwüste hin und die Wurzenlies kraxelt an den Ritschen und Bändern herum, um zur Sommerszeit Edelweiß und Edelraute, im Frühjahre Kräuter von geheimnisvoller Kraft zu sammeln. Hier oben ist der Lies ihr Reich, der richtige Teufelswurzgarten. Hier wächst das Totenveilchen Sinngrün neben dem

Allmannsharnisch, der dich hieb- und schußfest macht. Hier blüht an schattiger Stelle die gelbe Gamswurz, mit der kranke Gambserln sich alle Gebrechen ausheilen – nur die Räude nicht, gegen die kein Kraut gewachsen ist! Hier wächst die Hirschwurz und die von alters her berühmte „kaiserliche" Meisterwurz, die gegen Vermeinung und schwarzen Tod ist und sogar dem alten Manne wieder aufhilft – so sagt die Wurzenlies.

Mancher Wilderer hat hier oben seine Seele dem Teufel verschrieben. Ist es ein Wunder, daß der Lies ihr einziger Enkel, der Sepp, es ebenso macht? Er ist ein Tagedieb und Nichtsnutz, der an gar nichts glaubt und der Lies ihre alten Geschichten schändet und für Lugeng'schmalch erklärt. Zornig fährt sie ihn an:

„Und wann's noch so dottelt daherred'st, wahr ist's do! Oder will'st epper a nöt glaub'n, daß die Berg-Wichtln hausen daheroben, die damischen Mur-Mannd'ln, die da umanandflitzen, daß a jed's meinen kunnt, den g'hörnten Greanäugl sein extriger Schlupfwinkel sei dahier, wo's mehrschlimm zugeht?"

„Ui jegerl, Frau Muatter, ui jegerl! Jez schau oans: die Heiden-Mannd'ln dös san ja – hihihi! – dös sein ja Murmentl'n!"

„Na, na, vor söllen Viechern d'erschreck i nöt! – Zum Lachen wär's, wann i die Murmentl'n nöt kennen tät! I sag dir, bet g'schwind a Vaterunser, bal's die Manndl'n siagst, daß dir's nöt überzwerch kimme! Jez geh zuwi, du Bosnickel! Schamst di net a weng? Hast's epper verlernt, der Muatter aufz'helfen? Wann i decht nöt im Witsch aufkimm, nacha hat si's g'feit!"

Gelassen hilft der Bub der Mutter in die Höhe; und als die Lies, unter der Last ihrer Kraxe gebeugt, hinabsteigt zum Karsee, von wo der Weg nach Durnstein führt, schlägt er vor Übermut ein Rad. Dann geht er in die Kniebeuge und juchzet der Alten einen „saft'gen Lurler" nach: Ju hu huhu! – Dulliähdihüh hodlidüh!

Totlachen möchte er sich über den Aberglauben der Mutter und über die dalketen Geschichten! Aber den Berg-Mannd'ln, denen will er doch einmal auflauern, wenn der Sommer erst da ist! Jetzt schlieft er in seine Kraxenriemen und springt hinter der Mutter drein, die er bald wieder erreicht. An einem Steine gerade über der Stelle, wo die Schwarzache mit tollen Sprüngen sich in den Karsee stürzt, verschnauft und rastet sie ein wenig. Der Sepp fängt schon wieder an:

„Wetten wir mitanand, Frau Muatter, daß koa wiffer Bua vor Enkere Berg-Mannd'ln d'erschreckt?"

„Papperlapapp! Um so eppes wett i nöt! Maria und Joseph, wann's decht im Katechismus stünd, wie i dir Gischpel an Eichtel Glauben beibringen könnt!"



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu).*

Spielende junge Murmel.





M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'lbau in seiner charakteristischen Landschaft.

„Hihi Frau Muatter — unter an Stein wachst koan Gras nimmer!"

„I kunt di 'n Leller aus der Tschetter reißen, du Malefizbua du! Weißt's denn nöt, daß die Murment'ln verwunschene Menschen san? Da sein amoal zwoa Brüder ge'wesen — meinoad jez wird mir dei Gföppel bald z' rund! Zwoa Brüder san da g'wesen in Graun, Jakob und Bernard geheißen; die hab'n als wackere lebfrische Jager a Paar lebendige Murment'ln hoambracht vom Berg abi und ham's zahm gehalten in der Kammer. Als der Herbst kemma war, hab'n die Hutzl-Mannd'ln die Webermuizen z'sammenklaubt zu aner Liegerstatt und haben im Winter als wia tot g'leg'n, wie sie droben in die Berglöcher tuan. Aber in der heiligen Nacht, als alle Leut zur Mett'n gegangen waren, hat a stoanalt's Weiberl, die ganz alloanig dahoam blieben war, die Kammertür aufgemacht. Grad zur Mitternachtstund kamen die Murment'ln füri und taten oanen Pfiff. Und dann lagen sie wieder auf der Liegerstatt wie stoantot!"

„Ui jegerl, ui jegerl, Frau Muatter — sölle Geschichten glaub' i decht nie nöt! Hihihi!"

„A Lugenschlebs bist! Auf'n Schragen möcht'st mi bringen; auf dös bist alloanig aus!"

„Gehts zuwi, Frau Muatter, laßt mi inkeit!" lacht der Sepp lustig der Alten zu. Und die Lies stapft hinter dem Teufelsbraten, dem nichtsnutzigen, hinterdrein, dem sie doch trotz alles Scheltens und Greinens nicht herb sein kann. Denn sie muß an den Liebsten denken, der akkurat so war wie der Sepp, und an den Vater des Buben, ihren Lamberl, und an die alte längst verlorene Zeit. Halbverrüktes Zeug: im Zwielichte hellgeschaut, geträumt halbverstanden und aufgeschnappt, nachgeschwatzt und schließlich felsenfest geglaubt und zum Erlebnisse geworden! Der Bach neben ihr springt wie toll um wilde Gesteinsblöcke, und was er zischt und plauscht, klingt in die Erinnerung der Wurzen-Lies hinein.

Es ist schon so! Droben im Berge hausen die Mur-Mannd'ln. Wer sie vor ihren Höhlen hocken sieht, mag sie in ihrem dicken Pelze leicht für Putze oder Nörgge mit zottiger Kutte und Zwergenkapuze halten. Und wer von ihrem Schlafe im tiefen Berge hört, mag an verwunschene Zwerge oder wohl gar an Kaiser Rotbart tief im Schlosse des Untersberges denken, wo ihm der Bart durch den Tisch von Stein gewachsen ist und nur der Tropfen des Gesteins die Minuten der langsam nahenden und pfeilschnell enteilenden Zeit zählt. Droben an der Waldgrenze bei Durnstein ist solch eine Höhle. Solange der rauhe Wind noch über den Berg fegte und der Schnee über den Karboden seine wärmende Decke breitete, schliefen dort die Murment'ln ihren als Scheintod sich darstellenden Schlaf. Auf weiches Kraut gebettet, eng aneinander geschmiegt, lag die ganze zwölf Stück zählende Sippe wohl fünf Fuß tief unter dem Rasen und an die zwanzig Fuß weit

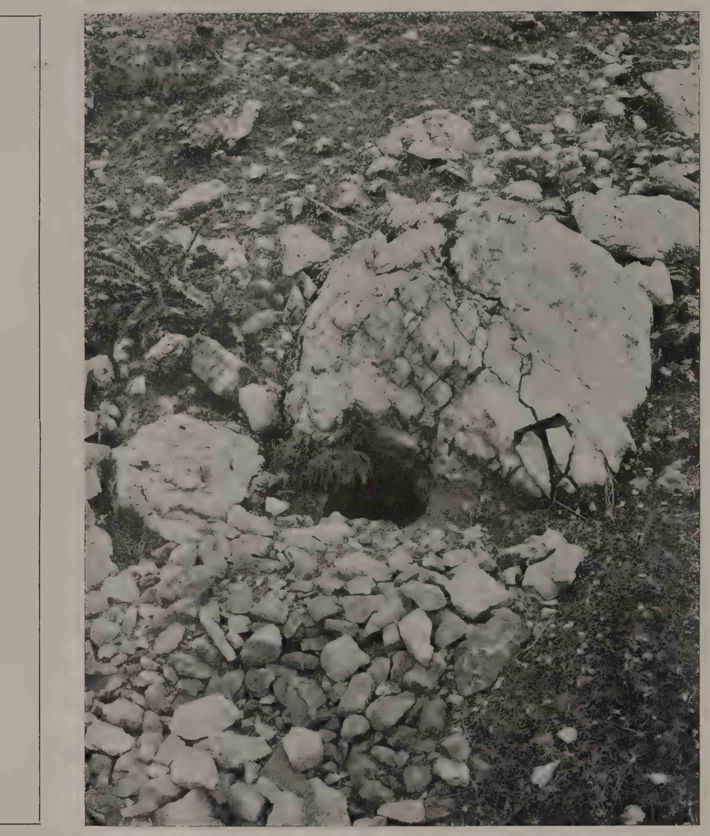


M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l-Äsungsplatz.

bergwärts in dem geräumigen Kessel des Winterbaues. Die ganze eirunde Höhle war im Herbste mit frischem Heu ausgepolstert und alle Eingänge waren fest verstopft, so daß den ganzen langen Winter eine mäßige Bergwärme in diesem Lager der Schläfer herrschte. In todesähnlicher Erstarrung ruhten die Murment'ln, den Kopf unter den Schwanz gesteckt, da. Kaum daß das kleine Herz in matten Schlägen pochte und die Lunge in der ganzen Schlafzeit so oft Atem holte, als zur Sommerszeit in zwei Tagen! Der geringe Blutzufluß zum Gehirn ließ das Leben dieser Winterschläfer dem einer Pflanze gleich erscheinen. Sie waren bei völlig leerem Magen und Darmkanal ganz steif, kalt und empfindungslos. Würde durch Wassereinbruch oder menschlichen Eingriff der Verschluß ihrer Höhle geöffnet und der Winterkälte Einlaß geboten sein, so wären die Scheintoten in den ewigen Schlaf hinübergeschlummert, ohne einen Schimmer von Bewußtsein oder Schmerzempfindung.

Aber heuer hatten sie Glück! Kein Gräber drang mit Hacke oder Karst in ihren Winterfrieden ein, und kein Schmelzwasser erreichte ihren Kessel. Als der Schnee zu tropfen begann und die Südhänge aperten, um sich mit den



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'lbau.

ersten Bergblumen zu schmücken, da kam ein seltsames Dämmern in die Gehirne der todesstarren Schläfer. Über die alte Katze* kam am ersten diese Auferstehung. Langsam stieg ihr Puls, sie besann sich allmählich auf ihre Lage, aber sie konnte die Glieder noch nicht gebrauchen. Erst als der Föhn draußen

* Die Weibchen der Murment'ln heißen im Volksmunde und in der Waidmannssprache „Katzen", die alten Männchen „Bären", die Jungen beiderlei Geschlechts „Affen". In Bayern heißt das Murment'l überhaupt „Mankei", was jedenfalls derselben Wurzel wie das englische „monkey" ist, das Affe bedeutet. Der Ursprung des Namens Murment'l ist unsicher. Wissenschaftlich heißt es „Arctomys marmota". Die Tessiner nennen es „Mure montana", die Savoyarden „Marmotta", die Engadiner „Marmortella". Vielleicht ist daraus „Murmeltier" geworden, ein sonst ganz unverständlicher und durch nichts gerechtfertigter Name.



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l-Äsungsplatz.

um Wipfel und Köpfe stürmte und in den Tälern den Widerstand örtlicher Winde in wilden Wirbeln und Windhosen brach, da drang sein wärmender Hauch in die Lungen der Schläfer und durch diese in das Blut und alle Adern. Schnobernd hob die Altkatze den Kopf, blinzelte, versuchte erst ein Tätzchen zu heben und dann das andere. Dann reckte sie sich, streckte und dehnte sich, scheuerte sich an ihrem Nebenschläfer, dem alten Bären, den Pelz und pfiff.

Das war um die Mitternachtsstunde. Draußen hatte der trockenheiße Föhn schon seine Wunder getan in einem Tage. Die alte Wurzen-Lies stöhnte Stein und Pein über das Zipperl und das kritische Luader, den Südwind. Scheu hatten die Gamsen die kühlen Gräben der Nordseite aufgesucht, die Rehe im Tale hatten sich mit Anzeichen von Angst und Miß-

behagen in enge Schluchten gestellt. Und an den Hängen hatte der Föhn die Schneewände zermürbt und zerbrochen, donnernd an den Lahnen die Lawinen hinabgestürzt und die Wildbäche randvoll bis zum Überfluten der Täler gebracht. Von hohen Felsstirnen, die sonst in brennender Sonne glotzend hinbrüten, gossen Schleierbäche hernieder, deren Nebel in Milliarden von mattglänzenden Perlen erschimmerten. Dumpf rauschend stürzte der eine in schwarzblaue Grottennacht hinab, wo sein Schaum in tief ausgewaschenem Kessel kreiste; ein anderer hing in vierteiligem Fetzenkleide am Gewände und gab seine zerrissenen Schleier dem wilden Südwinde preis.

Unten aber sammelten sich die zerstobenen Wasser und donnerten als geschlossener Bach um die Brückenpfeiler und Schutzmauern der Mühlen im Tale.

Dies in jedem Märzsturme sich wiederholende Lied von tosenden Strömen, hohl säuselnden Schleierbächen, donnernden Wassertreppen, heulender Windsbraut und geisterhaft pfeifenden Tauwinden weckt alljährlich die verzauberten Schläfer in den Winterbauen zu neuem Leben auf. Und dies neue Leben beginnt mit der Liebe.

Wenn das Blühen erwacht.

An den Hängen, an denen Hans Spielhahn rodelt, liegt noch der mürbe Schnee. Aber tiefer herab auf den Karböden saugt sich mit Wurzeln und Fasern das Blattwerk der Lenzboten an den wärmenden Mutterboden an. Zwischen flachem Gestein hat der Thymian sein dichtes grünes Polster ausgebreitet, aus dem an geschützten Stellen die südlich warme Sonne bereits die ersten kleinen Blüten hervorlockt, die den Schneeflocken gleichen. Steinbrech rüstet sich zum Bilden der ersten schüchternen Knospen, aus denen die hohe Blütenrispe aufsteigen soll, und die jungfräulichen Knospen der Almenrosen schwellen an, als wollte ihnen schon das braune Lodenmieder springen. Immer höher bergan zieht mit jedem Tage das grünsamtne Polster, der zarte Blauglanz der Moose und Steinfarne, immer kecker wagt sich in den Südspalten das weiche Lichtblau des Hornveilchens hervor.

Dort, an der dunklen vom Wurzelwerk bedeckten Gesteinsspalte, haben Alpensalamander ihre Winterherberge gehabt. Zuweilen kehrt der eine oder andere noch, lichtscheu und griesgrämig, dorthin zurück. Nur an feuchten Tagen kriecht er schwerfällig durch das dichte Kurzgestrüpp, um nackte Schnecken zu verschlingen oder nach Wicklerraupen zu schnappen. Hoch über ihm, am Fuße einer vom Frühlingswasser herabgewaschenen Laatsche, hat der Zaunkönig seine beiden Schlafnester, zwischen denen er mit keckem Wippen des Stelzschwänzchens und zornigem „Zerr zerr!“ hin und her witscht. Zu seiner Liebsten ist der Nimmerrast jetzt bald hingebend zärtlich, bald zänkisch; denn die Zeit des Baues kommt, und da ist er stets anderer Meinung



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Losungsplatz des Wachtmurment'ls.

wie sie, die nach seiner Auffassung keine Ahnung vom höheren Bauwesen hat. Legt sie ein Hälmchen quer, so will er es rundherum eingeflochten haben. Aber immer ist er gleich wieder lieb und gut und schmettert ein Lustiges hinaus in die schöne Frühlingswelt. Auch die gaukelnde Alpenblume droben am Geschröff, der farbenduftige Alpenmauerläufer, lüpft, wenn er die von der Sonne erwärmten Steinwände beklettert, die Flügel noch einmal so fröhlich. Denn die Liebe ist da, und gestern hat er sich das Jawort geholt von der Gefährtin, die nun Spalte um Spalte prüft, um den besten Fleck für das Nest ausfindig zu machen.

Und die in Todeserstarrung schliefen, mit leerem Magen, zusammengerollt, die Füße fest eingezogen, Augen, Mund und After festgeschlossen, in



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'lspur im Schnee.

derselben Lage wie einst als Frucht im Mutterschoße, die beginnen nun ein neues Leben. Aus ihrem Kugelpalaste von Gras, Bast und Moos, den sie mit Speichel speckblank poliert hatte, schlüpft die Haselmaus hervor; der Igel verläßt schnobernd sein Laublager, und das Murment'l kehrt langsam aus dem todesähnlichen Schlafe zur Lebensbetätigung zurück.

Sein erstes ist, den Zapfen aus dem Eingange zu seinem Winterbau fortzuräumen, um der lieben Sonne den Eintritt zu ermöglichen. Dann erst erwachen die müdesten der Schläfer. Steif und unsicher auf den Branten kriecht auch der Ähne dem Lichte zu, um vor der Mündung des Baues die zum Platzen volle Blase zu entleeren, in der ein wässeriger salzarmer Harn sich während des Winterschlafes angesammelt hatte. Das Geschäftchen geht



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'lspuren im Schnee.

langsam und schlecht von statten; denn die Vorsteherdrüsen sind auf ein Mindestmaß zusammengeschrumpft. Aber die warme Lenzluft und die Aufnahme saftiger Äsung wirken Wunder selbst bei dem uralten Ähne. Um wievielmehr bei dem stattlichen Hauptbären, dem Herrschgewaltigen der Sippe. Sobald ihm die Lunge die Wärme wieder zum Herzen und durch die Adern treibt, spürt er wieder die alte Vollkraft. Denn bis jetzt hat er wenig von dem Feiste verloren, mit dem er in den Winter hineingegangen war. Und bald schwellen ihm die Drüsen wieder kräftig an und strotzen von den Erregern wonniger und zornigwütender Lust, die Murk, den Hauptbären, unverträglich mit allen jungen Grasaffen, ja selbst mit dem Urähne, aber grobzärtlich zu allen jungen Kätzchen macht. Vor dem Bau geht der

Tanz hin und her; aber Murk duldet dies Spiel nicht lange, sondern jagt die ganze Sippschaft in seine Burg zurück, wo er die eine Braut in den Blindgang einsperrt, den er zustopft, um zunächst eine andere zu freien, deren Fell noch weicher ist. Da rumpelt und pumpelt es: ein Frechling will mit den langen Grabnägeln die eingemauerte Glattbalg befreien. Schlotterhose ist es, der unverschämte Dreijährige! Wütend läßt Murk sein Weibchen los und fährt auf Schlotterhose ein; aber auch der ist ein mutiger Geselle und empfängt den Angreifer mit zornigem Pfeifen. So gibt es im Bau einen Kampf auf Leben und Tod. Schwapp haut Murk ihm mit der Brante eine herunter; schwapp gibt Schlotterhose ihm einen Hieb von unten gegen den Magen, der nicht schlecht saß. Da wirft sich Murk mit aller Kraft auf ihn und sie packen sich mit den Zähnen, bis beide bluten. Aber keiner weicht, und der Kampf dauert fort, Biß auf Biß. Hin und her zerren sie sich, drücken und schieben sie sich, bis es endlich Murk gelingt, die Nase von Schlotterhose zu packen. An der zieht und zerrt er ihn eine Weile im Kessel herum, bis den jämmerlich Stöhnenden die Kraft verläßt. Dann stürmt er auf sein Liebchen ein, buddelt es heraus, schiebt, drängt und drückt die Spröde, bis sie sich endlich drein ergibt. Denn eigentlich war sie ja gar nicht abgeneigt, und er ist stark und heldentapfer. Solch einen Gebieter wünscht sich ja jede Glattbalg, und Murk ist feurig, wütend und stark. Sehr stark!

Trotzdem kann er es nicht hindern, daß auch Schlotterhose, der sich bald wieder erholt hat, bei einer älteren Katze heimliches Entgegenkommen im Blindgange findet.

Und als das wüste Treiben ein paar Tage gedauert hat, fällt auch der starke Murk völlig von Kräften ab.

Wenn die Katzen voll guter Hoffnung den Winterbau verlassen, ist der Bär nur noch ein Jammergerüst von Haut und Knochen. Auch Schlotterhose und die jungen „Affen" sehen dann elend zum Erbarmen aus. Es wird die allerhöchste Zeit, daß die ganze Sippe hinaufwandert auf ihre nun sich neu begrünenden Almen und dort den Sommerbau bezieht!

Auszug auf die Hochalm.

In der Frühe des nächsten Morgens, sobald der junge Tag heraufgraut, wird der Ausmarsch angetreten. Der Weg ist weit und gefahrvoll. In der Morgenfrühe schleicht um die Bauöffnungen der Alpenfuchs, der jetzt seine säugende Fähe mit frischem Wildbret versehen muß. Auch diese roten Räuber begnügen sich nicht mit einem Bau, und die Fähe hat gewiß schon ihre hochgelegene Sommerwohnung an den Matten bezogen, wo sie ihr Geheck wölfen wollte. Da heroben geht es knapper her für Reineke als unten im Tale, wo es honigschwere Bienenstöcke, unbewachte Hühnerställe, Forellen und Bachkrebse, Käfer und Wespenlarven, Mäuse, Hasen und duftige Roßäpfel



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l am Bau.

gibt. Hier muß Reineke oft mit schmaler Kost fürlieb nehmen, nur selten gibt es ein Stück Fallwild oder einen Igel; und ein Murment'lfang bedeutet einen Feiertag für ihn. Tagelang lauert er deshalb in guter Deckung hinter einem Steine vor dem Ausgang der Höhle und wenn ein junger „Aff" sich unbedachtsam weit von dieser entfernt, schneidet er ihm den Rückweg ab und fängt ihn dann in wollüstiger Gier. Er weiß auch, daß die linkischen Mannd'ln jetzt ihre Wanderung antreten müssen und lauscht jetzt noch mehr als sonst auf das Krächzen des Raben, der jedes lebende Wesen anzeigt und mit heiserem „Kraak kraok" andere seiner Galgensippe herbeiruft. Da ist der schlaue Reineke stets hilfsbereit zur Stelle, und es bleibt sein Hauptspaß, den „Rappen" ein Murment'l fortzuschnappen. Fast noch schlimmer sind die Schneedohlen, die gleich in ganzen Scharen kreischend die auswandernden Murment'ln umkreisen und mit Schnabelhieben peinigen. Steinadler und Marder sind gleichfalls ewig auf der Lauer. Und das böse, böse Raubtier Mensch stellt den Murment'ln auch zu dieser Zeit nach, um ihres Wildbretes willen, das den Wöchnerinnen wohl bekommen soll, und um des Feistes willen, das Gliederleiden, Keuchhusten und Kolik heilen soll, sogar um der orangegelben Zähne des alten Bären willen, von denen sich im „Schwarzen Röss'l" so spannende Geschichten erzählen lassen. Ei ja, ei ja, das Leben ist schwer daheroben, und die Almfahrt stellt sich für die armen Vielverfolgten nicht so lustig dar als für die Kuhherde im Tale, die beim ersten Klingen der Vorschelle in freudigen Sprüngen herbeieilt, um dann brüllend der Heerkuh



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l am Bau. Im Hintergrund Schnee.

bergan in die schöne Sommerfreiheit zu folgen. Die haben's gut! Ihr wilder „Jodel" mit der kraushaarigen Stirn und dem bösen Blicke bewacht sie und duldet keinen Feind, seit Luchs und Bär aus den Bergen verdrängt sind. Aber die armen Murment'ln! Die müssen bei jedem verdächtigen Geräusche sich verstecken, im Gries der Alpenbäche hinaufwandern, wo das Wasser ihre Spur verwäscht und an den gangbaren Furchen der Wände hinaufklettern, wo der freche Fuchs ihnen nicht zu folgen vermag und das Gierauge des Raben oder Adlers sie nicht gar so schnell entdeckt, wenn sie sich ducken.

Die neue Wohnung.

Oben angelangt befahren sie sofort paarweise die alten Baue, räumen auf, richten in dem Seitengange das Wochenbett für die Katzen ein, schleppen alten Unrat davon und stellen bei dieser Arbeit stets ein Wacht-Murmel aus, das bei dem geringsten Verdachte mit einem aus der Nase ausgestoßenen tiefen Warnpfiffe die ganze Gesellschaft in die Baue oder Fluchtröhren zurückruft.



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l, sichernd.

Hier droben fehlt es ihnen nun nicht an Äsung: Schafgarbe und Alpenwegerich, Bärenklau, Grindwurzel, Steinklee und namentlich ihr Lieblingsmahl, der duftige Fenchel, bringen sie bald wieder zu Feist und Behagen.

Dort macht solch ein putziges Kerlchen vor seiner Baumündung einen Kegel! Den etwa elf Zentimeter langen Schwanz wie eine Stütze wagrecht auf den Boden gedrückt, ruht es kerzengrade auf dem Hinterteile, steif wie ein Stock, läßt die Vorderbranten mit den scharfen Grabkrallen schlaff herabhängen und schaut unverwandt über sein kleines Reich. Denn nur das Nächste hat Wert für Murment'ln. Das grüne Platzerl da vor ihm: das ist seine Wiese, die es sorgsam schont, um im Hochsommer bei klarem Wetter auch hier etwas Heu einbringen zu können. Und jeden Stein der Umgebung muß es ganz genau kennen, um zu wissen, welche Gefahr dahinter lauern mag.

Heute scheint alles sicher zu stehn. Da geht es dann an die Arbeit. Der Bau bedarf dringend einer neuen Röhre, und das Ausgraben muß schnell geschehn, damit das Werk getan ist, wenn der Fuchs es entdeckt. Sonst legt der rote Halunke sich über den Bau und wartet mit leise zuckender

Standarte und ſchmunzelndem Spitzbubengeſicht auf die Wiederausfahrt des Murment'l. Alſo los!

Behaglich kratzt der Bär mit einer Brante die Erde los. Das ſieht ſehr langſam und faul aus; aber bald iſt ein großer Haufen beiſammen. Dann treten die Hinterpfoten in Arbeit und wirbeln, während Murment'l beinahe auf dem Kopfe ſteht, mit ſchnellenden Bewegungen die Erde ſoweit zurück, daß es ſie ſchließlich mit dem Hintern aus der Röhre hinausſchieben kann. Dann geht es weiter, diesmal mit der andern Brante. Anſtrengende Arbeit iſt es. Das ſieht man dem kleinen Baumeiſter an, wenn er zuweilen vor der Öffnung erſcheint, um ſich die Erde aus dem Pelze zu ſchütteln und ein wenig zu verſchnaufen. Aber er ſchafft es! Ehe die Sonne ſinkt, iſt der neue Gang ausgeräumt, glatt geſtrichen und feſtgeſchlagen. Nun mag Reineke nur kommen! Murment'l wird ſich ſchön hüten, aus dieſer neuen Röhre in den nächſten Tagen auszubrechen!

Aber durſtig iſt es nun geworden, ui je! Und der Quell iſt weit! Breitſpurig watſchelt es hinab und unten tränkt es ſich ſchmatzend ſatt. Aber bei jedem Schlucke ſchaut es auf, ob auch wirklich keine Gefahr lauere. Und wirklich des Lebens froh wird es erſt wieder in der ſicheren Nähe ſeines Baues. Da macht es denn wieder ſein Kegelchen und nimmt einen ſchmackhaften Wurzbiſſen zwiſchen die Vorderbranten — ganz wie das Eichhörnchen, ſein naher, aber ihm ſo wenig ähnlicher Verwandter.

Dann ſchüttelt ſich das Mannd'l. Da — ein Pfiff, und blitzſchnell iſt es verſchwunden, als hätten es die Steine verſchluckt!

Der Savoyard.

Anfang April, gleich nach der Auferſtehung vom Scheintode war die Hochzeit. Ende Mai ſäugt die Katze ihre drei oder vier Jungen. Erſt wenn dieſe etwas herangewachſen ſind, wagen ſie ſich über Tag. Das iſt die Zeit, in der ſie vom Menſchen belauert und gegriffen oder in Fallen gefangen werden, um gezähmt und abgerichtet das bunte Volk der Städte und Dörfer mit ihren niedlichen, wenn auch ſchlichten Künſten zu ergötzen.

In der Gefangenſchaft leben ſie von Gemüſen und Früchten, aber nie von Fleiſch. Gleichwohl ſind ſie durchaus nicht ſo zahm als man meinen mag. Gefährten der eigenen Sippe greifen ſich, wenn ſie zuſammen geſperrt werden, oft erbittert an; und auch gegen Hühner zeigen ſich gefangene Murment'ln ſehr grauſam. Mit ihren ſcharfen Nagezähnen brechen ſie aus den härteſten Bohlenverſchlägen aus und mit den langen Grabkrallen klettern ſie an allen Mauern in die Höhe.

Nur eins ſänftigt ſie, die Muſik! Die Bewohner Savoyens wiſſen dieſen liebenswürdigen Zug ihrer Marmottas zu nützen und bringen den putzigen Kerlchen, die ſich beim Spiele des Leierkaſtens gutwillig unterrichten laſſen,



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l am Bau, Schnee im Hintergrund.



M. Behr. Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.

Altes und junges Murment'l.

allerhand drollige Tänze und sonstige Kunststückchen bei. Der Savoyarden-Knabe, der mit seinem auf der Drehorgel tanzenden Murmeltiere von Haus zu Haus zog, hat den scheuen kleinen Bewohner der einsamen Felsenkare auch im deutschen Norden weitbekannt und allgemein beliebt gemacht. Heute ist dies liebenswürdige Bürschchen selbst aus dem Bilde der deutschen Kleinstädte und Dörfer fast ebenso verschwunden, als der Slovak mit seinem Bären oder der Dromedarführer mit Äffchen und klugen Schnürenpudeln. Nur von den alten Tanzliedern, die man einst unter der Linde sang, haben sich einige noch erhalten als letzte Erinnerung an den braunen Knaben. Wenn Kinder ihren Ringelringelrosenkranz aufführen, lassen ihrer vier die Hände los, treten in die Mitte und drehen sich um sich selbst, wie einst die kleine Marmotta auf der Drehorgel des Savoyarden tat. Die im Kreise Stehenden aber klatschen dazu in die Hände und singen:

„Murmeltier kann tanzen,
eins, zwei, drei und vier;
kann sich drehn und tanzen
das kleine Murmeltier!"



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l am Bau.

Wie lange wird es währen, bis auch dies Liedchen vergessen sein wird, da es längst gegenstandslos geworden ist für die schaffende Phantasie spielender Kinder in unserer Heimat! Immer nüchterner, reizloser und öder wird um uns her die Welt! Aber vielleicht erleben wir es noch, daß der Verschönerungsverein „Fortschritt“ an Stelle der verdrängten Murment'ln in den Hochalpen scheckige Stallkaninchen aussetzt als vollwertigen hochmodernen Ersatz!

Die Talfahrt.

Der Sommer ist unter Spielen und Gefahren dahingegangen, die kürzer werdenden Abende erinnern an das Nahen des Herbstes. Auf den Hochböden zumal, wo die Nacht viel schneller hereinbricht als in den heller erscheinenden Tälern. Das Pflanzenleben, das sich in seinen schönsten Blütentagen von eisigen Hagelschauern getroffen, von kalten Nebeln durchschauert fühlt, klammert sich um so zäher mit Wurzel und Fasern an den mütterlichen Warmboden an. Wie öde auch die weißgraue Masse des Dens di Midi starrt, wie wild Geröll, Blöcke und Getrümmer über die Karböden dahin-

fahren, wie eisig nach Gewitterschauern der Schmelzschnee seine Rieselbäche darüber hinsendet: das rotglühende Blütenleben ringt sich doch immer wieder und wieder sehnend dem Lichte zu und will in den Schauern des Herbstes noch seinen Frühling träumen in dieser Einödwelt. Und wo kein Hungerblümlein, kein Steinbrech und Knöterich, keine Bergranunkel, Glockenblume, Gentiane, Kreuzblüte und kein Kohlröschen mehr fortkommen will, da trotzt farbensattes Flechtenzeug allen noch so rauhen Unbilden der Höhe. Von den kahlen Stämmen erfrorener oder verdorrter Zirbelkiefern hängt es in langen Griesebärten herab, auf den verwitterten Felssteinen haften als letzte Grenzboten der Pflanzenwelt die weißen oder grüngelben Flecken, in tiefer liegenden Felsritzen bilden Lebermoose Polster von üppigphantastischen Formen, und zahlreiche Blütenpflanzen nehmen in dieser Höhenwelt moosartiges Gewand an. Aber alle Rotglut der Berghauswurz, aller süßer Weitduft der Aurikeln und aller Farbenschmelz der Bergastern kann die Tierwelt nicht über die trügerische Dauer dieser Spätseligkeit des Pflanzenlebens täuschen. Die Weiseln der Erdhummel, die jetzt aus der Larve kriechen, begatten sich sofort mit den Männchen aus den Eiern der kleinen Weibchen und ziehen sich dann in die Tiefe ihres mit Immenbrot ausgepolsterten Baues zum Winterschlafe zurück, der ihnen das Leben rettet, während alle übrigen Bewohner ihrer Höhle am Froste sterben müssen. Aus dem nahen und fernen Norden stellen sich zu Millionen die Wandervögel ein und eilen in spitzen Flügen nachts dem blauen welschen Meere zu. Manche der nordischen Gäste halten hoch oben in den Karen bei Beerenkost Ruhetage, andere eilen beschwingten Fluges den sonnigen Ebenen zu, wo sie welscher Schießwut zum Opfer fallen. Wenn im August als erste Boten des Herbstes Kuckuck, Goldamsel und Freund Klapperstorch über die Joche hinziehen, dann kommt auch für die Murment'ln die Zeit, an den Winterbau und seine Ausstattung zu denken. Eines schönen Morgens liegen dann die Sommerwohnungen im Hochkare einsam und verlassen, der Jäger aber erkennt an der Losung vor dem Winterbau, daß die ganze Gesellschaft nun die alten Plätze an der Waldgrenze wieder bezogen hat.

Die Murment'ln heuen!

Auch der Bauer schenkt um diese Zeit den Berg-Mannd'ln besondere Beachtung. Er weiß, daß sie ein sicheres Vorgefühl für die Witterungsveränderungen haben und richtet sich danach mit seiner Arbeit. Wenn sie bellen oder trotz hellen Sonnenscheins nicht vor ihren Bauten spielen, gibt es schlecht Wetter. Wenn sie aber Heu machen, so geht auch der Bauer mit Vertrauen an die Grummetmahd. Und noch ein anderer spannt an einem solchen sonnigen Herbsttage auf das Heuen der Murment'ln, unser hoffnungsvoller junger Freund, der Sepp. Heute ist es auch gar zu schön hier an der

Waldgrenze und unter den hohen Blöcken, unter denen auch der alte Bär sich so gerne mollig sonnt. Aber noch will er nicht heraus, der alte mißtrauische Teufel! Die andern alle stellen sich nacheinander ein. Und richtig jetzt geht das Geschäft los. Herr, du mein, geradeso wie die richtigen Almleute! Erst machen sie Kegel, die Alten wie die Jungen, als ob sie Umschau hielten. Der grüne Fleck unter dem hohen Steine, das ist ihre Grummetwiese. Die Jungen raffen mit den Nagezähnen dürres Gras zusammen und schleppen es fein stad in die Röhren. Jetzt merkt der Sepp erst, daß sie frühmorgens schon gemäht, d. h. das Gras abgebissen haben. Die Altkatze wendet jetzt die Mahd, damit die Prellsonne auch die andere Seite vollends dörre. Wie sie die Nase ins Heu steckt, um zu prüfen, ob es auch schon trocken sei! Dann rafft sie ein Bündel zusammen und fährt damit zu Baue, während zwei Junge Nachlese halten und die übriggebliebenen Halme zusammentragen. Der ganze Vorrat wird in den Winterbau hinuntergeschleppt.

Ist auch nötig, bei der Winterkälte daheroben! Ein alter, uralter Bär schaut mit grämlicher Miene der Arbeit der Katzen und Jungen zu. Aber es ist nicht der Starke, auf den der Sepp paßt; er hat kurze und schlechte Zähne und schäbige Pelzhosen. Von dem seinem Fette würde wohl kein Gelenkleiden vergehn! Aber der Oberste der ganzen Sippe scheint er zu sein, denn ein Aff kommt und hilft ihm, das Ungeziefer aus dem alten Pelz zu kratzen!

Dann schlieft der Alte in den Bau, kommt aber bald wieder heraus. Vermutlich hat er nachgesehen, ob die Liegerstatt da unten weich und warm genug ist für das volle Dutzend der Sippe, damit die Blutwärme während des Winterschlafes nicht allzutief sinkt. Der Befund da unten scheint nicht recht nach Wunsch zu sein, denn der Alte schleppt dort noch ein Bündel ergiebigen Krautes der weißen Nießwurz zusammen. Ja, ja, es wird ihm schon sauer! Wie er sich umschaut, kommt eine starke Katze herbei und hilft ihm, und ein Junges kommt auch heran. Das giftige Nießwurzkraut taugt nicht zur Äsung, aber gut zum Polster für Ähnes Platz im gemeinschaftlichen Lager im Winterkessel. Diesmal will Ähne selbst das Bündel hinunterschleppen. Aber er kommt nicht weit, da andere, nahe beim Bau Gebliebene es ihm abnehmen. Das scheint ihm zu gefallen, denn er setzt sich, lehnt sich gegen einen Stein und pfeift, daß ihm der dicke Schlotterbauch wackelt. Wie er da hockt, möchte die alte Lies ihn wohl für ein verwunschenes Zwerglein erklären.

Das Pfeifen des Alten klang nicht wie ein Warnpfiff und erschien den andern als Zeichen innigen Wohlbehagens. Keins stellt die Arbeit ein und dem Alten selbst macht es einen Mordsspaß. Er blinzelt mit seinen runden schwarzen Sternenguckerln, stellt die starken Schnurrhaare an der gespaltenen Oberlippe straff auf, als wolle er sagen: „Jez gebt's amoal acht, jez geht's los!" Dann öffnet er den Rachen und schreit seinen Pfiff heraus. Worauf

25*



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l, sich kratzend.

er sich umguckt, als wolle er sagen: „Gel, söll kann i schean?" Und ein Grasteufel von Jungem setzt sich auch auf die Hinterbranten und macht es dem Ähne nach, als wolle er antworten: „Jez i aber aa!"

Jetzt sind bis auf den erwarteten Hauptbären alle draußen und kreuz=lustig! Da plötzlich schallen drei Pfiffe und blitzschnell ist die ganze Gesellschaft in ihre Löcher eingeschlieft.

Mit einem Rucke fährt der Sepp herum. Ah, ja so: wieder ein paar Fremde! Wären gerade heute nicht nötig gewesen! Alle Tage keuchen jetzt welche von denen schwitzend hinter einem Führer her und nehmen an dem Kaltbrünnle, das oben an der Scharte zutage tritt, einen Quicktrunk und kurze Rast. Der vom Alpenvereine gezeichnete Steig führt dort über den Sattel hinüber ins Kalteneggtal. Ist auch ein schöner Blick von dort hinüber zu den ehrwürdigen Berghäuptern des Tirolerlandls! Und Edelweiß wächst in ganzen Büschen dort am Gewänd; zum Ausraufen für die Fremden, die des tiefblauen Wunders der Enzianblüte kaum achten, geschweige der Gelbveilchen und Weißröschen, die am schwarzen Grunde von dunklen



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'ln.

Schmetterlingen umgaukelt, duften. Schon hofft der Sepp, daß die Fremden an ihm vorübergehen werden. Aber einer hat ihn erblickt. Der will sich gnädig machen und ruft dem Buben zu, hier droben sei es auch gar zu schön.

„Woll, woll!" antwortet Sepp. „Söll woaß i eh! Aaaber — —"

„Was denn aber?" meint der Fremde.

„Im Winter is's noch viel scheaner!"

„Im Winter? Geh!"

„Woll, woll! Koan Stadtlackerle nöt und — —"

Der Fremde läuft lachend auf den Sepp zu, um ihn abzubeuteln. Aber da hatte er sich verrechnet. Der Bub ist davongesprungen, knallt mit seiner Peitsche und jodelt dazu: „Dulliähdühüh, hodlidüh!"

Der Hauptbär.

Und abermals liegt der Sepp hinter den drei Steinen vor dem Murment'l-bau regungslos auf dem Bauche und streckt der Sonne die Fußsohlen zu. Als wäre er selbst ein Stein, so still liegt er. Der Zaunkönig schlüpft vor

ihm in den Laatschen herum und schmettert seinen silbernen Triller. Sein Weibchen hat hier gebrütet und die Jungen müssen in der Nähe sein, die putzigen Dinger. Am Laatschenfelde, wo der Rabe vorhin quorkte, balgt sich jetzt eine Gesellschaft Steindohlen. Und von der graugelben Wand flattern die rosenflügeligen Mauerläufer in die Höhe, um nach Käfern und Spinnen zu suchen. Vom Schotter drüben klingt das Geschwirr von Heuschrecken herüber. Aber was kümmern die alle den Sepp?

Der Bub starrt unverwandt durch das Guckloch in seiner Steinmauer. Endlich kommt Leben in ihn. Vorsichtig zieht er den Stutzen unter dem Leibe hervor und schiebt ihn durch seine Schießscharte. Und wieder lauscht er dann. Da, horch: ein heller Pfiff durchschrillt die öde Felswüste. Und dort aus dem engen schwarzen Loche schiebt sich ein graubraunes Männlein heraus. Lachen müßte der Sepp, wenn er jetzt dürfte. Ein junges Murment'l ist's. Enttäuscht läßt er den Stutzen ein wenig sinken, blickt aber desto schärfer zu dem anderen Loche unter dem Felsblocke hin. Das junge Murment'l sichert und windet mißtrauisch nach allen Seiten hin, macht einen Kegel und rutscht dann langsam weiter zu dem anderen hinter dem Steine hin, das vorhin gepfiffen hat. Bedächtig äsen beide dort die Nelkenwurz und Schafgarbe und gehen zuweilen auf den Hinterbranten weiter, um ein Fenchelpflänzchen oder Alpenwegerich anzunehmen. Der Bub ist verdrießlich; um der jungen Affen wegen liegt er sich hier nicht die Knochen steif! Er wartet auf den starken Bären, den mit den dicken Hosen von grauem Langhaar und den dreizölligen gelben Zähnen! Heute will er gar nicht heraus, der Langschläfer! Die Katzen und Affen kommen jetzt eins nach dem andern an, putzen und kratzen sich, pfeifen, springen und rennen um die Wette. Und sie müssen doch heute alle heraus, auch der Altbär; denn bei dem schönen warmen Wetter heuen die Murment'ln, das weiß der Sepp gewiß! Da, endlich, füllt sich das schwarze Loch unter dem Steine mit Pelzwerk: das ist er! Die schwarze Nase schiebt sich aus dem gelblichen Backenhaare heraus, die braune Kehle wird sichtbar, aber der übrige dicke Pelz bleibt dahinter stecken, als könne er nicht aus dem Loche heraus. Wohl gegen zehn Minuten sichert Murk mißtrauisch auf das Vorland hinaus. Mißtraut er dem Steinhaufen, hinter dem der Sepp liegt? Den Alten muß der Bub haben und sollte er bis zum Abend hier liegen! Es ist ihm nicht wegen des Fettes, das die Mutter Lies in Zehntelpfunden an die Bauern verkauft, die es eifrig fordern, auch nicht wegen des Schwartls, für das der Händler in der Stadt 20 bis 24 Kreuzer zahlt, sondern wegen der Zähne. Zwei Paare hat der Bub schon an der silbernen Uhrkette, um die alle Burschen ihn drunten beim Hirschenwirt beneiden. Aber gar nichts sind die gegen die braungelben Dreizölligen von dem — — —

Dem Sepp setzt das Sinnieren aus. Vorsichtig steckt er den Stutzen

zur Schießscharte hinaus, kaum daß die Mündung über den Stein guckt, auf den er ein braunes Büschel gelegt hat, um das Prellen des Schusses zu verhüten. Drüben in der Röhre der starke Bär! Langsam schiebt er sich vor. Es ist als ob sich der Höhlenmund vergrößert hätte. Dann bricht der Alte aus, äugt noch einmal mißtrauisch nach dem Steinhaufen hinüber und macht dann einen Kegel. Jetzt gilt's! Mitten auf der Stirn muß das Küglein



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Murment'l, äsend.

sitzen, wenn er auf dem Platze bleiben soll. Sonst fährt er in die Höhle und verendet unten, wo kein Pickel ihn herausschlagen kann. Vorsichtig tupft der Bub den Stecher ein. Dann schallt es. Und wie der scharfe Knall von den Wänden widerhallt, ist mit einem Male die ganze Gesellschaft zu Baue gefahren, als hätte eine unsichtbare Hand sie weggewischt.

Totenstille herrscht am Karsee. Als fühle die Einöde, welch ein Verbrechen hier geschehen ist! Quorkend kommt das Kolkrabenpaar herbei und

streicht über der Stelle des Unheils hin, die noch eben so viel fröhlichen Arbeitsfrieden gesehen.

Den Sepp kümmert das alles nicht. Er ist herbeigesprungen und zieht das in sich zusammengesunkene Berg-Mannd'l an den kleinen dicht behaarten Geöhren aus der Röhre. Die klugen schwarzen Guckerln sind nun verglast. Nur das Mäulchen mit den großen tiefgelben Nagezähnen sieht so aus, als wolle es noch einen Warnpfiff ausstoßen.

Drolliges Kerlchen, mit seinen kurzen, dicken Branten und den langen Grabnägeln. Wie sauber das Schnäuzchen weiß eingefaßt ist, wie rotbraun die Kehle und die zartgraue Platte auf dem Schädel! Das ganze Mannd'l mitsamt dem flachen, langen Schwanze ist kaum anderthalb Fuß groß; aber seine 10 bis 12 Pfund wiegt es gewiß! Der hat Fett unter dem dickpelzigen Schwart'l! Und die Zähne — ui jegerl, ui jegerl!

„Wird sich der Lois'l giften, wann er die siagt am nächsten Kirta!" denkt der Sepp. Und in die Knie gehend, juchzt er: Dulliähdihüh, hodlidüh!

Freilich wird's den Lois'l giften! Ist's nicht eine Schande, daß jeder Lausbub die Murment'ln zusammenschießt, wie's ihm halt gerade einfällt? Was soll der Jäger dagegen schaffen? Ihn anzeigen? Ja, du lieber Himmel! Da hat einer nur die Lauferei davon zu den Gerichten. Und auf die Letzt kommt solch ein Lump mit einem Verweise oder einer lächerlichen Geldstrafe davon! „Is halt a so a bissel a Jager!" meinen lachend die Herren vom Stadtgericht.

Aber der Lois'l weiß schon, was er tun wird, wenn er ihn endlich einmal erwischt, den dreckigen Galgenvogel, damit er inne wird, was beim Wildern herauskommt! „Was der Mensch alloanig tuat, daß es nöt aufmar wird, söll hat an Wert, aber nöt 's Reden oder's Laufen zu Gericht. Auf die Schläg' sollst a Weil denken, Lausbua elendiger, pumm'lwitziger Satansbraten! — Dulliähdihüh, hodlidüh!"

Sippen-Gericht.

Auf den hellen Scheiding ist ein stiller Weinmond gefolgt mit milchweißen Morgennebeln, die träumerisch an den Felsen hängen und in bleichen Schleiern beim Hinaufziehen der Vormittagssonne zerflattern. Mit weichem Falle der vollgetränkten vergilbten Blätter. Mit hellhöriger Luft, die etwas wie eine Erlösung verheißt und doch wieder fröhlich stimmt, was sich stark und mutig fühlt, den Kampf mit den Tagen der Wintersnot zu bestehn.

Die Murment'ln laben sich am letzten Sonnenscheine. Eine seltsame Aufregung ist unter sie gekommen. Hastig huschen sie zu Baue und wieder heraus, machen Kegel, pfeifen und versammeln sich dann alle um den Ähne und die Altkatz. Ab und zu beschnüffelt eins oder das andere einen jungen Affen, der krank und griesgrämig dasitzt mit einem bösen Hiebe am Kreuze,



M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*
Murment'l vor dem Bau.

den der Adler ihm versetzt hatte, knapp bevor er zu Baue witschen konnte. Wehleidig und triefäugig sitzt er da, der arme Schelm. Und immer aufgeregter wird das Betragen der anderen, die ihn beschnüffeln und dann pfeifend zu der Sippe zurückkehren, die Rat hält und mißtrauisch zu dem Kranken hinüberschielt.

Der Ähne hat auf seinen Hinterbranten sitzend trübäugig zu dem kranken Affen hinübergeschaut. Jetzt erniedrigt er sich und watschelt langsam zu Baue. Aber die anderen folgen ihm nicht. Sie rotten sich zusammen, rennen gemeinschaftlich hin und her, pfeifen und stürzen sich dann alle in plötzlichem Entschlusse auf den Kranken, der sich fauchend mit letzter Kraft der Verzweifelung widersetzt, in wildem Wirbel unter dem wirren Knäuel herumwälzt, dann aber schnell unter so vielen Bissen verendet. Mit Genugtuung kehrt die ganze Sippe von dieser Urteilsvollstreckung zurück.

Den Toten wird sich Rabe oder Fuchs holen. Er wird nicht mit seinem Wundgestanke oder Leichenpesthauche die Luft im Winterlager vergiften.

Keins hat Mitleid mit ihm, dem elendigen Lotter, der so dumm war, sich schlagen zu lassen. Vielmehr schliefen alle befriedigt zu Baue, wo es

nun hübsch behaglich wird im Vergleiche zu der Kälte, die klamm und naß in den Nachmittagsstunden auf das Kar hinabsinkt. In einschläfernder Langsamkeit tropft der Nebel von Blatt und Halm. Das müde Schweigen lagert sich über das einsame Tal.

Die Rache der Berg-Mannd'ln.

Der Sepp hat seine Schläge vom Lois'l nicht mehr gekriegt. Und das ist eine sonderbare Geschichte, die nachdenklich stimmen könnte. Die alte Lies sagt einmal über das andere, daß sie das alles vorausgesehen habe, denn der Bub habe kein Greis'l Glauben im Leibe gehabt und habe die Rache der Bergmannd'ln mit seinem frechen Leller herausgefordert. Wenn sie es vorher nicht schon gewußt hätte, so wüßte sie es nun für ganz gewiß, daß die Murment'ln verwunschene Menschen seien. Und der Sepp werde nun auch als solch ein Nörgg hausen müssen droben am Karsee, bis der Heilige seine arme Seele erlöse! — — —

Als die Drosseln und Schwalben vom Norden über das Joch herübergeflogen waren, blieb der erste Schnee auf den Graten liegen. Da fuhr die Haselmaus zu Baue und der Hase nahm sein weißes Winterkleid. Auf den Weiden, Wäldern und Halden lagerte das bleiche Schweigen der in langdauernde Morgennebel gehüllten Schneefelder. Das war die Zeit, auf die der Sepp nur gewartet hatte, um die Murment'ln droben am Karsee auszugraben. Schon seit Wochen hatte er an dem Heu, mit dem die Löcher des Winterbaues von innen her verstopft waren, erkannt, daß die ganze Sippe schlafen gegangen war. Aber der Bub wußte gut genug, daß dieser Schlaf anfangs ein ganz gewöhnlicher ist. Wenn die Murment'l darin gestört werden, so graben sie sich tiefer in den Berg hinein, bis in Schichten, die ein einzelner Gräber gar nicht mehr erreichen kann. Erst wenn nach einigen Fastenwochen ihr Schlaf in den starren Winterschlaf übergegangen ist, der dem Tode gleicht, darf man sie graben, wenn man sie erwischen will.

Also wartete der Sepp, bis der Nebelmond zur Neige ging. Dann stieg er mit einem schweren Pickel hinauf und begann von der Baumündung aus den aus Erde, Heu und Steinen vermauerten „Zapfen" bloßzulegen. Als er dann fünfzehn Fuß aufgeschlagen hatte, stieß er auf den Scheitel, von wo aus ein Gang links hin, der Hauptgang aber durch enges Gestein zu dem Kessel führte. Hurtig räumte der Bub das losgehauene Erdreich weg und schlug den engen Gang an. Dort fand der Pickel harten Widerstand, daß die Funken nur so stoben. Endlich aber brach ein Gesteinstück heraus und der Bub konnte mit dem Arme in den Kessel hineinfühlen. Nur ein oder zwei Fuß noch trennten ihn vom Lager der Murment'ln.

Nochmals ging er frisch ans Werk und schlug an der linken Röhrenwand ein tüchtiges Stück des Gesteins los. Jetzt mußte es gehen! Er legte Pickel

und Joppe beiseite und versuchte in den bloßgelegten Bau hineinzukriechen. Durch die enge Röhre zwängte er sich hindurch. Da brach eine Seitenwand ein und mit donnerndem Getöse begrub das nachrutschende Gestein den Buben in dem Bau seiner Opfer.

Erst nach einigen Tagen wurde von suchenden Leuten aus dem Dorfe der Pickel und die Joppe des verschütteten Buben gefunden, und dieser wurde dann alsbald ausgegraben aus seinem selbstgeschaufelten Grabe.

Als sie ihn der Wurzenlies brachten, jammerte und wehahwehzte die Alte: „Meinoad, jez hat's decht schon daherent a Vergeltung für sein Schänten geben! O du Zaggler, war's gneatig g'west, daß du dein jung's Leben verlieren tat'st, weil du nöt glauben wolltest, was do wahr und g'wiß bleibt! Jez wirst es innet werden in a extrige Höllen, wo's mehrschlimm zugeht!"

Erst nach eindringlichem, gütigem Zureden war die Alte zu besänftigen, und ihr Zorn ging dann langsam in trauerndes Mitleid mit dem Letzten über, den sie auf Erden zu verlieren hatte.

Die Murment'ln waren, als die Winterkälte durch den Spalt in ihren Winterbau hineinschlug, vom Froste ergriffen und erstarrt, ohne wieder zum Bewußtsein zu kommen. Nie mehr hat man am Karsee unter dem Dens di Midi den Pfiff eines einzigen gehört!

Der Steinmarder.

Von Hugo Otto.

Es ist um die Weihnachtszeit. In der Nacht ist eine Neue gefallen: sie deckt die kahlen Felder zu und läßt unter ihrem weißen Tuche die Spuren des verstorbenen Lebens vom vergangenen Sommer her verschwinden. Überall lagert auf Ästen und Zweigen wie frischer Schaum ein zarter Schneehauch. Jeder Pfosten, jeder Pfahl hat ein weißes Käppchen auf. Die charakteristischen Formen sind draußen verschwunden. Die Neue hat die Unebenheiten der Fluren geglättet, sie wölbt und rundet alle Körper und gibt in der wilden Verschneitheit der Natur dem Winter erst das richtige Gepräge.

Kaum graut im Osten der Morgen, da tritt aus dem Forsthause der Förster mit dem Jägerburschen. Der treue, langhaarige, deutsche Vorstehhund Hektor geht bedächtig zur Linken seines Herrn, während Waldmann, der unruhige Dachshund, laut kläffend seiner Freude Ausdruck gibt. Die beiden Männer wollen in der Neuen spüren. Während sie so dahinwandern, erklärt der alte Forstmann dem Jünglinge an seiner Seite die Hieroglyphen im Schnee. Meistens sind es Hasenfährten, die sie antreffen. In der Nähe sandiger, bebuschter Hügel fährten sich Wildkaninchen. Auch Mäuse haben in der weißen Decke eine schwache Furche gezogen. Am Waldsaum spürt sich ein Fuchs. Jetzt bleibt der Förster stehen. Im Schnee ist eine ganz charakteristische Fährte sichtbar. Die Geheimschrift zeigt in kurzen Abständen immer zwei Fußabdrücke nebeneinander.

„Eine Marderfährte," meinte der ältere Jäger. „Die Sohlen sind recht scharf begrenzt. Es wird wohl ein Steinmarder sein; denn die stärker behaarten Sohlen des Edelmarders geben ein weniger scharfes Bild in der Fährte ab. Den müssen wir auszumachen versuchen."

Die Marderfährte kam aus einem Kiefernstangenorte. Sie führte zum Waldrande hin, dann durch eine Furche zwischen zwei Äckern zu einem bewaldeten Rain, der sich an einem tiefen Graben hinzog. In einem dicht belaubten Strauche der Wintereiche hatte der Hausmarder ein Schwarzamselweibchen gegriffen und gerissen. Überall lagen die mattschwarzen Schwingen und sonstige dunkelbraune Federn umher. Schleichend, schlüpfend, hin und wieder auch springend war er dann im Rain weiter gewechselt. Hier hatte er noch Teile von den Überresten eines angeschossenen Hasen, der an dieser Stelle eingegangen war, entdeckt und verzehrt. Bald hatte er sich dem Röhricht zugewandt. Rüstig schritten beide Männer hinter den Zeichen im



Douglas English. Steinmarder, auf einem Stamm ruhend. *Vivarium.*

Schnee drein. Dem langhaarigen Hunde war es nichts Neues: Mit der Nase am Boden der Fährte folgend, zog er vor den Jägern her.

„Das kann noch eine schwierige Arbeit werden," war die Ansicht des alten Försters. „Solch ein Steinmarder wandert nicht selten in einer einzigen Nacht viele Kilometer weit."

Das Wasser im Röhricht trug eine feste Eisdecke. Hie und da befanden sich mitten im Bruch kleinere und größere trockene Inseln, die dicht mit Seggen bestanden waren. Auch viele Erlensträucher und Schilfgräser wuchsen dort.

Schändlich! Hier lagen die Federn einer Fasanenhenne, die der Marder erwischt hatte. Diese Tat feuerte den Eifer der beiden Verfolger nur noch mehr an. Um jeden Preis mußten sie versuchen, den Räuber zu fassen. Schließlich endigte das Bruch in einem Wiesenbache. Im Schnee sah man, daß der Marder überall umhergeschnüffelt hatte. Hier hatte er den einsamen Bau eines Kaninchens in einem alten Erdhaufen untersucht, dort hatte er eine hohle Kopfweide in Augenschein genommen. Selbst die Stacheln der dichten Brombeerhecke, die sich an einem Hange am Bache hinzog, hatte er nicht gescheut.

Jetzt verlor sich die Fährte unter einer Brücke, und schon hoffte der Förster, hier den Marder fest zu haben. Jedoch stand sie an der anderen Seite wieder heraus, ging in einem großen Bogen über das Feld und kam an die Gartenhecke des Dorfes. Einen alten Holzschuppen hatte der Marder angenommen. Aber auch hier war er nicht geblieben. Mehrere Gartenhecken mußten überklettert werden, und endlich war das Ziel erreicht. Der Steinmarder war in einen hohen Schranzenhaufen eingefahren, und nirgends stand die Fährte heraus. Hier steckte also der Sünder.

Der alte Hektor beschnüffelte die Einfahrt, machte dann einen Bogen um den Haufen und kam befriedigt wieder zum Ausgangspunkte zurück. Ja, hier war er vorhanden. Waldmann war sogleich in die Öffnung zwischen die Holzbündel geschlieft. Laut kläffend lag er nun vor. Aber der Weg des Marders war ihm zu schmal. Er konnte ihm nicht weiter folgen. Schußfertig stand der Förster an der entgegengesetzten Seite des Holzhaufens. Sein Gehilfe aber trug eine Schranze nach der andern ab. Schon hatte er mehr als die Hälfte zur Seite gelegt, da erweiterte sich der Gang. „Hui, faß, Waldmann! So ist es schön." Immer wütender fährt der kleine Teckel zu. Die Situation nähert sich ihrem Höhepunkt. Jeder Nerv ist bei den Jägern gespannt; denn jetzt muß er ja bald erscheinen!

Und da fährt es auch schon blitzschnell aus der Mitte des Holzhaufens heraus. Ein dunkelbraunes, langschwänziges Tier mit großem, weißem Vorhemdchen sucht die nächste Hecke zu erreichen. Aber der Alte ist seiner Sache zu sicher. Fünfundzwanzig Meter weit läßt er den Marder flüchten, dann quittiert dieser den Schuß und überschlägt sich. „Apport, Hektor!" Der Hund stürmt hin, faßt den sich windenden Marder, schlägt ihn um die Behänge, der Brustkorb kracht, und der Räuber haucht seine Seele aus.

Drei Stunden lang sind die beiden Jäger der Marderspur gefolgt. Zufrieden wandern sie jetzt dem Forsthause zu. Das war Weidwerk gewesen. Der Erfolg war nicht ein Werk des Zufalls, sondern das Ergebnis wohlbedachter, zielbewußter Arbeit, durch die das Nutzwild in der harten, entbehrungsreichen Winterzeit von einem schlimmen Räuber befreit worden war.

Die Frau des Waldbauern ist in großer Aufregung. Sie schimpft und wettert und weiß eigentlich nicht, über wen sie ihren Zorn ausgießen soll; denn daß der Knecht oder die Magd die Eier nicht aus den Nestern nehmen, das weiß sie bestimmt. Wer das nur tun mag? Vor vier Wochen fingen anfangs März die ersten jungen Hühner an zu legen. Erst zwei, dann vier, jetzt sogar sieben, und dann kam vor stark acht Tagen die Zeit, da die Eier nicht mehr vollzählig vorhanden waren. Gestern abend hatte sie noch vier Eier in dem Hühnerkorbe über dem Streuhaufen gesehen, und heute früh sind sie fort. Auch hat der Knecht beim Heuabwerfen unter dem Dache die





Douglas English. *Vivarium.*

Steinmarder, aufmerksam werdend.

Federn der vermißten Hühner und Tauben und viele Eierschalen gefunden. Endlich dämmert es dem Manne, dem die Frau ihr Leid geklagt hat. Er trifft mit seiner Vermutung den Nagel auf den Kopf: „Das tut der Hausmarder, der stiehlt die Eier und frißt das Federvieh. Gib acht, der sitzt sicher unter dem Scheunendache im Stroh."

Da es noch Winter ist und die Arbeit im Hause und draußen nicht drängt, hat man Zeit zur Marderjagd. Der Bauer schickt deshalb zum befreundeten Jagdaufseher. Früh am Nachmittage kam er, und nun beginnt eine Jagd mit verteilten Rollen. Nach der stillen Gartenseite hin hat die große Scheune einen Anbau. Vom Scheunendache aus kann der Marder dort leicht abspringen und das Weite erreichen. An dieser Seite steht der Schütze. Dem Landwirte und seinem Knechte hat er Anweisung gegeben. Der Bauer hat zwei große, blecherne Topfdeckel in der Hand, der Knecht die alte Gießkanne und einen Knüppel zum Klopfen. Beide steigen die Leiter zum Scheunenboden hinauf. Sie nehmen auch noch den schneidigen Foxterrier mit. Nun beginnt bald oben unter dem Scheunendache ein Mordsskandal. Der Bauer rappelt mit den Topfdeckeln, der Knecht trommelt auf der Gießkanne und der Hund bellt dazu. Überall stöbert das flinke Tier umher, und schließlich gibt es vor einem Loche im Stroh Standlaut. Richtig, dort hatte der Marder sein Lager gehabt.

Als die Leute die Leiter emporstiegen, war der Marder aus seinem leichten Schlafe aufgewacht, hatte dann vorsichtig gelauscht und mit dem schwarzen Näschen die Witterung eingezogen. Als das Gerassel anhub, hatte er sich zunächst gedrückt. Immer mehr aber griff das Getöse seine Nerven an, und als dann noch der Hund auf des Marders Fährte sich dem Lager näherte, da wurde ihm die Situation doch zu unangenehm, und auf bekannten Schleichwegen eilte er zum Loch im zerbrochenen Dachziegel hinaus ins Freie. Gerade wollte er auf das Dach des Nebengebäudes abspringen, da krachte der Schuß, ein schmerzhaftes Reißen durchzuckte seine Glieder, wie ein Schlag ging es ihm durch die Nerven, er verlor den festen Halt und stürzte besinnungslos in die Tiefe, wo ihn bald darauf der glückliche Jäger aufnahm. Hochbefriedigt schien dieser zu sein, nachdem er mit Kennermiene den schwarzbraunen Balg mit dem tadellos weißen Brustlatz geprüft hatte. Es war ein alter Marderrüde, der sehr gutes Winterfell trug. Die Grannenhaare waren schön lang und das Wollhaar recht dicht. Der Balg brachte seine achtzehn Mark ein.

Beim Holzzerkleinern im Schuppen ist dem Bauernknechte plötzlich ein Marder zu Gesichte gekommen. Als er so kräftig mit der Axt den dicken Ast bearbeitete, hat er durch die harten Schläge einen Steinmarder in seiner Ruhe gestört. In dem Augenblick, als er über den Querbalken wechselte, sah er ihn. Aber im Holzgerümpel verschwand er wieder. Den wollte er fangen.

Vom Boden des Wohnhauses holte er sich die Kastenfalle, befestigte auf das Trittbrett ein frisches Hühnerei und stellte sie dann fängisch oben auf dem Söller auf, wo er zuletzt den Hausmarder gesehen hatte. Am nächsten Morgen war die Falle noch in derselben Stellung. Auch das Ei war unberührt.

Am Abend spät, nachdem der Knecht auch noch durch das Aufstellen der Falle den Marder aufs neue belästigt hatte, war dieser, als es schon sehr dunkel war, auf den gewöhnlichen Raubzug gegangen. Beim Einwechseln am frühen Morgen hatte er zwar das Ei gewittert, aber die Sache war ihm verdächtig vorgekommen. Auch war er gesättigt vom Fraß. Draußen hatte er gute Beute gemacht. Auch in den nächsten Tagen ließ er die Falle außer Beachtung. Schließlich aber gewöhnte er sich an ihren Anblick, und nach etwa fünf Tagen fand er sich durch ihre Gegenwart durchaus nicht mehr unangenehm berührt. Auch die häßliche Menschenwitterung war weniger stark vorhanden. Als er dann wieder einmal abends auf Raub ausgehen wollte, brachte eine piepende Maus den Schleicher in die unmittelbare Nähe der Falle. Die Maus bemerkte rechtzeitig das Raubtier und schlüpfte in



Douglas English. Hausmarder, spielend. *Vivarium.*



ihr Loch. Jetzt kitzelte wieder die Witterung des Eies das feine Mardernäschen. Nach der Tagesruhe ist er hungrig, Appetit auf Eier war eigentlich stets bei ihm vorhanden. Er dreht den langen, spitzen Kopf ganz der Fallenöffnung zu und zieht in vollen Zügen den Duft des Eies ein. Seine Augen funkeln. Sein Schwänzchen peitscht die Luft. Was mochte der raubgierige, eierlüsterne Gauner in diesem Augenblick wohl denken?! Jetzt läuft er an die andere Seit der Falle. Wie oft ist er schon ohne Gefahr durch viel



Douglas English. Hausmarder, angespannt lauernd. *Vivarium.*

engere Röhren geschlüpft! Die Freßgier regt sich immer stärker. Jetzt ist er schon mit dem Kopfe unter der Falltüre. Immer verlockender wird die Witterung der Eier. Nun ein kühner Satz, ein Griff nach dem Ei, und — rrrrr rappeln die Falltüren zu. Jedoch der Marder hat diesmal Glück. Eine der schlecht gehobelten Türen klemmt sich, und unter der engen Spalte quetscht sich das schlanke Tier in der größten Angst durch und flüchtet in sein Versteck. Erst um Mitternacht treibt es der Hunger wieder hervor. Mit der größten Vorsicht schleicht es ins Freie. Nie wieder wird es in solch eine verdächtige Röhre schlüpfen!

Aber bald erfüllt sich sein Schicksal. Wenige Wochen später sieht der Jagdhüter, wie beim Mondenschein der Marder vom Dachrande auf die hohe Umfassungsmauer gelangt, über sie hinwechselt und dann am Ende derselben zur Erde abspringt. Bei Tage besieht er sich die Stelle genau, schneidet da, wo man deutlich die Spuren des Absprunges sieht, eine Kreisfläche im Erdboden aus und bettet hier das Tellereisen ein, das vorsichtig mit Pferdemist zugedeckt wird. Auf gewohntem Wechsel kam am Abend der Marder bis zum Mauerrande, sprang wie gewöhnlich ab und ahnungslos mitten in sein Verderben hinein. Denn kaum hatte er mit den Vorderfüßen den Boden berührt, da fühlte er sich an einem Vorderlaufe von den harten Eisenbügeln umklammert. Er beißt vor Schmerz und Wut in die Bügel, keckert laut auf, versucht sich loszureißen und drückt sich auf den Hinterläufen vorwärts. Jedoch alle Mühe ist vergeblich; das Eisen ist verankert. Er kann es nicht losbekommen und überläßt sich nach langem Zerren übermüdet seinem Schicksal. Die Nacht verbringt er in den furchtbarsten Qualen, und als das Morgenrot den neuen Tag verkündigt, da treibt es den gefangenen Steinmarder seiner Gewohnheit gemäß an, das helle Licht der Tageskönigin zu fliehen. Aber er ist den eisernen Fesseln gegenüber machtlos, die ihm den Lauf zerschunden und das Fleisch bloßgelegt haben. Bald hernach, als der Jagdhüter kam, erfüllte sich sein Geschick. Mit einem Knüttel schlug er das gequälte und geängstigte Geschöpf tot.

An einem schönen Abende Ende März herrscht auf den Dächern der dicht aneinandergereihten Häuser an einer schmalen Dorfstraße reges Treiben. Kaum war die Sonne am wolkenlosen Westhimmel untergegangen, da kam zunächst ein Steinmarder aus dem verfallenen, unbenutzten Taubenschlage oben am Giebel einer alten Scheune hervor, in dem er den Tag über durch Träume der Marderliebe beunruhigt worden war. Nur die Vorsicht und die Scheu vor dem Hellen hatten ihn in seinem Verstecke festzuhalten vermocht. Als nach und nach das Licht am Eingange zum Taubenschlage nachließ, hielt er es nicht länger aus. Er hob das Näschen, spitzte die Ohren, sprang in einem eleganten Satze aus dem Neste und machte Toilette. Mit der Zunge leckte er sein weißes Vorhemdchen und den braunschwarzen Rücken, die Flanken, die Beine, und mit den Pfoten wusch er sich wie eine Katze das Gesicht. Nun war er fertig. Eigentlich war es noch zu hell draußen. Aber das liegt nun einmal so in der Mardernatur, daß die Liebe auch ihn unvorsichtig macht und ihn zum Ausgange nicht immer die Dunkelheit abwarten heißt. Vom Giebel aus mustert der Hausmarder die Umgebung. Draußen kläffen Hunde. Auch Fledermäuse huschen schon geräuschlos vorüber. Kuwitt, kuwitt! das ist die Stimme des Steinkauzes, der dort in der Höhlung

des uralten Birnbaumes ein Nest mit drei schneeweißen Eiern hat. Von der Straße her ist der schlürfende Schritt von Menschen zu vernehmen. Unweit in einem Stalle brüllen Kühe und quieken Schweine. Es ist die Zeit der Abendfütterung des Stallviehes. Alle diese Töne stören den Steinmarder nicht. Jetzt tritt er auf das alte Anflugbrett des Taubenschlages, richtet sich auf den Hinterbeinen hoch, und im zierlichen, elastischen Sprunge ist er auf das Dach gelangt, wechselt über die First, springt auf das Nachbarhaus, riecht hierhin, schnüffelt dorthin, steigt das Dach hinunter und kommt wieder nach oben. Scheinbar sucht er etwas. Jetzt duckt er sich einen Augenblick. Eine vorbeifliegende Eule hat ihn erschreckt. Nachdem er gesichert hat, eilt er auf das Dach der nächsten Scheune. Wie er plötzlich wittert, windet, den



Douglas English. *Vivarium.*

Hausmarder.

Duft von den Dachpfannen einzieht, wie er sich wendet, hin und her läuft und über den einzuschlagenden Weg nicht so recht einig werden kann. Unser Mardermännchen hat gefunden, was es suchte: Das Marderweibchen ist bereits draußen. Flüchtig folgt der männliche Marder nun seiner Spur. Zwei Dächer weiter macht er eine Entdeckung, die ihn beunruhigt. Sein Näschen sagt ihm, daß ein Rivale ihm bereits Konkurrenz macht. Das feuert ihn nur zu noch größerer Eile an. Richtig, in einem Loche eines Schuppendaches sind beide eingefahren. Ohne Besinnen huscht auch er durch den schmalen Spalt, und nicht lange dauert es, so hat er bereits die beiden Marder gefunden; denn als er da unten Nachschau halten will, gewahrte er, wie das Weibchen über den Balken floh, an den Dachsparren aufwärts strebte und schließlich wieder ins Freie flüchtete, — — — immer verfolgt von dem fremden Mardermännchen. Wie dieses spornstreichs durch die Öffnung dem Weibchen

26*

folgen will, fällt plötzlich der eifersüchtige Marder über den Fremdling her. Aber er wehrt sich, beißt wieder, balgt sich, und beinahe wären beide das Dach hinab gekullert, wenn sie sich nicht im letzten Augenblicke losgelassen und mit schneller Wendung an den Ziegeln festgeklammert hätten. Ermattet vom Ringen ruhen sie einen Augenblick aus. Inzwischen ist ein drittes Mardermännchen der Spur des Weibchens gefolgt und trifft nun auf das vom Kampfe ruhende, feindliche Paar. Nun beginnen neue Katzbalgereien, die erst dann enden, wenn die Tiere zerkratzt, zerbissen, lahm und hinkend dem stärksten Kämpen das Feld räumen.

Im Kunterbunt des Holzgerümpels eines Bauernschuppen befindet sich seit sechs Wochen ein Hausmardernest mit vier Jungen. Die Alte hat die Dunkelheit abgewartet und steht nun im Begriffe, mit ihrer jungen Brut den allabendlichen Ausflug zu machen. Doppelt vorsichtig ist sie. Die jungen Marder scheinen hungrig zu sein. Hin und wieder geben sie Töne von sich, die den leeren Magen verraten. Als das Muttertier am gewohnten Wechsel das Freie erreicht hat, sichert es wieder. Nichts Verdächtiges regt sich. Es gibt ein eigenartiges Knurren von sich, und sogleich sind auch die Kleinen bei der Hand.

Prächtig steht der Mond in der schönen Juninacht am Firmament. Sein Licht hellt den Abendhimmel auf, so daß die Mardersippschaft auf der Dachfirste klar zu sehen ist. Wie sie lustig spielen, die netten, niedlichen Marderkätzchen und wie die Alte Obacht gibt! Das geht Dach auf, Dach ab, das kugelt die Pfannenreihen hinunter und klettert wieder zum First empor. Jetzt geht die wilde Jagd auf die Mauer des Gehöftes, wo in der Nähe der Fliederbaum steht. Der alte Marder hält beständig Wache. Über den Hof eilt kläffend der große Hund, der am Abend Wächter ist, am Tage aber das Rad der Buttermaschine drehen muß. Husch, husch ging's am Fliederstrauch in die Höhe und wieder auf das Dach in Sicherheit. Im Schatten des Giebels ducken sie sich. Als das Hundegebell vorbei ist, steigt die Marderfamilie wieder auf die Mauer. Der alte Marder scheint keine Lust mehr am Spiel zu haben. Mit kühnem Sprunge erreicht er den Erdboden und wechselt an der Mauer vorbei in den Garten, an der Gartenhecke entlang bis zur Laube, steigt dort auf einen eingeschlagenen Pfosten und wittert. Vögel schlafen im Gezweige der Hainbuchenlaube. Jetzt erkennt der scharfsichtige alte Marder einen Sperling im schwachen Mondenlichte. Mit sicherem Sprunge erhascht er ihn, und unter Angsttönen fliegen einige Dutzend Spatzen in die Nacht hinaus, um irgendwo ein Notquartier zu finden. Unten in der Laube frißt die Marderbrut den Sperling auf. Vom Garten aus führt der alte Marder seine Jungen auf die Wiese. Ein Maulwurf, der im feuchten Grase Schnecken und Regenwürmer sucht, wird von einem Jung=



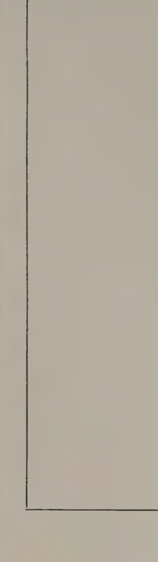
Douglas English. *Vivarium.*
Steinmarder.

marder erhascht und von der Sippe spielend zu Tode gemartert. Er schmeckt ihr nicht sonderlich; denn die Gesellschaft frißt ihn kaum an und läßt ihn dann liegen. Vorsichtig riecht jetzt der alte Marder in der Wallhecke an einem Erdloche. Er schnappt zu und bietet in seinem Maule den Jungen das Weibchen des Rotkehlchens, das dort auf seinen Eiern saß. Auch diese werden als Leckerbissen vertilgt. Weiter schlüpft die Marderfamilie durch Dickicht und Dorngestrüpp. Unter einem dichten Eichenstockausschlage hat die Häsin zwei Junghäschen gesetzt. Aber was nützt alles vorsichtige Verstecken gegen die feinen Mardernäschen, die bald die Kleinen entdeckt haben. Laut klagend sterben sie in den scharfen Fängen der Räuberbrut. Durch eine Feldfurche führt jetzt der Wechsel an einem Kleefelde vorbei. Dort überfällt das Steinmarderweibchen das brütende Feldhuhn, tötet und verzehrt es mit seinen Jungen, die auch das Nest mit etwa zwanzig Eiern plündern. Unersättlich scheint diese Gesellschaft zu sein. Aber jetzt läßt der Hunger nach; denn manche Beutetiere werden nur angeschnitten und dann liegen gelassen. Aber Getötet jedoch wird bei der unstillbaren Mordgier dieser Tiere jedes Geschöpf, das sie auf ihrem Raubzuge antreffen. Die ganze Nacht lang wandert so der alte Marder mit seiner Jugend umher. Nur kurze Ruhepausen werden gemacht. Er leitet sie vortrefflich an. Alle Schliche und Kniffe lernen sie von ihm. Bald besteigen sie Bäume, bald kriechen sie in die Kaninchenbaue,

hier fangen sie Mäuse und Frösche, dort fressen sie Vogelnester leer, und wenn später Sommer und Herbst mit ihren Früchten kommen, dann erhält ihr Speisezettel durch süßes Kern= und Beerenobst noch mehr Abwechslung wie zuvor.

Außerordentlich anpassungsfähig sind die Steinmarder an den Aufenthaltsort und auch an die Nahrung. Daher ist es auch erklärlich, daß sie in ganz Mitteleuropa trotz der heftigsten Verfolgung nirgends selten sind, und daß sie in den Sommermonaten hoch in die Gebirge hinaufsteigen, um dann nachher beim Eintritt kalter Jahreszeit, die stets mit Futtermangel für sie verbunden ist, wieder im Tal menschliche Behausungen aufzusuchen.

In der Stube des Forsthauses ist es recht unterhaltend für den Tierfreund. Seit einigen Wochen befinden sich dort junge Hausmarder. Anmutige und interessante Tierchen sind es. Als der Förster sie im Rucksacke mitbrachte, mochten sie drei bis fünf Tage alt sein, waren damals aber schon behaart, wenngleich noch blind. Erst nach etwa acht Tagen konnten sie äugen. Draußen am Waldrande, wo der Bach sich an der Grenze hinschlängelt, war es dem Förster schon zur Zeit des Schnepfenstriches aufgefallen, daß aus einer höhlenreichen Weide recht oft Steinkäuze abstrichen. Als er Anfang Mai wieder diese Eulen sah, wollte er einmal Nachschau halten, was in den Stufen wohl zu sehen sei. Er stellte Flinte und Rucksack an den Fuß des Weidenbaumes, und daneben legte sich sein scharfer, drahthaariger Gebrauchshund nieder. Als er so gemächlich an dem Baumkrüppel emporkletterte, fuhr plötzlich ein schwarzes Etwas wie ein Blitz aus einem Loche, ihm zwischen die Arme durch und zur Erde, wo gleich darauf der schneidige Rauhbart ein altes Steinmarderweibchen würgte. Das war merkwürdig; denn Steinmarder lieben als Aufenthaltsort mehr die menschlichen Wohnungen als die Stille der Baumhöhlen. Noch mehr aber erstaunte der Förster, als er in dem hohlen Bauche der Baumruine auf einem weichen Polster aus trockenem Grase zwei junge Marder erblickte, die er dann mit ins Forsthaus nahm, wo sie unter dem warmen Küchenherde in einer Kiste mit Heu ein neues Lager fanden. Die Förstersfrau gab den kleinen Geschöpfen in einer Flasche mit Lutscher rohe Milch, in die sie ein Hühnerei quirlte. Die intelligenten Tierchen aber waren nach stark zwei Wochen schon so weit herangewachsen, daß sie selbst ihre Nahrung aus einem Napfe nahmen. Bald wurde ihnen die Behausung in der Holzkiste zu klein. Vorsichtig kletterten sie heraus, saßen oben auf dem Rande, sprangen ins Lager zurück, machten neue Kletterübungen, liefen dann in die Küche und sprangen im kühnen Sprunge, ohne den Kistenrand als Stützpunkt zu benutzen, ins Lager zurück. Auch in die anderen Zimmer und Kammern des Forsthauses kamen sie, schlichen

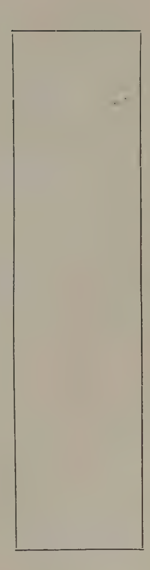



Douglas English. *Vivarium.*

Hausmarder, interessiert.

auf die Tenne und dehnten so ihre Wanderfahrten immer weiter aus. Aber stets flüchteten sie in ihr Versteck zurück, wenn ihnen irgend etwas nicht ganz geheuer erschien. Neugierig warfen sie auch manchmal einen Blick durch die Hoftür ins Freie; in diese neue, unbekannte Welt mit den kläffenden Jagdhunden wagten sie sich jedoch nicht. Den Förstersleuten gegenüber waren die Jungmarder völlig zahm. Vor fremden Personen aber flohen sie. Selbst der Klang ihrer Stimme scheuchte sie unter den Küchenherd. Mit dem Dachshund, der dort schläft, haben sie längst Freundschaft geschlossen und spielen und balgen mit ihm herum. Gewandt wie Katzen, aber noch viel geschmeidiger und eleganter in ihren Bewegungen, sind diese Räuber. Äußerst drollig ist ihr Spiel.

Jetzt springt ein Jungmarder auf den Schoß der Förstersfrau. Sofort ist auch der zweite oben. Sie wirbelt die Tierchen wie Spielbälle durcheinander, hebt sie hoch, läßt sie in den Schoß fallen, zupft sie an den Ohren und zaust ihre Schwänzchen. Sie klammern sich an ihrer Hand fest, beißen scheinbar mit den nadelscharfen Zähnen in ihren Daumen, ohne aber Schmerzen zu verursachen. Je toller das Spiel, um so besser gefällt es ihnen. Jetzt läßt die Frau die beiden Marder auf der schiefen Ebene der Schürze zu Boden purzeln. Sie beißen sich dort, balgen sich, klettern schließlich an der Kleidung wieder hoch, und das Spiel aalglatter, schlangengewandter Tier-







Douglas English. *Vivarium.*

Hausmarder, interessiert.

körper beginnt von neuem. Nun springt ein Marder vom Schoße, der zweite ihm nach. Der erste hüpft auf das Sofa, der zweite folgt ihm wie sein Schatten, springt auf den Tisch, läuft weiter, klettert am Schrank empor und geht hernach an den Gardinen wieder nach unten. „Hansel, Hansel," ruft die Förstersfrau, und beide sind gleich darauf wieder bei ihrer Pflegerin.

Nun tritt der Förster ins Zimmer. Er hat ein Wildkaninchen im Rucksack, das er jetzt der kleinen Räuberbrut hinwirft. Sie zerren an ihm und ziehen es unter den Schrank. Sie können ihre Art nicht verleugnen. Blutdurst steckt in ihrer Seele, und für ihre Taten lieben sie die Dunkelheit. Der Förster nimmt ihnen das Kaninchen fort. Sie knurren ihn an und halten so fest, daß er sie beide an ihm hochheben kann. Nun schüttelt er sie ab und beide springen erbost in ihre Kiste.

Nicht ganz drei Monate sind die Jungmarder alt, und schon haben sie den ersten Raubanfall auf das Hausgeflügel unternommen. Als eines Tages die Glucke mit ihren Küchlein über die Tenne zum Hühnerhof wanderte, sprang plötzlich ein flinker Marder hinter einem Troge hervor, faßte ein Küchlein und zerrte es, trotz der Schnabelbisse der alten Henne, in das Versteck, wo es ihm der Förster abnahm. Auch auf den Eierdiebstahl sind die kleinen Geschöpfe arg erpicht. Sie stehlen alles Brauchbare zusammen, und was sie nicht verzehren können, das liegt in ihrem Schlupfwinkel hinter

der Kiste. Wie fast alle gezähmten Tiere der Wildnis werden auch die Marder auf die Dauer im Hause überaus lästig. Mit dem Älterwerden verschwindet die Unschuld der Jugend, aus Spiel wird Ernst, und dann macht sich auch bei den Steinmardern die Kraft des Gebisses, die Geschwindigkeit der Gliedmaßen, Blutdurst und Mordlust ohne Grenzen geltend. Dann schonen sie nichts im Hause, weder das zahme Kaninchen, mit dem sie aufgewachsen sind, noch die Tauben, die sich vor dem Fenster auf dem Hofe ihr Futter suchen, noch auch die Henne und ihre Eier. Der ausgesprochenste Zug ihres Charakters scheint dann: Lust am Töten.

Der Dachs.

Von Fritz Bley.

Am Burgbau.

Unten murmelt der Steinbach durch das Buchental dem rauschenden Flusse zu, der an sonnigen, rebenumkränzten Hängen hin zum Vater Rheine eilt. Hier oben leuchtet lackrotes Eichenlaub bei reifenden, prallen Ginsterschoten an der Stirn der Granitwand. Das Klappern der Mühle dringt nur verworren herauf, und man könnte es mitsamt dem Aveläuten des Glöckchens von Mariental für Immensummen halten. Köstliche Abendruhe liegt vor dem Mutterbaue, dessen Eingang so viele Spuren von alten Belagerungen aufweist. Grimbarts feste Burg ist öfter berannt, als alle Schlösser auf hohen Steinen im Rheintale. Aber wie der Bauernkrieg auch mit Brechstangen und Sprengversuchen sie umtobte: sie hat den Fall der stolzesten Rittersitze überlebt und trotzt als unbezwingbare Feste noch heutigentags allen Belagerern. Die Jäger nennen den alten Mutterbau deshalb den Burgbau. Grimbarts Ahnen, die im Felsgestein die weichen Adern zu finden wußten und darin die Röhren zu dem tief, tief liegenden Hauptkessel gruben, haben gut für ihre Nachkommen gesorgt. Der Absprung in den Hauptkessel ist so steil, daß Grimbart oft selbst nur mit Mühe herauskann. Mindestens ein Dutzend Lüftungsröhren führen steil aufwärts; aber Farne und Erdbeerlaub verstecken ihre Öffnung. Daneben hat der Bau drei, vier Nebenkessel, in denen zu Grimbarts Ekel und Ärger leider auch der zu allen Teufeln gewünschte Fuchs seine Luderwirtschaft treibt. Und von jedem dieser Kessel führen mindestens zwei Fluchtröhren in den Wald hinaus.

Die Winzer haben es allmählich aufgegeben, Grimbarts Burg zu berennen. Sie stellen ihm mit Eisen auf seinem Aus- und Rückwechsel nach oder versuchen, ihn von der Kanzel aus zu schießen. Das Knallen ist sehr eklig, die Schroten brennen scheußlich! Grimbart hat die Schwarte gründlich voll von Schrotkörnern; zum Glücke ist er bis jetzt noch immer im täuschenden Mondlichte überschossen. Denn er wagt sich meist nur nachts hinaus. In die Tellereisen geht er nicht hinein. Er hat den Jammer der Fähe nicht vergessen, die einmal in solch ein Ding hineingeriet und, ehe sie sich losschneiden konnte, von einem groben Lümmel mit ein paar Knüttelhieben auf die Nase erschlagen wurde. „Wrunn – wo! Wu!“ knurrt der alte Dachs, wenn er an diese Bluttat denkt. Sein Mißtrauen bekommt ihm gut, er ist allen Nachstellungen seitdem entgangen. Und muß einer nicht mürrisch und ein übellauniger Einsiedler werden bei solchen Erfahrungen? Was wollen

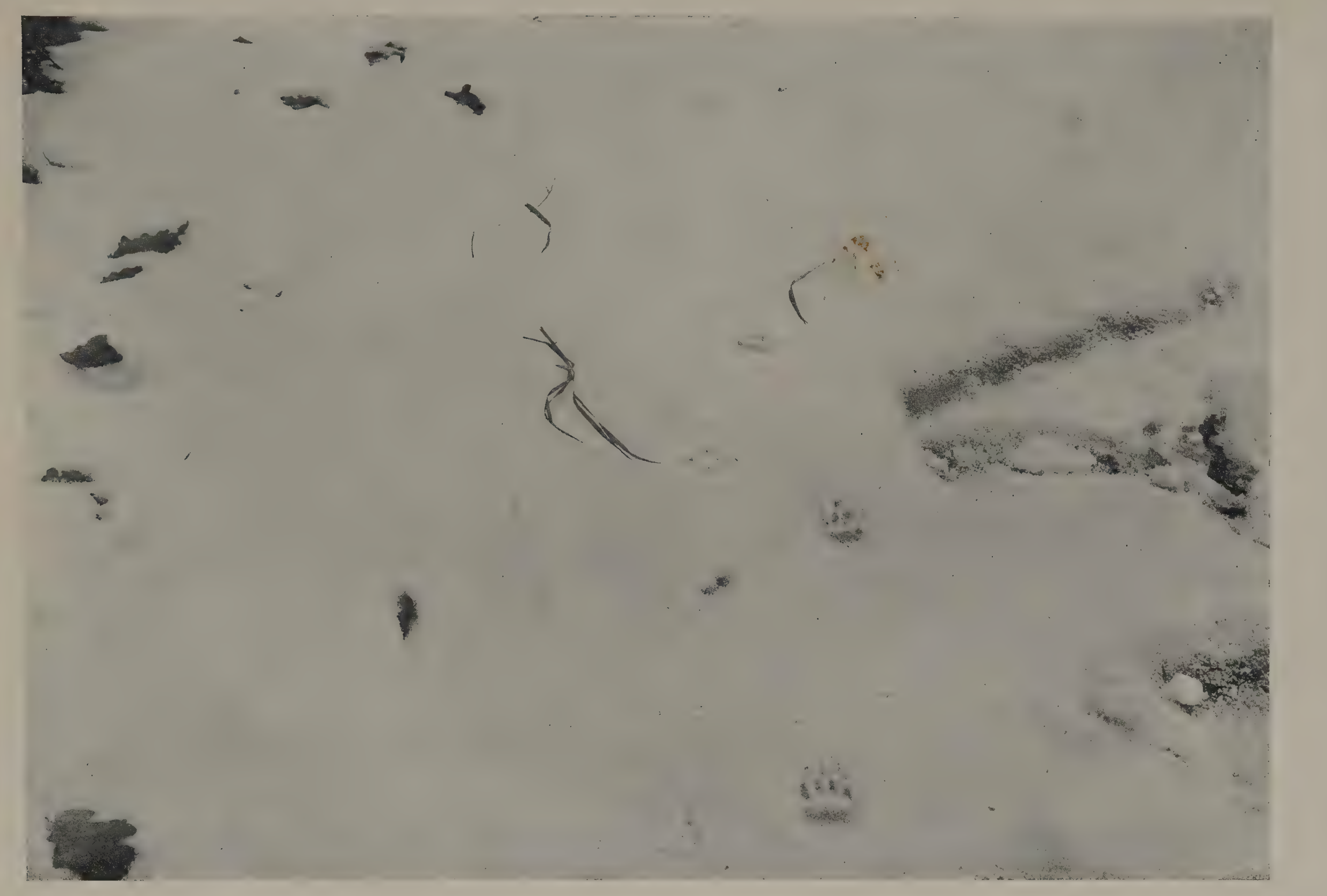


M. Behr. *Thieleberg bei Aken, Oktober 1909.*

Dachsbau mit Wechseln.

die Menschen eigentlich von ihm? Von Hause aus war er ein Raubtier wie sie! Seine Vettern in den Hochsteppen des fernen Ostens sind es noch. Sie fallen Nachts die Herden an und reißen sich manches schwache Kalb. Grimbart hat redlich versucht, ein nützliches Mitglied der westeuropäischen Gesellschaft zu werden. Er sticht im Walde nach Würmern, Puppen und Käfern, die den Bäumen doch großen Schaden tun. Mit Vorliebe weidet er sich an Maikäfern und Heuschrecken oder buddelt Wespennester aus. Um die burrenden stechlustigen Teufelswespen kümmert er sich ebensowenig wie um Schlangengift. Er packt die Kreuzotter im Genick und vertilgt sie. Und er zieht beim Wurzeln nach Pilzen und alten Eckern Furchen im Walde, als ob Frischlinge dort gebrochen hätten. Ist das nicht die schönste Waldgärtnerei? Und wenn er wirklich einmal ein schwaches oder krankes Rehkitz erwischt, so ist es um das doch nicht schade! Besser, daß solche Jammerlappen von der Bildfläche verschwinden, als daß sie die Art verderben!

Warum hassen ihn also die Menschen so entsetzlich? Weil er den dummen Fasanen die Gelege ausnimmt? Was kann er denn dafür, daß



O. Pfaff. — Connewitz, Februar 1909.

Dachsfährte, links davon Iltisfährte – links davon Fasanfährte.



M. Behr *Thieleberg bei Aken, Oktober 1909.*

Dachslosungsgrube.

die Henne sie so schlecht versteckt? Oder ist es seine Schuld, daß die Winzer einen Berg nach dem andern entwalden und ihm die Rebstöcke gerade vor die Nase pflanzen, so daß der Südwind im Herbste den würzigen Duft der süßen Trauben zu seiner Burg heraufträgt?

Das ist die schlimmste Zeit für den armen alten ehrlichen Spitzbuben! Jetzt aber hat er Schonzeit, und wenn er auch keinen Menschen und keinen frechen Köter riechen mag, so traut er sich doch jetzt schon eher einmal vor seinen Bau, ehe das Sonnengold des Abends verschwindet. Heimlich, ganz

heimlich darf das freilich nur geschehen! Bevor er aus der Einfahrt schleicht, schüttelt er sich mit lautem Rumpelpumpel den Staub aus der Schwarte. Dann äugt er vorsichtig aus der Röhre, sichert, zieht sich zurück, lauscht und beobachtet. Dann erst bricht er mit halbem Leibe aus, prüft lange mit Nase, Sehern und Lauschern das Vorland und verläßt dann in trottendem Schleichen den Bau, um sich auf dem von der Sonne mittags durchwärmten Heidekraute, in seine eigene griesgrämige Einsamkeit versunken, zu räkeln. Von Zeit zu Zeit hebt er mißtrauisch die Nase. Dann streckt er sich wieder in wohligem Faulenzen. Plötzlich aber fährt er sich mit den Fängen in die Dünnung und schuppt und kratzt mit den langen Grabnägeln der Brante nach dem verwünschten Ungeziefer, das ihm der Fuchs in den Bau geschleppt hat. Er mag diesen Aas-Stänker nicht ausstehen und duldet ihn auch nicht im eigenen Kessel! Ächzend erhebt er sich und schleicht einen schmalen Pfad entlang, der zu seinem Örtchen führt, einer Gruppe von Löchern, in die er stöhnend seinen Kot absetzt. Sorgfältig verscharrt er diesen und kehrt dann aus dem Verstecke zurück. Der Fuchs, dieses verluderte Dreckschwein, beschmutzt mit dem eigenen Kote seinen Bau. Wie das Grimbart, der so peinlich auf Reinlichkeit hält, zuwider ist! Wenn er wüßte, wie sehr die Menschen ihn auch darin verkennen! Ein Spottlied haben sie schon vor Jahrhunderten auf ihn gedichtet, in dem es heißt:

„Der Dachs und Fuchs im Bau sich hält,
denn gleich und gleich sich gern gesellt!"

Die Menschen sind schlecht und schließen von sich auf andere. Den mürrischen Einsiedler vom Burgbau am Steinkopfe und seine Art kennen sie schon gar nicht! Woher sollten sie auch? Alle sprechen schlecht von ihm. Aber wer hat ihn denn eigentlich schon gesehen? Selbst von den Jägern haben die wenigsten ihn jemals erblickt — —

Donnerwetter, was war das? Grimbart hebt die Nase, jede Muskel unter seiner schütteren Sommerschwarte strafft sich. Bwunn — wo—wu! Wu—no! Das stank nach Menschen! Ärgerlich schleicht er eiligst zu Baue und verschwindet keuchend in der Einfahrt.

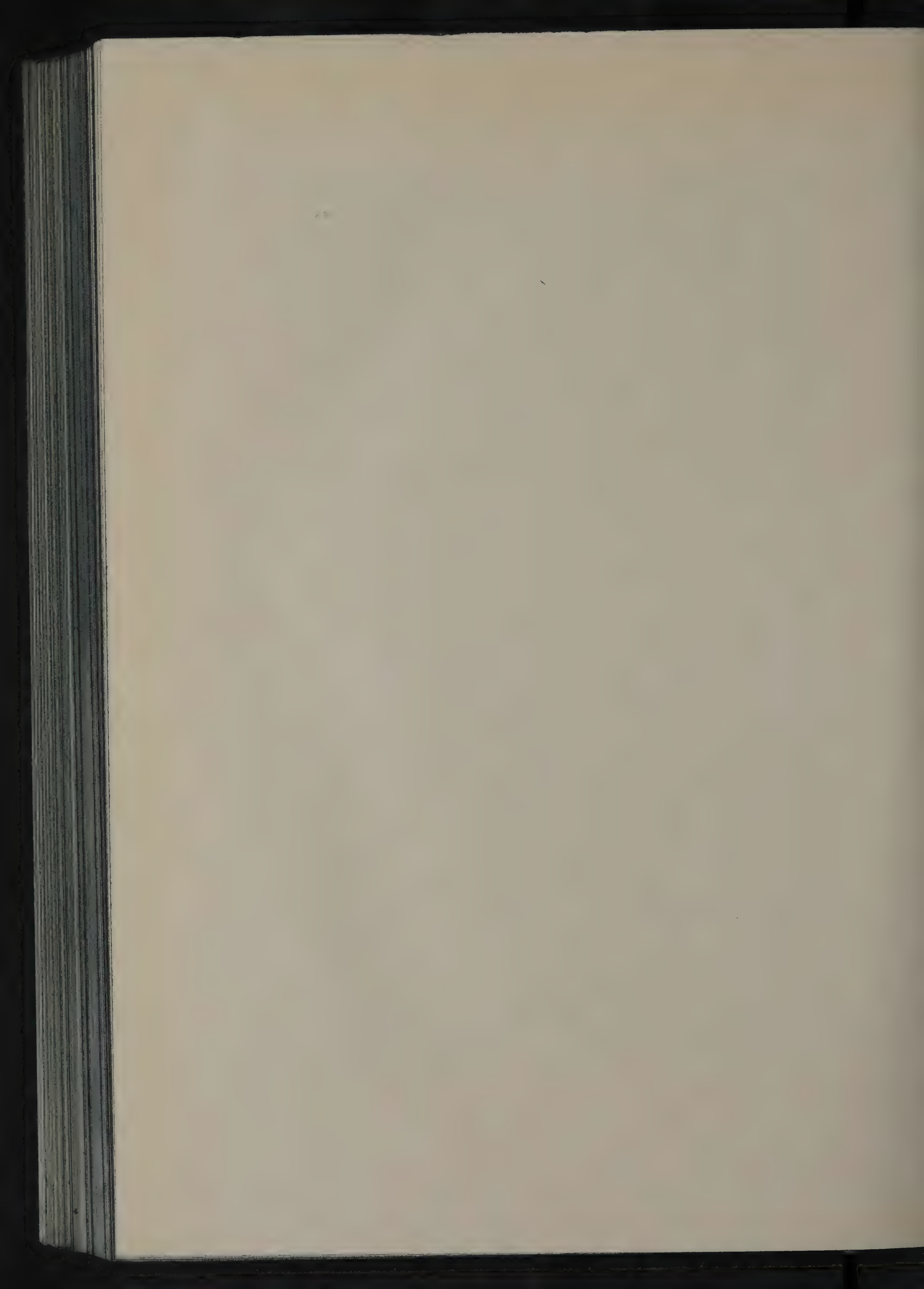
Im Vorderkessel macht er kehrt und lauscht. Richtig, draußen vor der Hauptröhre erschallen Stimmen. Sie stellen fest, daß der Bau befahren ist, verwünschen die Schonzeit des Dachses und fluchen darüber, daß sie dem Alten in keiner Weise beikommen können. Mit Gift haben sie es auch schon versucht. Ins Eisen geht er nicht. Die Hunde kommen ihm in seinem tiefen Burgverliese nicht bei. Dieser verwünschte Mutterbau!

Grimbart hält den Atem an und lauscht, wie sie sich entfernen. Ja, ja, darum hassen sie ihn so abscheulich: weil sie ihn nie sehn und nicht kriegen können! Bwunn—no! Wo—wu!



O. Pfaff. *Connewitz, Januar 1909.*

Dachs, morgens um 8 Uhr nach seinem Bau wechselnd.





O. Pfaff. *Connewitz, Januar 1909.*

D a ch s, morgens gegen 8 Uhr nach seinem Bau wechselnd.



Ein Glück, daß die Schonzeit noch nicht zu Ende war, als Grimbart Ende August auf Liebespfaden wandelte und sich in einer schönen Mondnacht vor der Hauptröhre das Jawort von einer jungfräulichen Fähe holte. Denn die Menschen störten ihn in seinem verschwiegensten Treiben. Aber das eine Gute war wenigstens die Folge ihres nächtlichen Herumschleichens, daß die Fähe sich nun im Burgbaue hielt und nicht den jungen Frechdächsen in die Sandbaue unten im Walde folgte. Der Weg bis zu den Weinbergen war ja freilich weit. Aber Grimbart legte ihn in jeder Nacht zurück, wie sauer ihm auch nach reichlichem Traubenschmause der Aufstieg wurde, und die Fähe merkte schon, wie gut es sei, ihm zu folgen. Bezog sie auch einen andern Kessel, als der alte Murrkopf, so war doch seine nachbarliche Nähe und Wachsamkeit von Wert für ihre unerfahrene Jugend. Sie zog auch von seiner Geschicklichkeit und Umsicht beim Einkarren guten Nutzen. Famos, wie er das Dürrlaub in weiches Moos wickelte und den ganzen Packen dann zwischen den Läufen zum Bau schleppte! Dort stopfte er den ganzen Röhreneingang voll und drückte es dann mit dem Vorderkörper bis in den Kessel hinein. Die Fähe konnte solches Polster in diesem Winter besonders gut brauchen; denn sie merkte wohl, daß es heuer ganz anders als im Vorjahre um sie stand, und fing langsam an, die kommenden Pflichten zu ahnen.

Bei den nächtlichen Besuchen in den Weinbergen hatte sie auch einmal Grimbarts rechtzeitiger Warnung ihre Rettung zu verdanken. Als sie schon die zweite Mauer der Bergterrasse hinuntergesprungen war, blitzte es hinter ihr auf und prasselte ihr um die Schwarte. Das war gewiß nichts Gutes, und sie ist seitdem nicht wieder in diesem Weinberge gewesen.

Zu ihrem besonderen Glücke. Denn in der nächsten Nacht kamen die Frechdächse von drüben und plünderten in unverschämter Weise den ganzen Berg. Darauf gab es großes Geschrei, und die Winzer hielten Kriegsrat. Der alte Förster kam auch dazu. Und ein halb verdorrter Kerl, den sie „Lederstrumpf" nannten, brachte seine beiden Teckel mit: Männe und Waldine. Das waren schon die Rechten alle miteinander! Sie zählten die Fährten, die in den Weinberg herein und hinaus standen, und Lederstrumpf wettete, daß vier Dächse in letzter Nacht dagewesen seien. Der Förster meinte, die eine Fährte sei von Jakob Schäfers Hunde. Aber Lederstrumpf zeigte triumphierend auf den Abdruck der ersten Zehe. Ob der Förster schon einmal eine Hundefährte mit fünf Zehen gesehen habe? Das hatte er freilich noch nicht, denn der Hund drückt den Daumen nicht in der Fährte aus. „Und die langen Abdrücke der Vorderkrallen vor den Hinterkrallen in demselben Tritte hat doch auch kein Hund!" „Na, dann sind es also viere, meinetwegen! Also morgen wollen wir sie ausgraben!" – –

Am nächsten Tage kommen sie gezogen zu dem großen Sandlehmbau im Buchenwalde: Männer mit Hacken und Spaten, der Förster mit seiner



Douglas English. *Vivarium.*

Dachs am Eingang zum Bau.

Flinte, Lederstrumpf mit Waldine und Männe und mit einer langen Eisenzange, die sich unten in einem Ringe schließt. Am Bau wird Männe, der vor Eifer die Zeit nicht erwarten kann, die Hälsung abgenommen und Waldine muß zunächst zitternd vor Aufregung mit ansehn, wie ihr Kamerad einschlieft und die Männer an den Röhren horchen, was sich unten begibt. Gar nichts begibt sich! Einer starrt den anderen verdutzt an: alles stille! Doch jetzt, horch! „Sst! Ruhe!“ Richtig: jetzt hören alle den Standlaut. Waldine hat ihn schon lange gehört und gebärdet sich wie toll vor Raufschneid, aber das hilft ihr nicht; sie muß jetzt warten, bis ihre Zeit kommt. Männe liegt steif und fest vor. Inzwischen bezeichnet Lederstrumpf die Stelle zum Einschlage, und die Arbeit mit Picke und Spaten beginnt. Höher und höher wird der Wall der aufgeworfenen Erde. Zuweilen verschweigt der Hund, dann wird er wieder desto heftiger. Dort unten wogt offenbar ein heißer Kampf. Der Einschlag muß etwas mehr in die Länge geführt werden. Der Hund hat längst gemerkt, daß er Hilfe kriegt und jetzt, als mit dumpfem Poltertone eine Röhre angeschlagen wird, hört man ihn wütend



Douglas English. *Vivarium.*

Dachs vor seinem Bau.

aufjaulen. „Das war ein fester Schmiß!" ruft Lederstrumpf aus „Nun aber los! Hier den letzten Einschlag!" Bald ist auch dort die Nähe der Röhre erreicht und vorsichtig werden die letzten Schollen herausgehoben. Da wird auch schon der Kampfplatz sichtbar. Unablässig sucht der Dachs sich weiter zu verklüften, aber Männe buddelt und kratzt sich immer wieder durch den aufgeworfenen Wall an ihn heran. Lederstrumpf blickt sich nach dem Förster um. Der hat schon die Flinte gespannt und ist herangetreten. Mit kurzem Griffe hebt der Lange den Hund aus und nimmt ihn, der sich gar nicht beruhigen lassen will, liebkosend auf den Arm. Die Männer treten zurück und einer von ihnen verstopft die aufgegrabenen Röhren. Lederstrumpf hat inzwischen Waldine auf den anderen Arm genommen. Dann passen alle still auf den Dachs. Eine gute Weile läßt dieser auf sich warten. Endlich schiebt er vorsichtig die Nase aus der Röhre. Er traut dem Frieden ja nicht. Aber er weiß, daß es nur eine Rettung gibt: die angeschlagene Einfahrtröhre zu gewinnen. Mit einem schnellen Rucke will er dies versuchen. Da hat er auch schon den Schuß, und überrollend kommt er nur

27*



Douglas English. *Vivarium.*

Dachs im Eingang zum Bau.

noch ein paar Schritte weiter bis zu einem Fichtenstamme hin. Da hat ihn Männe im Genick und Waldine zerrt den Verendenden an der Brust. Auch die Männer laufen nun herzu, um den Traubendieb zu sehn. Nur die Jäger sind auf dem Bau geblieben. Da plötzlich, wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil, saust ein zweiter Dachs heraus und überkugelt sich im Schusse. Und während alle zurückeilen, um diese neue Beute aufzunehmen, hebt Lederstrumpf triumphierend mit der Zange den dritten heraus, der unmittelbar hinter dem zweiten sich in Sicherheit bringen wollte.

Großer Jubel. Und die Flaschen kreisen.

„Aber du hattest doch viere im Kopfe. Hier sind doch erst drei?"

Ja, wo steckt der vierte?

Die Hunde wurden losgelassen. Waldine kommt nach kurzer Zeit aus ihrer Röhre zurück, schüttelt sich und macht ein dummes Gesicht.

„Der müßt' Ehr ene Laterne mitgewwe, Herr! Et is er ehr da ungen zo dunkel!"

Ein verächtlicher Blick von Lederstrumpf ist die einzige Antwort auf diesen schalen Witz. Waldine wird geliebelt und fährt ermuntert wieder



Douglas English. *Vivarium.*

Dachs im Eingang zum Bau.

zu Baue. Jetzt bleiben beide Hunde unten. Aber kein Laut ist zu hören. Endlich ein helles Aufheulen. Einer ist geschlagen. Und jetzt wütendes Halsgeben, Gerumpel und Gepumpel. Aha! Da, hier, nein hier — hier schlagt ein! Bald ist das Geschleif getroffen und der lockere Boden bezeichnet bald den Gang, wo der Dachs sich verklüftet hatte und die Hunde ihm nachbuddeln. Jetzt etwas weiter rücken, damit der Einschlag zwischen den Dachs und die Hunde kommt. Bald ist auch die Arbeit getan. Waldine wird abgenommen und Männe ist einen Augenblick lang verschüttet. Aber schon hat er sich mit den Hinterläufen Luft geschafft, und der Gräber holt ihn aus dem losen Erdreiche heraus. Und nun ist es auch um den letzten Grimbart geschehen. Murrend und knurrend versucht er sich aufs neue zu verklüften. Aber da sitzt ihm schon die Zange hinter den Kinnbacken und ein Knüttelhieb auf die Nase macht seinem jungen Dasein ein Ende.

Mit überlegenem Triumphe im Blicke reicht Lederstrumpf dem fürwitzigen Spötter von vorhin die Flasche, um auch den Letzten tot zu trinken.

Den Letzten? Der Letzte sei das noch lange nicht! Hier in den Weinbergen seien nachts mindestens ein Dutzend, meinen die Winzer. Nur der

alte Jakob Schäfer meint, daß jetzt nur noch einer fehle. Den müßte man zu kriegen versuchen, dann sei Ruhe in den Weinbergen: den Alten vom Burgbau drüben!

Ja der! Es wurde wieder eine Kanzel gebaut, und der Förster paßte abwechselnd mit Lederstrumpf und dem Lehrlinge die halben Nächte auf den alten Schlaumeier. Aber sobald der Mond schien, blieb Grimbart im Bau; nahm der Mond zu, so kam er erst kurz vor Tagesanbruch heraus und bei krankem Monde kam er, sobald das Tageslicht verblaßt war. Man versuchte, ihn nachts zu hetzen. Aber das Ergebnis war lediglich eine Beunruhigung des ganzen Wildstandes. Dann versuchte man ihn auszusperren; aber der „Ausgesperrte" war, wenn der Schaden besehen wurde, gar nicht ausgeschlieft. Schließlich wurde es allmählich Winter und Grimbart legte sich schlafen im wärmsten und tiefsten Teile seines Hauptkessels. Lederstrumpf konnte sich ganz genau vorstellen, was der Dachs jetzt von ihm dachte.

Und Waldine und Männe lasen ihm diesen Gedanken von den Augen ab.

Mutterglück und Leid.

Als der Februar kam, atmete Grimbart zum ersten Male wieder die wonnige freie Luft. Die Füchse im Kessel nebenan hatten ihn mit ihrem albernen Keckern und geilen Ranzen aus seinem molligen Winterschlafe geweckt. Es war jetzt mit ihrem Gestanke noch schlimmer als sonst, und ihre harte Losung lag bei Haufen fauliger Knochen. Sie hatten während der kalten Zeit nicht zu fasten brauchen. Hasen und halbe Rehkitze hatte der Rüde gerissen und manche saftige Keule hatte er in den Bau zu seiner Fähe gebracht. Jetzt dufteten die Reste zur Röhre heraus. Und Grimbart war gegen das Stänkerpack noch mürrischer als sonst. Draußen im Walde wurzelte er nach Knollen, Regenwürmern und sonstiger Erdmast. Seine breiige Losung bewies jetzt mehr als sonst seine Unschädlichkeit. Die schlechten Menschen, namentlich die bösen Grünrocke unter ihnen, sagten, er habe jetzt ein schwarzes Viereck auf der grünen Karte, womit sie die Schonzeit meinten. Grimbart traute dem Frieden nicht recht. Aber er entsann sich, daß es in anderen Jahren ebenso gewesen sei und wurde deshalb etwas zuversichtlicher. Wenn die Februarsonne mitten auf die Einfahrt zu seinem Burgbau brannte, gab er acht, bis es in Mariental Mittag läutete. Dann kehrten die hungrigen Arbeiter ins Dorf zurück, und wenn der letzte Gaul vom Acker herunter war und die Unterstunde ihren Frieden spann, schliefte er vorsichtig aus seinem Bau und ließ sich das Bißchen warme Frühlingsglück auf die Schwarte und den Wanst brennen. Und dann streckte er sich wieder einmal über das andere: o, wie mollig ist der Lenz!



Douglas English. *Vivarium.*

Zwei Dächse, in den Bau zurückschleichend.

Inzwischen hatte, anfangs März, die Fähe ihre schwere Stunde, und bald lagen neben ihr drei blinde Junge in glänzend glattem, weißem Haarkleide, durch das die rosige Haut überall durchschimmerte. Die speckfetten kleinen Dinger gediehen prächtig. Aber die Fähe mußte nun auch für milchreiche Nahrung sorgen. Sie ging nachts wurzelnd in den Wald und kehrte morgens zu ihren Kleinen zurück.

Um jene Zeit war Lederstrumpf oft mit Waldine und Männe unter der Granitwand am Steinkopfe vorübergegangen, um nach Füchsen zu suchen, die etwa sich auf alten Stubben oder in der Eichenjugend sonnten. Dabei waren die Hunde auf die Dachsfährten gestoßen, und Lederstrumpf hatte nur mit Mühe sie vom Einschliefen in den Bau abhalten können. Waldine begriff diese Kurzsichtigkeit ihres Herrn nicht, und Männe warf ihr einen zustimmenden Blick zu. Seitdem fanden beide keine Ruhe. Männe lief von einem Ecksteine zum anderen; und Waldine beschnupperte ihn, als wollte sie ihm aufmunternd sagen: „Komm doch! Los!"

Aber Männe verwies die junge Hündin zur Ruhe und setzte, als gerade

sein Herr kam, das unschuldigste Gesicht auf. Doch als abends die Magd die Haustür schließen wollte und nach den Teckeln rief, waren beide verschwunden. Auf und davon. Hektor wußte auch nichts von ihnen. Er hatte ihre Unruhe wohl beobachtet, aber die Racker hatten sich gedrückt, als er gerade seinem heimgekehrten Herrn die Hausschuhe holte. Erst war Männe ganz harmlos an die Ecke gebummelt. Dann um die nächste herum und dann mit einem lustig-listigen Blicke auf Waldine hinter der Weißdornhecke entlang den Berg hinauf. Waldine natürlich hinterdrein!

Oben am Burgbau rang der Mond mit Wetterwolken. Eine Nacht, wie geschaffen zur ruhigen Weide der Dächse. Die Fähe hatte bereits seit einer halben Stunde den Bau verlassen, als die Hunde ankamen. Waldine wollte wie besessen auf der Fährte hinter ihr her. Männe suchte sie zurückzuhalten und eines besseren zu überreden. Aber da er das einfältige Geschöpf nicht zu halten vermochte, so ließ er sie laufen und schliefte in den Hauptbau ein. Links fuhr ihm mit heftigem Keckern der Fuchs entgegen. Aber Männe kümmerte sich heute nicht um Reineke. Rechts war eine andere Witterung: hmmm! Ei, wei, die war fein! Im Handumdrehen hatte Männe einen der kleinen Dächse erwischt und erwürgte den kläglich Piepsenden. Als er eben mit seiner leckeren Beute zum Baue heraus war, fuhr ihm die Fähe entgegen. Aber sie hatte keine Zeit, sich zu besinnen; denn mit hellem Halse kam Waldine auf ihrer Fährte nach und trieb sie in den Bau, aus dem sie erst nach langer Zeit nutzlosen Halsgebens und Vorliegens gegen Morgen herauskam.

Als sie jachelnd und todmarode zu Hause wieder anlangte, verputzte Männe eben mit schmunzelndem Behagen die Schlegel des Jungdachses. Und für Waldinchen fiel nur noch ein Knöchelchen als Kostprobe ab. Aber war *die* lecker! Hmmm!

Männes Glück und Ende.

Als Grimbart in der Frühe vom Weidegange heimkehrte und in seinen Kessel schliefen wollte, fand er in diesem ungewohnte Veränderungen. An der Einfahrt witterte er den Schweiß des erwürgten Jungdachses und die zwar bereits erkaltete, aber doch noch leicht stehende Fährte des Teckels. Und als er hastig in seinen Kessel einsprang, stieß er dort auf die Fähe, die ihre beiden Jungen hier geborgen hatte und ihn knurrend anfuhr. Dem Alten war das eine höchst unerwünschte Gesellschaft. Aber da er den Zusammenhang begriff, mußte er ihr schon ein Plätzchen in der Ecke einräumen. Mürrischer noch als sonst drückte er sich in die andere und verwünschte die Liebeleien, das Familienleben und die dreimal verdammten Teckel! Diese krummbeinigen Halunken! Wenn ihm doch ein einzigesmal einer von denen nahe genug vor die Fänge käme! Stöhnend und knurrend streckte er sich



v. Grote. *Nauort (Westerwald) 1909.*

Zwei Teckel mit eben gegrabenem Dachs.

dann aus auf seinem unbequemen Lager, in dem hier ein Steinchen drückte, dort ein Ästchen. Endlich schlief er ein. – –

An diesem Abende fehlten im Forsthause die beiden Teckel bereits seit dem Spätnachmittage. Und diesmal nahm Lederstrumpf mit Hektor ihre Fährte auf. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen: die Racker waren hinauf zum Burgbau. Dort oben schnüffelte Hektor an der Einfahrt herum und gab auf die Frage: „Wo ist das Hundchen?" laut Hals. Kurz darauf kam Waldine mit eingekniffener Rute und einem jämmerlichen Armesünder-gesichte aus einer Ecke in der Einfahrt heraus, mit argen Schmissen im Gesichte und mit verquollenen Lichtern. Männe fehlte. Alles Pfeifen, Locken und Rufen half nichts. Der Hund war verschwunden.

Der lange Forstaufseher stand ein Weilchen wie angedonnert vor der Einfahrt. Dann suchte er mit Hektors Hilfe das Vorland ab. Aber auf dem steinigen Boden war nirgend eine Rückfährte des gesuchten Teckels zu finden.

Schließlich hoffte Lederstrumpf den Hund zu Hause zu finden. Aber dort hatte niemand Männe gesehen. Der Abend verging. Der Forstaufseher

fand keine Ruhe. In aller Herrgottsfrühe war er am Morgen nach schlaf-
loser Nacht wieder auf den Beinen. Waldine mit eingekniffener Rute hinter
ihm. Immer wieder sagte er sich: „Mensch, beruhige dich doch! Es ist ja
nur ein Hund, ein Tier!"

Aber immer wieder stand ihm der kleine, freche, giftige, so unbeschreib-
lich mutige Kerl vor Augen. Und dann mußte er sich immer wieder sagen:
Hier ist keine Hilfe!

Am Frühstückstische nahm er sich zusammen. Aber als er sich an den
Fenstertisch setzte, um seine Lohnzettel und Kulturberichte zu schreiben, legte
sein Knabe ihm weinend das Köpfchen auf die Knie: „Vater, lieber Vater,
kommt er denn niemals wieder?" — — —

O dieser verfluchte Burgbau!

Das Ziesel.

Von Else Soffel.

Das Ziesel, die pontische Maus der Alten, der Suslik der Russen — woher auch unser deutscher Name rühren mag — ist samt seinen nächsten Anverwandten bei uns fast unbekannt. —

Nur den Hauptvertreter der Familie, — das Ziesel gehört einer Unterfamilie an, — das Alpenmurmeltier, kennt man, „la petite marmotte“ so manchen Volksliedchens, der früher wohlbekannte Begleiter des herumziehenden Savoyarden. Weniger allerdings, besonders aus eigener Anschauung, den Bewohner einsam-hochgelegener Alpenöden. Daß la petite marmotte ein ganzes Heer kleinerer Artgenossen hat — von den außereuropäischen großen und kleinen zu schweigen —, weiß niemand.

Doch das Ziesel verleugnet diese Verwandtschaft schon im Äußeren keineswegs.

Freilich, beim ersten Anblick, vielleicht in Gefangenschaft läßt das suchende Gedächtnis erst blitzschnell die bekanntesten Nagergestalten Revue passieren. Hase, Eichhörnchen, Murmeltier, zuletzt auch die Maus, ganz von ferne den Hamster — von jedem scheint ein Stück in dem Ziesel zu stecken.

Bis man sich endlich doch zu der Einsicht bequemt, daß alle scheinbar große Ähnlichkeit mit dem einen oder anderen schließlich nur auf eine gewisse „Familienähnlichkeit“ hinauskommt und für die Neuerscheinung ein neues Schubfach einräumt.

Die Versuchung, das Ziesel einfach zu irgendeinem der genannten Nager zu stecken, ist allerdings groß: sitzt es nicht eben wie ein Junghäschen in seinem Bett? Ein Hase im kleinen: Stellung, — es macht einen Buckel und liegt auf den eingezogenen Vorderläufen, — Kopfform, die Farbe des Pelzes — bräunlich-gelb, mit schwarz unterlaufen, der Bauch weiß — der verloren-stumpfe Blick des gesenkten Auges, die langen Schnurrhaare, — alles erinnert daran und nur die langen Löffel fehlen. Wenn es jedoch aufsteht, wie jetzt, und zierlich die Nahrung zwischen den zur Hand gebogenen Pfoten hält, oder gar nicht furchtsam, gar nicht stumpf, nein lebhaft und liebenswürdig, mit sanftem Blick der Schwarzaugen, sich mit seinem ihm wohlbekannten Pfleger beschäftigt, auf den aus der Hand gebotenen Milchnapf losstürzt, oder mit seinen Genossen um ein Stückchen Brot oder Obst „murkst“ in ganz wohlbekannten Tönen, — wen erinnert es da nicht an ein Hörnchen?

Im nächsten Augenblick allerdings ist diese Erinnerung wie ausgelöscht — wie eine Maus fährt es mit dem Kopf durch die Erde, die den Belag des Käfigs bildet, und scharrt die in der Nacht abgenagten Holzspäne zum Nest in der Ecke zusammen. Dann steht es kerzengrade, den Kopf nach oben gerichtet, die gelben Zähne zeigend, auf den Hinterfüßen, die Barthaare in sichernder, suchender Bewegung, mit lauschendem Blick der Augen, die weiße Bauchseite als Muff benutzend, in den es die Vorderpfoten einsteckt — ein Zehntel noch Hase, neun Zehntel Murmeltier, bis es die Pfoten immer noch in den Pelz geschoben, den Kopf senkt, immer tiefer, und in dieser Stellung verharrend, völlig zum Murmeltier wird.

Von dem hat es ja auch am meisten: Bewegungen und Spieltrieb — wie das Murmeltier läßt sich das Ziesel abrichten, — die unterirdische, gesellige Lebensweise und den scharfen Alarmpfiff, mit dem es die Gespielen lockt, den kurzen Schwanz und die Unfähigkeit im Klettern, die es zum Bodentier macht, den festen Wohnsitz und damit die Anlage weitläufiger Bauten, den Winterschlaf und den Wintervorrat.

Vom Alpenmurmeltier trennt es jedoch eines, was es mit anderen Murmeln verbindet: die Wahl des Aufenthalts.

Liebt die Marmotte Hochgebirgseinsamkeit, so liebt das Ziesel die einsamen Weiten der Ebene, suchte jenes Felsen und zerklüftetes Gestein in Eis- und Schneehöhe auf, so gehört dieses dem trockenen Sand- und Lehmboden an. Baum- und berglose Steppen sind seine Heimat, endlose Grasflächen, nur hin und wieder von Ackerland und Getreide, von Sandwüsten unterbrochen, wo sein einziger Trunk der Morgentau ist, den es von halbverdursteten Blüten leckt. Darum ist seine eigentliche Heimat die Tiefebene Ungarns und Südrußlands, die es mit anderen Nagersippen auf weite Strecken bevölkert. Und wo unser Ziesel seine Verbreitungsgrenze findet, in Südsibirien, da vertritt es in Asien sein nächster Bruder, der hellere Suslik, sein großer Verwandter, der Bobak.

Bei uns ist das Ziesel ein Fremdling; wo es beheimatet war, ist es ausgewandert, wo es einzog, wird es vertilgt. Von Regensburg ist es verschwunden, in Schlesien hat es sich eingebürgert. Freilich ohne darum Bürgerrechte zu genießen: zu seinen sonstigen Feinden gesellt sich als schlimmster der Mensch und auf dem Lammsdorfer Schießplatze sollen nach zuverlässiger Mitteilung allein von den Soldaten des 62. Infanterieregiments im Vorjahre (1909) Hunderte von Zieseln vernichtet worden sein.

Seine starke Vermehrung, die Ursache seiner Vertilgung, ist zugleich der einzige Schutz vor Ausrottung. Freilich mag es auf den Getreidefeldern manches Jahr argen Schaden tun, da es nicht bloß seinen Hunger stillt, sondern auch „hamstert".

Dafür liefert es aber manchem Sibirier und Zigeuner einen wohlschmeckenden kleinen Braten, das hübsche rostgelbliche, dunkel überlaufene



K. Soffel. *Vivarium.*

Ziesel im Schlafkasten, erschreckt.

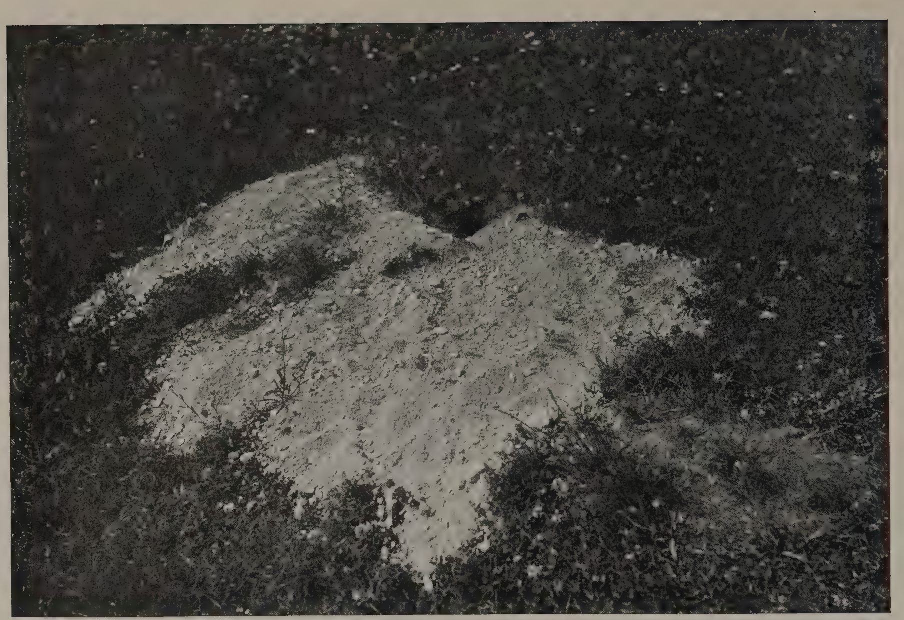
Pelzchen wird zu leichtem Pelzwerk („susliki“) verarbeitet, ja seinen Eingeweiden soll heilende Kraft innewohnen.

Man schießt das Ziesel, man gräbt es aus, stellt ihm Fallen und treibt es durch Wasser aus seinen Bauten, es hat sich gar sehr seiner Haut zu erwehren.

Und der Tierfreund darf froh sein, wenn Wiesel, Iltis und Steinmarder, Falken, Krähen, Reiher und Trappen, Katzen und Menschen, Winterkälte und Platzregen so viele von ihnen am Leben lassen, daß ihr Geschlecht nicht ausstirbt.

* * *

Über die Meilen weite Tiefebene führt die Eisenbahn. Sie durchkreuzt die grüne unendliche Weite, wie ein Schiff die grünen unendlichen Wasser, um den entlegenen Osten des Landes mit dem West zu verbinden. Sie saust an Städten vorüber, donnert über Flüsse und Seen, läßt Dörfer mit niedrigen Häusern hinter sich, die sich in die Ebene strecken und weiße Gutshöfe, vor denen der Walnußbaum steht, Ackerland und unabsehbare Getreidefelder zur Seite, Wellen und Wogen von goldenem Weizen, in dem der Wind wühlt, grüne Tabak- und gelbe Maisplantagen, wo



M. Steckel. *Lamsdorf, August 1909.*

Zieselbau.

er in den breiten Blättern rauscht. Ein Akazienhain schwimmt vorüber, in dessen lichtgrünem Dach volle bunte Sonne malt, Silberpappeln, deren weiße Blättchen flattern und die weißhaarige Birke. Herden erscheinen weit draußen auf schimmernder Steppe, verschwinden im Glast, der Reiter, der auf sie zureitet, wird kleiner und kleiner und scheint in die Erde hineinzuwachsen. Am Eisenbahndamm, den Gras und Schuttpflanzen allerart überziehen, ertönt ein Pfiff. Scharf und durchdringend. Einmal und noch einmal. Zugleich sind zwei rostgelbe Schatten — so schnell waren sie, daß sie dem Aug' wie Schatten erschienen — wie vom Erdboden verschwunden. Die Maschine donnert heran.

Aber noch ist der letzte Wagen nicht über die Stelle hinüber, so zittert das Gras und die blauen Glocken über der vom Grün halbgedeckten „Einfahrt".

Auf den Hinterbranten stehend, die Vorderpfoten in den Bauchpelz geschoben wie in Taschen, mit über die gelben Zähne zurückgeschobener Oberlippe, sichert das Ziesel.

Die großen sanften Schwarzaugen finden kein Arg, der Zug verdonnert längst dem glühenden West entgegen wie jeden Abend. Da wittert sich der kleine Pelzträger, den Körper langstreckend, bis zu dem gelben Honigklee hinunter,



Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Zieselmännchen, ein Weibchen treibend.



Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel in kauernder Stellung, sich sicher fühlend.

am Rand des Dammes. Süß und jung ist der gelbe Klee und roter steht auch daneben, die Esparsette ist auch nicht weit. —

Früher war hier einsam-öde Steppe gewesen durch das weite Land, nur spärlich waren Äcker und Wiesen eingestreut wie Oasen. Als aber eines Tags die Zivilisation kam, brachte sie die Unruhe mit und ganze Scharen von Arbeitern. Kantinen wurden aufgeschlagen, Hecken angelegt von Teufelszwirn gegen den Flugsand, dahinter kleine Gemüsegärten. Des Abends gingen die Arbeiter auf den Zieselfang. Da mußte manches Ziesel dran glauben. Denn, nachdem die Arbeiter erst eines von ihnen gekostet hatten, ließen sie sich den Leckerbissen, den die Steppe so reichlich bot, nicht entgehen. „Uerge“ ist gut wie Hühnerfleisch! Da zogen die Ziesel weg.

Aber sie kamen wieder, als die Bahn gebaut war und niemand mehr die Nagerschaft der Steppe störte. Ja, sie fanden, daß es sich in den aufgeworfenen Dämmen gut bauen lasse und die Nachbarschaft der Äcker und Getreidefelder war ihnen recht.



K. Soffel. *Vivarium.*

Ziesel.





Stephainsky. *Lamsdorf, April 1909.*

Ziesel vor dem Bau, ängstlich sichernd.

So trieben's die einen. Die anderen waren draußen geblieben in der graugrünen Steppe, wo die Trappe läuft und die Blindmaus arbeitet, die im Sommer graubraun verdorrt unter weißflimmerndem Himmel liegt mit zu Staub und silberner Asche verbrannten Pflanzen, und im Herbst die Hexenballen im Sturm über den Boden treibt.

In glühheißem Sand schleicht die Kriechweide hin, der Stechapfel streut seine glänzend schwarzen Samen in die braune Hand ziehender Zigeuner, der tückische Bürzeldorn gräbt seine dornige Frucht in den Huf der Weidetiere. Im Frühling leuchtet hier Goldbart und die Pußtenfreude blüht: árvaleányhay, das Waisenmädchenhaar, läßt die langen Silberfahnen im Winde flattern.

Dann ist die weite Pußta einem Festtag gleich, über dem die Freude steht, wie der reine blaue Himmel über der Steppe. Dann hat sie tausend Stimmen und alle Farben, die in feuchtem Glanze leuchten, die Farben des Sonnenlichts, das sich in Millionen Tropfen bricht.

Dann lebt sie, die winterlang schwieg, die sommerlang lautlos verschmachtete.

Dann stimm' auch du deine Geige, Farkas Gulyás, Ferédy János! Laß sie singen — Lieder aus vergangenen Tagen — bis sie erscheinen weit draußen am schimmernden Rand der Steppe: blühende Dörfer und schimmernde Weiler, Güter und Gärten!

Fata Morgana! — Du endest und sie verschwinden. Der Türke hat sie gemäht —

Hay Rákoczi! Bercsényi! Bezerédy!
Hová lettek, hová mentek, vitézi!
Wo seid ihr hin, erlesene Helden!

* * *



Stephainsky. — *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel, in den Bau fliehend.

Der Frühling hat auch die Steppentiere lebendig gemacht. Schwerfällig hüpfen und flattern die unbeholfenen Gestalten der Großtrappen gegen den weiten Horizont, die Zwergtrappe kommt in die Nähe der Pußten und Tanyen, wo die Kleefelder sie locken. Der Kranich schreitet, die Mooreule ist wieder da, Kiebitz und Rohrdommel und unzähliges anderes Wassergeflügel, dort wo die Altwässer der Flüsse Sümpfe, Schilf und Rohrdickichte schufen.

Und die Kleinwelt des Steppenbodens, die den Winter über unter der Erde hauste, ist auch erwacht: Brand-, Feld- und Wühlmäuse. Der Maulwurf arbeitet, und überall sind die flachen Haufen, von der Blindmaus aufgeworfen, zu sehen.

Antal, der Juhász, liegt nicht weit von seiner Tanya, vor den Akazien und sieht in die Weite; seine Schafe, von den Hunden umsprungen, weiden

langsam dem Westen zu. Dort flimmert und gleißt es — der Sommer ist nah, er kommt der Steppe bald. Schon verblassen die violetten Blütchen des Goldbartgrases und seine schimmernde Wolle treibt durch die Luft. Antal sieht nichts — er hat die Rohrpfeife zwischen den Lippen und flötet, und was ihm durch den Kopf geht, sind heute nicht seine Schafe: Ilonka, sein blondes Mädel, ist nach der Stadt in Dienst gegangen —

So sehr vergißt er sich dabei, daß das Ziesel, das soeben seinen Bau verlassen, sich sicher fühlt und an sein Geschäft geht. Es befreit sich erst von dem Unrat, der nicht in die Wohnung gehört, streckt sich und schleicht ein Stückchen mit langem Körper, hält einen Augenblick inne, richtet sich



Stephainsky. *Klein-Strehlitz, April 1910.*

Drei Jungziesel, in der Nähe des Baus sich sonnend.

plötzlich auf und späht, huscht dann weiter, munterer werdend, den Schwanz zu oberst, mit dem Kopf sich durch Gras und Kräuter wühlend. Nun hält es wieder, macht sich noch mal gerade und da es nichts Auffälliges entdeckt, setzt sich's wie ein Häschen in die Esparsette, die sich ein Stück vor die Tanya erstreckt. Klee frißt es gern, wild und angebaut, aber zarter als Schoten- und Schneckenklee ist die Esparsette. Es sitzt, noch wie ein Hase, die Blüten vor sich beschnuppernd, bald diese, bald jene. Dann, nachdem es eine angeknabbert, gefällt ihm die andere besser und es zieht sie zu sich heran, beißt den Blütenkopf ganz ab, richtet sich auf, nimmt ihn zwischen die Vorderpfoten und läßt nacheinander die rosa Blüten zwischen den rosa Lippen verschwinden. Die eine frißt es ganz, die andere läßt es fallen, — dann sichert es wieder, wobei es den Kopf hochhebt und die Luft mit unruhiger

28*



Stephainsky. *Lamsdorf, April 1909.*

Ziesel, aus dem Steilbau sichernd.

Nase einzieht, ganz plötzlich, die Hälfte einer großen Blüte in die Backentasche geschoben, die Zähne bloßgelegt, die Vorderpfoten herabhängend. So steht es lange, dann sitzt es wieder nieder und speist von dem Klee, jetzt jedoch weniger hastig; der erste Hunger ist gestillt. Es leckt sich die Lippen und Pfoten, schluckt und schmatzt noch ein paarmal, fährt in Schlangenwindungen mit dem Kopf durch die Erde, scharrt mit den Vorderfüßen, geht nach rückwärts, wirft, das Hinterteil des Körpers hochgerichtet, mit den Hinterpfoten die Erde hinter sich auf, und hilft mit dem walzenförmigen Körper nach, bis es sich auf diese Weise ein Bett zurechtgewühlt hat, das ihm paßt. Dann ist es für einen Augenblick in beschaulicher Ruhe versunken, das träumende Auge ist halb offen geradeaus gerichtet, die Vorderpfoten eingezogen, den Rücken macht es rund wie ein Hase.

So behagt es ihm. Rings ist es still und gefahrlos — die Herden sind noch nicht von ihren Weiden zurückgekehrt, eine Sandwolke weit draußen, ein Peitschenknall, dazwischen das langgedehnte Knarren des Ziehbrunnens bei der Tanya — sonst kein Zeichen von Leben in der Runde. Nur über die Blüten hin taumeln die Bienen. Um diese Zeit machen sich die Kleinleute der Steppe auf. Die Brandmaus kommt aus dem Loch, die Wühl=



Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Zieselpärchen vor dem Bau. Rechts Männchen.

maus und Feldmaus aus den Äckern, überall rührt sich die Pflanzendecke von heimlichem Leben, knistert und rauscht es, bis in die Esparsette hinein. Das kommt aber doch nicht von den Mäusen? Denn jetzt ertönt ein Pfiff, hier einer und dort einer – es scheint die Esparsette hinauf zu verschwinden, es ist bald dort, bald da.

Das Ziesel hinter seinen Kleeblüten macht sich hoch und antwortet. Da huscht das erste heran, macht noch ein Männchen, erscheint noch mal mit dem Köpfchen über einer Kleeblüte, dann setzt es sich dahinter. Bald sind es zwei, drei, fünf und noch mehr.

Dem Tannyenbesitzer ist's schlechte Freude: Ziesel und Mäuse hat er aus der Steppe herangezogen, seitdem er begann, um die Tanya den Boden zu bewirtschaften.

Aber dem Ziesel mundet's und es kennt seine Zeit. Das ist der Spät- nachmittag, wenn die Herden sich am weitesten in der Steppe verlieren und es still ist am Ziehbrunnen. Wenn die Sonne nicht mehr hoch steht und noch nicht hinunter geht, kurz bevor das einsame weiße Haus erwacht, die Weidetiere zur Tränke kommen und der Steppenabend beginnt. Wenn noch der bunte kleine Pußtengarten hinter seiner verwaschen-grauen Mauer stille



Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel, im Flachbau verschwindend.

liegt und höchstens einmal ein Kernbeißer von den Pfirsichbäumen drüben herüberruft, so scharf und gell wie ein Ziesel. Dann ist es auch sicher im Klee, dann antwortet das Ziesel dem Kernbeißer mit hellem Pfiff und wundert sich, wenn es allein, daß keines von den Seinen durch die Esparsette heranschleicht.

Kommen aber donnernde Hufe herangesprengt, brüllen die Rinder, knallen mächtig die Peitschen, kreischen und lachen die Mädchen am Ziehbrunnen, dann sind die Ziesel längst verschwunden und nur die dunkle kettenförmige Losung, der scharfe Harngeruch vor der Einfahrt weit draußen verraten dem Kundigen ihr Dasein.

Es sind eine ganze Reihe von Zieselbauen da draußen unter den wehenden Gräsern der Steppe, unter Feldern von gelben Flocken- und blauen Glockenblumen. Ein Häufchen ausgeworfener Erde liegt vor jedem, die Nahrung wächst direkt vor der Türe: Hufeisenklee, gewöhnlicher Wiesenklee mit roten oder weißen Köpfchen und andere Kleearten mehr, die alle das Ziesel gerne frißt.



Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel, längs eines Schützengrabenauswurfs flüchtend.

Fingerkraut, Sandveilchen und Wicke überziehen den Boden und die blaue Kugelblume, aus denen die Zikaden flirrend im weißen Glast aufspringen, wo die Wanderheuschrecke sich in dunklen Schwärmen niederläßt. Noch ist es aber nicht Sommer. Die Federgrannen des árvaleányhay sitzen noch auf grünen Stengeln, nur vereinzelt löst sich hin und wieder eine Silberfahne und zieht durch die Luft, ihrem Schicksal entgegen.



Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel, Männchen machend und die Umgebung musternd.

Das Ziesel hat im tiefliegenden Kessel acht Junge aufgebracht, nackt, blind und unförmig. Dreißig Tage dauerte die Tragzeit, die das Weibchen plump und langsam machte – manch eines kam nicht mehr zurück zum tiefgegrabenen, grasgefütterten Kessel. Der Trappe verfolgte es, oder der Falke erspähte es von oben, wenn es mit der schweren Tracht der Einfahrt zustrebte. Als aber der Juni ins Land ging und heißer Wind über das trocken rauschende Gräsermeer fuhr, war doch manches Junge groß geworden. Der Juhász sah sie des Abends vor ihren Löchern spielen, im Weizenfeld richteten sie mit den Alten bösen Schaden an. Sie kamen in

die Gemüsefelder und fraßen, was ihnen da behagte, Hülsenfrüchte, Wurzeln und Rüben. Sie nahmen den kleinen Bodenvogel, den sie nackt im Neste fanden und fraßen ihm das Gehirn aus und machten sich über das Gehecke der Feldmaus her. Dann blieben sie wieder in der Steppe und nährten sich von Gras und Kräutern, Vogelwegetritt und wildem Klee, so wie es ihnen eben gefiel.



Stephainsky. *Lamsdorf, April 1910.*

Ziesel.

Sie hielten sich noch zu den Alten und lernten von denen: Futter finden und Vorsicht üben, locken und auf den Warnpfiff hören, Reinlichkeit und die Kunst des Grabens.

Als der Juhász einmal ein Stückchen Maisbrot vor den Akazien hatte liegen lassen, da setzten sie sich davor, da es nahrhaft und gut nach Körnern schmeckte, ein blankes Stückchen Silberblech von seinem Gürtel gefiel ihnen so, daß sie es in den Bau schleppten. Was freilich dem Juhász keiner glaubte. Er hatte sie aber wohl beobachtet, an manchen Tagen, wenn er die Schafe treiben ließ und im spärlichen Schatten der Bäume lag,



Stephainsky. *Feldmark Klauschnitz, April 1910.*

Ziesel, nach starkem Gewitter den Bau, der unter Wasser steht, verlassend.

die Rohrpfeife hatte er vergessen, verloren — aber an die blonde Ilonka dachte er immer noch. — Gespenstisch war die Steppe geworden mit knisternden Gräsern und bleichen Blumenleibern, ausgetrockneten Seen, die ein weißer Salzring noch in ihrer Ausdehnung zeigte, mit rötlich-weißem Himmel und bösen Sandwirbelstürmen, die die Herden auseinander trieben und den Flugsand weithin trugen, daß er alles verschüttete, Sanddünen aufwarf, wo gestern flaches Land gewesen, und die Steppe ihr Heimatgesicht verlor — armer Juhász!

Schwer hernieder drückt der Sommersonne Brand,
Schattenlos und öde liegt das weiße Land.
Nimmer hat den Frühling es gekannt!
Nimmer werd' dein Name mir genannt!

Die Geige klagt es, die Geige wimmert vom Ziehbrunnen herüber. Der Juhász hört es, aber er ist stumm — ihm geht ein ander Lied durch den Kopf: „Gebt den Lohn mir, Herr, und laßt mich wandern."

Denselben Abend noch geht er zum Herrn der Tanya, seinen Abschied nehmen.

* * *

Gewitter in der Steppe! Will die Welt untergehn? Will der unzufriedene Herr der Mächte in einer Riesenwoge ersticken, was er in Jahrtausenden erschuf? Will er, all der Notdurft einmal überdrüssig, Schlamm und Schmutz der Erde mit einer Riesenwelle hinwegwaschen?



Stephainsky. *Feldmark Klauschnitz, April 1910.*

Ziesel, nach starkem Regen, der alle Röhren gefüllt, vergebens Unterschlupf suchend.

Die Steppe, das Ödland von gestern, ist ein See. Sie hat zu trinken. Und sie saugt und saugt — in handbreite Risse und Schlünde hinein trinkt sie. Nun hat sie mehr als genug. Handhoch steht das blinkende Wasser über dem Boden.

Was noch nicht dem Sonnenbrand zum Opfer gefallen war, erholt sich. Kleine Oasen entstehen, die Kriechweide sprießt, nachdem das Wasser eingesickert, überzieht ein violetter Blütenteppich die salzhaltigen Stellen des Bodens.

Den Zieseln war es schlecht gegangen während der letzten Tage. Im Bau unter der Erde, auf der Futtersuche unterwegs hatte der Platzregen sie überrascht. Triefend naß mit zusammengeklebtem, mißfarbigem Pelz liefen sie obdachlos auf den Feldern umher, flüchteten aus der Steppe nach der Tanya hin, in die Mais- und Weizenfelder. Aber der Sturm riß Blätter und Garben auseinander, der Regen peitschte sie zu Boden, und stürzte, sauste und rauschte in harten Massen hernieder auf die schutzlosen Tiere. Als das Gewitter endlich nachließ, standen die Röhren und Kessel voll Wasser. Mancher hilflose Jährling ertrank, die älteren Tiere flüchteten die kleinen, dürftig mit Grün überwucherten Sandhügel hinan, andere irrten tagelang umher, und fielen schließlich ermattet, zu Tod erschöpft irgendeinem Feind zum Opfer.

So wurde die Zahl der Nachkommenschaft noch gemindert und dem Tannenbesitzer war das recht.

Die Ziesel dachten unterdessen an den Herbst, sie fühlten ihn kommen und fingen an in den Getreidefeldern die Backentaschen zu füllen und nach



Stephainsky. *Feldmark Klauschnitz, April 1910.*

Ziesel, nachdem es lange Männchen gemacht, in sich zusammengesunken.

Hause zu tragen. Sie machten es dabei wie die Hamster, und bissen den Halm am Grunde ab, denn klettern wie die Mäuse können sie nicht, dazu verstehn sie sich nur in der Not. Wär' es nicht um den Schaden, den sie anrichten, weil sie so viele sind — die Jungen werden nächstes Frühjahr schon ihr Weibchen treiben und in jedem Kessel werden fünf bis acht Kleine liegen — so möchte man ihnen gerne was gönnen. So lieblich und friedlich ist das Bild: im goldbraunen Weizen die sauberen, glattgekämmten gelbbraunen Tierchen zu beobachten mit zutraulich-blickenden Schwarzaugen, immer adrett und glänzend, geschäftig und munter, bald vorsichtig, dann sicher in träumender Ruhe: wie sie Männchen stehen mit hängenden Pfötchen und boshafter, halboffner Rosaschnauze, verdächtigen Pausbacken. Dann wieder emsig nagen, zufrieden speisen, ganz unnötig den spiegelglatten Pelz kämmen, oder auch den vom Nachbarn, der eben nahgekommen. Spielen und sich zanken, locken und warnen, mit prüfender Schnauze und niedrig gestelltem Körper weiter schleichen, wobei es den am Ende buschigen Schwanz geradeaus trägt, dann wieder huschen ein Stückchen weit wie ein Hörnchen, oder wie ein Hase ohne Löffel hinter dem Fraß sitzen.

Hätte der Herr der Tanya sie einmal so gesehen, er würd' es dem Juhász nimmer verargt haben, daß er keines mehr fing, ihnen nimmer nachstellen mochte mit Fallen und Wasser.

Der war überhaupt rein verdreht, der Juhász seit der Geschichte mit der Ilonka — „bolond“ war er! Gut, daß er ging. Ach was Ziesel! Zigeunerbraten!

So ſagte der Herr.

Viele von den Zieſeln haben aber doch das Ihrige eingebracht und ſind zufrieden: wenn der Herbſt erſt recht da iſt und über die Steppe tanzt, iſt der Bauch fett und die Vorratsröhre voll, vom Lagerplatz aus die neue Röhre gegraben und die alte verſtopft, der warme Keſſel bereit. Bis dorthin iſt die Familie zuſammengeblieben, jetzt trennt ſich jung von alt, es ſetzt ſich jeder in ſein eigenes Neſt und zehrt vom eigenen Vorrat.

Nicht lange mehr. Bald iſt die Pußta weiß, die Schneeſtürme wehen, und verwehen Weg und Steg. Dann hat ſich das Zieſel eingerollt und iſt ganz kalt und ſteif, daß man's für tot halten möchte.

Auf der Stirne ſteht es, den Körper zum Kreis gebogen, und ſchläft — wie ein Murmel ſo tief.

Schnee iſt ſchon recht. Er hält den Boden warm und dicht, er hilft dem Zieſel durch den Winter. Aber die Näſſe tötet viele, wenn ſie in den Bau eindringt und die Schlafenden überraſcht. Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen und der Zieſel nicht zu viele werden in der Steppe.



M. Steckel. *Lamsdorf, August 1909.*

Zieſel.

Der Eisbär.

1. Im Eismeer.
Von Alf Bachmann-München.

2. Der Bär.
Von Alfred Leverkus-Leverkusen a. Rh.

1. Im Eismeer.

Schwere, dunkelschiefergraue Wolken, formlos und ohne jede Schattierung, bedecken den Himmel ringsum. Bis in die weiteste Ferne ist das Meer mit langsam treibenden Eismassen bedeckt, die auch dort, wo sie als ein Gewirr von wild übereinander geschobenen Schollen in phantastischen Haufen hoch über den Horizont hinausragen, überall weiche, abgerundete Formen zeigen. Tiefer Neuschnee, bei Windstille gefallen, liegt wie eine dicke, lose Federdecke darüber und duldet keine Kante, keine Spitze. Dunkelschwarzgrünlich schimmert das Meer in den Wacken und Kanälen, die sich hie und da hindurchziehen durch die unübersehbaren Eisfelder. An einer Stelle hat sich das Eis frisch übereinander geschoben, und die geborstenen Schollen bilden eine kleine, schneefreie Höhle von zauberhafter Schönheit. Aus all dem trostlosen Grau-Weiß-Grün der Landschaft schimmert da heraus ein Grünblau von edelsteinartiger Wirkung und vollendeter Reinheit der Farbe. Fern im Süden unterbricht eine Reihe hoher, weißer Bergspitzen die Horizontlinie. Dazwischen schwarze Kegel, Felsen über Felsen getürmt. Kein Windhauch regt sich, jeder Laut ist weithin vernehmbar; und wie man nicht zu sagen vermöchte, wie weit die dunklen Felsenmassen entfernt sind von unserem Auge, so vermag das Ohr nicht zu unterscheiden, ob das polternde Krachen des Eises, das ab und zu die Stille unterbricht, um dann leise nachtönend, schläfrig zu verhallen, aus der Nähe kam, oder ob es die reine Luft aus der Ferne zu uns herübertrug. Nun ist's wieder still wie vordem. Da ertönen von fernher menschliche Laute. Ein kurzes Kettenrasseln, dann ein sich oftmals wiederholendes Krachen, wie wenn mit einem Beil auf etwas sehr Hartes geschlagen wird, das endlich nachgibt. Dazwischen zweistimmiges Hundegebell. In der Richtung, woher diese Laute kommen, zieht sich dünner, schwarzer Rauch gerade in die Höhe. Das Schiff, von dem er aufsteigt, ist kaum zu entdecken; es ist weiß gestrichen, auch das Segel ist weiß, es hängt schlapp herunter, im Topp ist eine Tonne angebracht. Es ist eine Fangs-Jacht, die zum Beginn des Frühlings hinaufgesegelt war nach Norden, um Walrosse und Robben, Renntiere und Eisbären zu erlegen.

Aus der Richtung des Schiffes kommen drei schneeweiße Elfenbeinmöwen geflogen. Die eine läßt sich auf eine Erhöhung des Eises nieder, die anderen



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*
Mitternachtssonne im ewigen Eis.

umkreisen sie mit sanftem, schwebendem Fluge — ein herrliches Bild! Mit ihrer zirpenden Stimme rufen die zierlichen kleinen Vögel jedesmal, wenn neue Ankömmlinge sich nähern. Bald sitzen wohl 20 Stück beisammen. Sie haben gut gefrühstückt. Während die Fangfischer einem Dutzend grönländischer Seehunde das Fell über die Ohren zogen, schlangen die Möwen das Blut hinab und die Abfälle. Die Polarsturmvögel, die ihnen schüchtern Gesellschaft leisteten, plätschern noch in der Nähe des Schiffes umher.

Die Nacht bricht herein, die geheimnisvolle halbhelle Sommernacht. Die dichte, tiefliegende Wolkendecke verhüllt das Licht des Himmels so sehr, daß alle Helligkeit nur von der Schneedecke auszustrahlen scheint, deren Einzelheiten in der Ferne in unbestimmtem, trügerischem Halbdunkel verschwimmen. Das Wasser ist ganz still geworden, und der grau-schwarze Ton des Himmels spiegelt sich noch dunkler, mit einer grünlichen Beimischung, in dem weiten, offenen Wasserbecken wider. Die Geräusche auf dem Schiffe sind verstummt, die Möwen sind fortgeflogen.



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Packeis, das Revier des Eisbären.

Was ist das für ein sonderbarer, heller Streifen, der, von der Eiskante ausgehend, sich im offenen Wasser entlang zieht? Länger und länger wird er jetzt, bewegt sich langsam der gegenüber liegenden Eiskante zu, dorthin, wo die gefräßigen Seevögel heute in Robbenblut und Robbentran schwelgten. Wie das Kielwasser eines kleinen, flachen Bootes sieht's fast aus, das ohne Ruder dahingleitet. Lautlos kommt es näher. Eine länglichspitze, gelblich-weiße Masse ist's, die kaum über dem Wasserspiegel hervorragt, und dicht dahinter eine ebensolche, kleinere. Jetzt ist das gegenüber liegende Packeis erreicht; ein langer, spitzer Kopf schiebt sich hinauf, zwei riesige Pranken folgen, und mit einer geschmeidigen, kraftvollen Bewegung schwingt sich ein gewaltiger Eisbär auf die schneebedeckte Fläche. Im nächsten Augenblicke steht auch sein Junges, ein kleines, weißes Ding, so groß wie ein großer Schäferhund, neben ihm. Die Mutter streckt den sonderbaren, langen Hals weit vor, berührt ihr Kindchen leise mit der Schnauze und wendet dann den Kopf dem Robbenschlachtplatz zu, lange und vorsichtig Wind holend. Gelb leuchtet das zottige Haar der Alten, so gelb wie eine zerbrochene, schmutzige



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Schwimmender Eisbär.





A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Wo die Bären leben.

Eisscholle. Das Pelzchen des Jungen ist so rein und schön, wie der frischgefallene Schnee, auf dem es steht. Jetzt steigt die Alte auf eine Erhöhung und blickt sich um; jeder Schritt, jede Bewegung wird von ihrem Sprößling nachgemacht. Den Hals tief aufs Eis gesenkt, steigen jetzt beide wieder herab und mit schweren Schritten geht's weiter über die weiße Fläche; ab und zu machen sie halt, die Mutter schnaubt und schnüffelt und wendet die tiefschwarze Nase nach ihrem Kleinen um, und dann verschwinden die hellen, elastischen Gestalten lautlos hinter hoch aufgetürmten Eisschollen und setzen ihren Weg fort in der Richtung, woher der verlockende Blutdunst gezogen kommt, der die beiden herrlichen Raubtiere von weither anlockte.

Inzwischen hat sich die Wolkenschicht hie und da etwas gelichtet. Ein leiser Wind zieht über Eis und Meer dahin, schwach schimmert im Zenit der helle Nachthimmel bläulich hindurch. Kein Rauch steigt mehr auf von dem fernen Schiffe, die Leute schlafen fest in ihren mit Seepapageifedern gestopften, bunt überzogenen Betten, die nach Tran, Teer und Kautabak duften, die beiden Hunde liegen zusammengeringelt auf Deck. Der Schiffsjunge hat seine

Lieblinge mit einem Segel zugedeckt und ihnen den Rest seines Blutpfannenkuchens geschenkt, weil er ihn nicht mehr essen konnte. Die Eisbären haben Glück: der Wind, der ihnen die Einladung zu der herrlichen Mahlzeit überbrachte, ist liebenswürdig genug, den Hunden ihre Anwesenheit nicht zu verraten, und so verzehren Mutter und Tochter schmatzend und leise brummend die köstlichen Eingeweide der Robben, die Mensch und Vogel nicht mehr bewältigen konnten.

— „Von Rechts wegen gehören uns so wie so alle Robben, die um den Nordpol herum leben," sagt die Eisbärmutter auf dem Heimwege zu ihrem schneeweißen Töchterchen im Bewußtsein ihrer überlegenen Kraft und ihres hohen Standes.

Es ist Mitternacht. Wundervoll rosa beschienen ziehen die letzten Wolkenfetzen hoch am Himmel dahin. Eine lange violette Nebelbank liegt im Norden und in herrlichem Orangerot leuchtet der Sonnenball wie eine Kugel aus glühendem Golde herüber über die weiten Eis- und Schneefelder, spiegelt sich zitternd in langem Streifen im offenen Wasser und jede Erhöhung, jede hervorragende Eisscholle schimmert mystisch im weichen, alles vergoldenden Lichte. Und über dem Sonnenball löst sich der feine Nebeldunst in ein klares Gelb auf, das weiter hinauf durch ein zartes, leuchtendes Grün in ein Blau übergeht von einer Tiefe, Leuchtkraft und Durchsichtigkeit, wie sie nur in der weiten Polareinsamkeit entstehen konnte, in der jedes Gefühl des Irdischen sich auflöst in unsagbarer Reinheit.



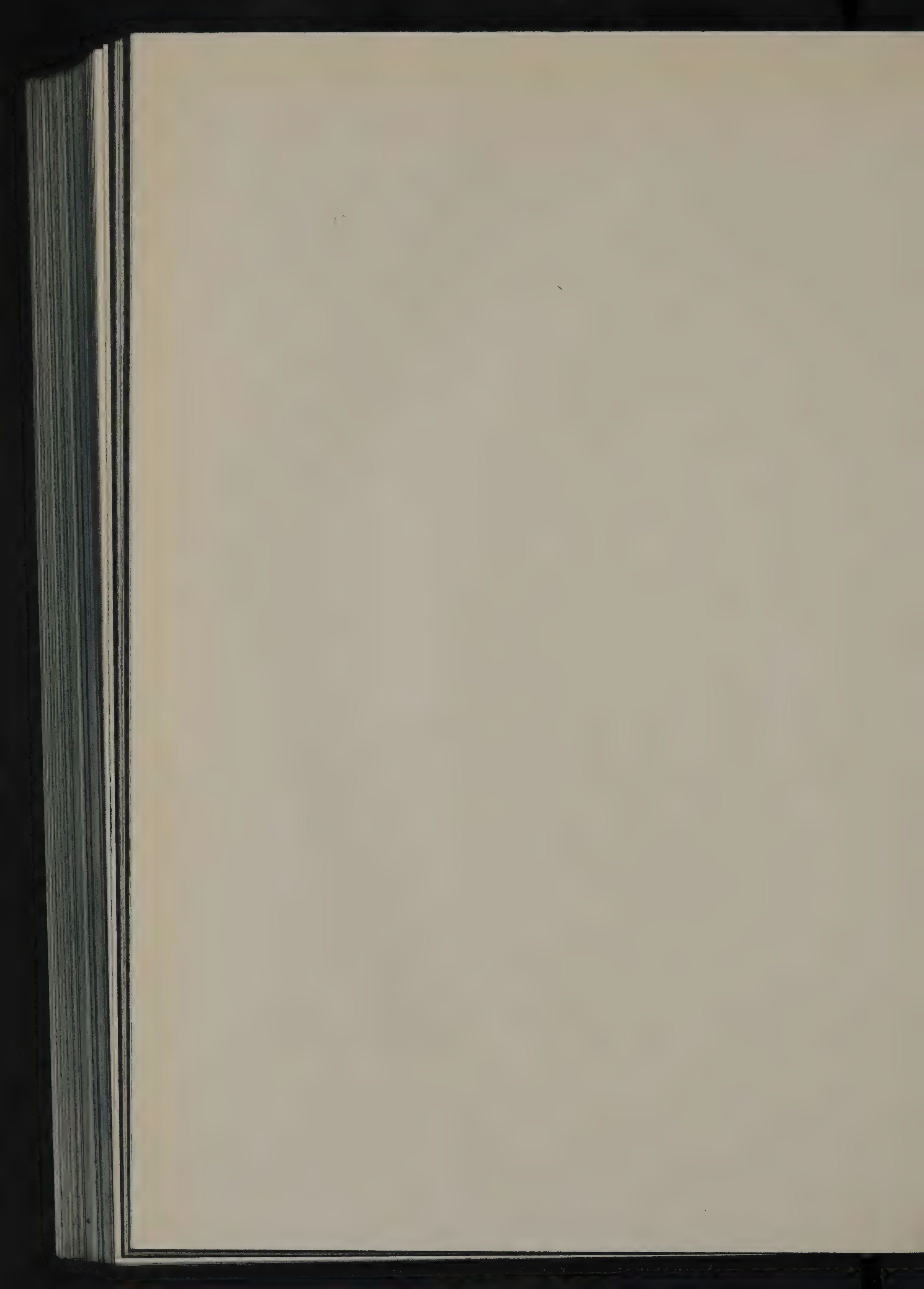
A. Leverkus, Leverkusen. Nord-Ost-Grönland-Exped. 1907.

Bärin mit zwei Jungen,
ca. 30 Meilen von der Küste im typischen Packeis.



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Eisbärenfamilie auf dem Eise.



2. Der Bär.

Der Eisbär, Ursus maritimus L. oder Thalassarctos polaris Gray, gehört zu den größten Vertretern seiner Gattung, der Großbären, und kommt, wie allgemein bekannt sein dürfte, nur in den nördlichen Polarregionen, der Arktis, vor, während er in der Antarktis, am Südpol, nicht angetroffen wird.

Aber nicht allein seine Größe und sein einheitlich weiß gefärbtes Fell, seine „Decke" oder „Haut", unterscheiden ihn von seinen Gattungsgenossen, sein ganzer Körperbau, sein spitzer Kopf, der lange, gestreckte Hals und die außerordentliche Schwimmfähigkeit, welche noch durch die breiten Branten und die sich zwischen den Zehen derselben befindenden Schwimmhäute erhöht wird, lassen ihn von den übrigen Großbären so abstechen, daß man ihn neuerdings zu einer eigenen Gattung erhoben hat.

Was die Größe der Eisbären angeht, so ist dieselbe bei Bär und Bärin sehr verschieden. Auf einer 1907 unternommenen Jagdexpedition, auf welcher 44 Bären beobachtet und 7 halbjährige Junge gefangen, sowie 23 meist ausgewachsene Bären geschossen wurden, wurden die letzteren gewissenhaft sofort nachdem sie gestreckt waren, auf der rechten Seite liegend, gemessen. Während die Bären hierbei 2,32 bis 2,60 Meter Länge ergaben, zeigten die Bärinnen nur Maße von 198 bis 213 Zentimeter. — Die Widerristhöhe betrug bei den Bären zwischen 107 und 142 Zentimeter, bei den Bärinnen 106 bis 115 Zentimeter. Dabei waren die Bären meistens etwas überbaut, d. h. die Kruppe war höher als der Widerrist, während dies bei den Bärinnen nicht der Fall war. Junge Bären im zweiten Jahre hatten fast die Größe des sie begleitenden Muttertieres erreicht.

Daß alte Hauptbären eine Länge — von Fang bis Bürzel (also von Schnauzenspitze bis Schwanzende) gemessen — von 285 Zentimeter und vielleicht noch etwas mehr erreicht haben, ist eine bekannte Tatsache, doch gehören diese Größen schon zu den Seltenheiten.

Obengenannten Maßen entspricht natürlich auch das Gewicht, welches nach Drygalski 500 bis 750 Kilogramm betragen soll und absolut nicht zu hoch gegriffen ist, wenn man bedenkt, daß John Roß einen Bären von 240 Zentimeter Länge mit 1131,50 Pfund gewogen hat. Es würde gut und interessant sein, die Gewichte einmal mittels Wage festzustellen.

Das weiße Fell des Bären sieht übrigens gegen den Schnee schmutziggelb aus und der Umstand, daß die Decke der jungen Tiere ein reineres Weiß zeigt, hat zu dem Schluß geführt, daß die tranige Nahrung den gelblichen Ton bei ausgewachsenen bzw. älteren Tieren hervorruft. — Man kann daher einen Eisbären auf mehrere Kilometer Entfernung mit bloßem

29*

Auge im Eise „ausmachen." Das Fell des Tieres ist im Sommer, wie bei allen Tieren, nicht so dicht wie im Winter, dafür aber das einzelne Haar namentlich an den Branten und Beinen, sowie am Unterleib sehr lang. Im August beginnt schon der Haarwechsel am Kopf und Nacken und tritt nun, an Stelle der langen strähnigen Sommerhaare, das weichere, kürzere, aber weit dichtere Winterkleid. —



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Bärin mit Jungen.

Ausgerüstet mit den allen großen Raubtieren gegebenen Waffen, den Branten und dem Gebiß, bei fabelhafter Stärke, ist der Bär natürlich der Beherrscher der Polargebiete, der König der Eisregion und einzig das Walroß ist das Tier, dem er — im Wasser wenigstens — nichts anhaben kann.

Wie schon vorhin bemerkt, kommt der Eisbär nur in der Arktis vor, doch hier in einzelnen Gegenden häufiger, z. B. Franz Josephs-Land und Grönland. — Man kann wohl nach den Nordpolexpeditionen der letzten Jahre annehmen, daß er rund um den Nordpol anzutreffen ist und im

Winter, wenn das Eis hoch im Norden zufriert und den Robben wenig Wasser und Luftlöcher läßt, mit jenen nach Süden zieht, wo günstigere Eisverhältnisse Seehunden und anderen Robben angenehmere Lebensbedingungen bieten. So sind denn auch Eisbären im Winter sogar bis nach Nord-Island gekommen, während sie bei und auf Jan Mayen zu der kalten Jahreszeit häufig erlegt werden.



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Eisbärenfamilie, ins Wasser gehend.

Die riesige Körperkraft und Ausdauer, welche die Tiere meilenweite Schwimmtouren zu machen befähigt, läßt sie Hunderte von Kilometern von der Küste entfernt, völlig außer Sichtweite derselben, auf dem Eise ihrem Raube nachgehen, auf welchem, wie schon gesagt, nur Robben, — denn der Speck derselben ist seine Lieblingsspeise, — in Betracht kommen. Mit Vorliebe legt sich der Bär an Eishügeln nieder, um sein Revier besser übersehen zu können. Er richtet sich sogar auf den Hinterbranten auf, um weiter zu äugen. Hat er irgendeine Robbe erspäht, die z. B. am Rande eines Eisfeldes liegt, so birscht er unter Berücksichtigung des Windes sein Opfer

an, läßt sich wohl auch ins Wasser gleiten und rinnt — schwimmt — an dem erhöhten und von der Dünung etwas unterhöhlten Eisrand lautlos näher, bis er, schließlich nahe herangekommen, mit blitzschnellem und sicherem Brantenhieb seine Beute vom Wasser aus faßt und tötet. 1907 wurde in dem Magen eines gestreckten ausgewachsenen Bären ein ganzer Seehund gefunden, von welchem höchstens Kopf und Rückgrat übrig geblieben sein müssen, denn selbst die Schwimmflossen mit den Krallen wurden noch halbverdaut vorgefunden. Die Speck- und Fleischstücke der Robbe waren ungefähr 5 bis 8 Zentimeter lang und 2 bis 3 Zentimeter breit und dick, ein Zeichen, daß Meister Petz sich bei der Mahlzeit ziemlich geeilt haben mußte. Findet der Bär auf dem Treib- und Packeise seine gewöhnliche Nahrung nicht, so zieht er sich nach der Küste zu und räumt dann zwischen Renntier und Moschusochsen, Füchsen, Schneehasen und Lemmingen auf, und verschmäht selbst nicht einmal Flechten, Gräser und Tange.

Es ist natürlich, daß der Eisbär durch ungünstige Eisverhältnisse, tage- und wochenlang andauernde Nebel und Stürme zuweilen auf lange Zeit zum Fasten verurteilt ist. Er zehrt in dieser Zeit, wo Schmalhans Küchenmeister ist, von seinem Speck, welchen er in der Zeit des Überflusses bis zu drei Fingerbreite an seinem Fell, — genau so wie die Robben, — ansetzt.

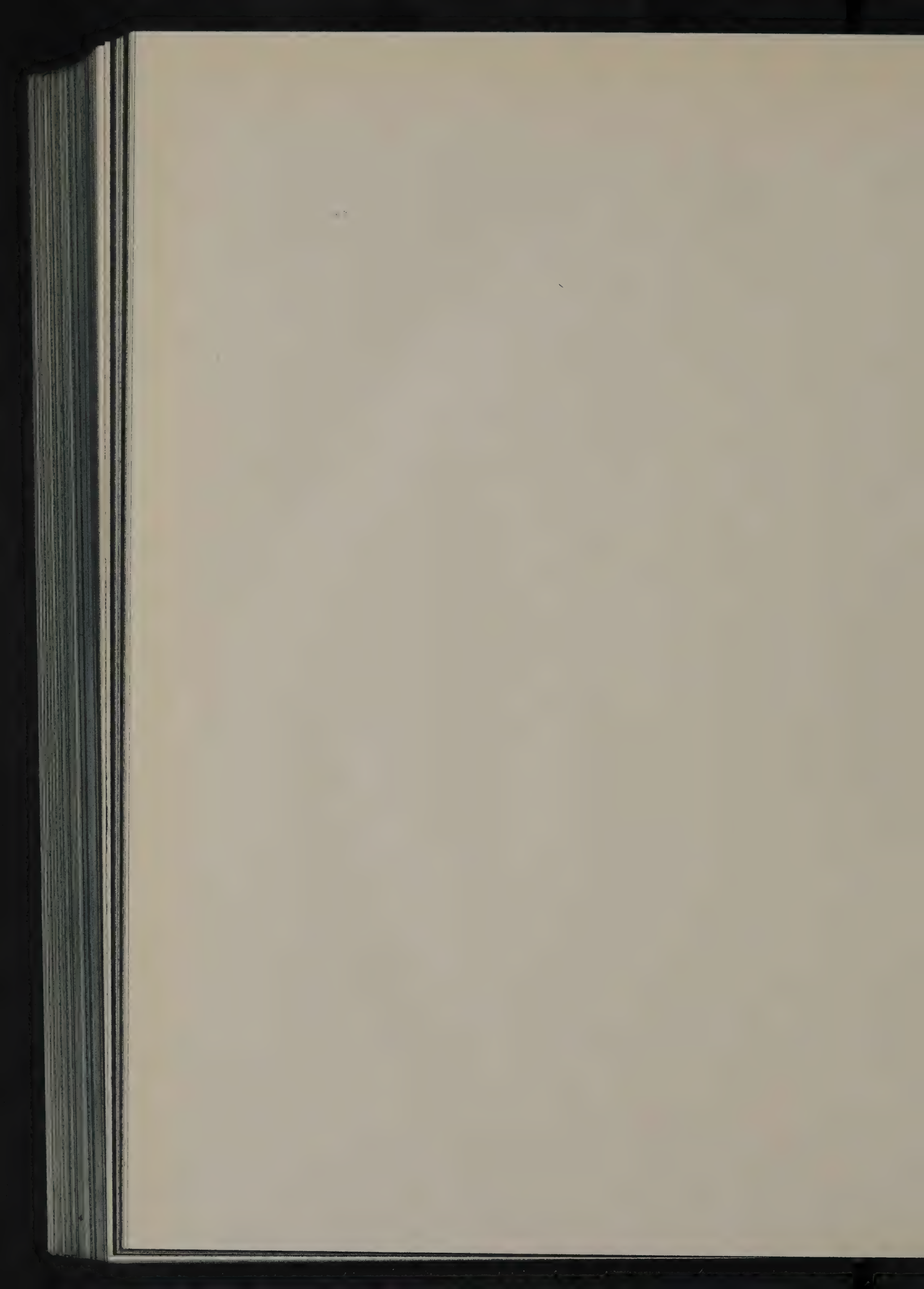
Die Paarung, in der Weidmannssprache die „Bärzeit" genannt, fällt wohl in den Mai und Juni, wenigstens ist dies nach den Beobachtungen einer der letzten Polarexpeditionen anzunehmen. Auch konnte dies aus Narben festgestellt werden, die verschiedene Bären, die Anfang August geschossen wurden, aufwiesen. Es geht daraus hervor, daß auch der Eisbär, wie alle Tiere in dieser Zeit, aufgeregt wird und der Paarung heftige Kämpfe unter den Nebenbuhlern vorausgehen. Gleich nach derselben gehen Bär und Bärin wieder ihre eigenen Wege. Der Bär führt ruhelos den Kampf ums Dasein in den unendlichen Revieren, hält im Gegensatz zum Ursus arctos keinen Winterschlaf. Die trächtige Bärin schlägt sich ein und läßt sich völlig einschneien. Während ihres Schlafes zehrt sie von dem angesetzten Speck und wirft dann Ende Januar oder Anfang Februar ein bis zwei, selten auch drei Junge. Die normale Zahl, also diejenige, welche am meisten angetroffen wird, ist zwei. Mit rührender Liebe hängt die Mutter an ihren Kleinen und hegt und pflegt sie bisweilen noch im zweiten Jahre. So wurden 1907 mehrere Bärinnen angetroffen, welche Junge im zweiten Jahre, nie aber Muttertiere, welche ein- und zweijährige Junge zu gleicher Zeit führten. Es entsteht da natürlich die Frage: Widmet sich die Bärin der Fortpflanzung nur alle zwei Jahre oder pflegt sie die Jungen so lange, bis sie wieder trächtig geht und sich einschlägt? Das letztere ist anzunehmen. —

Daß der Eisbär mit seinem furchtbaren Gebiß und seinen 6 bis 8 Zentimeter langen Krallen ein gefährlicher Gegner werden kann, wird wohl



A. Leverkus, Leverkusen. Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.

Bärin ihre Jungen führend.



niemand bezweifeln; diese Gefährlichkeit wird aber im allgemeinen bedeutend überschätzt und ist namentlich in früheren Jahren von sensationslüsternen Leuten übertrieben worden.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Mensch sich bei allen mit gewaltigen Kräften und Waffen ausgestatteten Raubtieren einer respektvollen Hochachtung erfreut, solange man es nicht mit ausgehungerten oder „an=



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Rinnender Eisbär.

geschweißten" — verwundeten — Stücken oder griesgrämigen Einzelgängern zu tun hat. Vorausgesetzt natürlich, daß man ihnen bei Tage begegnet. Dasselbe gilt vom Eisbären.

Selbstverständlich gibt es aber auch Ausnahmen — dieselben bestätigen ja die Regel — und viele Forscher wissen von Unglücksfällen zu berichten, welche sich auf Polarexpeditionen usw. ereigneten.

In den letzten Jahrzehnten sind solche, wohl infolge der modernen wirkungsvolleren Schußwaffen, seltener geworden.

Dr. Lindemann und Dr. Finsch erzählen in ihrer Volksausgabe der zweiten deutschen Nordpolfahrt zwei Erlebnisse, welche hier wiedergegeben zu werden verdienen und das Gebaren einiger völlig unbeschossenen Tiere wiedergeben:

„Am 10. Januar (1870) war der Maschinist Krauschner, welcher täglich zweimal mit einem Schlitten den Schneebedarf für den Schmelzapparat lieferte, von einem Eisbären bedrängt worden. Viel ernster aber gestaltete sich die Lage, in welche kurze Zeit darauf einer unserer Matrosen geriet. Theodor Klentzer hatte am Vormittage des 13., zu der Zeit, wo die Leute draußen beschäftigt waren oder spazieren gehen mußten, auf eigne Hand einmal den Germaniaberg bestiegen, um die Landschaft in dem so hell werdenden Mittagslichte zu betrachten. Oben angelangt setzt er sich auf einen Felsen und singt wohlgemut ein Lied in die stille, klare Luft hinaus. Als er einmal hinter sich sieht, steht nur wenige Schritte von ihm ein großer Bär, der sich mit ernster Miene den Fremdling betrachtet. Nun war unser ‚Theodor' ein ebenso ruhiger und entschlossener, wie kräftiger Mann, und es wäre unter anderen Umständen an der Sache nichts Besonderes gewesen; der Bär stand wunderschön zu Schuß und konnte nicht so leicht gefehlt werden, aber – Klentzer war vollständig unbewaffnet und hatte nicht einmal ein Messer!

Unbegreiflich! Nicht wahr? da doch erst vor wenigen Tagen ein Bär beim Schiff gesehen war! und, wie Oberleutnant Payer einmal schreibt, der Bär immer dann kommt, wenn man ihn vergißt. Es läßt sich auch nur durch jene fatalistische Sorglosigkeit erklären, die nun einmal den Matrosen eigen, durch jenen im übrigen nicht zu verachtenden gänzlichen Mangel an Bangigkeit (wie wir es zu nennen pflegen), sowie durch den Umstand, daß bis jetzt fast alle Bären vor uns ohne weiteres geflohen waren und den Matrosen noch keinen rechten Respekt eingeflößt hatten.

Also Klentzer sieht sich unbewaffnet und allein, weit von den Kameraden entfernt, dem Bären gegenüber. Flucht ist die einzige, wenn auch sehr zweifelhafte Rettung, und schon kommt ihm der verwegene Gedanke, sich auf gut Glück den steilen Gletscherabfall hinabzustürzen. Doch wählt er lieber den sanfteren Hang seitwärts und beginnt eiligst den Berg hinabzulaufen. Als er sich nach einiger Zeit umsieht, trottet der Bär wie ein großer Hund gemächlich in einiger Entfernung hinterdrein. So geht's eine Zeit lang bergab, so schnell es das Terrain erlaubte. Machte Klentzer einmal halt, so stand der Bär auch still, ging er vorwärts, so folgte der Bär langsam, und begann er zu laufen, so lief in demselben Tempo auch der Bär. So waren die beiden schon ein gut Stück vorwärts gekommen, und Klentzer dachte ernsthaft an Rettung, als dem Bären die Sache langweilig werden mochte und er sich näher an die Fersen des Verfolgten hielt. Das wurde unserem

Manne nun doch zu unheimlich und er begann, um das Tier zu erschrecken oder um Hilfe zu erhalten, ein starkes Geschrei, dabei immer vorwärts stürzend. Der Bär aber, nur im ersten Augenblick etwas verdutzt, schien dadurch noch mehr gereizt zu werden und rückte dem Fliehenden immer näher, so daß dieser in der Tat den heißen Atem des Ungetüms zu fühlen glaubte. In dieser schrecklichen Lage fiel ihm — es war das vielleicht seine



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Im Wasser.

Rettung — die bekannte Bärengeschichte ein, die er erst ganz vor kurzem sich hatte erzählen lassen, in welcher nämlich der Verfolgte sich dadurch rettet, daß er dem Bären Kleidungsstücke vorwirft, bei deren Untersuchung sich das Tier so lange aufhält, bis Hilfe herbeikommt. Klentzer zieht also immerfort laufend seine Jacke aus und wirft sie hinter sich. Und siehe da, die List hilft: der Bär bleibt stehen und beginnt eine nähere Untersuchung der Jacke, die er beschnüffelt und hin- und herzerrt. Klentzer faßt neuen Mut, stürzt weiter den Berg hinab und stößt aus voller Kehle ein Geschrei um

Hilfe aus, das weithin durch die stille Gegend schallt. Aber nur zu bald ist der Bär ihm wieder auf den Fersen und er mußte ihm noch Mütze und Weste vorwerfen, wodurch abermals einiger Vorsprung gewonnen wird. Jetzt sieht Klentzer, wie ihm Rettung naht und wie mehrere übers Eis her zu ihm hineilen. Mit Aufgebot seiner letzten Kräfte läuft und schreit er weiter — aber alle Hilfe scheint vergebens, denn immer eiliger naht wieder der Verfolger und er muß das letzte, was er hat, seinen Schal nehmen, den er dem Ungeheuer gerade übers Gesicht wirft. Der Bär jedoch, durch das Geschrei von neuem erregt, wirft denselben verachtungsvoll mit einem Ruck des Kopfes zurück und dringt immer begehrlicher auf den Wehrlosen ein, der schon die kalte schwarze Schnauze an seiner Hand fühlt. Jetzt scheint Klentzer alles verloren: er weiß keinen Rat mehr und kommt nun auf den wunderbaren Gedanken, mit seinem ledernen Leibriemen dem Bären die Kehle zuzuschnüren. Starr blickt er in die erbarmungslosen Augen der Bestie, eine kurze Pause der Verzweiflung tritt ein, da — wird der Bär stutzig, seine Aufmerksamkeit scheint seitwärts abgelenkt und im nächsten Augenblick macht er sich in vollem Galopp davon. Das Geschrei der vielen zu Hilfe Eilenden hatte ihn offenbar erschreckt und so mochte er es doch wohl für das Klügste halten, das Weite zu suchen. Klentzer war wie durch ein Wunder gerettet."

Einen etwas böseren Verlauf nahm etwa zwei Monate später auf derselben Expedition folgendes Erlebnis:

„ . . . Am 7. März sollte die große Schlittenreise nach Norden aufbrechen, als am Abend vorher ein Ereignis eintrat, demgegenüber zunächst jedes andere Interesse bedeutungslos erscheinen mußte.

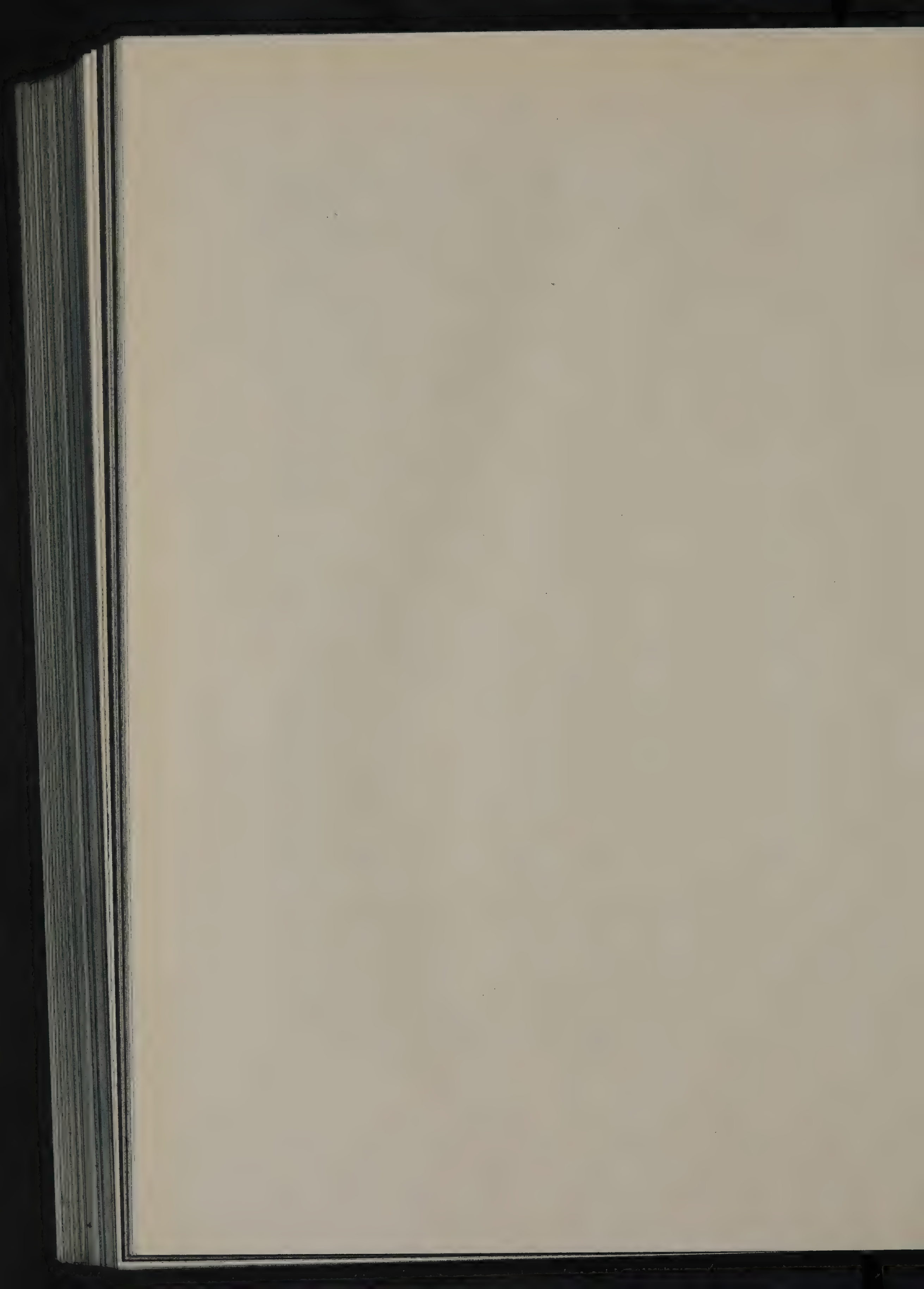
Eine Viertelstunde vor 9 Uhr Abends war Dr. Börgen hinausgegangen, um eine Sternbedeckung, deren Austritt kurz vor 9 Uhr sich ereignen sollte, zu beobachten und zugleich die meteorologischen Ablesungen zu besorgen. Eben im Begriff ans Land zu gehen, begegnete ihm Kapitän Koldewey auf dem Eise; die beiden sprachen noch einen Augenblick, worauf der eine ans Land, der andere in die Kajüte ging. Als Börgen auf dem Rückwege vom Observatorium bei dem Thermometerkasten, 50 Schritt vom Schiffe, angelangt war, vernahm er ein Geräusch links neben sich und gewahrte einen auf ihn eindringenden Bären.

Der Angriff geschah so plötzlich und so rasch, daß Börgen vom Gewehr keinen Gebrauch zu machen vermochte, ja nachher nicht einmal zu sagen vermochte, wie derselbe ausgeführt wurde, ob sich der Bär aufgerichtet und ihn mit den Tatzen zu Boden geschlagen, oder ihn umgerannt habe. Die Art einiger Verletzungen (eine Quetschung und ein tiefer Riß am linken Ohr) läßt jedoch auf ersteres schließen. Das nächste, was Börgen fühlte, war das Eindringen des Gebisses in die Kopfhaut, die nur mit einer dünnen



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Rinnende Bärenfamilie. Bärin mit zwei halbjährigen Jungen.



Tuchkapuze bedeckt war. Der Bär bemühte sich, wie er es mit Seehunden gewohnt ist, den Schädel zu zerbrechen, an welchem jedoch die Zähne nur knirschend abglitten. Ein Hilferuf verscheuchte das Tier für einen Augenblick, es kehrte aber sofort zurück und biß noch mehrmals in den Kopf, und daß gerade hier der Rachen des Raubtieres nicht vernichtender gewirkt, läßt vermuten, daß dasselbe ein noch nicht völlig ausgewachsenes Tier war. Die Hilferufe waren indes vom Kapitän, der seine Absicht zur Koje zu gehen, noch nicht ausgeführt hatte, gehört worden, er eilte auf Deck, überzeugte sich davon, daß es ein Hilferuf sei, alarmierte die Besatzung und eilte aufs Eis, dem bedrängten Gefährten zu Hilfe. Dem Bären mochte der entstehende Lärm Angst einflößen, er machte sich auf den Weg, um sein Opfer, das er am Kopf gefaßt hielt und das durch ohnmächtige Rippenstöße sich bemühte, ihn zu bewegen, es loszulassen, an einem anderen Orte in Sicherheit zu bringen. Ein Schuß, in der Absicht abgefeuert, das Tier zu erschrecken, erreichte seinen Zweck insofern, als es Börgen losließ und ein paar Schritte zur Seite sprang, doch packte es gleich darauf seinen Arm, und da es diesen nicht gut gefaßt hatte, die rechte Hand, die in einem Pelzhandschuh steckte."

Na, schließlich kommen die Gefährten näher und Börgen, welcher bereits 300 Schritte fortgeschleppt und mehr tot als lebendig vor Aufregung und Erschöpfung ist, wird gerettet. Außer zahlreichen kleinen Bißwunden trug der Überfallene einige 10 bis 15 Zentimeter lange und bis auf den Schädel gehende Wunden davon. —

Solche regelrechten Überfälle durch Eisbären haben sich auch in späteren Jahren noch ereignet, trotzdem muß den Tieren aber im allgemeinen die Gefährlichkeit abgesprochen werden, denn bei den unzähligen Zusammentreffen mit ihnen — werden doch nach Norwegen allein von Robbenschlägern jedes Jahr an die 500 Häute gebracht — ereignen sich derartige oder ähnliche Episoden verhältnismäßig selten. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß der Bär, hierbei verfolgt und angegriffen, sich eventuell noch seiner Haut wehren muß, bzw. so in die Enge getrieben wird, daß er Front machen muß. Daß er dann aus seiner Reserve tritt und auch einmal zum Angreifer wird, leuchtet jedem sofort ein.

Mehr seines prächtigen Pelzes, seiner Decke oder Haut, als seines Speckes wegen, welch letzterer zur Tranbereitung verwertet wird, verfolgt der Mensch als einziger überlegener Feind unser Raubtier. Selbstverständlich sind auch von ihm, wie den übrigen Pelztieren, die Winterhäute die gesuchtesten und bestbezahlten. Preise bis zu 2000 Kronen für eine schöne große Decke sind keine Seltenheit, nachdem gerade im letzten Jahre die Preise enorm gestiegen sind. Doch kann man in Tromsö oder Christiania, sowie Drontheim auch schon solche von 250 bis 300 Kronen erstehen. Dieses sind dann

natürlich Sommerhäute von kleineren Exemplaren. Die Robbenschläger und die Eskimos stellen ihm also des Gewinstes wegen nach, die letzteren auch um Tran, Fleisch und Fell selbst zu verwerten. — Für die Nordpolexpeditionen ist er ein besonders nützliches Tier, indem er denselben auf ihren Schlittenreisen Hundefutter und Menschennahrung liefert, wofür er sich dadurch zu rächen sucht, daß er die unterwegs angelegten Nahrungsmittel-Depots zerstört. — Er besitzt in der Auffindung und Demolierung derselben geradezu eine Virtuosität und verschont hierbei nichts, zerschlägt Kisten, macht die Konserven unbrauchbar und streut das, was er nicht frißt, umher. So berichtet Achton Friis, Mitglied der Danmark Expedition 1906 bis 1908, von einem Depot wie folgt:

„ . . . Aber als sie dorthin gelangten, zeigte es sich, daß das Depot von Bären zerstört war. Es war nichts davon zurückgeblieben, nicht ein Bissen — eine Schlittenkiste war zerschmettert und der ganze Inhalt war aufgefressen. Nur eine Dose Tee, die mehrere hundert Ellen fort auf den Strand herabgerollt war, ein wenig Pfeffer und Curry hatten die Bären übrig gelassen; alles andere war weg. Blechdosen waren zerkaut, als wären sie aus Papier, und dann wieder ausgespuckt, wenn der Inhalt aus ihnen herausgeschleckt war. In einem Umkreis von ein paar hundert Ellen war der Schnee mit Holz- und Blechstücken von der Schlittenkiste bedeckt."

Nach fünfzehnstündigem Marsch kam die aus drei Mann bestehende Expedition an ein anderes Depot auf Koldewey-Insel und fand dort endlich wieder Proviant, allerdings hatten auch hier die Bären übel gehaust, doch waren einige Kisten intakt.

Verfasser dieses sah 1907 das Depot auf Shannon-Insel, ca. 150 Kilometer von oben erwähnter Proviantniederlage entfernt. Dasselbe war 1900 für die Balduin Ziegler-Expedition errichtet, umfaßte eine geschlossene mit Zinkblech gedeckte Holzbaracke, einige Boote, einen Kajak und Schlittenkisten mit Hundefutter. Die Holzbude war innen angefüllt mit Proviant und, da sie verschlossen, völlig unberührt, unter den Booten waren Säcke mit Kohlen im ungefähren Gewicht von 75 Kilogramm niedergelegt worden. Diese waren von Bären, andere Tiere kommen hierbei nicht in Betracht, hervorgezerrt und bis 20 Meter im Umkreis verstreut worden. Natürlich waren die Säcke bei der genauen Untersuchung auch zerrissen und ihr Inhalt teilweise herausgeschleudert worden. Die Kisten mit Hundefutter waren zerschlagen, doch hatte glücklicherweise das Blech standgehalten, so daß in demselben Jahre dieses Futter der Danmark Expedition noch gute Dienste leisten konnte.

Man ersieht aus den Ausführungen, wie unangenehm Meister Petz den Expeditionen werden kann.

In anderer Hinsicht hat aber gerade das Vorkommen der Eisbären manchem Polarfahrer das Leben gerettet, indem er Fleisch in den Kochtopf und Nahrung für die Hunde lieferte.

Das Fleisch schmeckt süßlich, doch muß es vor dem Braten gründlich von jeglichem Speck gereinigt werden. Unter Zusatz von einigen Gewürzen bietet es gebraten jedem Polarfahrer eine angenehme Abwechslung gegen die ausgekochte, kraftlose Konservennahrung.



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Depot auf Shannon-Insel.

Die Kohlensäcke sind von Eisbären unter den Booten hervorgezerrt und verstreut worden.

Man hüte sich aber, auch die Leber in die Bratpfanne zu legen. Alle norwegischen Fangleute sagen, daß dieselbe giftig sei, doch hat man dies, trotzdem Scoresby dasselbe behauptet hat, für mindestens übertrieben gehalten. Friis erzählt nun in seinem bereits oben erwähnten Werk, daß einige seiner Kameraden nach dem Genuß von Eisbärleber ernstlich unter fieberhaften, krampfartigen Erscheinungen erkrankt seien, während sich bei der nach einigen Tagen erfolgenden Genesung die Haut der Patienten zu schälen begann.

30*

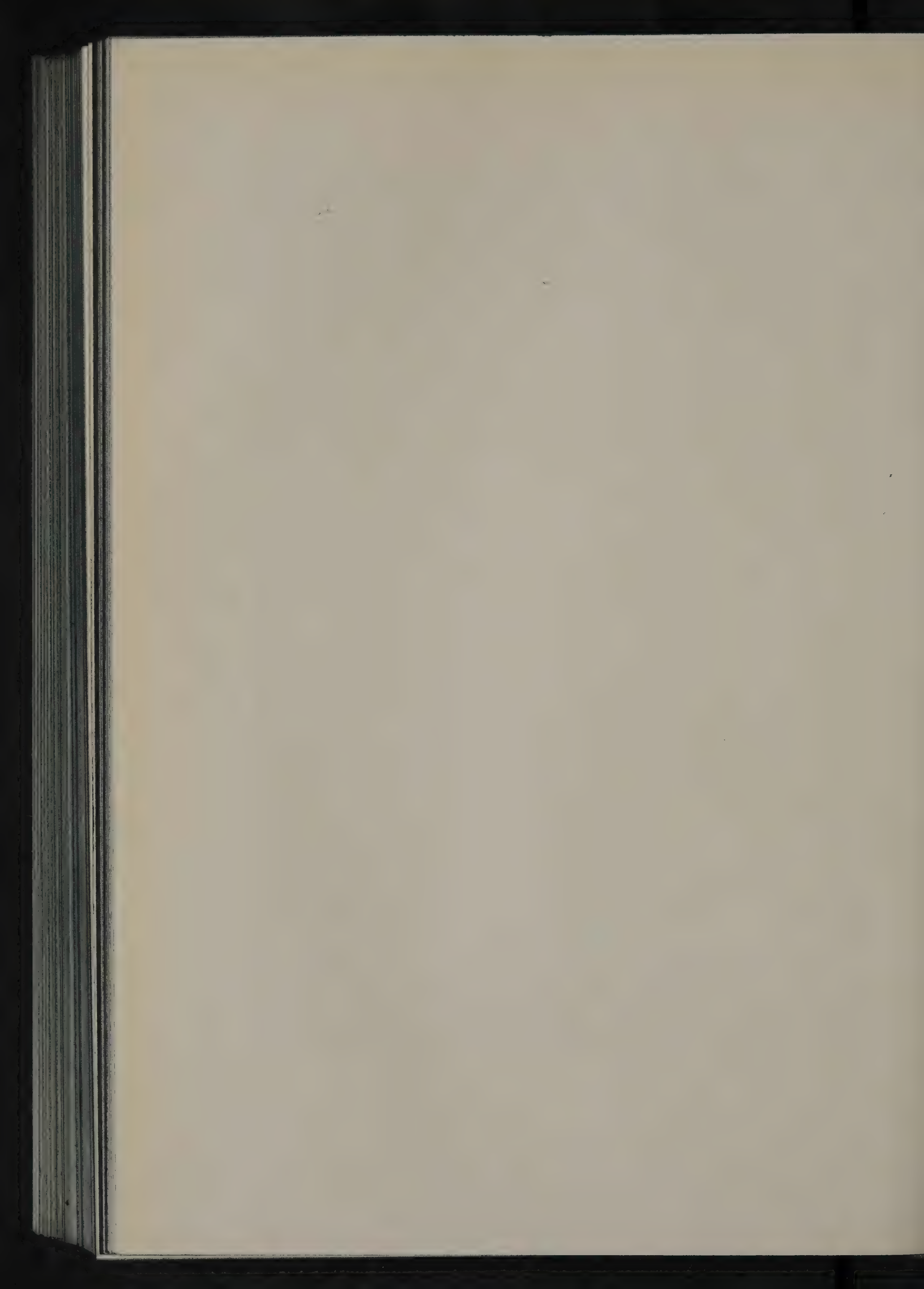
Die Jagd auf den Eisbär wird von den Robbenschlägern und Jägern meist vom Schiff oder Eise in der Weise ausgeübt, daß zunächst ein Umgehungsversuch des oder der sich auf dem Eise befindlichen Bären gemacht wird, um die Tiere zu veranlassen, ins Wasser zu gehen. — Es ist merkwürdig, wie töricht sich hierbei Meister Petz benimmt, denn in 90 von 100 Fällen gelingt dieses Manöver, trotzdem der Bär durch Flüchten quer über das Eis sich gut hätte retten können. Er scheint zu glauben, daß er sich im Wasser unsichtbar mache — da er auf die oben beschriebene Art wohl die meisten Robben schlägt —, und nimmt fast stets das Wasser an. Trifft man eine Bärin mit Jungen auf dem Eise und diese wittert Gefahr, so ist es rührend zu sehen, wie das besorgte Muttertier seine Jungen zur Eile anspornt. Die Alte läuft voran in dem den Bären eigenen, für den Beschauer urkomisch wirkenden aber mächtig schaffenden Trott, nur selten von einigen plumpen Galoppsprüngen unterbrochen. Da bleiben die Jungen stehen, sie sind zu faul, das eine tut sich sogar nieder. Die Bärin, welche sich kurz vorher auf den Hinterbranten hochaufgerichtet und nach ihren Verfolgern geäugt hat, läuft zurück und bringt das sorglose Junge wieder hoch, nun beide Sprößlinge wieder zur Eile antreibend. Dies wiederholt sich einige Male, bis die Jungen endlich merken, daß ihnen Gefahr droht. Da ist es aber zu spät, die Verfolger haben die Tiere von dem Weg über die Eisfelder abgeschnitten, derjenige nach dem Wasser, wo das Schiff oder ein Boot patrouilliert, ist noch offen. Der besorgten Mutter blinkt ein letzter Hoffnungsstrahl. Nur schnell ins Wasser, dort können die Menschen dir nichts mehr anhaben.

Von diesem Augenblick an ist ihr Schicksal besiegelt, denn rasch ist ein Boot oder das Schiff zur Stelle und ein wohlgezielter Schuß in den Nacken setzt dem Leben des Muttertieres ein Ziel. Die Häute der Jungen haben für die Fangleute nicht den Wert, wie ihn die lebenden Tiere besitzen. Sie werden daher verschont, aber sie sollen lebendig mit nach Europa zurück, um dort an zoologische Gärten oder Handlungen, z. B. Hagenbeck in Hamburg, verkauft zu werden. — Von den schweren Harpunenleinen für Walroßjagd ist schon vorher eine Schlinge zurechtgelegt worden und das Boot wird nun so dicht an die ob des jähen Todes ihrer Mutter ganz verdutzt dreinschauenden Jungen getrieben, daß es möglich ist, die Schlinge einem derselben über den Kopf zu ziehen. Ein mörderliches Gezeter und Gebrüll zeigt an, daß der erste Jungbär fest an der Leine sitzt und es bedarf nur noch der Direktiven mittels des Ruders von rechts oder links an die Schnauze, damit das Boot durch den kleinen Gefangenen bis zum Schiffe zurückgezogen wird. Nun beginnt erst die Hauptarbeit, denn so klein die Kerle sind — nach sechs Monaten erreichen sie die ungefähre Höhe eines Bernhardiners — so fabelhafte Kräfte besitzen sie. Zu sechs, acht und noch mehr Mann wird



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Rinnende Bärenfamilie. Bärin mit ihren beiden Jungen im zweiten Jahre.



nunmehr der sich mit der Kraft der Verzweiflung Wehrende durch eine Luke der Reeling an Deck gezogen und hier provisorisch mit „Kopf tief" an einem der Ringe befestigt. Wenn auch der zweite gefangen und gefesselt ist, tritt allmählich Ruhe ein, denn die Tiere sind von dem ungewöhnlichen Kampfe völlig erschöpft. Inzwischen treibt die verendete Bärin an der Wasseroberfläche — nur sehr selten kommt es vor, daß ein geschossener Bär sinkt — und wird nun eingeholt und an Deck gehißt. Für die Jungen zimmert man aus zwei- bis dreizölligen Bohlen je einen Verschlag, in welchem sie bis zu ihrem Verkauf oder Versand von nun an zu bleiben gezwungen sind. Während ihres Aufenthaltes an Bord nehmen die Tiere als Nahrung alles, was ihnen geboten wird. Erbsen- und Bohnensuppe, Kartoffeln, Cakes und eingemachte Früchte, kurz alles, was eßbar ist, findet Gnade vor ihren Augen und wird nicht verschmäht. Selbstverständlich bleibt aber Robbenspeck immer ihr Leibgericht. Bei guter Behandlung sind sie bis zu einem gewissen Grade zähmbar, wenn sie auch im allgemeinen immer einen hinterlistigen, heimtückischen Charakter bewahren. Als größte Schaustellung gezähmter Eisbären ist ja wohl die aus 70 Köpfen bestehende Gruppe bekannt, die Carl Hagenbeck jun. in den letzten Jahren vorführt.

Natürlich kommt man Meister Petz auch noch auf andere Weise bei. Herrscht Nebel und das Schiff ist zum Stilliegen an einem Platz gezwungen, so verbrennt man Robben- oder Schweinespeck, um durch die hierdurch entstehenden lieblichen Düfte unser Wild anzulocken. Von welchem Erfolg dies sein kann, zeigt der Fall, daß im Jahre 1906 eine lediglich zu Jagdzwecken ausgerüstete Expedition an einem einzigen Eisfelde vor Anker liegend innerhalb zwei oder drei Tagen neun bis zehn Eisbären schoß. Auch das Ködern mit Robbenluder ist von Erfolg gekrönt, doch ist erstere Methode entschieden vorzuziehen. Wenn ein Bär bereits in Sicht ist, so wird das Markieren einer großen Robbe durch Hinlegen eines Matrosen aufs Eis zuweilen angewandt. —

Vom Eise besetzt — eingeschlossen — liegt an der Liverpool-Küste in Nordost-Grönland ein Expeditionsschiff und Speck wird verbrannt, um Eisbären anzulocken, deren Fleisch die Jäger und Forscher vor dem Hungertode bewahren soll. Soeben hat die Wache gemeldet, daß von Norden ein Bär sich nähere.

Gemütlich kommt Meister Petz — noch 800 bis 1000 Meter entfernt — auf das Schiff zu. Ab und zu bleibt er sichernd stehen. Windend und die lieblichen Düfte des verbrannten Specks mit Wohlbehagen einziehend, hebt er den Kopf. Eine Spalte im Eise verlegt ihm den Weg, doch mit einer einzigen Flucht hat er sie überfallen und trottet ruhig weiter dem Ziele seiner Wünsche zu.

Da stößt er, nur noch einige hundert Meter vom Schiff, auf die frischen Fährten einiger Fangleute, welche mit ihren Stiefelsohlen dem Schnee die

Witterung frischen Robbenspecks – an Deck glitscht man fast aus im Tran – aufgedrückt haben und nun folgt der Gierige, wie ein Schweißhund mit tiefer Nase, der Fährte derselben. Hat er doch bereits seit einigen Tagen keine Robben mehr gespürt, da dieselben sich – des durch steten Nordost völlig zusammengepackten Eises wegen – sicherlich nach der Eiskante bzw. nach dem Treibeise zurückgezogen haben. Dort gibt's was für dich, alter Junge, nur schnell heran, ehe ein Artgenosse dir den Bissen wegschnappt.

So kommt er bis auf ca. 80 Meter an das Schiff, welches wie ein großer Sarg im Eise liegt. Nichts regt sich ringsum. Da, war das nicht leises Menschengeflüster? – Sichernd hebt das Tier den Kopf. Teufel auch, es wird doch kein ... Im selben Augenblick zuckt es ihm wie glühendes Eisen durch die Brust und während ein kurzer, heller, scharfer Knall vom Schiff herüber tönt, bäumt sich noch ein letztes Mal die ganze Wildheit des Raubtieres gegen diese feige gestellte Falle auf. Er beißt sich, als wolle er das tödliche Blei wieder zurückreißen, in den Stich. Doch das Leben flieht, das Tier bricht zusammen, ein Mantelgeschoß ist ihm mitten durchs Herz gefahren. Drüben aber am Schiff hört man den Repetiermechanismus einer modernen Büchse klackern, dort freut sich ein Mensch über den eben begangenen Mord.

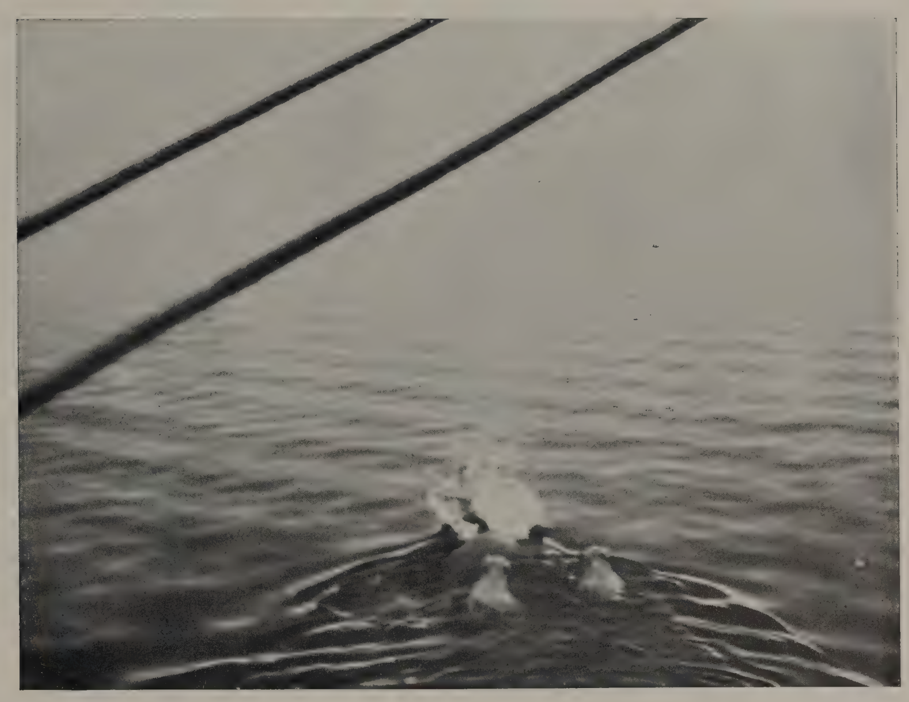
Fünf Tage später, es ist im September, die Tage werden schon merklich kürzer, spielt die Mannschaft laut schreiend und johlend auf dem Eise, als plötzliche Stille eintritt und einer nach dem anderen möglichst lautlos an Bord zurückkehrt. Björn, stor Björn (Bär, starker Bär)! lautet die Nachricht, die sie vom Eise mitbringen.

Von Südosten her zieht ein mächtiger Vertreter dieser Rasse heran. Eisig steht eine leichte Brise aus Süden an. – Die Uhr zeigt acht, das Tageslicht beginnt zu schwinden. Ein Matrose wird 20 Meter abseits vom Schiff auf den Schnee beordert, um eine Robbe zu markieren.

Der Bär ist inzwischen auf ca. 300 Meter herangekommen und inspiziert eine von der Besatzung vor der Einschließung fortgeworfene leere Eierkiste. Wütend, daß nichts Eßbares darin enthalten, gibt er ihr einen Prankenhieb und zieht dann mit dem Winde langsam weiter.

Aha, eine Robbe, oder so etwas Ähnliches, dort vor dem großen Schiff! Wollen mal sehen, ob sie noch zu bekommen ist, nur schade, daß sie so dicht bei dem verfluchten Kasten liegt. Das ist doch Menschenwerk! Mich sollen sie nicht betölpeln. Also warten wir mal ab! So ähnlich denkt wohl Meister Petz und legt sich hin, wie ein Hund, den Kopf zwischen die Vorderbranten legend und wieder erhebend, unruhig abwechselnd in kurzen Zwischenräumen, man merkt's ihm an, der alte Herr hat Nerven. Nicht lange liegt er so, er ist doch zu neugierig und zieht nun weiter nördlich, um unter Wind zu kommen. Schon ist er östlich vom Schiff, 200 Meter entfernt und seine Mächtigkeit tritt erst so recht hervor, wie er seine Breitseite zeigt. Der

Bauch hängt fast auf dem Schnee. – Das Tier ist satt und daher wohl so vorsichtig. Weiter im Norden kommt er endlich in den Wind und holt sich Witterung, dann zieht er bedächtig näher. Der Matrose zieht sich schleunigst an Bord zurück, die Sache scheint ihm unheimlich. Aber auch Meister Petz erscheint etwas verdächtig. Auf 150 Meter herangekommen, bleibt er minutenlang sichernd stehen, dann ist er mit einer Flucht hinter einem Preßeishügel und flüchtet nach Norden.



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Eisbärin mit ihren Jungen.
Im Moment, wo ein Nackenschuß sie auf der Stelle tötet.

Zwei Schützen eilen das Fallreep hinab und sehen nach 20 Schritten das Tier auf ca. 250 Meter. Zweimal knallt's, doch Meister Petzens Haut bleibt heil. Schießt nur, jetzt bin ich in Sicherheit, mich habt ihr nicht angeschmiert. Er macht halt und scheint sich höhnisch umzusehen. Ei verflucht, was ist denn das? Und wieder tönt das peitschenartige Knallen vom Schiff herüber, da – hat es ihn auch schon hingeworfen auf 300 Meter. Wie es brannte in den Eingeweiden und bohrend weiterfraß. In ohn-

mächtiger Wut rafft das Tier sich auf und beißt brummend in die Einschußstelle.

Und wieder stürzt es hin, von den furchtbaren Schmerzen gefoltert. Laut heulend vor Mordgier stürzt die Mannschaft aufs Eis, um den Bär zu holen. Aber die Lebensgeister desselben werden noch einmal geweckt und über Spalten und Jungeis entzieht er sich jeder weiteren Verfolgung, zumal diese auch durch die Dunkelheit bald völlig gehindert wird. —

Am nächsten Morgen machte eine Kugel seinem Leiden ein Ende und jetzt liegt die Decke in einem jener Salons, wo niedliche Damenfüßchen sich daran wärmen und befrackte Salonfexe darauf herumstolzieren. Haben sie wohl eine Ahnung von den unsäglichen Todesqualen, die er gelitten, können sie sich einen Begriff machen von der Großartigkeit der Natur, in der er gelebt, von der Unendlichkeit seiner Reviere, die er wie ein König beherrscht?

Ganz anders ist die Jagd der Grönländer und aller derjenigen Jäger oder Expeditionen, welchen Schlittenhunde zur Verfügung stehen. Sowie die Hunde den Bären erblicken, sausen sie mit oder ohne Schlitten hinter dem Bären drein und stellen ihn in den allermeisten Fällen. Gewandt seinen furchtbaren Prankenhieben ausweichend, halten die Hunde ihn so lange auf, daß der bald hinzukommende Jäger ihn zusammenschießen oder niederstoßen kann. — Daß es auch hierbei nicht immer ungefährlich für die Hunde und Jäger zugeht, erzählt Achton Friis in dem sehr interessanten Werke: „Im Grönlandeis mit Mylius Erichsen“ wie folgt und unter dem Hinweis, daß die Bärenjagd „die großartigste der Expedition“ gewesen sei:

„Sie stießen nämlich am Abend des 9. Mai kurz nach dem Aufbruch auf eine ganz frische Bärenfährte. Als sie die Hunde anhielten, sah Thostrup zwei Bären sich nähern, die anscheinend so stark miteinander beschäftigt waren, daß sie die Schlitten gar nicht bemerkten. Thostrup und Wegener entschlossen sich, ihnen entgegenzufahren, und als sie nahe genug gekommen waren, machten sie die Hunde los und gingen auf die Bären zu.

Aber noch ehe die Hunde eine Ahnung von diesen bekommen hatten, bemerkte Wegener plötzlich ganz in der Nähe einen dritten Bären, der auch gerade auf sie zusteuerte. Diesen entdeckten die Hunde sofort und stürzten auf ihn los. Der Bär flüchtete mit großer Geschwindigkeit über das ganz ebene Terrain, bis er an eine Stelle kam, wo der Schnee sehr tief war und er daher wegen seines großen Gewichts viel tiefer einsank als die Hunde. Da stellten sie ihn.

Mit dem Rücken gegen einen Eisblock machte der Bär sofort Front gegen die Hunde und schlug unaufhörlich brummend und schnaubend nach rechts und links um sich. Die Hunde schwärmten so dicht um ihn herum,



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Einem gestreckten Kapitalbären wird vom Boot aus
ein Tau hinter die Vorderbranten gelegt, um ihn an Bord zu hissen.

daß es für die Jäger beinahe unmöglich war, zum Schuß zu kommen. In einer Entfernung von 20 Metern mußten sie lange stehen und auf eine Gelegenheit zum Losknallen warten. Inzwischen war der Bär mit nötigem Eifer dabei, sich die Hunde vom Felle zu halten, was er mit unglaublich schnellen Schlägen seiner Vordertatzen tat, während Hals und Kopf die eigentümlich steife Haltung beibehielten, die ihm das Aussehen gibt, als wenn er schlafwandle; es war unmöglich, seinen Blick aufzufangen.

Endlich fand Thostrup eine Gelegenheit, ihm eine Kugel in den Kopf zu schicken. Er stürzte tot zwischen den Hunden um.

Inzwischen waren die beiden anderen Bären ganz nahe an den Jagdplatz herangekommen, ohne daß sie der Handlung oder den Auftretenden die geringste Aufmerksamkeit schenkten. Es zeigte sich später, daß es ein Liebespaar war, ein alter fetter Herr und eine bedeutend kleinere, jüngere Dame. Mit großer Mühe lenkte man die Aufmerksamkeit der Hunde von dem erlegten Bären, an dem sie zerrten und rissen, auf die Neuangekommenen. Aber als sie endlich diese gewahr wurden, gingen sie sofort zum Angriff vor.

Die Bären blieben erst, über alle Maßen erstaunt, stehen und wußten nicht, was sie von der Sache denken sollten. Aber plötzlich wurden sie bedenklich und eilten im gestreckten Galopp davon. Die Hunde teilten sich, wie auf Verabredung, in zwei Abteilungen, von denen jede einen Bären stellte und umringte.

Aber einen Augenblick darauf schaffte das Männchen sich durch einen energischen Angriff auf die Hunde Luft und setzte der Bärin nach. Plötzlich und unerwartet fiel er ihren Verfolgern in den Rücken und verwundete mehrere von ihnen. Einen von Thostrups Hunden sandte er mit einem Schlage hoch in die Luft hinauf und richtete ihn übel zu; noch drei andere wurden verwundet, während die Jäger zum Kampfplatz stürzten. Die Bären benutzten die Verwirrung zwischen den Hunden, um nach der Seite zu entweichen und nahmen dann nebeneinander mit dem Rücken gegen einen Eisberg Aufstellung. Hier wurde der kleinere von ihnen bald von Thostrup schwer verwundet; er sank zusammen und verteidigte sich sitzend noch rasend gegen die Hunde, die jetzt wieder von allen Seiten herankamen, sowohl die unverletzten, als auch die verwundeten. Es war ein Lärm, daß man kein Wort verstehen konnte. —

Dann wurde endlich auch der andere Bär schwer verwundet, — und im nächsten Augenblick stürzte er sich, rasend und wild vor Schmerz, auf die Bärin. Da sprang diese auch auf die Hinterbeine, ihre Zähne funkelten gegeneinander und ihre mächtigen Tatzen erhoben sich zum Schlag. Aber plötzlich sanken sie beide hin; sie wendeten die Köpfe ab. Es sah aus, als ob sie sich erkannten und sich über das schämten, was sie getan hatten. Bald darauf gaben zwei Kugeln ihnen den Rest.

Sie luden die Bären auf die Schlitten, um sie zum Depot beim letzten Lagerplatz zurückzubringen. Aber während sie noch damit beschäftigt waren, entdeckten sie einen vierten Bären, der offenbar voll rasender Neugier auf sie losgewatschelt kam."

Auch dieser vierte Bär wurde bald darauf noch erlegt.

Man sieht daraus, daß eher ein feiger Charakter in dem Bären steckt. Ein schneidiger, forscher Draufgänger ist er nicht.

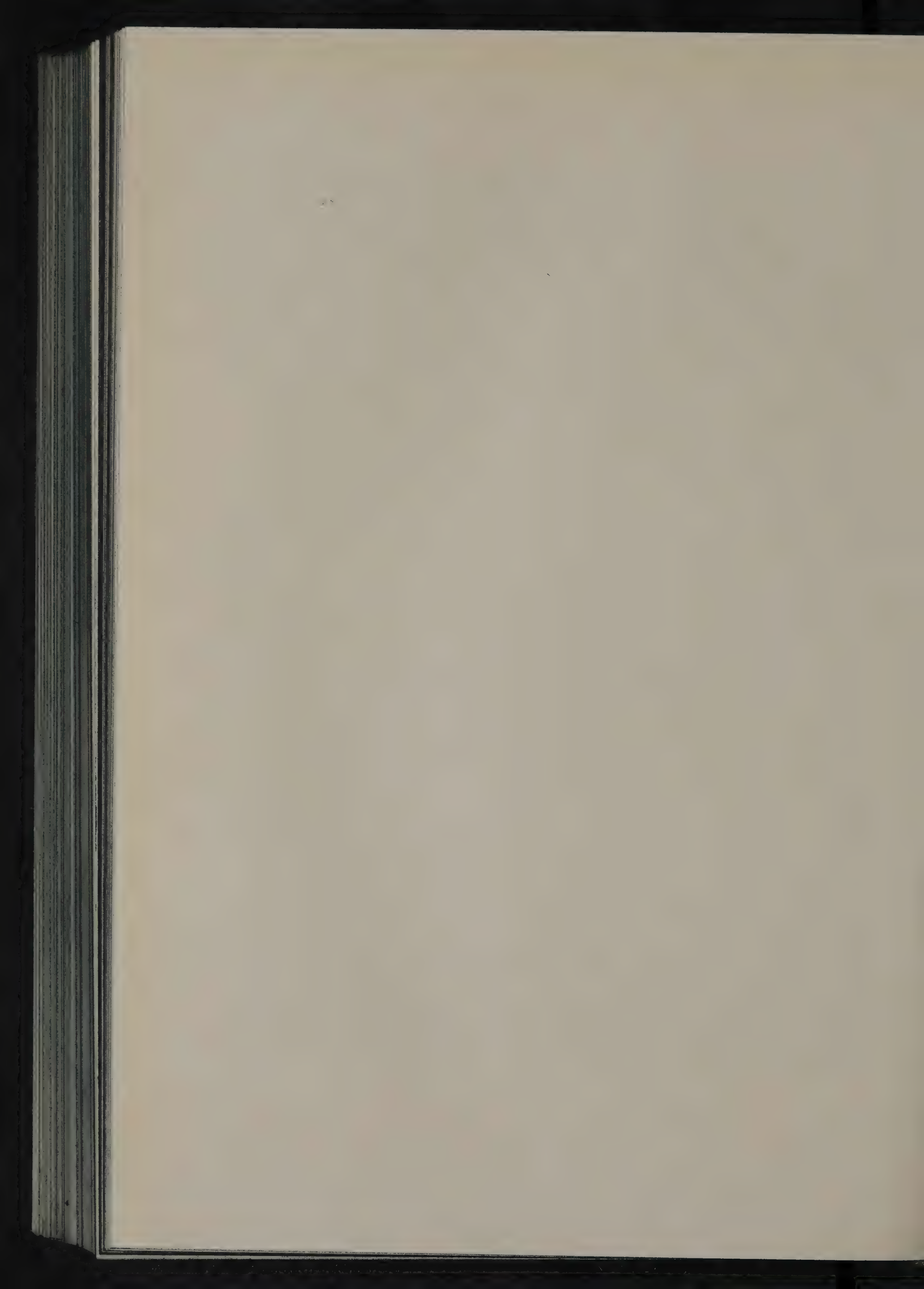
Verfasser dieses hat im Jahre 1907 nur einmal erlebt, daß ein Bär, der bereits vierzehn Kugeln hatte, glatt annahm und zehn bis zwölf Personen einfach vor sich hertrieb, bis er nach weiteren vier Kugeln gefällt wurde. Solche Aggressivität gehört aber zu den Seltenheiten.

Anders liegt die Sache bei den Jagden der Eskimos, welche dem Bären, nachdem die Hunde ihn gestellt haben, mit primitiven Vorderladern oder Seehundspießen zu Leibe gehen und gehört namentlich zu letzterem Vorgehen mehr Schneid, als bei der Verwendung der modernen Hinterlader mit ihren alles zerreißenden Mantelgeschossen. — Roald Ammundsen, einer der wenigen



A. Leverkus, Leverkusen. Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.

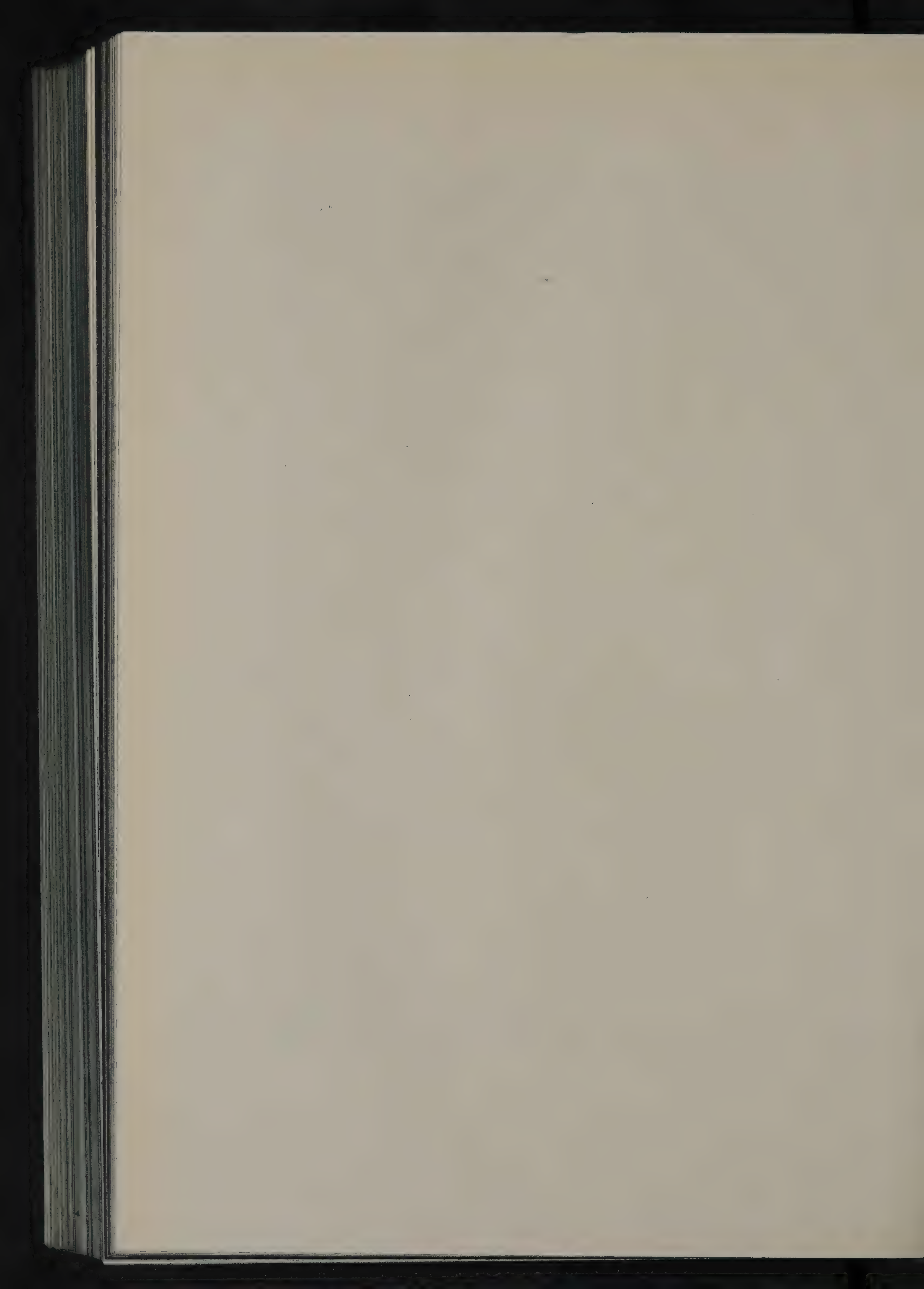
Bärin mit Jungem im Wasser.





A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Eisbären im Wasser.



Forscher, welche uns vom Leben und Treiben der Eskimos etwas berichten, sagt denn auch in seinem Buch: „Die Nordwest-Passage“, daß viele der Kerle dabei vom Bären verwundet werden und Narben und Schrammen davontragen, die sie für das ganze Leben zeichnen. —

Um die Decke des Bären für den Präparator bzw. den Gerber vorzubereiten, ist einige Arbeit vonnöten. — An Ort und Stelle, wo der Bär gestreckt ist, — mit Ausnahme des Falles, daß er im Wasser verendete, so daß er leicht an Bord gehißt oder aufs Eis gezogen werden kann, — wird er gestreift. — Dies geschieht, nachdem das Tier auf den Rücken gelegt und zunächst ein Schnitt vom Unterkiefer an bis nahe vor das Weidloch — den After — geführt worden ist. Alsdann wird die Haut an der Innenseite der Vorder- und Hinterläufe mit dem daranhaftenden Speck abgeschärft und die Brantensohlen vorsichtig von den Fingergliedern gelöst. Nach der vollendeten Abhäutung schärft man den Hals dicht beim Hinterhauptloch durch, so daß der Schädel in der Haut bleibt.

Zum Schiff transportiert, was bei dem großen Gewicht der Haut und dem bis 200 Kilo wiegenden Speck keine Kleinigkeit über das unebene Eis ist, wird dieselbe dort auf einen ca. 2 Quadratmeter messenden Bretterplan gespannt und nun mittels haarscharfer Messer vom Speck befreit. — Es erfordert diese Arbeit eine gewisse Geschicklichkeit, da durch die halb schneidende halb schabende Bewegung der Messer leicht ein Schnitt in die Decke kommt oder der Haarboden abgeschnitten wird, wodurch natürlich das Fell bedeutend an Wert verliert.

Die abgespeckte und von dem Schädel gestreifte Haut wird nun, falls es das Eis gestattet, ins Schlepptau genommen, so von den letzten Schweiß- und Speckteilchen befreit, alsdann eingesalzen, zusammengerollt und in Salzwasserlösung gelegt. Diese muß so konzentriert sein, daß rohe Kartoffeln an ihrer Oberfläche schwimmen und nicht sinken. — Auf diese Weise kann man die Häute monatelang vor Fäulnis schützen. —

Bei der Jagd auf Eisbären bedient man sich am besten eines modernen Gewehres von 8 oder 9 bis 11 mm Kaliber mit Teilmantelgeschossen. — Besonders hart, wie z. B. afrikanische Antilopen, ist er nicht und wird, leidlich getroffen, fast immer zur Strecke kommen, da namentlich auch die Fährte auf den mit Schnee bedeckten Eisfeldern leicht zu halten ist.

Es ist bekannt, daß der Eisbär die Gefangenschaft gut verträgt und hier über 25 Jahre alt wird, er erreicht in derselben aber nie die Größe seiner freilebenden Artgenossen.

Bisher ist es nur einige wenige Male gelungen, von einem Paar Junge zu ziehen, die aber entweder bald nach der Geburt eingingen oder von dem Elternpaare gefressen wurden. —

Der Nachwuchs für die zoologischen Gärten besteht daher immer wieder aus den in der Wildnis gefangenen jungen Exemplaren.



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition.*

Kapitalbär an Bord. Eissturmvögel umschwimmen das Schiff.

Wenn auch nicht bestritten werden kann, daß der Eisbär in den von Menschen, besonders den von norwegischen Fangschiffen im Sommer aufgesuchten Gebieten, gegen früher nicht mehr so zahlreich auftritt, muß es andererseits beruhigen, daß seine Zähigkeit und Ausdauer ihn befähigen, sich in den unwirtlichsten Gegenden zu halten und auch dort noch sein Dasein zu fristen, wo Menschen nur durch wohlausgerüstete Expeditionen hingelangen können.



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Expedition 1907.*

Frischgefangene Jungbären an Bord.

Er wird sich aus diesen Gebieten immer wieder rekrutieren und vorläufig ist daher sein Aussterben nicht zu befürchten.

Je weiter die Kultur vordringt, je mehr wird die Urwüchsigkeit der Natur, und dazu gehören vor allem auch die Tiere, welche sie beleben, zurückgedrängt, und trotzdem es nicht im Interesse der Wissenschaft liegt, dieses zu wünschen, muß man die Hoffnung aussprechen, daß es vorläufig nicht gelingen möge, jene Gegend völlig gefahrlos zu erreichen und darin zu jagen bzw. der Fauna der Polargebiete nachzustellen. —

31*



A. Leverkus, Leverkusen. *Nord-Ost-Grönland-Exped. 1907*

Junger, eben gefangener Eisbär an Bord.

Die Brandmaus.

Von Else Soffel.

Hinter dem Herrenhaus zieht sich der Garten voll blühender Obstbäume.

Menschenstill und traurig ist er selbst in der Blüte, als ginge der Frühling leiser hier als anderswo.

Wenn man näher zusieht, ist es kein Frühling, es ist blühender Verfall.

An der Hauswand, bei der Lindenlaube, rieselt es leise, feuchte Mauerstücke lösen sich und prasseln zur Erde in ungepflegte Gartenwege. Dort zupft Trebbe, das überjährige Roß, mit gelben Zähnen die Grasbüschel am Rande. Die Obstbäume blühen wohl, aber in der Blüte sitzt der Wurm, grauweiße, lockige Flechten ersticken den Baum, der, unbeschnitten, dürre Reiser in die Luft streckt neben frisch blühenden Zweigen. In die ausgehöhlten, abgeschnittenen Strunke sind die Topfgewächse nicht eingesetzt, Lauben und Bänke hängen zerbrochen. Dort wippt der türkische Rotschwanz, am hohlen Birnbaum macht sich der Wendehals zu schaffen. Als der Mensch die Hand von dem Garten ließ, ist er zum Tierparadies geworden.

Überall pfeift und zirpt, schlüpft und hüpft es und raschelt im Grünen.

Was treibt sein Wesen im Haus in hellen Nächten? Vom Speicher oben kommt es, wo vorjähriger Weizen fault, daß der Kutscher auf seinem Strohsack den Kopf herumwirft und die Mädchen in ihrer Kammer ängstlich flüstern, so wild geht die Jagd. Über Treppen und Gänge, in der Dachrinne spukt es und bis in die Träume der alten Gnädigen, — stöhnend fährt sie empor.

Was arbeitet heimlich am Hause?

In der Ahnenstube wirkt und werkt es heimlich bei Nacht. Trennt tückisch die Stickereien, nagt die Bezüge, die kostbaren Möbel. Es bleibt kein Stück — Verfall ist im Hause.

Ratten und Mäuse sind es, murrt der Verwalter. Fallen stellt er, große und kleine, und streut Gift. Aber es fraßen's die Unschuldigen, Mohr der Affe, der zwei Tage verschwunden gewesen und Grisette die Katze — wie kam sie dazu? Ratten und Mäuse sind es, murrt der Alte — Ach die Gnädige weiß es besser. —

* * *



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus im Fallaub.

Als an einem schönen Sommerabend Knopf, der Verwalter, mit der Gutsherrin die Felder abgeht, um die Frucht zu besehen, raschelt's in den Halmen, huscht es der Gnädigen braunrot über den Stiefel. Sie sieht es und erschrickt, sagt aber kein Wort. Rote Mäuse bedeuten Unheil, man spricht nicht von ihnen. Ach – das Unheil ist ohnehin nahe genug –

Als die beiden ein Stück weit weg waren, ist die Maus wieder da.

Rot, mit dunklem Band den Rücken hinunter, als hab' der Schwarze sie gezeichnet. Sitzt in den Halmen und nährt sich. Als die Sonne untergeht, hat sie viel Arbeit geleistet. Die mehligen Hülsen regnen leise auf die rissige Erde, drunter die Gänge sind vollgestopft für den Winter.

Knopf, der Verwalter, sieht es mit Sorgen. Er mag es der Gnädigen nicht sagen.

Hat sich denn alles verschworen zum Ende des Hauses?

Er besieht sich den Schaden genauer. Ach, die rote Maus ist's nicht allein! Rings um die Garben laufen die Gänge der Feldmaus, überall hin,



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, aus dem Fallaub sichernd.

gedeckt unter der Erde und oben offene Laufröhren. In den Spitzen der Halme hat die Ackermaus gesessen, in der Pflanzung drüben wütet die Wühlmaus. Der lange Sommer hat sie alle reichlich genährt.

Von der roten Maus mag er nicht reden, an sie nicht denken –

Nachdem die Frucht eingebracht ist und mit ihr die Feldmaus in Scheunen und Ställe, sieht er sie in Scharen laufen über die Stoppelfelder – die rote Maus!

Nichts hat geholfen, den Schaden zu hemmen, was er auch anstellte.

Gegen die Schonung zu, am Rand der Felder hat er Gräben gezogen, mit Wasser gefüllte Töpfe eingesetzt und Fallöcher geschaffen. Gift hat er ihnen in die Gänge gelegt, vor den Eingang ihrer Wohnung – es war unsägliche Arbeit, zahllose Löcher zu beschicken.

Er ward ihrer nicht Herr.

Nur die Seuche kann die Plage beenden.

Herr, schick' ihnen die Seuche. Deine Hand liegt ohnehin schwer auf uns!



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, aus ihrem Loche kommend.

Als aber die Seuche kam, durch die allzugroße Vermehrung, war schon viel Schaden getan am Getreide und in der Saat, in der Pflanzung und in den Feimen.

Sie kam zu spät.

* * *

Der Garten hat heimliche Winkel und dunkle Plätze, von denen keiner weiß außer Knut dem Hunde, der dorthin seine Knochen verträgt und Friede, dem kindischen Sohn des Verwalters.

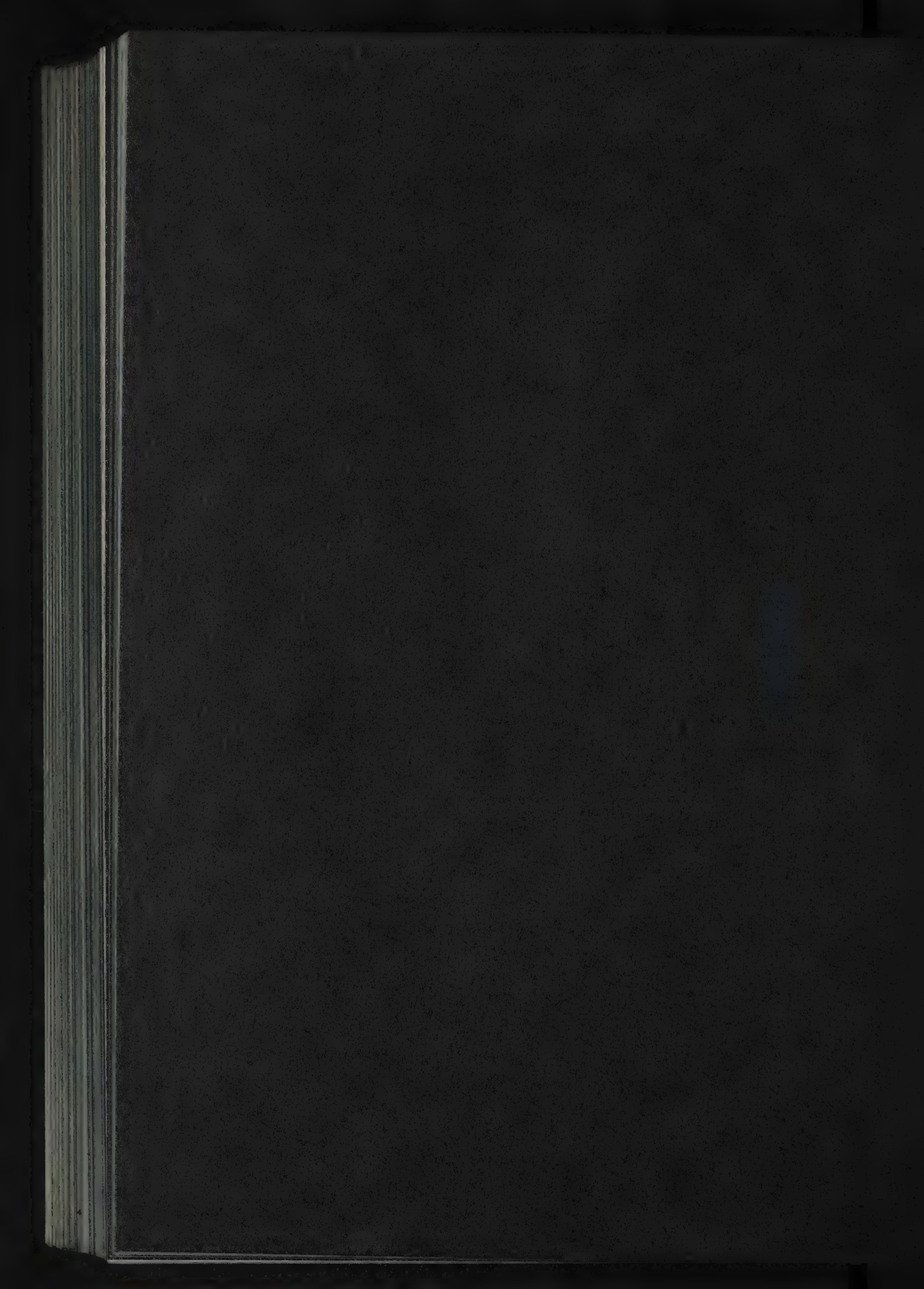
Feuchte Ecken und Verstecke, von der Gnädigen niemals betreten, wo die Kinder der Leute im Grün ihre Spiele treiben und verbotenes Glück selig genießen. Der Garten hat Täler und Gräben, in denen er kleine Bäche führt, ein elendes Brett liegt drüber oder auch keines, am Rande sitzt die grüne Kröte im Erdloch, in sonnigen, kleinen Tümpeln läuten die Unken.

Ganz am Ende führt ein Türchen ins Freie, den lehmigen Feldweg hinunter, die Mauer läuft weit außen herum.



K. Soffel. Schloß Bischofstein, Mai 1910.

Brandmaus, ſich putzend. Dicht vor ihrem Loch.





K. Soffel. — Schloß Bischofstein, Frühling 1910.

Brandmaus, in der Nähe ihres Loches Nahrung suchend.

Es ist heimlich hier sein. Ein alter Wacholder hält die Wacht, grünschwarz und schweigsam und dichtes Gestrüpp von allerlei.

Der Nußberg ist hier, wo Hühnchen am Nußkern zu Tode ging und andere Märchenorte, ein Brennesselwald hoch und dicht und die Lichter der Taub- und Goldnessel. Gewirr von Efeu um schlanke Pappeln und Weiden mit Silberblättchen, wilde Kirsche und Holunder.

Und hier wohnt die rote Maus, unter den Nesseln, wo die Wolfsmilch hoch steht und die weiße Regenblume blüht, unter riesigen Lattichblättern, dicht am Fuß des Wacholderbaumes, bei den jungen Ahornen, die noch nicht höher stehen, als die jungen Nesseln.

Der Abend ist golden und still, die Sonne will bald zur Ruhe, aber noch hält sie ein wenig auf ihrem Heimweg, sie zaudert zu gehen.

Friede, der arme Schwachsinnige, hat sich die schöne Stunde zunutze gemacht; er sitzt in dem heimlichen Winkel, bei der großen Pappel, unter Efeugewirr, und schnitzt Weidenpfeifchen, die Zweige dazu hängen ihm dicht vor die Nase.



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus unter überhängenden Wurzeln, nagend.

Vor ihm fürchtet sich die Brandmaus nicht – er rührt sich kaum, höchstens daß er einmal ein Liedchen lallt oder auch eines pfeift. Sonst träumt er stundenlang vor sich hin. Dumpf freut es ihn auch, ihr zuzuschauen, er kann lange Zeit damit zubringen, nachher aber hat er's vergessen.

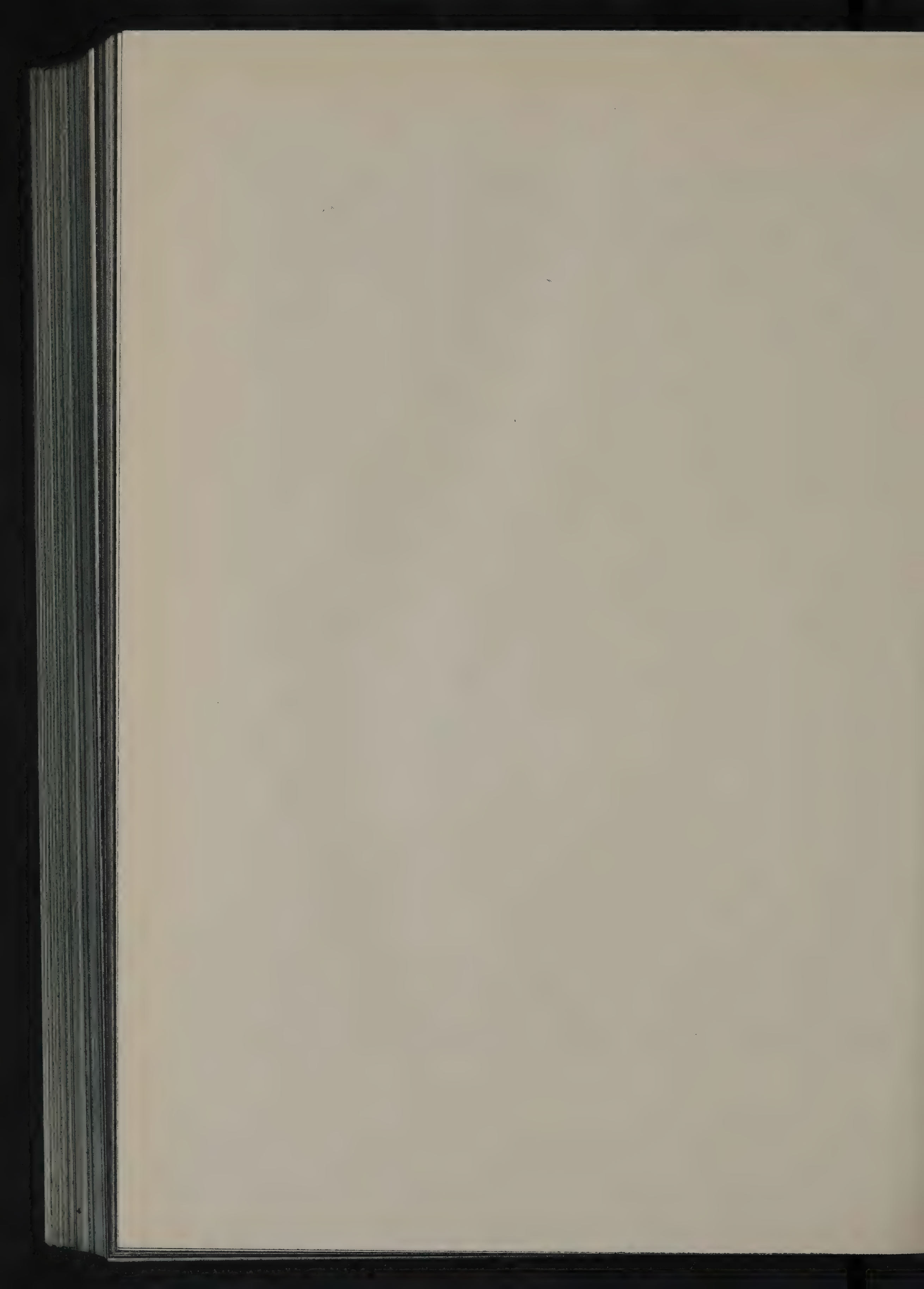
Eben war's noch ganz still unter den Nesseln, die Blätter standen alle und rührten sich nicht, ganz in den Abend und die letzte Sonne eingesponnen. Aber jetzt bekommen sie den ersten Stoß und schwanken und das pflanzt sich fort durch den ganzen Brennesselwald bis hinunter zu den Lattichblättern, die rauschen – man sieht aber nichts. Nun fängt's auch von der anderen Seite an, das Rascheln, das Schwanken und Zittern der Blätter, auf eins erscheint ein Rotröckchen im Freien vor den Nesselstämmen, Schnäuzchen dicht am Boden, auf zwei ist's wieder weg.

Friede hat aufgehört an seinem Keil Brot zu kauen, mit offenem Munde, die Hand mit dem Brot dicht davor, stiert er aus lichtblauem Aug' hinüber. So geht das Versteckenspielen eine ganze Weile: husch durch die Brennesseln hinunter zu bis den Lattichstauden, auf der anderen Seite wieder herauf, immer



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, sich putzend, dicht bei ihrem Loch.



den Schwanz nachgezogen, hurtig, bald sichtbar, bald unsichtbar, doch nicht überschnell wie Base Hausmaus, zick-zack und kreuz und quer in Absätzen, doch nicht sprunghaft, das läßt man der Waldmaus. Die kann, wenn es not tut, über Knut wegspringen, der oft zur unrechten Zeit daherkommt. Hat eines die Spur verloren, so sitzt das andere und putzt sich, nimmt rasch den weißen Bauch vor oder ein Erdkrümchen vom Boden, läßt's wieder fallen, eilt weiter, sitzt dann und sinnt, die Perlaugen geradaus gerichtet, Kopf auf den Vorderpfoten, mit rundem Rücken und rasch gehendem Atem.

So geht's manchen Abend. Man spielt und nährt sich, zupft lind-grüne Blättchen, was der Frühling bietet, Knospen, und Samen, der ausfällt, streift auf den Käfer und nimmt auch den Wurm, kostet eine unreife Beere dazwischen.

Benagt Wurzeln und Knollen, alles nur halb — man bleibt nicht lang bei einer Beschäftigung. — Läßt den Käfer, dem eben die Flügeldecken gerupft, wieder laufen, den angespeisten Wurm sich krümmen, putzt, dehnt und streckt sich, läuft dann gleich weiter, untersucht dort eine Staude, hier eine Blüte, kostet ein Blättchen vom Flieder und mustert's mit spitzem Zahn, nimmt Friedes Brotkrümchen auf und läßt sie gleich fallen, heftig erschreckt durch eine Biene, die vorübergesummt, eine Hummel, die vorbeigebrummt. Bleibt, die vorderen Pfötchen erhoben, auf den Hinterbeinen stehen, lauscht und prüft, nimmt plötzlich heftig den Schwanz vor, fährt über die Ohren. Leckt die Pfötchen, wäscht und glättet, beißt sich mit dem Männchen, das plötzlich von hinten gekommen, quietscht und schreit und ist dann auf einmal mausstill.

Weggefegt von der Erde.

Als am nächsten Tage des Abends Knut mit einem Knochen nach seiner Ecke hastet — es war unrecht Gut und begehrte versteckt zu werden —, setzte er damit sich und noch jemanden in große Verlegenheit. Denn als er eben dort einbrach, wo der große Holunder steht, ein wenig links von den Nesseln und den jungen Ahornen, sitzt da so ein Rotröckchen dicht dabei, direkt vor ihm, halb auf den Hintersocken, sitzt und schaut ihn aus schwarzen Augen an, wie Stecknadelköpfe so starr und unbeweglich. Und bleibt sitzen, wie gebannt. Die Sonnenstrahlen gehn ihm über das rötliche Pelzchen und über die rauhen Nesselblätter, unter denen es sitzt, beinah als lächelten sie. Sonst ist es still, todstill hinten im Winkel, man kann die Stille hören. So sind sich die beiden gegenüber. Knut überlegt: den Knochen fallen lassen? Auf die Maus stürzen? — er ist Rattenfänger — er zittert am ganzen Leibe. Das Mäuschen bangt: sind die Kleinen geborgen? alle im Loch? — sie vergnügten sich unter den Nesseln — und rührt sich nicht. Bis sich Knuts Seelenkampf in einem tief von innen kommenden, dumpfen Knurren Luft macht, das in einen kurzen, drohenden Laut endigt. Da ermannt sich das Rotröckchen und stürzt sich ins Grüne.



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus beim Köder.

Quietschend vor Angst das letzte der fahlen Kinder ihm nach, es war das sechste von sieben. Aus dem zweiten Geheck dieses Jahres.

* * *

Hochsommer ist es und die Brandmaus ist gern unterwegs. Wenn der Mittag herum ist, — den bringt sie gern im kühlen Erdloch zu. Kommt aber der luftige Abend und lockt ins Freie, so gilt es zu schaffen. Durch das Loch in der Gartenmauer sieht gelb das Getreide, leuchten die Halme. Die Brandmaus sitzt und sichert, Pfötchen an der Schnauze, mit unruhiger Nase. Dann läuft sie hinaus durch die Grasnarbe hinter der Mauer, über das Holzbrett am Wasser, noch ein Stückchen aufwärts, dort ist der Weizen.

Aber Vorsicht! der Igel geht auch gern des Abends und Wiesel und Marder. Auf dem Pfahl dort — es ist ein Wegweiser — sitzt der Vogel, der auch gern Mäuse spießt, nicht nur Vögel —

Hüt' dich, kleine Brandmaus, hüt' dich!



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, vom Köder fressend.

Noch ein Stückchen vorwärts, die Nase am trockenen, steinharten Boden –

Wer ist dort? Jetzt sind sie zu dritt! Die Gelbgraue, Rotrock und Zweifarb. Die Feldmaus, Brandmaus und Erdmaus – wie voriges Jahr. Doch die Feldmaus verschwindet.

Still ist's im Feld, die Halme stehen. Nur die Sonne lebt. Und die Zähne, die langen, bösen Zähne arbeiten. Still ist's im Feld –

Erdmaus sitzt in den Spitzen – sie klettert geschickt. Die Hülsen fallen, so ruhig ist es, daß man den Ton vernimmt.

Brandmaus steigt an schweren, halbliegenden Ähren empor, läuft auf schmalem Seil über dem Boden bis zur Frucht. Die neigt sich. Erst sich gesättigt, dann eingeheimst. Der Speicher ist hübsch im Dunkeln, unter den Garben, wo er voriges Jahr schon gewesen, vollgestopft sind die Gänge.

Als es kühler wird und anfängt zu dunkeln, läuft eine Maus über das morsche Brett am kleinen Wassergraben. Rot, mit dunklem Band den Rücken hinunter, als hab' der Schwarze sie gezeichnet.

Auch Erdmaus hat sich nach Hause gemacht.



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Knapp halbtägige Brandmäuse im geöffneten Nest.

Nicht in den Garten, nicht ins Haus.

Sie wohnt jenseits der Felder, im lichten Holz. Wo zwischen den Föhrenkronen die Sonne noch durch kann, schöne Lichtungen sind und üppig hohes Gras steht. Dort hat sie im Nestchen die Jungen aufgebracht.

Man kann die zweifarbigen Kleinen spielen sehen vor der Behausung, weniger scheu als die Kinder der Brandmaus. Und die Spur ihrer Zähnchen an Birke, Jung-Kiefer und Fichte.

* * *

Der Herbst ist gekommen und über die Felder, die öden, läuft die Brandmaus in Scharen.

Wie der Wind über die leeren Flächen streicht, wie er's im Walde und Garten treibt und sucht! Jetzt ist die Zeit im Loche zu sitzen, warm und behaglich, und vom Wintergut zu speisen. Eng aneinander zu hocken, übereinander zu liegen, sich dem anderen über Hals und Kopf zu hängen, einander warm zu halten.

Doch der Winter ist lang! Endlos zieht er sich.

Und das Eingebrachte ist verzehrt.

Die Brandmaus kommt vor das Loch am sonnigen Tag und sucht. Aber nichts ist zu finden. Rings leuchtet und glitzert der Schnee, den sie mit zierlichen Pfötchen mustert, mit dem Schwanz die Furche ziehend.

Waldmaus hat schon den Weg gefunden ins Haus, Brandmaus findet ihn in die Scheune. Dort haust man wieder zusammen mit Feldmaus, die schon mit den Garben hereinkam — im Winter hält man zusammen.

Schlau und gerieben nach bösen Zeiten geht die Brandmaus ins Frühjahr. Hinaus ins Freie.

Zum Winkel am Pförtchen, wo der lehmige Feldweg hinabführt. Diesmal aber war es das Letzte. Denn wieder einmal reizt es Knut, der ohne Knochen gekommen, dort nachzugraben, wo vorhin die Alte verschwunden. Mit sieben Jungen am Leibe, die alle sich festgesogen, nicht loslassen, kommt sie nicht weiter, sie sind schon ziemlich groß. Sie kann nicht fort durch die engen Gänge und Röhren, Knut treibt sie heraus. Sie kommt noch bis zu den Lattichblättern, nein bis zum Loch in der Mauer. Jetzt nur hinaus, dort folgt er ihr nicht! Kaum trägt sie die Jungen — nur noch eine Spanne, Daumenlänge noch!

Zu spät. Knut naht sich, er hat sie!

Hat sie ihn doch oft weidlich geärgert!



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Brandmaus, sich heftig putzend.

Walroß und Moschusochse.

Von Dr. Ernst Schäff.

Todesschweigen — eisige, alles Leben ertötende Kälte — Eis und Schnee ringsum, soweit das Auge eines Menschen reichen würde, bis an den fernen Horizont; und wenn er viele Meilen weit wanderte, wiederum nichts als Eis, in schier endlosen, unbegrenzten Flächen, aufgetürmt zu grotesken, felsartigen Gebilden, zusammengeworfen zu wirren Massen geborstener, ineinander geschobener Schollen und Blöcke. Dazwischen hier und da von dem weißen Eis und Schnee schwarz sich abhebendes Wasser, Rinnen zwischen geborstenen Eisflächen, Buchten und offene Stellen, wo das gemeinsame Wirken von Sturm und Wellen das Eis beiseite drängte. Bald überstrahlt heller Sonnenschein, der aber nur leuchtet, nicht wärmt, die weite, stille, in vollster Ruhe liegende Eislandschaft, bald brausen heftige Schneestürme darüber hin und hüllen alles in Nacht und Grauen; bald wölbt sich der Himmel hoch und blau, so schön wie im milden Süden, bald verdüstern ihn schwere, graue, tief dahinziehende Wolkenmassen. Der Kreislauf der Jahreszeiten bringt wenig Unterschied in die Eintönigkeit der Polarlandschaft, nur der Wechsel von Licht und Finsternis macht sich geltend. Die Wiederkehr der schon am Ende des kurzen, eigentlich seinen Namen überhaupt nicht verdienenden Sommers unter den Horizont versinkenden Sonne mildert etwas die grausige Winterkälte. Sie schafft zum Teil offenes Wasser, läßt die Eisflächen bersten, daß Rinnen sich bilden, die sich erweitern oder auch wieder schließen können; sie läßt die Eisschollen im Verein mit Wind und Wellen in Bewegung geraten, daß sie wie eine Herde in gleicher Richtung dahin treiben, sich drängen und schieben, übereinander packen, oftmals steil aufrichten zu den wunderbarsten Gestaltungen. Aber kein Pflanzenleben, kein das Auge erfreuendes Grün, geschweige denn Blumen und Blüten bringt die Sommersonne in den fernen Breiten um den Pol hervor und damit fehlt gerade das, was sonst für den Sommer charakteristisch ist. Es bleibt Frost, Eis und Schnee. Dichte Nebelmassen verkünden das Nahen des Herbstes und damit den Anfang der Polarnacht in ihrer Großartigkeit und Erhabenheit, aber auch mit ihren Schrecken. Die Forscher, die todesmutig jene eisigen Gefilde aufsuchten und dort die lange Winternacht durchlebten, schildern sie als etwas wunderbar Schönes und Erhabenes, Ergreifendes. Der Himmel bildet eine großartige Farbensymphonie. Hoch oben tiefblau, mit goldenen Sternen durchwirkt, dann durch märchenhafte, grüne Töne ganz allmählich in unmerklichen Übergängen nach dem Horizont zu

in Violett übergehend, ein Bild, wie es keines Künstlers Pinsel wiederzugeben imstande wäre. Die Eisfelder und Eishügel, von den letzten, verlorenen Strahlen der Sonne getroffen, sind mit zarten, rosafarbenen Tönen überhaucht, gegen welche die Schatten violettblau erscheinen. Unvergleichlich aber und die kühnsten Phantasiebilder übertreffend wird die Pracht des Himmels, wenn das schönste Phänomen der hochnordischen Winternacht, das Nordlicht, aufflammt und in stetem Wechsel seine farbigen, bald goldigen, bald grünen, roten und violetten, hell leuchtenden und strahlenden Lichtgarben über die Himmelskuppel breitet, jetzt als glitzernde Strahlen, jetzt als Flammenzungen, dann wieder als Wellen oder breite Bänder — bald erlöschend, dann wieder plötzlich aufleuchtend, in unaufhörlichem Wechsel — alles in tiefstem Schweigen, dem Schweigen des Todes, der Unendlichkeit. Aber nicht immer herrscht in jenen Regionen Ruhe und Stille. Wenn das Eis zu treiben und zu bersten beginnt, dann hebt ein Getöse an, das bald wie das Toben hoch herabstürzender Wassermassen klingt, bald ein Krachen und Poltern ist, zu donnerartigem Dröhnen sich steigernd oder wie heftiges Geschützfeuer anzuhören. Kommt hierzu das Brausen und Sausen des Sturmes, der das Meer aufwühlt, wo es vom Eise frei, so gibt es ein Konzert, das in vollendeter Weise zu der Wildheit und Erhabenheit der landschaftlichen Szenerie paßt.

Eine eigenartige Tierwelt bewohnt jene Regionen des ewigen Eises, arm an Formen, aber um so merkwürdiger und sonderbarer in Bau und Lebensweise. Robben und Wale, denen das Meer mit seinem auch in den entlegensten und unwirtlichsten Gegenden schier unerschöpflichen Reichtum an Organismen Nahrung in Hülle und Fülle spendet; Eisbären und Polarfüchse, Möwen und Alken, das sind die Vertreter der höheren Tierwelt, die in den zirkumpolaren Teilen des Erdballes ihr Dasein fristen und allen Schrecknissen jener rauhen Natur standhalten. Teils schützt sie vor der grimmigen Kälte ein dichtes Haar- oder Federkleid, teils ist ihr Körper in eine die selbsterzeugte Körperwärme festhaltende Speckschicht eingehüllt. Wo noch wenigstens zeitweise im Jahre der Erdboden frei wird von Eis und Schnee, wo eine noch so dürftige, aus Moosen, Flechten und spärlichen, verkümmerten höheren Pflanzen bestehende Vegetation auftritt, da wird sofort das Tierleben reicher. Da siedelt sich eine mannigfaltigere Vogelwelt an, da zeigt sich Insektenleben, da wandert das Ren und der Moschusochse.

Besonders das letztere Tier ist eine höchst eigentümliche Erscheinung, halb an ein Rind, halb an ein Schaf erinnernd, im Gehörn am meisten dem Weißschwanzgnu gleichend. Man darf wohl mit Fug und Recht den Moschus- oder, wie er treffend auch wohl genannt wird, Schafochsen als einen der sonderbarsten Typen aus der so formenreichen Gruppe der Wiederkäuer bezeichnen, in der er einen Übergang zwischen den Rindern und Schafen bildet. Sein überaus dicker, zottiger Pelz, der eigentlich nur

32*

den unteren Teil der Füße freiläßt, ganz ähnlich wie bei dem im rauhen Klima des Hochlandes von Tibet lebenden Yak, schützt gegen die schärfste Kälte, die Muffel ist ebenfalls dicht, wenn auch kurz, behaart. Die stämmigen, verhältnismäßig kurzen Beine ermöglichen sicheren Gang auf schlüpfrigem und glattem Boden bzw. auf Schnee und Eis, sehr breite, flache Hufe verhindern das Einsinken des Körpers auf sumpfigem Grunde, kurz das ganze Tier zeigt sich in seinem Körperbau aufs beste dem Aufenthalt in den hochnordischen Regionen angepaßt. Wie alle Tiere, die wenig oder gar nicht mit dem Menschen zusammentreffen und seine nähere Bekanntschaft noch nicht gemacht haben, zeigt auch der Moschusochse ein nach unseren Begriffen wenig intelligentes, vielmehr stumpfsinniges Wesen. Ohne Besinnen und ohne Überlegung folgt das Rudel blindlings seinem Führer, meist einem alten Bullen, der sich die Herrschaft über die übrigen Mitglieder der Herde im Kampfe mit anderen Mitbewerbern errungen. Fast beständig auf der Wanderung begriffen, durchstreifen die Moschusochsen das ganze Jahr hindurch weite Gebiete, im Sommer verhältnismäßig gute Zeiten mit ausreichender Äsung genießend, im Winter um so schwerer um ihre Existenz kämpfend. Neugierig und ohne Arg nähern sie sich bis auf kurze Entfernung dem ihr Gebiet betretenden Menschen, nehmen auch wohl eine drohende Haltung an, bis sie den Knall und die verderbliche Wirkung des Feuergewehres kennen gelernt haben. Dann ist es aus mit der Vertrauensseligkeit, Mißtrauen und Vorsicht gewinnen die Oberhand und der Moschusochse wird ein ebenso scheues Wild wie die anderen frei lebenden Wiederkäuer.

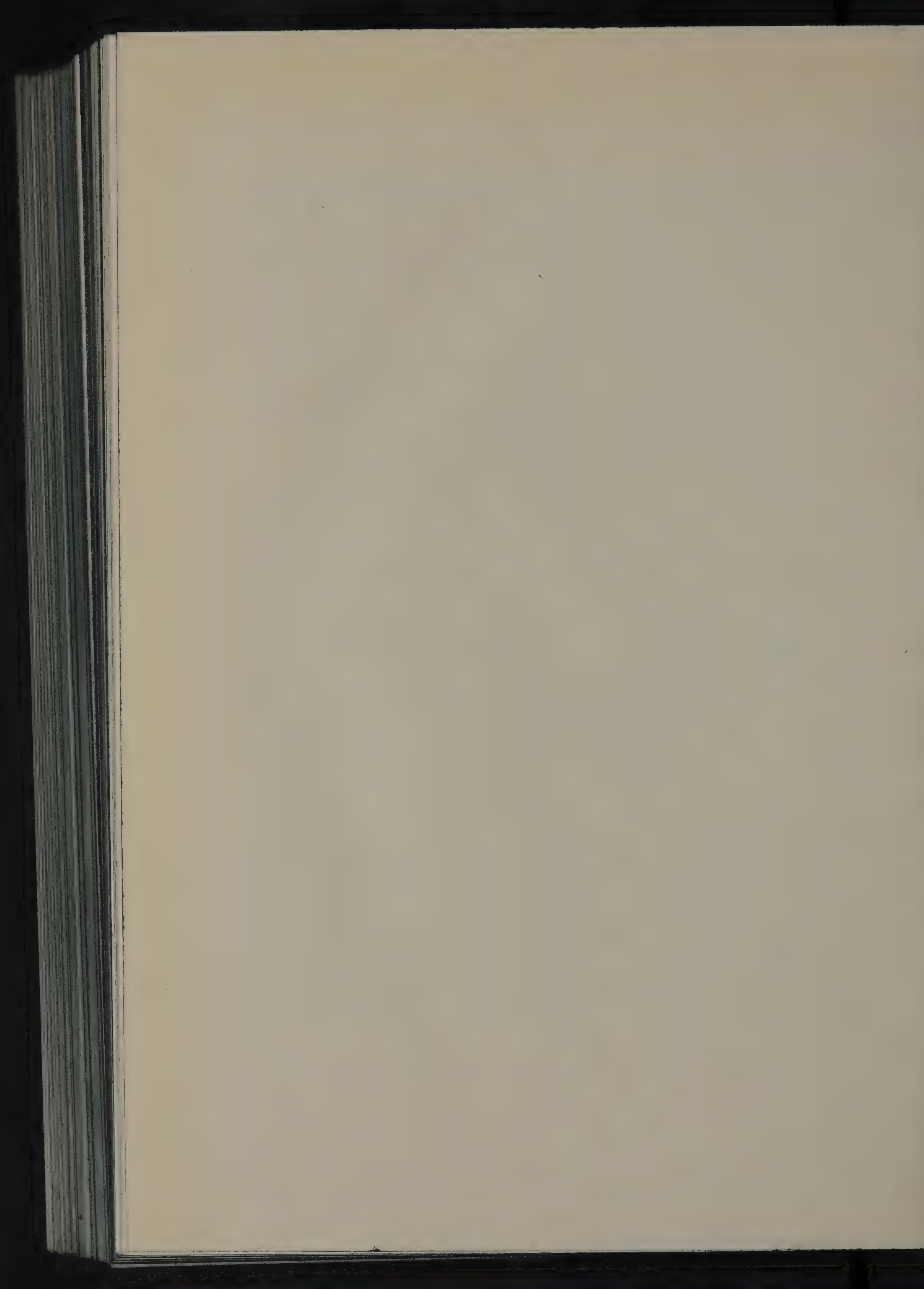
So eigentümlich in seiner äußeren Erscheinung der Moschusochse unter dem zirkumpolaren Landsäugetieren sich ausnimmt, ebenso sonderbar ist nach Gestalt und Aussehen unter den Wasserbewohnern das Walroß. In aller und jeder Beziehung bildet es den vollkommensten Gegensatz zu jenem. Der Moschusochse ein Landbewohner, das Walroß ein Schwimmer und Taucher ersten Ranges, jener mit dem denkbar dichtesten Pelz versehen, dieses fast unbehaart; jener ausgesprochener Vegetarier, dieses Carnivore bzw. Fischfresser. Übereinstimmend bei den beiden sonst so verschiedenartigen Tieren ist einerseits die vollkommene Anpassung an den Aufenthalt in hohen Breiten mit andauernder starker Kälte und sonstiger Witterungsunbill, anderseits eine durch die Beschaffenheit der sie umgebenden Natur bedingte eigenartige Ausbildung der geistigen Eigenschaften. —

Schweigend liegt im fahlen Schein der nur mattes Licht, aber keine Wärme spendenden Sonne das weite Eisfeld da. Bis an die den fernen Horizont begrenzenden Höhen dehnt es sich in schneeiger Weiße aus, hier und da unterbrochen von aufgetürmten Schollen von Treibeis und durchsetzt von einzelnen Wasserrinnen, die schwarz von der weißen Eisfläche sich abheben. Kein Ton unterbricht die Einsamkeit und das Schweigen, kein Vogel



R. E. Peary. *Nordpol-Expedition 1905/06.*

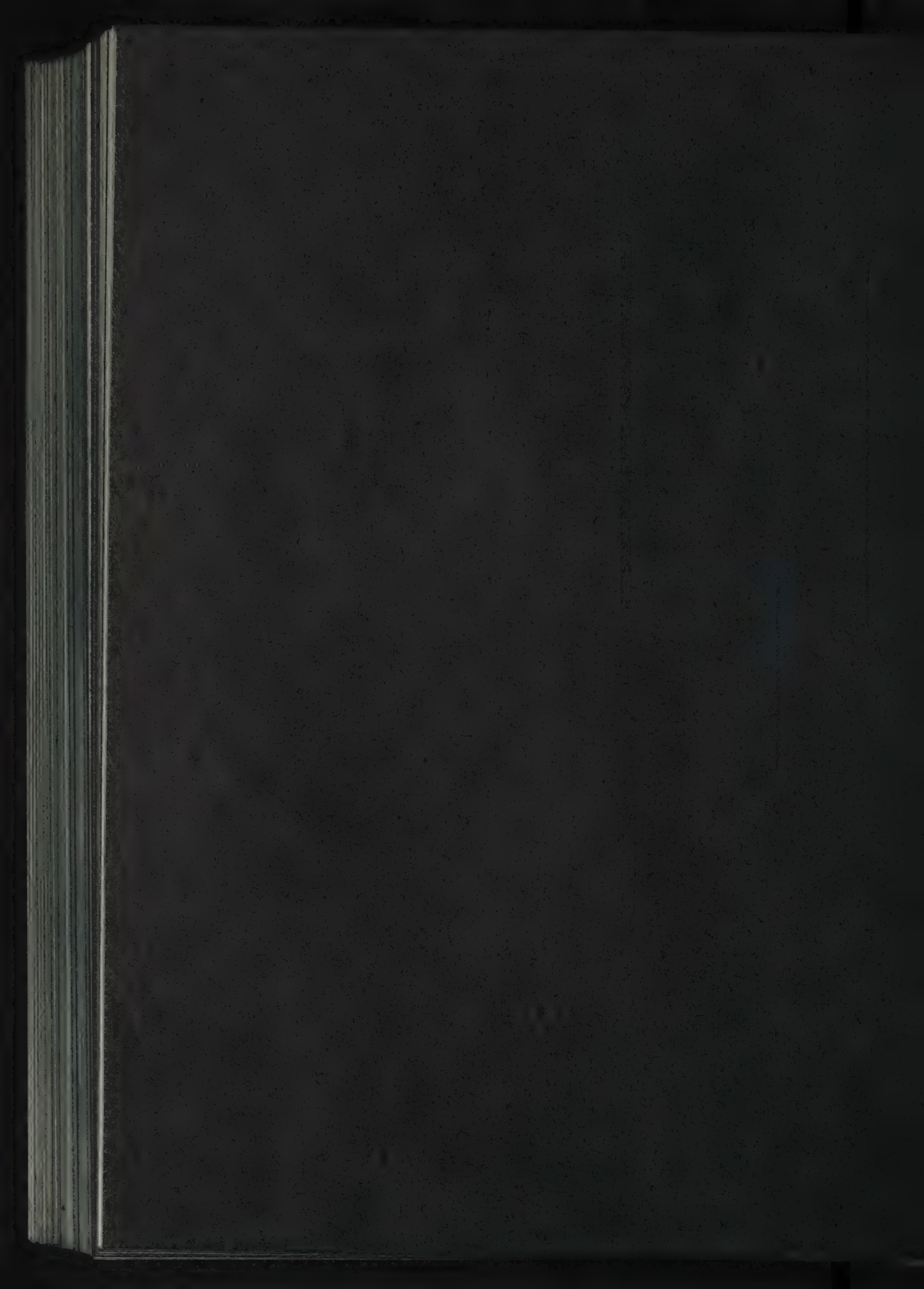
Moschusochse. Alter Bulle, von Hunden gestellt.





R. E. Peary. *Nordpol-Expedition 1905/06, Nares-Land.*

Die Moschusochsenherde auf Nares-Land von Hunden gestellt.



läßt seinen Ruf hören, wie ausgestorben scheint die Welt. Da erheben sich in einer breiten Rinne eigentümliche Wellen, die sich nach dem Rande des Eises hin bewegen. Ein unförmliches, dunkles Etwas erhebt sich aus dem Wasser, ein lautes Blasen und Schnauben ertönt, dann verschwindet die rundliche, schwarze Masse, um nach einiger Zeit wieder zu erscheinen. Noch ein solches Ding taucht auf, noch einige mehr. Das Blasen und Schnauben nimmt zu. Jetzt nähern sich die dunklen Klumpen dem Eise, erheben sich an einem Rande, haken sich mit zwei langen, weißlichen Auswüchsen an die feste Unterlage und rutschen schwerfällig heraus aus dem Wasser. Walrosse sind es, die unbehilflich ihre unförmlichen, plumpen Körper von gewaltigen Dimensionen auf dem Eise fortschieben, bis sie einen ihnen zusagenden Platz gefunden haben, auf dem sie der Ruhe pflegen wollen. Wahre Fleischklumpen, die aussehen, als wären sie mit ihrer Entwicklung nicht fertig geworden, so ohne fest umschriebene Form und Gestalt, alles in weichen, verschwommenen Linien, eine fast formlose Masse mit allerhand Vorsprüngen und Vertiefungen, aus denen sich mit Mühe tierische Formen und Gliedmaßen erkennen lassen. Der ganze Körper gleicht ungefähr einem Sack, keine Spur von Muskulatur markiert sich äußerlich, obwohl der Haut die bei vielen Tieren die Muskulatur verbergende Behaarung fast ganz fehlt. Dieser Mangel an ausgesprochener Modellierung des Körpers hängt zum Teil mit der mächtigen Speckschicht zusammen, die sich unter der Haut des Walrosses ausbreitet und die einen ganz vorzüglichen Kälteschutz bildet. Diesen braucht das Tier um so notwendiger, als es einerseits, wie erwähnt, fast unbehaart ist, anderseits aber außerordentlich hohen Kältegraden von mehr als fünfzig Graden Celsius wenigstens zeitweise ausgesetzt ist und bei seinem andauernden Aufenthalt in eisigem Wasser als warmblütiges Säugetier ohne eine ganz besonders gut funktionierende, wärmehaltende Hülle nicht existieren könnte. Das ganze Haarkleid beschränkt sich zur Hauptsache auf einen Wust von reihenweise die Lippen besetzenden, dicken, herabhängenden Borsten, die wie ein struppiger, ungepflegter Schnurrbart aussehen. Sonst zeigt die bräunliche, zum Teil, wenigstens bei jungen Exemplaren, schmutzig rötlich erscheinende, grobe und von Falten und Furchen durchzogene Haut keine Behaarung – aus guten Gründen, denn ein stark behaartes, bei heftiger Kälte das Wasser bewohnendes, gelegentlich aber auf das Trockene sich begebendes Tier würde sofort von einer dicken Eiskruste bedeckt sein, die sich immer mehr vergrößern und dem Tier schließlich seine Beweglichkeit rauben würde. Wir sehen die gleiche Erscheinung bei den ebenfalls unbehaarten Walen, die auch weit in die Polarregionen vordringen.

Einmal auf dem Eise lagernd, bleiben die Walrosse stundenlang in derselben Stellung und tagelang auf demselben Platze, falls sie nicht gestört werden. Aber wer sollte sie denn an ihrem unwirtlichen Aufenthaltsorte

stören? Der einzige Feind, der möglicherweise in Betracht kommen könnte, wäre allenfalls der Eisbär. Aber den fürchtet das alte, ausgewachsene Walroß nicht, da es in seinen gewaltigen, sechzig bis achtzig Zentimeter langen, weit aus dem Maule herausragenden oberen Eckzähnen eine Waffe besitzt, vor der selbst der mächtigste und stärkste Polarbär Respekt hat. Höchstens jungen Tieren kann der Bär gefährlich werden. Säbelförmig gebogen, nach unten gerichtet, werden die Eckzähne, die bei beiden Geschlechtern gefunden werden, sowohl als Waffe als auch als Haken zum Festhalten am glatten Eise benutzt. Das Walroß haut sie fest in das Eis ein und arbeitet dann seinen ungefügen Körper heraus aus dem Wasser auf die glattrandige Eisfläche. Auch bei den Kämpfen der Männchen untereinander um die Weibchen bedienen sie sich ihrer Hauer als Waffe und bringen sich oft tiefe Wunden und lange Risse damit bei, so daß die Haut derartiger alter Kämpen bedeckt ist mit Narben und Schmissen. Da die Walrosse fast stets in Gesellschaften auftreten, so würde es dem Eisbären, der es wagte, ein Mitglied solcher Gesellschaft anzugreifen, sehr schlecht ergehen, denn so stumpfsinnig und wenig geistig regsam die kolossalen Tiere sind, so halten sie doch zusammen und kennen auch keine Furcht. So liegen denn die schweren Körper, deren Gewicht sich bei alten Exemplaren wohl auf zwanzig bis dreißig Zentner belaufen kann, unbehelligt auf ihrem kalten Ruheplatz, genießen die spärlichen Strahlen der Sonne und geben sich dem dolce far niente mit demselben Behagen und derselben Ausdauer hin, wie waschechte Lazzaroni. Gesellt sich ein neuer Ankömmling zu einer Gruppe ruhender Walrosse, so wird er nicht eben freundlich bewillkommnet. Besonders die alten Männchen lassen sich nicht gern in ihrer Ruhe stören, sondern werden sehr verdrießlich und ärgerlich, wenn ihnen einer zu nahe kommt. Sie grunzen laut, wälzen sich hin und her, rücken dem neu Ankommenden bellend entgegen und suchen ihm die langen Hauer in den Rücken zu stoßen. Der Angegriffene weicht aus oder nimmt eine demütige Stellung ein, indem er den Kopf niederbeugt und auf das Eis legt. Das scheint den alten Herrn zu beruhigen, denn er läßt von weiteren Angriffen ab und wälzt sich wieder in seine Siestalage, nicht ohne gelegentlich noch ein paarmal drohend aufzufahren, wenn der Fremdling sich rührt. Aber schließlich gewinnen Stumpsinn und Phlegma die Oberhand und alles liegt ruhig. Trotz der wenig freundlichen Behandlung, der jeder neue Ankömmling ausgesetzt ist, sind doch die Walrosse von so großem Geselligkeitstrieb beherrscht, daß sie stets die Gesellschaft von Artgenossen suchen. Man sieht daher auch selten einzelne Exemplare, fast immer kleinere oder größere Gesellschaften, die an günstig gelegenen Örtlichkeiten zu starken Herden von Hunderten von Tieren anwachsen. In früheren Zeiten, als den Tran liefernden Robben wegen der Häufigkeit der mehr Gewinn bringenden Wale noch weniger nachgestellt



Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Walrosse im Wasser.

wurde, sollen sogar Herden von mehreren tausend Exemplaren von Walrossen beobachtet worden sein. Aber die Zeiten sind dahin und werden nie wiederkehren. Es ist das alte Lied von der Habgier und Gewinnsucht des Menschen, von dem sinnlosen Wüten gegen die Natur, das zur Vernichtung so vieler Tierarten geführt hat! Noch jetzt findet man an manchen Küstenstrecken des Nördlichen Eismeeres zahlreiche Schädel und Skeletteile von Walrossen, die in der Sonne bleichen und ein trauriges Zeichen bilden, daß dort ehemals ganze Herden der großen Tiere vernichtet wurden. Da die Walrosse wegen der Art ihrer Ernährung durchaus an die Küsten gebunden sind, so entfernen sie sich nie weit von ihnen und deshalb ist es so gut wie ausgeschlossen, daß sie Gegenden, in denen sie ausgerottet wurden, später wieder besiedeln.

Der Hunger treibt schließlich auch das faulste und bequemste Walroß von seinem Ruheplatz, denn der Magen fordert auch bei ihm gebieterisch sein Recht. Schwerfällig schiebt sich einer der Kolosse nach dem anderen auf den untergeschlagenen Hinterfüßen ins Wasser, schnaubend und prustend, tauchend und schwimmend geht es geschickt und behende in dem den Tieren mehr zusagenden Element auf die Nahrungssuche. Bis zum muschelbedeckten Grunde des Meeres taucht das Walroß hinab, reißt mit seinen Hauern den Boden auf und sucht sich die dort steckenden Muscheln verschiedener Art.

Auch frißt es wohl die im Schlamm lebenden Würmer und vielleicht allerlei sonstiges Getier. Besonders werden Miesmuscheln, Bohrmuscheln, Sandklaff-muscheln und allerlei andere Zweischaler aufgelesen, wobei natürlich Algen, Tang, Sand, Steine und derartige Stoffe mit in den Magen des Walrosses wandern, so daß man früher annahm, es ernähre sich wenigstens zum Teil auch von Meerespflanzen. Das hat sich aber als Irrtum herausgestellt, vielmehr geraten die pflanzlichen Stoffe nur zufällig in den Magen des Walrosses. Dagegen frißt es Fische, wenn es sie erlangen kann, und selbst das Fleisch eingegangener Seesäuger, deren Kadaver irgendwo an den Küsten antreiben und von denen das Walroß mit seinen Hauern große Fetzen losreißt.

Das Gebiß reduziert sich im Laufe der Zeit durch Ausfallen der Schneide- und eines Teiles der Backenzähne, so daß schließlich nur etwa drei Backenzähne in jeder Hälfte des Ober- und Unterkiefers bleiben, deren Kronen sich flach abkauen. Die langen Hauer wachsen zeitlebens weiter, da sie wurzellos sind, nutzen sich aber durch den Gebrauch an der Spitze fortgesetzt ab, so daß sie wohl nie mehr als höchstens achtzig Zentimeter Länge erreichen. Mehr und mehr verkleinert sich ihr Hohlraum, der größte Teil des Zahnes bildet eine solide Elfenbeinmasse, und obwohl der Umfang des Zahnes nicht bedeutend ist, genügt der Umstand, daß er aus Elfenbein besteht, um seinetwillen einen intensiven Jagdbetrieb auf die kolossalen Meersäuger zu eröffnen, um so mehr als ja auch der Tran ein Wertobjekt darstellt.

Die Jagd auf Walrosse ist nicht ungefährlich, da die großen Tiere im Wasser äußerst behende sind, sich auch als kühn und mutig erweisen, den Menschen keineswegs fürchten, sondern nicht selten ihm gegenüber zum Angriff schreiten. Ein ganz hervorragender Charakterzug des Walrosses ist dabei seine unbezwingliche Neugier, die es veranlaßt, sich jedem ihm fremdartig erscheinenden Gegenstand zu nähern, um ihn zu besichtigen und zu prüfen. So kommt es, daß sich ein Boot meistens ohne besondere Schwierigkeit einer Gruppe von Walrossen nähern kann. Da die Tiere bekanntlich auf dem Lande, bezw. auf dem Eise sehr schwerfällig sind, so sucht der Walroßjäger gern seine Beute auf dem Festen zu überraschen und muß sich daher dem Platze, wo Walrosse ruhen, möglichst leise und vorsichtig nähern. In hochnordischen Gegenden, wo die Tiere noch wenig von Menschen gestört worden sind, ist dies nicht so schwierig, da die phlegmatischen Fleischkolosse viel zu faul und bequem sind, um sich über irgend etwas aufzuregen. Sie zeigen nicht selten eine derartige Gleichgültigkeit, daß sie in aller Ruhe ganz aus der Nähe zu photographieren, ja zu berühren sind, ohne daß sie anders auf die Störung reagieren als durch ärgerliches Grunzen und Bellen. Der erste Schuß aber, der auf ein Stück abgegeben wird, ändert mit einem Schlage das Bild. Alles springt auf und stürzt, so schnell es die Unbehilflich-



Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Auftauchendes Walroß.

keit der Tiere gestattet, nach dem Rande des Eises hin, um sofort im Wasser zu verschwinden. Hier erhebt sich ein ungeheurer Aufruhr. Laut brüllend vor Wut, peitschen die erregten Tiere das Wasser, daß der weiße Gischt umherfliegt; sie zertrümmern das Eis, kommen drohend auf die Jäger zugeschwommen, als zeigten sie nicht übel Lust sie anzugreifen. Wehe dem Boot, das sich nicht rechtzeitig aus dem Bereich einer Herde derartig wütender Tiere, besonders der starken alten Bullen retten kann! Entweder versuchen die aufs höchste gereizten Walrosse, ihre Hauer in den Rand des Bootes zu stoßen und es zum Kentern zu bringen, oder sie heben es von unten her empor und kippen es um. Bewundernswert ist es, wie geschickt es die Grönländer verstehen, in ihren leichten, fellüberzogenen Kajaks und mit ihren mehr oder minder primitiven Waffen die gefährliche Jagd auf Walrosse auszuführen. Es gehört eine ganz besonders hervorragende Geschicklichkeit und Gewandtheit, dabei ein hoher Grad von Mut und Selbstvertrauen dazu, ein solch gefährliches Unternehmen zu wagen. Das einmal in Wut versetzte Walroß geht blindlings auf seinen Feind los und dabei ist es im Wasser von einer geradezu unheimlichen Schnelligkeit und Beweglichkeit.

Es kommt noch hinzu, daß es der Jäger nicht mit einem Tier zu tun hat, sondern mit einem Rudel, mit einer Gesellschaft, deren Mitglieder solidarisch füreinander eintreten. Bald hier, bald dort taucht ein großer, dunkler Kopf unheilverkündend auf, laut bellend und brüllend, das Meer in Aufruhr versetzend und nicht selten ist es um Boot und Mannschaft geschehen, wenn es nicht gelingt, aus dem Bereich der wütenden Bestien zu kommen. Ähnlich wie beim Elefanten ist der Schädel des Walrosses nur an bestimmten und nur wenigen Stellen für eine Büchsenkugel durchdringbar. Man muß suchen, seitlich den Kopf des Tieres in der Ohrgegend zu treffen. Schüsse von vorn pflegen ziemlich wirkungslos zu sein, außer wenn sie in den offenen Rachen des Tieres abgegeben werden. Tödlich getroffen, sinkt das Walroß im Meere zu Boden, ist also verloren, wenn es nicht gelingt, eine am hinteren Ende mit einer langen Leine verbundene Harpune in den Körper des Tieres zu stoßen, was bei der Dicke und Schlüpfrigkeit der Haut des Walrosses große Kraft und Geschicklichkeit erfordert.

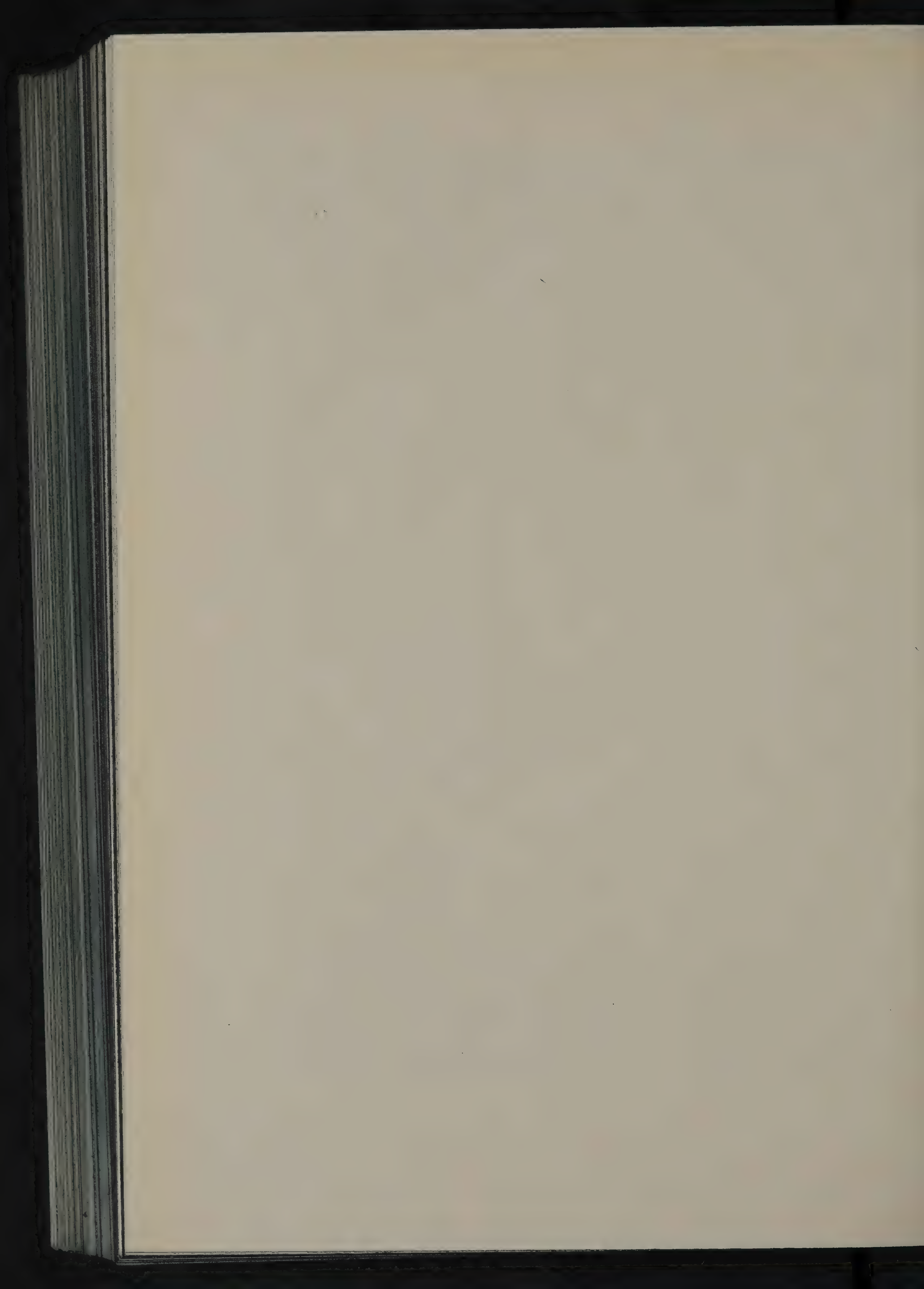
Ein erlegtes Walroß bedeutet einen guten Fang für Grönländer, Eskimos und Polarfahrer, denen der Proviant knapp geworden oder ausgegangen ist. Bei dem bedeutenden Gewicht der Tiere liefern sie ein erhebliches Quantum Speck bzw. Tran und eine Menge Fleisch, das jedoch für einen europäischen Gaumen nur in der Not als schmackhaft gelten kann. Aber in der Not frißt bekanntlich der Teufel Fliegen und so hat sich auch, getrieben von Hunger, der ja der beste Koch ist, die Mannschaft so manches Grönlandfahrers glücklich geschätzt, wenn es Walroßfleisch gab. Das Abziehen der dicken Haut, die gegerbt ein ziemlich weiches Leder gibt und von den nordischen Völkerschaften zu allerlei Zwecken verwendet wird, ist ein schweres Stück Arbeit, das lange Zeit erfordert und viele Mühe verursacht. Außer ihr, sowie dem Speck und Fleisch werden von den Eingeborenen, ebenso wie beim Ren von den Lappen, fast alle Teile des Körpers irgendwie benutzt, so daß das Walroß für die Bewohner des hohen Nordens von höchster Bedeutung, ja vielfach unersetzlich ist. Die europäischen Waljäger erbeuten, seit der Walfang immer weniger ergiebig wird, die Walrosse um des Tranes und der Zähne wegen, wogegen die abgespeckten Kadaver eine willkommene Beute der Elfenbein-, Stummel-, Polar- und Raubmöwen werden, die sich alsbald, nachdem die Kadaver von den Mannschaften verlassen, in hellen Haufen dabei einfinden und unter lautem Geschrei und Gekeif ihr leckeres Mahl halten. Auch Eisfüchse und Eisbären stellen sich ein, worauf sich natürlich die ganze beschwingte Schar der Gäste ärgerlich zankend in die Lüfte erhebt.

Der Lebenslauf der Walrosse verläuft, solange der Mensch nicht in ihn eingreift, recht einförmig und abwechslungsarm. Gesellschaftsweise auf Eisschollen lagernd, verdämmern die Tiere einen großen Teil ihres Daseins in apathischer Ruhe, die durch die Nahrungssuche zuweilen erst nach tagelangen Pausen



Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Walrosse, ruhend.



unterbrochen wird. Auf dem festen Lande oder dem Eise bewegen sich die schwerfälligen Tiere möglichst wenig, obwohl ihnen, im Gegensatz z. B. zu den Seehunden, die unter den Körper einschlagbaren Hinterfüße eine Art von Gehen ermöglichen. Trotz der großen Unbehilflichkeit und trotz der Schwere des Körpers vermögen die Walrosse doch, Eisfelsen von einiger Höhe und nicht unbedeutender Steilheit zu erklettern, wobei wie beim Landen auf glatter Eisfläche die Hauer als Stützen und Halt verwendet werden. Wenn die alten Tiere ruhen, müssen sie wegen der Länge der weit aus dem Maul herausragenden Stoßzähne entweder den Kopf auf die Seite oder auf irgendeine Hervorragung legen, wozu sie, wenn sie gesellig beieinander liegen, oft den Körper ihres Nachbarn benutzen. Meistens geben sich übrigens nicht alle Exemplare einer solchen Gesellschaft gleichzeitig dem Schlafe hin, sondern eins oder das andere hält erhobenen Hauptes Wache, wobei es dahingestellt sein mag, ob dies mit dem Bewußtsein geschieht, für das Gemeinwohl zu sorgen und bei etwa nahender Gefahr warnen zu können, oder ob es der Zufall mit sich bringt, daß dies oder jenes Individuum nicht schlafbedürftig ist.

Bei der Kleinheit der Augen ist anzunehmen, daß die Sehfähigkeit des Walrosses nicht gerade bedeutend ist. Es ist jedoch kaum etwas Genaues über die Sinne des Tieres anzugeben. Jedenfalls wäre es übereilt, aus dem Fehlen der äußeren Ohrmuschel und der Kleinheit der Ohröffnung auf geringe Hörfähigkeit zu schließen. Daß die Walrosse sich nähernde Menschen oft dicht herankommen lassen, ehe sie darauf reagieren, rührt weniger davon her, daß die Tiere die Annäherung ihrer Feinde nicht merken als daß sie, wie oben gezeigt, ungemein phlegmatisch und sich ihrer Stärke bewußt sind. Wenn hier und da beobachtet worden ist, daß Walrosse sich aus Gewehrschüssen nichts machten, so läßt sich dies wohl daraus erklären, daß sie an das Krachen und Knallen des berstenden Eises gewöhnt sind, das oft weit lauter und mehr donnerartig erfolgt als ein Büchsenschuß. Nicht selten bahnen sich die gewaltigen Meeresbewohner von unten her Zugänge durch zusammenhängende starke Eismassen, indem sie sie nach oben durchstoßen, um Atemlöcher oder Ausstiege zu gewinnen, wenn keine Risse oder Rinnen vorhanden sind. Ob die Tiere bei diesen Durchbrucharbeiten sich auch der Stoßzähne bedienen, wobei sie sich dann auf den Rücken legen müßten oder ob sie mit dem harten Schädel durch die Eiswand brechen, das ist nicht festzustellen.

Gegen Ende des Frühjahres macht sich eine gewisse Unruhe unter den Walrossen bemerkbar. Die Paarungszeit tritt ein und die alten Bullen machen ihren Gefühlen durch häufigeres lautes Brüllen, das sowohl an das Brüllen eines Rindes als auch an das Bellen eines großen Hundes erinnert, Luft, werden auch zanksüchtig und kampflustig, binden mit ihresgleichen an und geraten in heftige Kämpfe miteinander, in denen mit den Hauern schwere Wunden geschlagen werden, so daß mancher der Fechter schwer

blessiert von dannen zieht. Angeblich soll die Trächtigkeitsdauer sich auf etwa neun Monate belaufen, worauf die Weibchen je ein Junges auf einer Eisscholle zur Welt bringen – eine kalte Wochenstube, in der sich aber Mutter und Kind sehr behaglich fühlen. Es kommt nur darauf an, wie man es gewohnt ist. Die Mutterliebe ist bei dem sonst so apathischen Walroß so hoch entwickelt, wie nur sonst bei irgendeinem Tier. Mit größter Zärtlichkeit bemüht sich die dicke Walroßmama um ihren ebenso dicken Sprößling, erzieht und lernt ihn an, verteidigt ihn gegen den Eisbären, den es wohl gelegentlich einmal nach einem zarten, jungen Walroß gelüstet, nimmt im Wasser das Kleine auf den Rücken, wenn es ermüdet – kurz sie sorgt in jeder Weise für ihr Kind. Mit Berserkerwut verteidigt sie es, wenn es angegriffen, mit höchstem Grimm sucht sie es zu rächen, wenn es getötet wurde, und wehe dem Fangboot, das von solcher rasenden Walroßmutter erreicht wird! Nicht selten versucht es letztere, den Körper des toten Jungen mittelst der Vorderflosse davon zu schleppen. Anderseits hält das Junge getreulich bei dem Leichnam der Mutter aus, wenn diese getötet wurde, ja, es folgt auf weite Strecken, wenn der Körper des alten Tieres mit dem Fangboot im Wasser fortgeschleppt wird. So sehen wir bei diesen körperlich so schwerfälligen und geistig scheinbar so niedrig stehenden Tieren die zartesten Seelen- und Gemütsregungen, die uns so manche geistig hoch stehenden Tiere so sympathisch machen, ebenfalls in schönster Entfaltung. Keinenfalls darf man sich verleiten lassen, aus der plumpen Gestalt und den ungeschlachten Bewegungen auf ein niedriges geistiges Niveau des Walrosses zu schließen. Ist doch auch der unbestritten kluge und gelehrige Elefant keineswegs durch elegante, bestrickende Formen ausgezeichnet.

Wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, ist das Walroß ein Bewohner der Küsten und Inseln sowie der Eisfelder des hohen Nordens, und zwar findet es sich zirkumpolar auf beiden Hemisphären. Gleich vielen anderen nutzbaren Tieren ist sein Bestand in den letzten Jahrzehnten ganz außerordentlich zurückgegangen. Nicht nur, daß so große Herden wie in früherer Zeit nicht mehr beobachtet werden, ist es auch durch die intensive Verfolgung der es ausgesetzt ist, aus manchen Gegenden, die es früher bewohnte, ganz verschwunden. Es ist nicht sehr unwahrscheinlich, daß es im Mittelalter bis nach den Küsten von Nordschottland und Skandinavien kam; von den Orkney-Inseln ist es sogar festgestellt, das dort zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verirrte Exemplare wirklich erbeutet worden sind. Jetzt ist es anzutreffen an den Küsten von Grönland, in der Baffinsbai und zwischen allen Inseln bis nach der Behringsstraße; von dort geht sein Gebiet an den Küsten des nördlichen Sibirien weiter, ebenso um Nowaja Semlja und Spitzbergen, sowie nach den Küsten von Alaska und nach den Alëuten. Es wird aber in diesem weiten Gebiet nicht gleichmäßig verteilt angetroffen,



Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Auf dem Eise ruhende Walroßherde.



Aus: Nansen, In Nacht und Eis.

Walroßjagd.

sondern tritt mehr sporadisch auf, fehlt dagegen auf weite Strecken. Bei der geringen Vermehrung des Walrosses und der fortgesetzten Jagd auf das schwerfällige Tier ist eine rapide numerische Abnahme bei ihm nicht verwunderlich und es ist abzusehen, daß es, wenn die Dinge so weiter ihren Lauf nehmen, in nicht allzulanger Zeit das Schicksal der Stellerschen Seekuh teilen wird und in die lange Liste der Tiere eingereiht werden muß, die es nicht mehr gibt.

Fledermäuse.

Von Else Soffel.

1. Erwacht.

März ist da, Frühlingsluft streicht in helle, hohe Schloßzimmer und in kleine, niedrige Arbeiterstuben, in die offene Dorfkirche und über die mürben Grabsteine, die welken Blumen davor.

Sie streicht über braunes Feld, treibt wie eine geschwellte Fahne sanft über Äcker. In alte Gewölbe und dumpfe Keller stiehlt sie sich und weckt dort ein Erinnern, in Schächte und Stollen dringt sie und schwellt die Brust des Bergarbeiters mit heimlich-tiefer Sehnsucht nach Licht und Leben.

Von der feuchtblinkenden, körnigen Wand drunten löst sich ein Schatten, durchflattert den halbhellen Raum, taucht dann wieder in die dunkle Ecke, erscheint und verschwindet in phantastischem Spiel. Niemand beobachtet es im verlassenen Schacht.

Nur dumpf aus unterirdischen Fernen dröhnt hin und wieder der Schlag der Äxte, das Rollen der Wagen und Maschinen, dumpf wie das Leben dem entrinnenden Bewußtsein des Schläfers. Regelmäßig und unermüdlich kommt das klingende Spiel der Tropfen von der kalten Decke herab, in das trübbraune Wasser, was den Vorraum füllt.

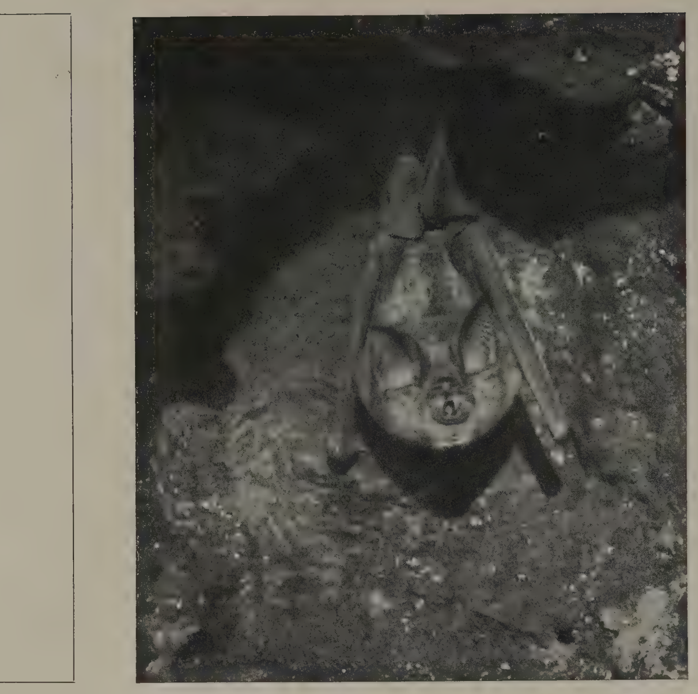
Dahinter liegt das Quartier der Fledermäuse.

Sie waren nacheinander gekommen, wie sie Wind und Wetter hereingetrieben. Das Mäuseohr als erstes, es floh den naßkalten Oktober draußen. Die Männchen kamen vor den Weibchen, empfindlicher gegen Wind und Wetter, und hingen sich frei an Seitenwänden auf, die Weibchen taten sich nachher auch zusammen in besondere Kammern – Geschlecht hing bei Geschlecht – einzelne zwängten sich in Spalten und Risse. Mochte nun droben der Wind in den schlecht verwahrten Dachböden hausen, in die alte Waldkapelle fahren und klirrend die zerbrochenen Fensterscheiben durcheinander werfen, durch die an Sommerabenden der Flug gegangen war!

Das Mäuseohr, geschützt und schlaftrunken im Schoß der Erde hängend, hat den Sommer vergessen.

Noch zuckt hin und wieder leise eines der kopfunter hängenden rauchbraunen Klümpchen, dreht sich, wie ein haftendes Blatt im Winde, eine Spinne an ihrem Faden, an einem Hinterfuß. Eine Daumenkralle greift suchend vor, der Körper schwingt sich für einen Augenblick in wagerechte

33*



Douglas English. *Vivarium.*
Große Hufeisennase, sichernd.

Lage, ein schwarzes Etwas — der letzte Herbstunrat — fällt zur Erde, der Körper schwingt sich zurück. Ein paarmal wiederholt sich noch das gleiche Schauspiel — ein schaukelnder Körper, ein rinnendes Geräusch, ein Hinterfüßchen, was neuen Halt sucht, — das letzte Zittern und Zucken eines Lebendig-Toten, dann unbeweglich tiefe Stille.

Nur das Erscheinen der Hufeisennasen, die allein es wagen, neben dem bissigen Mäuseohr winterlang zu nächtigen, bringt noch ein Störung.

Sie kommen, rötlichgrau und grau — die letzteren zuerst, die empfindlichen Männchen — danach auch die bräunlichgraue kleinere Verwandte. Suchen die Plätze des so sorgfältig ausgewählten Winterquartiers ab, entleeren sich, machen noch einem eklen Schmarotzer im Pelz den Garaus. Die emsig-nervöse Zwergin, die kleine Hufeisennase, braucht länger um zur Ruhe zu kommen, als die anderen.

Doch endlich ist auch ihr alles genehm. Sie hängt sich an einen Steinzapfen der Wand, die Flughäute als Mantel um sich geschlagen, und schläft.



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, August 1910.*

Pärchen der Großen Hufeisennase in einer Bodenkammer.

Nichts mehr stört die Stille. Die Tropfen, die sonst in stetem Gleichklang von der Decke herunter in das stille Wasser kamen, erstarren droben allmählich zu schmutzigem Eis. Draußen, droben ist es Winter geworden.

* * *

Aber heute sind sie erwacht. Erwacht an der eigenen Schwäche und an der Luft, die wie laues Wasser in den dunklen Schacht hinabgespült kommt und dumpf die Erinnerung an droben weckt. Und von nebenan tönen auch die fallenden Tropfen, daß Schnee und Eis vorbei —

Die kleine Hufeisennase schlägt zuerst den Mantel auseinander. Noch an ihrem Schlafplatz hängend, hebt sie den kleinen Kopf mit großer Kraft in die Höhe, schnuppernd — mit Nase und Ohren zugleich wittert sie sich zum Leben zurück. Denn die schwarzen winzigen Augen, die in dem grauen Gesichtspelz glitzern wie zwei Stecknadelköpfe, können in der Sache nicht viel tun, das kostbare Werkzeug der Nase mit ihrem Aufsatz, der großen Schallfänger, müssen die Hauptarbeit leisten.



Douglas English. *Vivarium.*

Kleine Hufeisennase, schlafend und die Flughäute um sich geschlagen.
Seitenansicht.

Wie sie so dahängt, den pelzigen Kopf mit den durchscheinenden Ohren nach oben erhoben, in beständiger, kleinlich-hastiger Bewegung, erinnern die runden Augen, die vorgeschobenen breiten Kiefern, die zurückgeschobene Stirn, der ganze pelzgehüllte Körper an einen boshaften kleinen Affen. Doch sobald sie fliegt, wird diese Ähnlichkeit verschlungen, das Bewußtsein taucht in längst gewesene Erdepochen, die Gestalten lange zu Phantasiegebilden gewordener Flugechsen mischen sich mit den Schreckbildern von Geistern der Nacht, von dumpfem, unerlöstem Menschenhirn ersonnen.

Seitdem es nicht mehr schläft, ist das kleine Äffchen beständig munter und beschäftigt. Erst hat es sich mit allen Sinnen von den umgebenden Verhältnissen unterrichtet, dann geht es an das Instandsetzen der Toilette. Die Flughäute sind trocken und spröde, der Pelz wird geglättet, ein am Leben gebliebener Schmarotzer wird aus dem Felle gekratzt. Die rote Zunge fährt mehrmals schnell über die Haare, die Flügel — ein Hinterfuß langt in die Schnauzengegend, dann zurück zu der gespreiteten Flughaut, um den



Douglas English. *Vivarium.*

Kleine Hufeisennase, schlafend und die Flughäute um sich geschlagen.
Von vorne gesehen.

Tropfen gelben Öls, den Drüsen zwischen Auge und Nase entnommen, zu verreiben.

Das ist das Zeichen zum Aufbruch! Die Flughäute breitend, während sie sich fallen läßt, flattert die kleine Hufeisennase einige Male im Raum hin und her, dann zieht sie der Luftzug, der von droben in den Schacht strömt, hinauf.

* * *

2. Mondnacht.

Die Sonne ist untergegangen, eine fahle Bank steht noch im West, die Gegend liegt zwischen hell und dunkel. Groß und schattenhaft wachsen Bäume, Häuser und Kirchtürme in den lichten Abendhimmel hinein. Das ist Fledermauszeit, die Zeit der Wesen zwischen Tag und Nacht, der Dämmerungs=



Douglas English. *Vivarium.*

Große Hufeisennase, kriechend.

gedanken der Natur. Um diese Zeit regt sich's im Halbdunkel der Kirchen, um verstaubte Grüfte. Das Mäuseohr fliegt aus, trägen, geraden Flugs, langsam wie eine Krähe die schwarzen Flügel schlagend. Aus zerbrochenem Spitzbogenfenster, wo die kleinen Vögel im Schlaf eine trunkene Strophe zwitschern, zwischen Efeuranken kommt sie an die helle Nacht, auf weite Plätze. Sie kommt aus hohen Kirchen, weiten Schlössern, Enge ist ihr verhaßt. Nicht mit plötzlichen Wendungen, in knitterigem Flug um Winkel und Büsche, auf freiem Platz aus weiter Entfernung erlauscht sie den Raub, den surrenden Maikäfer, das Goldafter, die weiße Gespinstmotte.

Ihr nach hat aus blühenden Efeuranken die Zwergfledermaus sich losgehäkelt, kleinlich behende. Die mondbleichen Kreuze im alten blumenüberwucherten Gottesgarten streift sie in niedrigem Flug, schwirrt dann hoch zwischen blühenden Linden hin, fliegt den Gebäuden lang, den zuckenden Schatten an blasser Wand zum Begleiter. Nach dem Gut geht ihr Weg. Dort ist der Ökonomiehof still geworden. Hinter großen Holztoren klirren die Ketten, dumpfes Tiergestöhn, Pusten und Scharren dringt heraus. Die Fledermaus



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Mai 1910.*

Große Hufeisennase.

Blitzlichtaufnahme in einem Zimmer in dem Moment, als das Tier einen Vorhang anfliegt.



R. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Speckmaus. 4 Tiere an einer Mauer.



K. Soffel. *Salona (Dalmatien), Mai 1909.*

Wasserfledermaus auf einem Schutthaufen (Blitzlichtaufnahme) kriechend.



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Juni 1910.*
Große Hufeisennase, sich putzend.

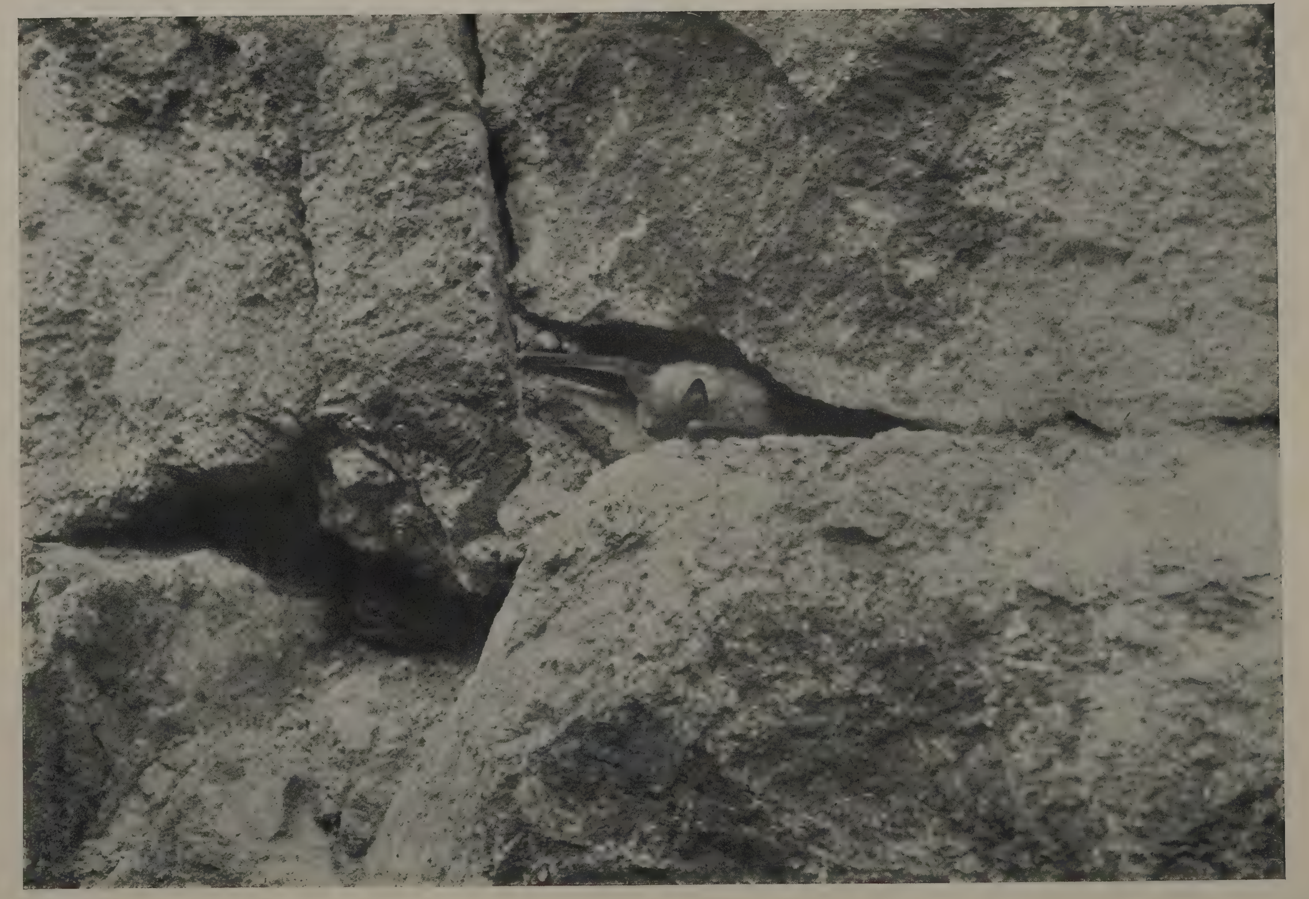
taumelt über den lichtbeschienenen Hof, taucht in die dunklen Ecken. Wo Vieh ist, gibt es Fliegen. Auf und ab geht ihr Flug, an der weißen, beworfenen Wand; sie hört drin das Schnaufen der Pferde. Auf und ab. Dann ist sie plötzlich wie ausgelöscht. Hier – jetzt wieder – in lautloser Unstetheit. Ein einzelner Mensch schlürft über den Hof, der Mond schaut herunter. Und rastlos geht das zuckende Spiel des Fliegers, ruhlos und unwirklich zugleich, wie ein friedloser Gedanke. Auf und ab –

Über dem großen Holztor ist eine kleine Lücke in der Mauer, das Holz schließt dort nicht dicht an.

Von dort kann man in den Stall gelangen. Und drin ist Nahrung in Fülle.

Aber solange der Mond im Steigen war, ging es draußen an der weißen Wand. Auf ab, auf ab. Der Hof wurde nicht leer von den Ruhlosen, bis der Mond ging.

Er ging und als er tief im Westen erblaßte, fand er die Zwergfledermaus hängend im Efeugeranke – über ihr dachten die Rotschwänzchen schon



K. Soffel. *Salona (Dalmatien), Mai 1907.*

Wasserfledermaus.

Blitzlichtaufnahme in unbewohntem, zerfallenem Gebäude.



K. Soffel. *Salona (Dalmatien), Mai 1909.*

Wasserfledermaus, ruhend.

Blitzlichtaufnahme in einem verfallenen Raume.

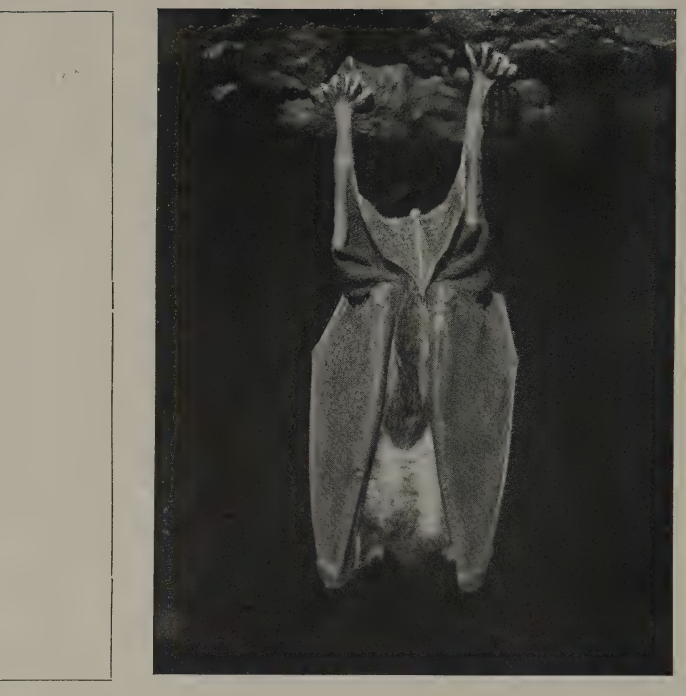




K. Soffel. *Salona (Dalmatien), Mai 1909.*

Wasserfledermaus, unruhig vor dem Abfliegen.

Blitzlichtaufnahme in unbewohntem, zerfallenem Gebäude.



Douglas English. *Vivarium.*

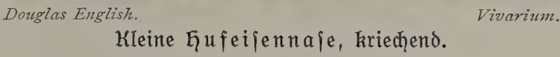
Große Hufeisennase.

ans Erwachen –, das Mäuseohr in der weiten Pfeilerhalle der halbverfallenen Schloßkapelle.

Die große Speckmaus, die „Nächtliche“, die mit reißendem Flug heimkehrte, sah er von der Schleiereule empfangen, im Winkel des Dachbodens. Sie, die noch eben dem Falken getrotzt. Der Mond glitt hinunter – durch eine Ritze hat er's noch eben gesehn – und glitt über den Wasserspiegel des großen Schloßteichs. Dort waren die Wasserfledermäuse heute den Abend lang unter der Brücke durchgeflogen, hatten – lichtgraue, flüchtige Gestalten vor dem Dunkel der Bäume – über dem stillen Spiegel gejagt, sich in dem Weidengeäst darüber zur Ruhe gehängt. Oder in Reihen dort gesessen, wo das Mauerwerk des verschnörkelten Lusthauses im Wasser stand. Dort erstarrten auf hohen Pflanzenstengeln die Libellen zur Nachtruhe. Allerhand Schlamm war in der Ecke angeschwemmt, über dem die Wärme brütete, der moosig grüne Stein stand mit seinem Fuß im Wasser. Mücken tanzen hier des Abends. Das war heute gewesen, jetzt ist es ganz still.

Wie rasch so ein Tag vergeht, dachte der Mond und ein Jahr, Jahr=





Douglas English. *Vivarium.*

Kleine Hufeisennase, kriechend.

hunderte! — Er wollte noch ins Schloß sehen. Leise glitt er über das Wasser hin, er sah, wie er schon langsam erblaßte. Im Schloß war noch Licht. Im hohen Zimmer mit dunkel-schwerem Möbel saß die Mutter des Schloßherrn — der Mond sah sie sitzen, im Niedergehn sah er herein, es war wie ein Schattenspiel. Im alten hochlehnigen Stuhl saß sie schlafend, das Buch auf den Knien, auf dem Schemel die Magd.

Nun zuckte die Hand der Alten, vom Mondstrahl berührt — das Buch fiel. Trüb brannte die Lampe.

Die Fledermaus wurde wach an getäfelter Wand, lautlos umschwirrt sie das Licht, das Haupt der schlafenden Alten berührt sie mit schwarzen Flügeln.

Der Mond zog vorüber. Im Osten wird es schon grau. — Wie doch ein Tag vergeht, ein Jahr, Jahrhunderte —

Die Fledermaus fand den Weg hinaus.

* * *

3. Zwergfledermaus.

Nicht weit vom Schloß ist ein kleiner Anger, ein Stück knapprasige Heide. Es steht dort der Rest eines Eichenhains, dicke, uralte Bäume. Der Sturm hat sie zerfetzt, mancher ist hohl wie ein alter Zahn, andere stecken Stummeln abgebrochener Äste in die Luft. Im November raschelt der Herbstwind in den braunen Blättern, und die Nebelfetzen hängen ihnen naß ums Haupt, aber im Frühling werden sie nochmal grün und im Sommer mästen sich die Schweine grunzend an den Eicheln satt, die massenhaft den Boden bedecken. Oft weht im Sommerwind ein altes Ritterlied über die Heide, wenn Sommerschwermut die Vergangenheit weckt und das Schloß im Traumglanz alter Tage liegt. Hirschkäfer schwärmen an lauen Abenden über dem grünen Laubdach, sitzen an den rissigen Borken, dunkel surrt das dicke Nashorn vorüber, ein einzelner Heldbock fliegt. An den Wänden hohler Bäume hat die Zwergfledermaus ihr Quartier. Dort verschläft sie den Tag.

Oder sie zwängt sich in das Loch, das zuvor die Hirschkäferlarve ausgefeilt. Klein genug ist sie ja dazu, kaum 7 Zentimeter mißt sie und davon kommen noch drei auf den Schwanz. Der alte Eichenveteran, der, den anderen ein wenig voran, die Waldwacht hält gegen das freie Land, beherbergt viele von ihnen in seinem Leib. Zu dreißig und fünfzig hängen sie in Klumpen aufeinander und lassen sich durch den Wind nicht stören, der dort hineinbläst, wie überall. Sie sind nicht zimperlich und nicht wählerisch, kaum des Winters. Von der alten Trutzeiche haben sie nicht weit nach Gehöften und Ställen. Spinner und Spanner gibt es am Waldrand, Mücken und Stechfliegen in der Nähe von Mensch und Tier. Jetzt im Juli, wo die Sonne noch lang am Himmel steht, hat die Zwergin nicht Eile mit dem Ausfliegen des Abends. Sie kommt immer zu dem, was sie braucht, trotzdem sie nicht allein fliegt. Ihr nach schnurren geradlinig und unbeholfen zwei Junge, die, im Mai geboren, jetzt angelernt werden sollen.

Vor kurzer Zeit hätt' es kein Mensch gesehn, daß sie mit der Alten ausflogen. Denn festgesogen an ihren Brustseiten trug sie sie mit sich herum, so machten sie ihren ersten Ritt in die Welt.

Die Kleinen sind hochgeborene Kinder, in den Dachsparren des Schloßturms zur Welt gekommen. Die alte Schloßuhr schlug bei ihrem Eintritt ins Leben. Dicht darüber, wo die Sparren zur Turmspitze zusammenlaufen, hing die Mutter. Die Sonne brütet auf den Dachziegeln, röstet das braune Holz. Im Sonnengeflimmer, was durch die Dachluken herein kann, tanzt jahrhundertealter Staub. Die Uhr dröhnt und atmet schwer, als hätten sich ihr Fledermäuse ins Werk gesetzt, die Ratten und Mäuse pfeifen.

Hier ist's gut sein und ungestört.



O. Grabham. *Yorkshire (England), Mai 1904.*

Zwergfledermaus an einer Mauer.

Dicht neben dem Ausflug — durch eine Luke über das Ziegelfeld in den Abend hinaus — hat sich die Zwergin aufgehängt. Dort wartet sie ihrer Stunde. Mit beiden Daumenkrallen hängt sie oben am Balken, den Körper einwärts zur Mulde gebogen. Die Turmuhr holt eben schnarchend zum Schlag aus, als ihr das Junge in die Tasche fiel. Die Alte tut, was ihr zukommt, befreit es, leckt es ab und wartet auf das zweite. Des Abends fliegt sie mit beiden.

Später lehrt sie sie die Flughäute brauchen und dem Turmfalken entgehn, sie zeigt ihnen den Weg zu Höfen und Stallungen, zum Wasser, und wo die rechten Schlupfwinkel sind für den Sommer, wo für den Winter, denn da gibt es Unterschiede. Ist auch die Zwergfledermaus nicht launisch wie die Verwandten, im Winter will sie doch gedeckt sein. Und feucht muß der Platz für den Winterschlaf sein — sonst fällt man vertrocknet zur Erde, ohne Erwachen.

Die Kleinen lernen schnell. Sie schnurren bald nicht mehr ängstlich hinter der Mutter her, ohne sich rechts und links zu wenden, sie fliegen in

behendem Zickzack hoch wo die fetten Mücken schwärmen und niedrig über dem Boden, dem müden Kerf nach.

Unterdessen ist der Herbst gekommen. Noch nicht der Spätherbst, der sie alle ins Quartier treibt, aber der Spätsommer, der den Männchen die Liebe ins Blut gießt.

Von den geschnittenen Feldern steigt abends und morgens hin und wieder ein rauher Geruch auf und die Waldohreule ist eifriger auf der Mäusejagd als vorher.



Douglas English. *Vivarium.*

Zwergfledermaus auf einem Ast kletternd.

Aber noch ist's nicht zu kühl des Abends – der Abendsegler schießt in reißendem Flug an stillen Waldrändern hin, und die Zwergfledermäuse locken einander mit dünnen Stimmchen.

Wenige Tage darauf hat der Winkel oben im Dachfirst des Schloßturmes auch die Begattung gesehn, die alte Uhr hat dareingeächzt wie bei der Geburt.

Und weil eben nicht genug Weibchen zur Stelle waren für alle, so sahen die ledigen Männchen dem Geschäft der anderen friedlich zu, bis auch sie an die Reihe kämen.

Und sie kamen alle zu ihrem Recht. Immer wieder hing ein Pärchen, halb in die Flughaut gehüllt, das Weibchen vom Männchen zäh umklammert, an den schwarzbraunen Balken im Turm.

Darnach kannten sie sich nicht mehr. Die trächtigen Weibchen hingen zusammen und zogen der Eiche zu, in deren Innern sie Schutz genug für den Winter fanden. Die Männchen zogen weiter und fanden im alten dumpfig-feuchten Keller jenseit der Heide ein Unterkommen.

Es war schon spät im Jahr, denn die Zwergfledermäuse fliegen bis tief



Douglas English. *Vivarium.*

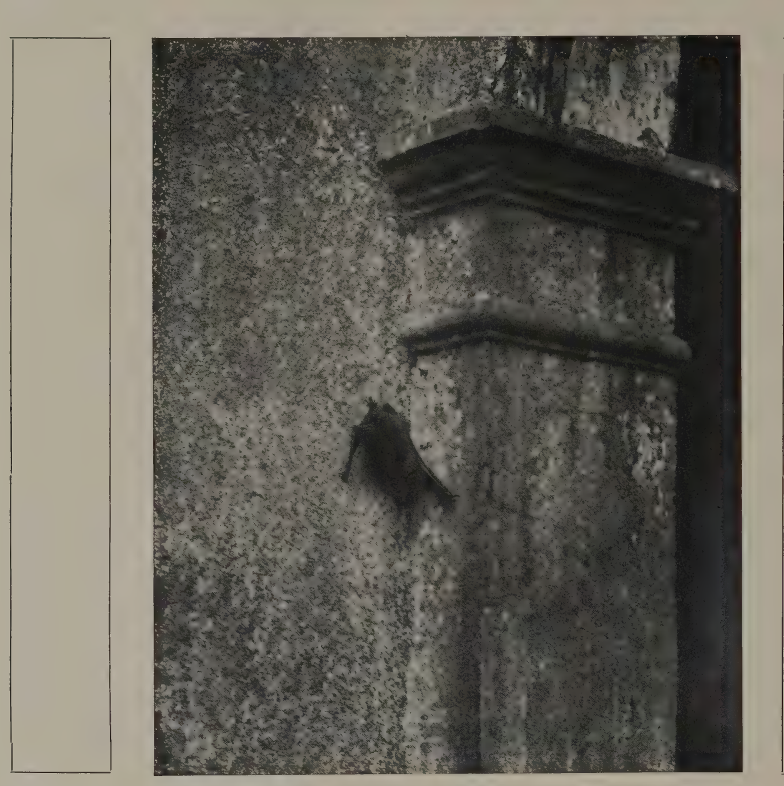
Zwergfledermaus auf einem Ast kletternd.

in den Herbst. Durch den Eichwald schleppten die Nebelfrauen ihre nassen Gewänder, als die letzten kamen. Und sie ließen sich auch winters nicht ganz einsperren. An hellen Tagen kamen sie heraus und flogen ein Stück der Sonne nach, die blutrot hinter dem Eichwald stand. Wie Gedanken, die aufflattern und zurücksinken in Schlaf.

Aber mit der ersten Frühlingswärme kamen sie wieder, lebendig, nicht anzuzweifeln. Und die plumpen, kurzen Jungen vom vorigen Herbst erwachsen und unkenntlich mit ihnen.

Wieder beginnt ein Jahreslauf.

Wieder löst sich ein kleines Ei im Mutterkörper und tritt in den Samenstock. Wieder gibt es im Mai kleine Junge, die sich gierig an der Mutterbrust festsaugen, von Mutterflügeln getragen in den Abend hinaussegeln und im Juli wie schwarze Schmetterlinge hinter ihr herflattern.



Graf zu Münster. *Linz, Mai 1910.*

Zwergfledermaus.

Wieder greifen im Eichwald die Zweige mit grünen Blättern verlangend in den Himmel und die Schweine mästen sich unten am Boden. „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!"

* * *

4. Die Ohrfledermaus.

Wenn der Abend zur Stadt kommt.

Wenn der Abend zur Stadt kommt, kommt er mit Wundern. Er bringt getrostes Wandeln im Märchen, befreites Heimwärtsdrängen, beruhigtes Ausatmen.

In der Vorstadt draußen ist er am schönsten, zwischen Welt und Einsamkeit. An breiten, weich in die Dunkelheit sich verlierenden Parkwegen sind wie Blumen die weißen Lampen aufgeblüht, Blätter und Zweige, die über den Weg hängen, schimmern fremd in ihrem Glanze mit neuer Seele. In den Gärten hängen Fliederdolden schwer und lautlos von schwarzen Zweigen, wie duftende Früchte, nur zu brechen. Und dahinter steht ein Himmel, silber und blau, zart und milchig, nah und so weit. – Wie Gesang von ferne verebbt der letzte Lärm, Menschenschatten tauchen in Parkschatten, weiche Laute wogen, als schwämmen sie einen ruhigen Strom hinab. Und der kommende Mond vollendet nur, was die Lampen begonnen.

An der Straße steht ein weißes Haus. Es sieht in den Garten hinein und mit seinem oberen Stockwerk drüber hinaus, ins schimmernde Feld. Seine Augen gehn bis dorthin, wo die Helle des Himmels sich mit dem Dunkel der Erde berührt. Der Garten liegt im Schlummerduft seiner Blumen, ein Amsellaut quillt aus blühendem Busch, ein Falter taumelt mit weichen Flügeln –

Vor dem Weiß der Mauer schwirrt ein Schatten, der hinter grünen Fensterläden hervorgewachsen. Die Nacht selbst fliegt mit ausgespannten dunklen Flügeln, riesigen Lauschern.

Fliegt in den Garten hinein – jeden Abend.

So träumt es der junge Mann, der im Fenster steht. So erlebt er sie, immer neu. Er sieht sie auftauchen, an der weißen Wand zittern, die Flügel breiten dem Garten zu, ein schwarzes Ungeheuer vor der Blässe des Himmels, ganz Ohr und Lauschen –

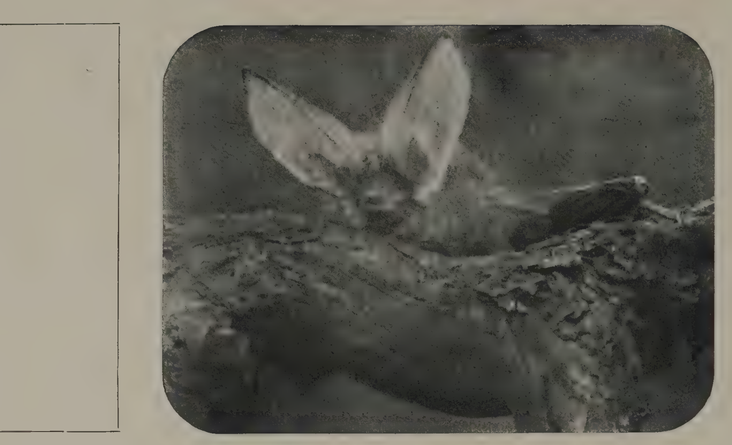
Sie deckt die Rododendronblüte mit dunklen Schwingen, steht zitternd vor der Syringe, in der die Amsel sitzt. Sie schlägt die kleinen Rotröschen und streift den kranken Jasmin.

Dann fliegt sie zu ihm herein. Nun schon den dritten Abend.

Der junge Mann ist lange wach. Das Leben ist kurz – genießen, ach genießen!

Und er genießt den Tag und genießt die Nacht, genießt die Nacht und den Tag.

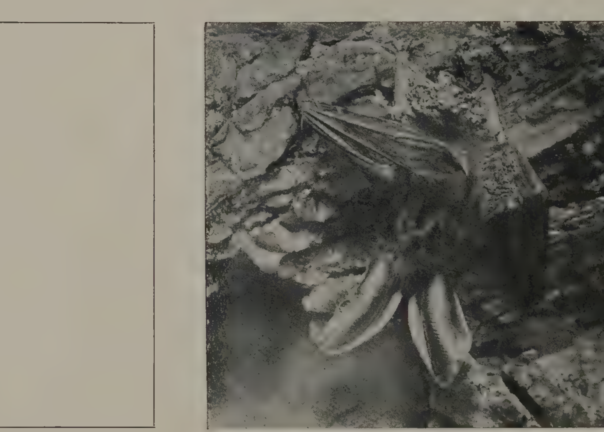
Die Nacht lernt er kennen, als sie hinter grünen Fensterläden hervor zu ihm hereinflog.



Douglas English. *Vivarium.*
Langohrige Fledermaus.

Die Nacht hat viel Namen und Gestalten. Diesmal hieß sie: Ohrfledermaus.

Sie kam, weil von draußen herein die Motten wie weicher Schnee in das Zimmer stoben und das Licht sie anzog. Sie kam flatternd und schwebte mit stillen Flügeln durchs Zimmer, der Mensch störte sie nicht. Die weißen Motten flogen um die Lampe, tanzten über den offenen Blättern des Buches auf dem Tisch. Es war totenstill, nur wenn sie mit ihren Flügeln leicht die weißen Seiten schlug, wenn die Fledermaus im Flug



Douglas English. *Vivarium.*
Langohrige Fledermaus.

einmal die Wand streifte, fiel ein Laut in diese Stille. Der junge Mann am Fenster rührte sich nicht.

Er sah die Fledermaus zitternd vor der Lampe stehen, wie vorhin draußen vor den Obstbäumen. Er begriff, wie sie die Tiere geschickt unter ihre Flügel brachte und darnach haschte, sah Beine, Flügel und andere Reste ihrer Mahlzeit auf die weiße Decke fallen und ließ sie gewähren. Das Leben, die Nacht kam zu ihm in neuer, fremder Form, und er nahm sie auf.

Wie das ganz nur ein Sinn, nur Ohr zu sein schien!



O. Grabham. *Yorkshire (England), Mai 1906.*

Langohrige Fledermaus.

Wie es den Apparat der zarten lichtgraubraunen Schallfänger zu gebrauchen verstand! Sie nach vorn stellte wie ein lauschendes Pferd beim geringsten Laut, beim dünnen Singen einer Gelse, dem Stoß eines Mückenflügels gegen das Glas der Lampe, — allmählich nach außen krümmte, wie Hörner, beim Surren eines dicken Brummers. Wie es witterte, die Nahrung mit der Zunge hineinleckte, zwischen weißlichen langen Barthaaren, mit den Hinterfüßen in den langen graubraunen Pelz fuhr! Gefaltet die Flügel zum Gehen benützte durch Stützen auf die Daumenkralle, den Teufelsfinger. Wie es sich mit kleinem Sprung vom Boden warf um aufzufliegen, tastend kletterte, mit dem Hinterfuß nach Halt in dunkler Ecke suchte, und jetzt, die Ohren unter die Arme geschlagen dahing, an einem Fuß schaukelnd wie vom Wind bewegt. —



E. W. Taylor. *York 1909.*

Langohrige Fledermaus.

Sie hat die großen Ohren unter die Flügel geschlagen, so daß nur die Ohrdeckel hervorschauen.

Man glaubt das Leben zu kennen! Man kennt es nicht, wenn man nicht seine Geschöpfe kennt. Hier sah man in die Werkstatt der Natur! Das war ein Blick zurück in Schöpfungstage, ins Ungeformte. –

Dem Großstadtmenschen weitete sich die Welt.

Die Fledermaus gewöhnte sich unterdessen an den Raum, den sie als einen Teil ihres Jagdgebietes betrachtete, das sie täglich absuchte.

Kaum war die blaue Abendstunde da, so kam auch sie. Leise häkelte sich's los von der weißen Mauer hinter dem grünen Fensterladen, die Nacht flog in den Garten mit weit gespannten Flügeln. Kam sie dann ins Zimmer, so störte sie der Mensch nicht, der still über ein Buch gebeugt saß und sie sein ließ. Sie jagte, machte vor ihm auf dem Tisch ihre sonderbaren Spaziergänge, kletterte an der Wand in die Höhe und hing sich zu vorübergehender Ruhe in das feine Gewebe der Vorhänge. Man kann sich an solchen Kameraden gewöhnen in der Einsamkeit langer Nächte. Und es hätte dem jungen Mann etwas gefehlt von den Wundern der blauen Juninacht, wäre nicht jeden Abend der Nachtvogel mit leisen Lauschern durch die silberne Dämmerung zu ihm hereingeflogen. Etwas mußte dem in dem stillen Gartenzimmer besonders behagen, denn er blieb und hängte sich zur Tagesruhe zu oberst an die Seite des Büchergestells in eine dunkle Ecke. Und



Douglas English. *Vivarium.*

Langohrige Fledermaus.

nicht lange, so gewöhnte er sich daran, abends um bestimmte Zeit sein Futter an bestimmter Stelle zu finden.

Die Fledermaus saß da vor dem Menschen, auf dem ungeheuer verlängerten Unterarm, die umkleideten Finger gestützt, die zarten Fühler der Langohren mit den daraus hervorsehenden Ohrdeckeln tastend vorwärts gerichtet, in ihrer ganzen abenteuerlichen Zweckmäßigkeit. So lauschten sie einander an.

Er kannte sie jetzt genau. Die kleinen schwarzen Augen über dem Schweineschnäuzchen, die nicht viel mehr zu bedeuten schienen als zum Zierat aufgenähte Knöpfe und trotzdem den Eindruck von boshafter Klugheit machten, das Gebiß der kleinen weißen vielspitzigen Zähne, den zweifarbigen Pelz. Er kannte sie ganz von dem menschenähnlichen Skelett bis zu ihren höchst persönlichen Eigenheiten und Gewohnheiten!

Da wurde sie ihm eines Abends vor den Augen von einem Größeren weggeschnappt. Das Käuzchen bellte ums Haus, der Mond schien hell, es rief den Mond an. Die Fledermaus wollte sich eben zu ihrer Abendmahlzeit an der linken Tischseite begeben.

Sie flattert am offenen Fenster vorbei – da füllt plötzlich ein Schatten die Öffnung. Das Langohr kreischt auf mit dünnzittrigem Klang – der

Dickkopf hat sie im Schnabel. Nichts half es mehr, daß er sie am Fensterbrett ließ, weil er selbst erschrak — sie war tot.

Aber ihr kleiner Schatten schwebte noch oft über Büschen, wenn die Nacht kam. Der junge Mann glaubte sie segeln zu sehen, oder in das lichte Transparent der Lauscher, das häßlich zutrauliche Gesicht zu schauen, wenn er des Abends bei der Lampe nach der Tischecke sah, wo sie Milch oder den Mehlwurm von ihm genommen.

Sie hatte zu den blauen Sommernächten gehört, es war die Nacht selbst, die zu ihm gekommen war.

Die Nacht hat viel Namen und Gestalten. Aber diesmal hieß sie: Ohrfledermaus.

* * *

5. In den Alpen.

Wenn man vom letzten Weinbauernhäusl im Tal links den Weg weiter verfolgt, so kommt man in einen kleinen Wald von Akazien-, Jungeichen- und anderem Holz. Zwischen alten Resten von Umfassungsmauern irgend einer Burg kommt ein Waldbach herunter, der droben in einer Klamm entspringt. An seinen Ufern zwischen Stein und Geröll blüht, sobald er ins Freie tritt, ein bunter Blumenflor. Schwalbenschwanz und Segelfalter tummeln sich drüber und der schwarze Bär tanzt in Schwärmen, von den steinigen Halden herab verirrt sich ein einsamer Apoll herunter.

Hält man sich dann noch immer links, so windet sich der Weg an Edelkastanien vorbei den Berg hinauf, zur Linken immer offen nach dem Tal, den Höhen drüben, dem Gantkofel, der alten Burg Hocheppan, die den grauen Einzelturm wie einen Finger aus dem Bergwald hebt.

Dahinter liegt dann der Penegal und die Mendel, und tief drunten blaut der Kalterersee. —

Noch höher kommt ein kleines Weingütl: das Haus mit dem großen Stadel lehnt sich an den Wald. Davor, in Terrassen abwärts steigend, schmoren die „Berglen“. Es wächst ein feiner da herob'n, so gut wie der Terlaner drunten und der Kaltererseewein, die kaiserliche Hofhaltung in Wien weiß auch davon.

In dem Häus'l haust im Sommer tagweis allein ein einsam's Büb'l, mit dem kannst dich anfreunden, wenn dich der Weg einmal raufführt und dir nach der Steigerei ein Trunk Wasser oder eine Schüssel Milch so schmeckt, wie nicht leicht was im Leben. Das Büb'l versteht freilich net gleich, und du mußt erst eine Weil' freundlich mit ihm red'n, weil's halt gar ein arm's Büb'l ist, um das kein's viel umtut.





Douglas English. *Vivarium.*

Gefranste Fledermaus.

Aber dann wird er lieb und verziehts Goscherl, daß es nit kennst — is zum Lachen oder zum Weinen und „schleunt" si und bringt Milch und hartes Bergbrot und setzt's auf die Bank raus, den Löffel daneb'n.

Dann red't ihr beide miteinander, aber setzen tut sich's Büb'l net, dazu is' viel zu fürchtig — und bald hast ihm die ganze G'schicht abg'fragt — vom Vater, der all'weil fort ist und von den Brüdern, die in der Lehr' sind und der Mutter, die auf Innsbruck ist, weil sie's im Kopf hat. Die Sonne scheint dabei in die Berglen und der Gantkofel blendet, man kennt's in der Luft, daß die „Erdbeerer" reifen. Und das Büb'l läuft hin und holt dir eine, er ist bereits munter und umgänglich, und weil du so viel mit ihm g'redt hast, möcht' er dir gern eine Lieb erzeig'n.

Kommt er aber eine Woche drauf runter ins Tal mit einer Gatz'n voll reifer Marillen, und du red'st ihm auf die Bekanntschaft von neulich an, dann tut er schon wieder fremd'ln und is fürchtig und sagt nix.

Und die Leut, die dich mit dem Buben sehn, lachen und sagen, das hat's von der Mutter, die is auf Innsbruck —

Das Krischpele!

's kommt vor, daß einer, der spät vom Berg herunterkommt, in dem Haus nächtigen will. Den führt dann der Bub, wenn sie sich verständigt haben, in den hölzernen Heustadel, und gibt ihm auf sein dankbares Gut Nacht von fern ängstlich ein' Antwort oder schiebt auch stumm ab.

Es sind Sommerfrischler, die sich verirrt haben, den Weg ins Tal bei der Dunkelheit sich nicht mehr zu machen getrauen, und froh sind um einen Unterschlupf.

Schlafen tut so ein Professor oder Student oder was es sonst für ein Wanderer sein mag, bei solcher Gelegenheit trotzdem oft nicht viel.

Nicht als ob dem Büb'l sein Heu schlecht wäre — o nein! Tief und weich ist's und eine Schüssel voll Milch für den Durst hat der Bub auch noch hingestellt. Schön bis aufs Kopfweh, das man davon kriegt.

Aber die Nerven sind erregt von der Übermüdung, von der starken Bergluft, dem ungewohnten Liegen.

Und dann ist da auch keine rechte Ruh hier oben. Nebenan ist das Vieh und schnauft und die Hühner rücken und drücken einander, so legt sich das wenigstens der alte Herr aus, der heut den Abstieg versäumt hat und jetzt auf dem Heu liegt.

Rotschwänze und Schwalben sind auch da. —

Über dem Holztor, was gesunken und geschrumpft, ist eine Lücke, groß genug für ein Stückchen Himmel und einen Stern — ein Huhn, wenn es geduckt sitzt, hat dort Platz.

Durch die Lücke fliegt es aus und ein: Fledermäuse.

Der Herr, der Professor ist und Naturfreund, fängt an sich zu interessieren. Mit dem Gedanken die Nacht nicht zu schlafen hat er sich schon



Douglas English.



Vivarium.



Gefranste Fledermau's.

vertraut gemacht, ist auch gar nicht bös darüber. Das Stückchen Himmel, was hereinsieht, freut ihn und die wundervolle Luft, es freu'n ihn die Schwalben, die im Traum zwitschern und die heimlichen Laute aus dem Stall herüber. – Was es für Fledermäuse sein mögen? 2000 Meter Höhe, also ungefähr die Waldgrenze – so hoch gehen verschiedene – die Zwergfledermaus z. B., die kleine Hufeisennase und andere mehr.

Aber die sind's nicht. Wohl die Alpenfledermaus (Vesperugo maurus)? Das Holzgebäude als Schlupfwinkel stimmt auch dazu. Nach dem kurzen Flug durch die Lücke am Tor läßt sich's jedoch nicht bestimmen, der Herr Professor muß bis morgen warten. Unterdessen sieht er den Nachtvogel regelmäßig vor seinem Einflug oben erscheinen, mit dunkeln Fledermausflügeln den Himmel samt dem fernen Stern bedecken, dann in das Dunkel über seinem Haupt tauchen.

Spannweite vielleicht 25 Zentimeter. Dann die sehr dunkeln Flügel – aber bei Nacht sind alle Katzen grau. Der auffallend kleine Rumpf allerdings – Hier schläft der alte Herr nun doch ein, unter den Augen einer Waldohreule, die den Stadel nach Mäusen und Fledermäusen abzusuchen kommt, und nun in dem Loch über dem Tor mit ihren Ohren in den Mond langt.

Als er am Morgen erwacht, fallen ihm die Fledermäuse wieder ein und er beginnt den Stadel abzusuchen.

Da oben am braunen Gebälk zwischen Spinngeweben in der Ecke – der Herr Professor ergreift eine Leiter, die er stehen sieht und steigt hinauf. Ein richtiger Zoologe riskiert sein Leben um Bestimmung einer Spezies.

Als er aber glücklich droben ist, ist die Fledermaus erwacht, und flattert rasch und leicht durch den Raum.

Man muß also behutsam herabsteigen und an anderer Stelle die Leiter anlegen. Die Fledermaus hat sich unterdessen in der dunkelsten Ecke wieder aufgehängt.

Diesmal gelingt's dem Herrn Professor besser.

Was er da von der Holzecke löst ist ein kleines Tierchen mit dickhäutigen Ohren und Flughäuten, dem die lichten Haarspitzen wie Goldreif auf dem dunklen Pelzchen liegen.

Der Herr Professor hält seinen zappelnden Fund mit ausgespannten Flügeln zwischen zwei Zeigefingern, untersucht Ohren und Gebiß, Ohrdeckel und Pelz und findet: unten sechs geschlossene Schneidezähne, teils ein-, teils vielspitzige Backenzähne, Ohrdeckel mit der Spitze nach vorn, oben etwas breiter, Länge des Rumpfes etwa 5 Zentimeter, Pelz oben goldgepudert – das kann nur Vesperugo Nilssoni, (Vespertilio borealis), die Umber- oder Wanderfledermaus sein! Eine Fledermausart, deren südlichsten Verbreitungspunkt man lange im Harz gesucht, deren Vorkommen weiter südlich in



Douglas English. *Vivarium.*

Frühfliegende Fledermaus, kletternd.



Douglas English. *Vivarium.*
Zwei Abendsegler, sich zankend.

Bayern, sogar in den Alpen schon von Blasius, neuerdings aber mehrfach, heute auch noch durch ihn konstatiert worden.

Und er begibt sich gerührt in Entdeckerfreude von seiner Leiter herab.

* * *

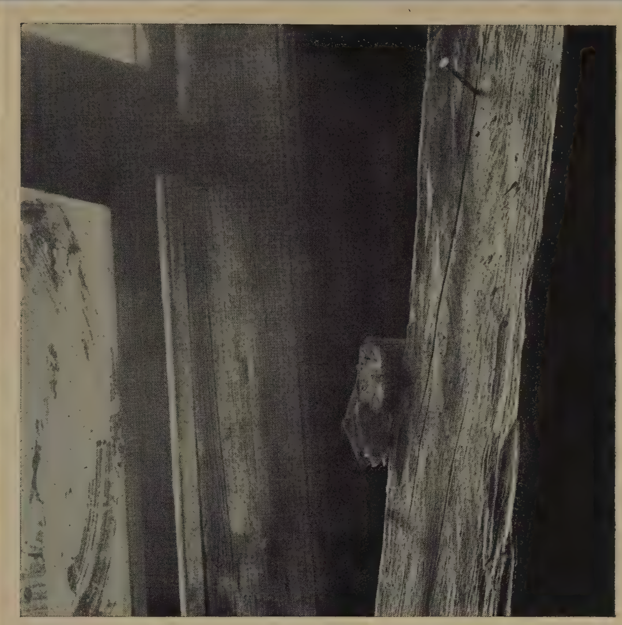
Hätte der Herr Professor nicht zum nächsten Zug nach der Stadt hinunter gemußt, er würde noch mehr gesehen haben.

Denn es haust nicht nur der Bergflatterer da herob'n in dem Holzstadel. Die Alpenfledermaus, an die er am Abend zuerst gedacht, deren ebenfalls bereiftes Pelzchen an die vorige erinnert, hätt' er auch noch gefunden.

Auch das Breitohr war ihm entgangen, das an der Hinterseite des Hauses in eine Mauerritze zwischen dem rauhen Gestein eingezwängt den Abend erwartete, einsam wie es seine Art war. Diese alle hausten hier und führten ihr Leben.

Jede schlief und flog auf ihre Art und zu ihrer Zeit und wenn das Büb'l da oben für so etwas ein Aug gehabt hätte, hätt' es dem Herrn Professor manches sagen können.

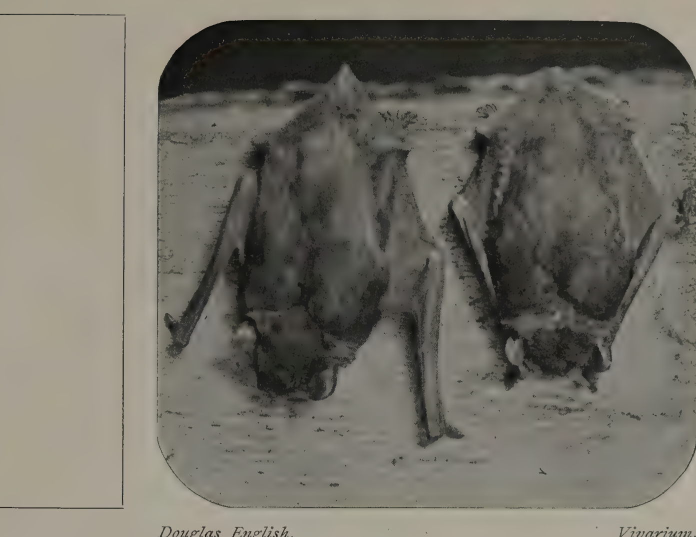
So hängten sich z. B. der Bergflatterer und die Alpenfledermaus gern am Holz auf und blieben deshalb im Stadel. Einzwängen in Mauerritzen taten sie sich nicht, das kam der Mopsfledermaus zu. Das heißt was den Sommer und den Tag betrifft. Im Winter suchte sich auch der Bergflatterer eine Ritze zum Verbergen, immer im warmen Holzhaus. Sie



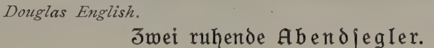
K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Sommer 1910.*

Kleine Hufeisennase,
in der Nähe eines Bodenfensters an einem Balken hängend.





Douglas English. *Vivarium.*

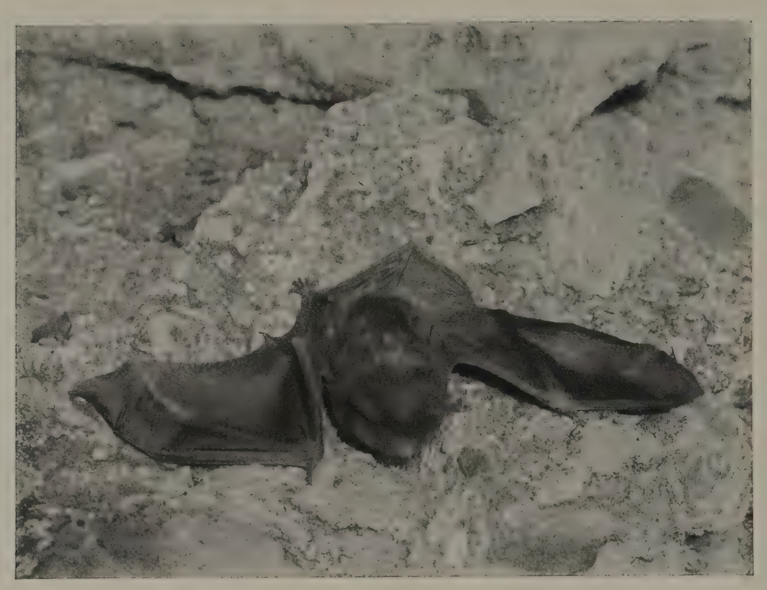


Zwei ruhende Abendsegler.

kommen dann beide herunter ins Tal, auch das Breitohr. Das sucht sich den dunklen Steinvorplatz, den gewölbten Portikus oder Keller eines alten Hauses. Dort hängt es einsam, von Frost und Eis eingeschlossen, nahe dem Licht und erwacht sobald ein linder Tag mit weicher Luft um sein Versteck streicht. Dann wird der überwinternde Schmetterling gehascht und die wachgewordene Fliege verspeist, erst rauheres Wetter läßt es wieder in Schlaf zurücksinken. Der Bergflatterer im warmen Holzhaus läßt unterdessen in tiefer Lethargie rauhe und helle Tage vorüberziehn, eingezwängt, daß nur die Spitze des Schnäuzchens hervorsieht und Monate vergehen, der Februar ist schon im Lande, ehe mehr von ihm zum Vorschein kommt.

Ist er aber erwacht, so scheut er wie das Breitohr nicht Wind und Wetter. Dann geht er wieder den Berg in die Höhe zum einzeln gelegenen Holzstadel, zur Sennhütte hinauf. Zeigt sich dort des Abends, wo der Wald an das Haus stößt, über der Alpwiese im Mai oder Juni mit seinen Jungen. Später zieht er vielleicht noch weiter, über die Alpen hinüber, denn er stammt aus dem Norden, Wandern liegt ihm im Blut. Ist in Dänemark und Finnland zu Hause, fliegt im ebenen Lande Rußlands und Ostpreußens die hellen Nächte durch bis zur Morgendämmerung und holt dort seine Nahrung in Gestalt von Fliegen, die über hellen umbuschten Flüssen und Seen schwärmen, während der daino über die weite Ebene klagt.

Die Mopsfledermaus ist nicht so weit gegangen. Die treibt, wie einen anderen Gebirgsbewohner, die Zweifarbige Fledermaus, nur der Winter in



O. Grabham. *Isles of Wight, August 1909.*

Spätfliegende Fledermaus.

die Täler, aus denen sie im Sommer wieder hinaufsteigt in Wald und Berge, um dort ihre zwei Jungen großzuziehen.

Einen Wandergefährten hat der Bergflatterer jedoch, freilich nicht der Richtung, nur dem Triebe nach. Das ist der Abendsegler, der gewandte Flieger und Raubvogelverächter, der gesellig zu Hunderten in alten Schlössern haust und mit seinem Taumelflug des Abends die Waldränder belebt. Der zieht gleich der Wanderfledermaus weite Strecken in volkreichen Zügen, wie die Flughunde der Tropen den wandernden Herden folgen.

* * *

6. Im Museum.

Im Schlosse zu X. befindet sich ein kleines zoologisches Museum. X. ist „Residenz" und es ist dort alles noch so wie in der guten alten Zeit. Gott sei Dank! Alte Trachten, alte Sitten, alte Häuser, alte Menschen. Sie kommen einem wenigstens alle alt vor.

Sie sind wie die Figuren aus einem Schattentheater, wie die Marionetten eines Puppenspiels. Man könnte sie auftreten lassen, auf ihrer eigenen Bühne. Nur Kinder, Blumen und Vögel sind dort so lebendig wie anderswo.



Douglas English. *Vivarium.*

Spätfliegende Fledermaus.

Im Schlosse selbst, das grau und vornehm auf dem Hauptplatze der Stadt hinter ein paar brennenden Blumenbeeten liegt, herrscht meistens eine ehrfurchtsvolle Stille. Wie auch in dem dunklen Park dahinter, in dem es ein wenig muffig riecht.

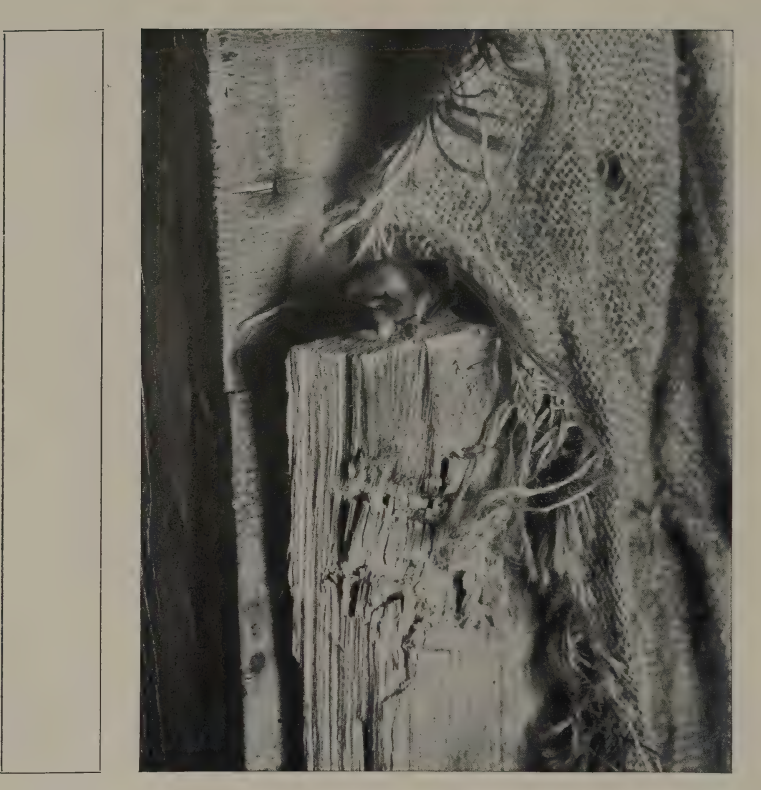
Der Schloßherr ist immer verreist, oder es macht wenigstens den Eindruck so. Auf dem Schloßplatz selbst nicken die wenigen Passanten einander stumm zu, als schonten sie einen hohen Schlafenden und wenn der alte Schließer, der im weißgestrichenen gewölbten Gemach hinter dem Eingang sitzt, einmal Besuchern die Tür öffnet, so geschieht es mit demselben schweigenden Einverständnis und heiligen Ernst.

Dornröschen schläft!

Ja, Dornröschen schläft. Lange Vorhänge verkleiden im hohen Saale des Museums die Riesenfenster, durch welche die sonst abgesperrte Nachmittagssonne ausnahmsweise in voller Flut strömt und die zahllosen Stäubchen führen verbotenen lustigen Tanz.

In solchem Tagesglanz nehmen sich die ausgestopften Vögel und aufgespannten Schmetterlinge, alles, was einmal Leben hatte, sonderbar genug aus: Lange Tische mit liegenden Glaskästen, in denen die Schmetterlinge und Käfer fremder Zonen ihre tote Farbenpracht ausstellen wie Schneewittchen im Glassarg, unwahrscheinlich schön. Kleinere Tische mit hohen Kästen, wo

35*



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Oktober 1909.*

Kleine Hufeisennase, zwischen Bodengerümpel bei kaltem Wetter.

metallschimmernde Schmuckelfen und Goldkolibris seit Jahren die glänzenden Flügelchen zum Fluge spreizen, und unter den Tischen auf Ständern glotzäugige unförmliche Eulen, die dem Besucher auf die Füße starren, an den Seitenwänden Hirsche, die mit gesenktem Geweih das Glas ihres Behälters berennen. Bären und ein Löwe, wie aus dem Bilderbuch. Ach ja, der Hirsch rennt vergebens gegen seine Gefängniswände, dem Löwen hilft nicht die grimmige Königswürde, die er zur Schau trägt, dem Bären nicht seine festen Tatzen, die Kolibris breiten umsonst die Flügelchen zum Sonnenflug! Schneewittchen im Glassarg erwacht nicht.

Die Schmetterlingsflügel sind Moderpracht — toter Staub im Bild alten Glanzes erhalten! Berührt sie und der Staub zerfällt. Den Märchenvögeln schauen fremde Augen verzerrt und entsetzt aus den Federn, — es ist Gespensterdasein.





O. Grabham. *Yorkshire (England), August 1909.*

Rauhaarige Fledermaus.



E. W. Taylor. *York, Juni 1909.*

Bartfledermaus.

Auf einem besonderen Tisch steht ein Kasten mit Fledermäusen, eine verstaubte Gesellschaft, auf schwarzpolierten Brettchen, weiße Zettel daran, auf denen – wie ein Symbol, daß die also Benamsten der Wissenschaft und nicht dem Leben gehören, – die lateinischen Gattungs- und Artnamen prangen. Was draußen gelebt und gestrebt – hier ist's zur Nummer geworden. Der Museumsdiener schlurft in weichen Schuhen über den spiegelnden Boden, lautlos, als sei hier ein Toter aufgebahrt.

Übrigens schien – ein sonderbarer Klang in dem toten Schloß – eine eigentümliche Vorliebe des Besitzers bei Zusammenstellung dieses Teils der Sammlung gewaltet zu haben.

Da fehlte nichts von den Hufeisennasen, den Rhinolophiden an, bis zu den Fruchtfressenden.

Der Besucher, der sich in stillen Nachmittagsstunden in diesen Teil der Sammlung vertiefte, konnte die Erde von den Moossteppen Nordrußlands bis zu den Südseeinseln durchwandern, wo die Flughunde scharenweise in der schwarzen Dämmerung phantastischer Palmen und Sykomoren hängen und die Tropennacht mit ihrem Lärm füllen. Er sah sie vom harmlosen Früchtefresser und der geselligen Fledermaus an bis zum Blutsauger und Mörder nebeneinander. Freund und Feind, Sonderling und Gesellschaftstier – keine fehlte.

Sie waren alle da, aus dem Gebirge und den Tälern, aus weiten Ebenen und vom Gestade des Adriatischen Meeres, wo sie in ausgewaschenen

Felſen hauſen oder in alten Römerbauten aus- und einfliegen, über dem zweigeſichtigen Januskopf, der in den Stein mit eingebacken.

Sie kamen hierher vom Nord und Süd, die unter grauem und blauem Himmel geflogen und fanden alle ihren Platz im Syſtem. Nach den Hufeiſennaſen die Vespertilionidae, danach die Familie der Emballonuridae — denn in drei Klaſſen teilt ſich die europäiſche Flatterwelt —, die ſchlechten Flieger mit dem feinen Hautſyſtem und die guten mit kurzen Ohren und dem weniger ausgebildeten Werkzeug der Naſe.

Sie waren alle da, die zweifarbigen und einfarbigen, kurz- und langhaarigen, hell und dunkel, groß und klein.

Die Früh- und Spätflieger, die Lang- und Kurzflügler.



Douglas English. *Vivarium.*

Zwergfledermaus.

Die ſchwalbenfluganmutige „Langflügelige“ und der jähe Abendſegler, die liebenswürdige „Pipiſtrella“, die einſt mit knittriger Behendigkeit ſtille Mondhöfe unſicher gemacht und das Thüringer Großohr, das leiſe Langohr, die abenteuerliche Hufeiſennaſe.

Die ſeltene Bartfledermaus und das einſame Breitohr, die Rauharmige, die Rauhaarige und Gefranſte. Der vielumſtrittene Bergflatterer und die wenig gekannte maurus, die Alpenfledermaus. Und die Südeuropäer neben dem langſamen Mäuſeohr, dem Kirchen- und Schloßgeſpenſt.

Sie ſtanden auf ihren Brettchen und breiteten die drahtgehaltenen Flughäute dem Abend zu, der ihnen nie mehr kam.

Durch die Rieſenfenſter fiel Dämmerung herein wie Todesſchatten. Der eisgraue Muſeumsdiener ſchlurfte herein, ſchob ſich aus dem Dunkel an die

Türe vor ans Licht, machte sich an den Fenstern zu schaffen. Aus dem angrenzenden Bibliothekzimmer drang Licht und das zittrige Kreischen einer dünnen Stimme: „Lawender, Lawender!" Der Diener schlürfte eilig dorthin, wo der Lichtschein herkam.

„Lawender," sprach die Stimme knitterig und klagend: „Wie können Sie so etwas dulden! Das Gesindel nistet sich ja bei mir ein! Sehn Sie doch nur, das da oben, das ist ja eine Fledermaus!"



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Juni 1910.*

Große Hufeisennase.

Verzeichnis und Erläuterung der Bilder.

Gemse

(Rupicapra rupicapra L.).

Aufnahmen von M. Steckel, Geratsdorfer.

Seite

Sichernder Gemsbock. Hohe Tatra, Dezember 1904 . . . . . vor 1
Gemse. Zwei geringe Brunftböcke als neidische Zuschauer am Brunftplatz. Hohe Tatra, Dezember 1904 . . . 2
Gemse. Sichernder Bock, charakteristische, schiefe Kopfhaltung. Hohe Tatra, Dezember 1904 3
Sichernde Gemse. Hohe Tatra . . . 7
Gemsbock. Ein ebenbürtiger Gegner nähert sich dem Rudel (Winterkleid). Hohe Tatra, Dezember 1904 . . . 11
Gemse, Kitzgeiß mit Kitz, sichernd. Hohe Tatra, Juli 1904 15
Gemse, Kitzgeiß und Kitz halten Umschau. Hohe Tatra, Juli 1904 . . 19
Gemse. Kitzgeiß mit Kitz auf dem Wechsel auf schmalem Felsband. Hohe Tatra, Juli 1904 23
Gemse. Geiß, im Gewänd absteigend. Hohe Tatra, Juli 1904 26
Gemsrudel auf dem Wechsel sichernd. Hohe Tatra, Juli 1904 27
Gemsrudel im Gewänd absteigend. Hohe Tatra, Juli 1904 31
Gemsrudel im Gewänd absteigend. Hohe Tatra, Juli 1904 35
Absteigendes Gemsrudel (Sommerkleid) beunruhigt. Hohe Tatra, Juli 1904 37
Gamsbock im Lager an steiler Trümmerhalde (im Sommerkleid) schwer sichtbar. Hohe Tatra, Juli 1904 . . . 43
Kapitaler Gamsbock, sichernd. Hohe Tatra, Juli 1904 49
Gamsbock. Hohe Tatra, Juli 1904 . 53
Gamsbock, beim Äsen verhoffend. Hohe Tatra, Juli 1904 57
Gamsbock. Hohe Tatra, Juli 1904 . 63
Gemskitz, vom Rudel versprengt. Am hinteren Sonnwendjoch, November 1905 68

Siebenschläfer

(Myoxus glis L.).

Aufnahmen von K. Soffel, R. Zimmermann.

Siebenschläfer, im Nest schlafend. Mittags. Siebeneich-Südtirol, August 1908 71
Siebenschläfer, aus dem Schlaf geschreckt, schlaftrunken am Stamm hängend. Mittags. Siebeneich-Südtirol, August 1908 73
Siebenschläfer, am Eingang zu seiner Schlafhöhle. Abends. Siebeneich-Südtirol, August 1908 77
Siebenschläfer, sich putzend. 6 Uhr abends. Siebeneich-Südtirol, August 1908 79
Siebenschläfer, sichernd, abends. Siebeneich-Südtirol, August 1908 81
Siebenschläfer, sichernd (2 Bilder). Rochlitz, August 1908 . . . . . . 84 u. 85
Siebenschläfer, sich auf einen Ast drückend. Rochlitz, August 1908 . . . 86
Junger Siebenschläfer an einem Starkasten abwärts kletternd. Rochlitz, August 1908 87

Damwild

(Dama dama L.).

Aufnahmen von O. Pfaff, M. Steckel, Herrmann, Stephainsky.

Damwild. Weißer Kolbenspießer im Haarwechsel. Connewitz, Wildgatter, Mai 1905 92

Seite

Damwild. Äsender Kolbenhirsch. Leipzig, Gatter, 15. Juni 1908 . . . 93
Damwild. Schlafender Kolbenhirsch. Leisenau bei Colditz, Wildgehege, Juni 1906 94
Ruhendes Damwildrudel. Connewitz, Wildgatter, Juli 1906 95
Ruhendes Damwildrudel. Connewitz, Wildgatter, Juli 1906 96
Damwildkalb, sichernd. Leipzig, August 1906 . . . . nach 96
Ruhendes Damwild läßt sich von Staren das Ungeziefer absuchen. Connewitz, Wildgatter, Juli 1906 97
Schlafendes Damwild (oben). Connewitz, Wildgatter, April 1907 . . . 99
Damwild, Kolbenhirsche (unten). Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1907 . . . 99
Damwild. Äsende Tiere. Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1907 101
Damwild. Beendigte Mittagsruhe. Spießer sich reckend. Connewitz, Wildgatter, Juli 1906 103
Damwild. Schwarzes Alttier und zwei Kälber. Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1907 104
Damwild auf einem Kahlhieb. Normale Sommerfärbung: rot mit weißer Fleckenzeichnung (oben). Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1907 105
Damwild. Alttier und Schmaltier im Sommerkleid (unten). Leisenau bei Colditz, Wildgehege, Juli 1906 . . 105
Färbungsvariation beim Damwild: starker Schaufler im Fleckenkleid, geringerer schwarz. Connewitz, Wildgatter, September 1906 107
Geringe Damschaufler. Slawentzitz (Schlesien), Oktober 1905 109
Damschaufler an der Tränke. Tillowitz (Ober-Schl.), Oktober 1906 . . . 111
Damschaufler an der Tränke. Tillowitz (Ober-Schl.), Oktober 1906 . . . 115
Damschaufler mit abnormem Geweih. Connewitz, Wildgatter, März 1907 117
Damschaufler, die Dickung verlassend. Connewitz, April 1907 119
Damschaufler im Bett. Connewitz, Juli 1906 121
Damwildrudel, sichernd. Connewitz, März 1907 123
Zärtliche Brüder: Dunkler Schaufler und weißer Spießer. Connewitz, Wildgatter, 1907 125
Damwild. Mutterwild mit säugendem Kalbe. Connewitz, Oktober 1903 . 127
Damwild in der Brunftzeit: vor dem Beschlag. Connewitz, November 1908 128
Scherzende Damschaufler. Leipzig, April 1907 . . . . nach 128
Kämpfende Damhirsche (weißer und geringer schwarzer Schaufler) (oben). Connewitz, Oktober 1906 129
Kämpfende Schaufler (unten). Richmond Park, London, Oktober 1906 129
Kämpfende Schaufler, im Hintergrund ein schlagender „Schneider". Connewitz, November 1906 131
Damschaufler nach dem Abwerfen der Schaufeln geforkelt. Connewitz . . 133
Kämpfende Schaufler von einem „Schneider" angefallen. Connewitz, November 1908 135
Die beiden Gegner nach dem Kampf (2 Bilder). Connewitz, November 1908 137
Damwild. Weißer Brunfthirsch auf der Wildfährte (oben). Connewitz, Oktober 1908 139
Damschaufler mit dem Rucksack des geflüchteten Photographen (unten). Connewitz, Oktober 1908 139
Weißer Damschaufler in der Brunft, schlagend. Connewitz, Oktober 1908 141
Weißer Damschaufler in der Brunft, schlagend. Connewitz, Oktober 1908 143
Weißer Damschaufler, sich niedertuend. Connewitz, November 1908 . . . 145
Weißer Damspießer in eigenartiger Ruhestellung (Vorderläufe gekreuzt). Connewitz, November 1908 . . . 147
Damschaufler, sich reckend. Connewitz, November 1908 148
Damschaufler im Winterkleid. Connewitz, Februar 1909 149
Weißer Damschaufler in der Tränke. Connewitz, Februar 1909 151
Damschaufler, schöpfend. Connewitz, Februar 1909 153
Streitende Alttiere. Connewitz, Wildgatter, Juli 1909 154
Weißer Damschaufler in der Tränke. Connewitz, Februar 1909 155
Damwild. Schmaltier, einen Graben überfallend. Connewitz, Februar 1909 157
Damwild. Schmaltier, einen Graben überfallend. Connewitz, Februar 1908 159
Weißer Damschaufler, einen Graben überfallend. Connewitz, Februar 1909 161

Seite

Damwildkalb, 14 Tage alt (2 Bilder). Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1909 . 163

Hamster

(Cricetus cricetus L.).

Aufnahmen von E. W. Rhode, Graf Münster, M. Behr.

Hamster auf Stoppelfeld, Fruchtkörner sammelnd. Gotha, September 1908 168
Hamster auf Stoppelfeld, Fruchtkörner sammelnd. Gotha, September 1908 169
Hamster. Gotha, September 1908 . . 170
Hamster, vor dem Bau sitzend. Linz, September 1909 171
Hamster, vor dem Bau sitzend. Linz, September 1909 174
Hamster, im Bau auftauchend. Linz, September 1909 175
Hamster, den Bau verlassend. Linz, September 1909 176
Hamster, den Bau verlassend. Linz, September 1909 177
Hamster, sich putzend. Linz, September 1909 178
Hamster, den Eingang zum Bau durch Abreißen von Wurzeln erweiternd. Linz, September 1909 179
Hamster, zu Bau fahrend (2 Momente). Linz, September 1909 180
Hamster, Futter suchend. Cöthen, Juni 1909 181
Hamster am Bau. Cöthen, Juni 1909 182
Hamster, Futter suchend. Cöthen, Mai 1909 183
Hamster, in der Vorratskammer des geöffneten Baues sich drückend. Gotha, September 1908 184
Hamster, in der Vorratskammer des geöffneten Baues in Verteidigungsstellung. Gotha, September 1908 . 185

Elch

(Alces alces L.).

Aufnahmen von M. Steckel, J. Petersen, Gottheil, Möschler, H. Kallmeyer.

Starker Elchhirsch. Ibenhorst, November 1908 188
Zwei starke Elchschaufler (Zwölfer), einer kurz nach dem Abwurf der Schaufeln. Ibenhorst, November 1908 . . . . nach 192

Seite

Verkämpfte Elche. Brassowo, Forstei Prolyssowo (Rußland), 1904 . . . 205
Schaufeln der beiden verkämpften Elche. Brassowo, Forstei Prolyssowo (Rußland), 1904 207
Geforkelter Elch (ungerader Zehner), auf der Kurischen Nehrung. Rossitten, September 1893 210
Elche hinter der Vordüne auf der Kurischen Nehrung. Rossitten, Januar 1900 211
Geringer Elchhirsch auf der Kurischen Nehrung. Rossitten, Januar 1900 . 213
Elch im Weidicht auf der Kurischen Nehrung. Perwelk, September 1909 . 215
Elch im Weidicht auf der Kurischen Nehrung. Preil, August 1909 216
Palwa auf der Kurischen Nehrung: Im Hintergrunde vor dem Wald zwei Elche. Preil, September 1909 . . 217
Elche im Revier Ibenhorst. Ackmenischken, November 1908 219
Elchspießer und Schmaltier am Moorrande. Ackmenischken, November 1908 221
Zum Hochwald ziehender Elchspießer auf dem Moore. Ackmenischken, November 1908 223
Schwache Elchhirsche. Ackmenischken, Oktober 1908 . . . . . . nach 224
Elchtier am Moorrand äsend. Ackmenischken, November 1908 225
Geringer Elchschaufler, windend. Ibenhorst, November 1908 226
Bett mit Losung eines starken Elchschauflers. Ackmenischken, November 1908 227
Elchhirsch. Schaufeln vor kurzem abgeworfen. Ackmenischken, November 1908 229
Ziehendes Elchtier. Skirwith, November 1908 231
Starker Elchhirsch (Schaufeln eben abgeworfen) in Fichtenunterwuchs inmitten des Hochwaldes, bei der Äsung gestört. Ackmenischken, November 1908 235
Elchtier und Kalb bei der Weidenäsung. Skirwith, November 1908 237
Elchtier und Kalb im Birkendickicht; rechts abgebrochene Birke, beim Äsen abgeknickt. Skirwith, November 1908 239
Elchtier und Kalb, äsend. Skirwith, November 1908 241
Im Elchrevier: Pirsch im Niederwaldröhricht. Ibenhorst, Oktober 1908 . 243

	Seite
Elchwechsel im Röhricht des Niederwaldes. Ibenhorst, Oktober 1908 .	245
Fegestelle eines Elchhirsches. Ackmenischken, November 1908	247
Elchgabler und nässendes Tier. Ackmenischken, Oktober 1908	249
Mit dem Geäse umgeknickte Fichte. Ackmenischken, November 1908 . . .	251
Elch: Tierlosung. Ackmenischken, November 1908	253
Von Elchen unten abgeäste Fichten. Skirwith, Oktober 1908	255
Die drei besten 1908 gemeldeten Hirsche in der Oberförsterei Ibenhorst (zwei Zwölfer und ein Achter). Ibenhorst, November 1908	257
Zwölfer und ungerader Zwölfer nach Abwurf. Stärkste 1908 gemeldete Elche. Ibenhorst, November 1908 .	259
Zwei Elchschaufler (links ungerader Zwölfer, rechts ungerader Achter), im Bett am Hochwaldrande. Ackmenischken, November 1908	261
Elchschaufler (Zwölfer) im Bett. Ibenhorst, November 1908	263
Zwei starke Elchschaufler (Zwölfer), der sitzende kurz nach Abwerfen der Schaufeln. Ackmenischken, November 1908	265
Zwei starke Elchschaufler (Zwölfer), der sitzende kurz nach Abwerfen der Schaufeln. Ackmenischken, November 1908	267
Starker Elchschaufler, äsend. Ackmenischken, November 1908	270
Starker Elchschaufler, äsend. Ackmenischken, November 1908	271
Im Elchrevier: Einsprung von unten. Ackmenischken, November 1908 . .	274
Im Elchrevier: Einsprung von oben. Ackmenischken, November 1908 . .	275
Im Elchrevier: Unterholz und Schonung. Skirwith, Oktober 1908 . .	277
Elche (Gabler rechts und zwei Tiere) in Ibenhorst	279
Im Elchrevier: Birkenhain am Hochmoor. Ackmenischken, Oktober 1908	281
Elch (Gabler) am Waldrand, sichernd. Ackmenischken, Oktober 1908. . .	283
Elch (Sechser mit Schaufelansatz), am Boden äsend. Ackmenischken, Oktober 1908	286
Elch: Sechser mit Schaufelansatz. Ackmenischken, Oktober 1908.	287
Elchbett im hohen Rohr. Ibenhorst, Oktober 1908	290
Vom Äsungsplatze zum Hochwald ziehende Elche. Ackmenischken, Oktober 1908	291
Verhoffende Elche (Gabler und Spießer). Ackmenischken, Oktober 1908 . .	292
Dschurke im Röhricht des Skirwith, von einer Kanzel aus gesehen. Helena Werders, Oktober 1908	293
Elchtier, trollend. Ibenhorst, Oktober 1908	298
Elche auf dem Moor (rechts zwei Tiere mit ihren Kälbern, links Hirsch im Geweihwechsel). Ackmenischken, November 1908	299
Elche, auf dem Moor trollend. Vorn Spießer, hinten Tier. Ackmenischken, November 1908	301
Frischgesetztes Elchkalb. Lappland, Juni 1909	303
Junges Elchkalb. Lappland, Juni 1909	304
Junges Elchkalb. Lappland, Juni 1909	305
Elchspießer und Tier, zu Holz ziehend. Ackmenischken, Oktober 1908 . .	307
Zahmer Elchhirsch im Parkwald von Wohlfahrtslinde. Das Bild beweist die Hinfälligkeit der vielfach verbreiteten Ansicht, als ob der Elch nicht suhle	313
Zahmer Elch im Parkwald von Wohlfahrtslinde. Aus der Teichsuhle aufgestanden	315

Preußische Elche einst und jetzt.

Gabelgeweih eines alten Ibenhorster Krüppelelches (oben). Geschossen 1905, im Beginn der Abschußreform	320
Letztjähriger Schaufelabwurf eines starken noch lebenden Elches im Ibenhorster Revier (unten)	320

Amerikanischer Elch (Moostier)

(Alces americanus Jardine).

Aufnahmen von Radclyffe Dugmore.

Moostiere am Wasser	192
Amerikanischer Elchhirsch, unter Wasser äsend	193
Amerikanischer Elch, schöpfend . . .	195
Amerikanischer Schaufler zur Kolbenzeit	197
Amerikanischer Elch, einen See durchrinnend	198
Amerikanischer Kolbenhirsch, rinnend .	199
Amerikanischer Kolbenhirsch, rinnend .	200

	Seite
Amerikanischer Kolbenschaufler, ans Ufer steigend	201
Amerikanischer Kolbenschaufler, verhoffend	203

Feldhase

(Lepus timidus L.).

Aufnahmen von K. Soffel, Douglas English, M. Behr, W. Farren, Bartels, M. Steckel, K. Spengler.

	Seite
Junghase, in einem Weinberg. Castell Abadessa, Mai 1908 . . . . vor	321
Feldhase (2 Bilder). Divarium	322
Hase im Lager. Divarium	323
Hase (2 Bilder), rechts: im Lager. Divarium	324
Feldhase (2 Bilder), rechts: Verteidigungsstellung. Divarium	325
Lampe flüchtig (4 Bilder), in verschiedenen Momenten. Cöthen, Frühling 1908 und 1909	326
Junghasen im Nest. Mildenhall, Suffolk, Mai 1904	328
Lampe, während der Elbüberschwemmung (2 Bilder). Cöthen, März 1909	329
Lampe, während der Elbüberschwemmung, frisch aus dem Wasser, naß und frierend. Cöthen, März 1909	331
Lager der Häsin mit vorliegendem Lager des Rammlers (Mitte), links und rechts: Spur im Schnee. Cöthen, Februar 1909	332
Lager, welches der Hase ungestört verlassen (oben). Klokow, März 1908	335
Lager, welches der aufgescheuchte Hase verlassen (unten). Klokow, März 1908	335
Junghase, sich drückend. Riviera dei Castelli, Mai 1909	337
Junghase in einem Weinberg. Castell Abadessa, Mai 1909	340
Hasen zur Winterszeit (4 Bilder). Slawentzitz, Februar 1909	342
Feldhase, sichert beim Ausrücken zur Äsung (oben). Königshütte, Juli 1907	343
Hasentoilette (unten). Königshütte, Juli 1907	343
Feldhase im Lager mit den Löffeln spielend (oben links). Königshütte, Juli 1907	344
Feldhase im Lager, drückt sich (oben rechts). Königshütte, Juli 1907	344
Feldhase im Lager, wird aufmerksam (unten links). Königshütte, Juli 1907	344
Feldhase, verhoffend (unten rechts). Cöthen, Mai 1908	344
Junghäschen im Lager, am Rand einer Dickung. Rothehütte, Juni 1908	345

Maulwurf

(Talpa europaea L.).

Aufnahmen von O. Pfaff, O. Grabham, Douglas English, R. Kearton.

	Seite
Maulwurfshaufen auf einer Wiese. Connewitz, März 1910	349
Maulwurfsfänger an einer gestellten Falle. Yorkshire, April 1900	351
Falle mit gefangenem und aus der Erde herausgerissenem Maulwurf. Yorkshire (England), Juli 1905	353
Junge Maulwürfe im Nest, drei Tage alt. Yorkshire (England), Juli 1905	354
Junge Maulwürfe im Nest, 14 Tage alt. Yorkshire (England), Juli 1905	355
Alter Maulwurf. Divarium	357
Maulwurf, einen Regenwurm fressend. Divarium	358
Maulwurf. Divarium	359
Maulwurf im Haarwechsel. Juni 1909	362
Maulwurf, sich einwühlend. Breitingen, Mai 1910	363
Maulwurf, an die Oberfläche kommend. Divarium	364
Maulwurf. Divarium	365

Murmeltier

(Arctomys marmota L.).

Aufnahmen von M. Behr im Allgäu, Kemptener Hütte, Juli 1909.

	Seite
Spielende junge Murmel . . . . vor	369
Murment'lbau in seiner charakteristischen Landschaft	369
Murment'l-Äsungsplatz	371
Murment'l-Äsungsplatz	373
Murment'lbau	372
Losungsplatz des Wachtmurment'ls	375
Murment'lspuren im Schnee	376
Murment'lspuren im Schnee	377
Murment'l am Bau	379
Murment'l am Bau. Im Hintergrund Schnee	380
Murment'l, sichernd	381
Murment'l am Bau. Schnee im Hintergrund	383

Seite
Altes und junges Murment'l . . . 384
Murment'l am Bau 385
Murment'l, sich kratzend 388
Murment'ln 389
Murment'l, äsend 391
Murment'l vor dem Bau 393

Steinmarder

(Martes fagorum L.).

Aufnahmen von Douglas English. Vivarium.

Steinmarder, auf einem Stamm ruhend 397
Steinmarder, aufmerksam werdend . 399
Steinmarder, spielend . . . . nach 400
Steinmarder, angespannt lauernd . . 401
Steinmarder 403
Steinmarder 405
Steinmarder, interessiert 407
Steinmarder, interessiert 408

Dachs

(Meles meles L.).

Aufnahmen von M. Behr, O. Pfaff, Douglas English.

Dachsbau mit Wechseln. Thieleberg bei Aken, Oktober 1909 411
Dachsfährte, links davon Iltisfährte — links davon Fasanfährte. Connewitz, Februar 1909 412
Dachslosungsgrube. Thieleberg bei Aken, Oktober 1909 413
Dachs, morgens um 8 Uhr nach seinem Bau wechselnd. Connewitz, Januar 1909 415
Dachs, morgens gegen 8 Uhr nach seinem Bau wechselnd. Connewitz, Januar 1909 . . . . nach 416
Dachs am Eingang zum Bau. Vivarium 418
Dachs vor seinem Bau. Vivarium . . 419
Dachs im Eingang zum Bau. Vivarium 420
Dachs im Eingang zum Bau. Vivarium 421
Zwei Dachse, in den Bau zurückschleichend. Vivarium 423
Zwei Teckel mit eben gegrabenem Dachs. Nauort (Westerwald) 1909 . . . 425

Ziesel

(Spermophilus citillus L.).

Aufnahmen von K. Soffel, Stephainsky, M. Steckel.

Ziesel, zwei Tiere im Schlafkasten. Vivarium . . . . . . gegenüber 432
Ziesel im Schlafkasten, erschreckt. Vivarium 429
Zieselbau. Lamsdorf, August 1909 . 430
Zieselmännchen, ein Weibchen treibend. Lamsdorf, April 1910 431
Ziesel in kauernder Stellung, sich sicher fühlend. Lamsdorf, April 1910 . . 432
Ziesel vor dem Bau, ängstlich sichernd. Lamsdorf, April 1910 (nicht 1909) . 433
Ziesel, in den Bau fliehend. Lamsdorf, April 1910 434
Drei Jungziesel, in der Nähe des Baues sich sonnend. Klein-Strehlitz, April 1910 435
Ziesel, aus dem Steilbau sichernd. Lamsdorf, April 1909 436
Zieselpärchen vor dem Bau (rechts Männchen). Lamsdorf, April 1910 . 437
Ziesel, im Flachbau verschwindend. Lamsdorf, April 1910 438
Ziesel, längs eines Schützengrabenauswurfs flüchtend. Lamsdorf, April 1910 439
Ziesel, Männchen machend und die Umgebung musternd. Lamsdorf, April 1910 440
Ziesel. Lamsdorf, April 1910 . . . 441
Ziesel, nach starkem Gewitter den Bau, der unter Wasser steht, verlassend. Feldmark Klauschnitz, April 1910 . 442
Ziesel, nach starkem Regen, der alle Röhren gefüllt, vergebens Unterschlupf suchend. Feldmark Klauschnitz, April 1910 443
Ziesel, nachdem es lange Männchen gemacht, in sich zusammengesunken. Feldmark Klauschnitz, April 1910 . 444
Ziesel auf blühender Wiese. Lamsdorf, August 1909 445

Eisbär

(Ursus marinus Pall.).

Aufnahmen von A. Leverkus-Leverkusen. Nordost-Grönland-Expedition 1907.

Mitternachtssonne im ewigen Eis . . 447
Packeis, das Revier der Eisbären . . 448
Schwimmender Eisbär . . gegenüber 448
Wo die Bären leben 449
Bärin mit zwei Jungen, ca. 30 Meilen von der Küste im typischen Packeis . 450
Eisbärenfamilie auf dem Eis . . . 451
Bärin mit Jungen 454
Eisbärenfamilie, ins Wasser gehend . 455

Seite
Bärin ihre Jungen führend 457
Rinnender Eisbär 459
Im Wasser (Mutter und zwei Junge) . 461
Rinnende Bärenfamilie. Bärin mit zwei halbjährigen Jungen . . . 463
Depot auf Shannon-Insel. Die Kohlensäcke sind von Eisbären unter den Booten hervorgezerrt und verstreut worden 467
Rinnende Bärenfamilie. Bärin mit ihren beiden Jungen im zweiten Jahre . 469
Eisbärin mit ihren Jungen. Im Moment, wo ein Nackenschuß sie auf der Stelle tötet 473
Einem gestreckten Kapitalbären wird vom Boot aus ein Tau hinter die Vorderbranten gelegt, um ihn an Bord zu hissen 475
Bärin mit Jungem im Wasser . . . 477
Eisbären im Wasser 479
Kapitalbär an Bord. Eissturmvögel umschwimmen das Schiff 482
Frischgefangene Jungbären an Bord . 483
Junger, eben gefangener Eisbär an Bord 484

Brandmaus

(Mus agrarius Pall.).

Aufnahmen von K. Soffel, aufgenommen bei Schloß Bischofstein im Eichsfeld.

Brandmaus im Fallaub 486
Brandmaus, aus dem Fallaub sichernd 487
Brandmaus, vor ihrem Loche sich putzend. Kurz vor Sonnenuntergang gegenüber 488
Brandmaus, aus ihrem Loche kommend 488
Brandmaus, in der Nähe ihres Loches Nahrung suchend 489
Brandmaus unter überhängenden Wurzeln nagend 490
Brandmaus, sich putzend, dicht bei ihrem Loch 491
Brandmaus beim Köder 494
Brandmaus, vom Köder fressend . . 495
Knapp halbtägige Brandmäuse im geöffneten Nest 496
Brandmaus, sich heftig putzend . . . 497

Walroß

(Trichechus rosmarus L.).

Aufnahmen aus Nansen. In Nacht und Eis.

Walrosse im Wasser 505
Auftauchendes Walroß 507
Seite
Ruhende Walrosse 509
Auf dem Eise ruhende Walroßherde . 513
Walroßjagd 514

Moschusochse

(Ovibos moschatus).

Aufnahmen von R. E. Peary. Nordpolexpedition 1905/06.

Die Moschusochsenherde auf Nares-Land von Hunden gestellt . . nach 498
Alter Moschusochsenbulle von Hunden gestellt. Bei Kap Columbia . . . 501

Große Hufeisennase

(Rhinolophus ferrum equinum Schreb.).

Aufnahmen von Douglas English, K. Soffel.

Kleine Hufeisennase, in der Nähe eines Bodenfensters an einem Balken hängend. Schloß Bischofstein, Sommer 1910 . . . . gegenüber 515
Große Hufeisennase, sichernd. Vivarium 516
Pärchen der Großen Hufeisennase in einer Bodenkammer. Schloß Bischofstein, August 1910 517
Große Hufeisennase, kriechend. Vivarium 520
Große Hufeisennase. Blitzlichtaufnahme in einem Zimmer, in dem Moment, als sie einen Vorhang anfliegt. Schloß Bischofstein, Juni 1912 521
Große Hufeisennase, sich putzend. Schloß Bischofstein, Juni 1910 523
Große Hufeisennase, ruhend. Vivarium 526
Große Hufeisennase. Schloß Bischofstein, Juni 1910 552

Kleine Hufeisennase

(Rhinolophus hipposideros Bchst.).

Aufnahmen von Douglas English, K. Soffel.

Kleine Hufeisennase, schlafend und die Flughäute um sich geschlagen. Seitenansicht. Vivarium 518
Kleine Hufeisennase, schlafend und die Flughäute um sich geschlagen. Von vorne gesehen. Vivarium . . . 519
Kleine Hufeisennase, kriechend. Vivarium 527

Seite

Kleine Hufeisennase, zwischen Bodengerümpel bei kaltem Wetter. Schloß Bischofsstein, Oktober 1909 . . . 548

Langohrige Fledermaus
(Plecotus auritus L.).

Aufnahmen von Douglas English, O. Grabham, F. W. Taylor.

Langohrige Fledermaus (2 Bilder). Divarium 534
Langohrige Fledermaus, an einer Mauer aufgehängt. Yorkshire (England), Mai 1906 535
Langohrige Fledermaus. Sie hat die großen Ohren unter die Flügel geschlagen, so daß nur die Ohrdeckel hervorschauen 536
Langohrige Fledermaus, lauschend. Divarium 537

Frühfliegende Fledermaus
Abendsegler oder Speckmaus
(Vesperugo noctula Schreb.).

Aufnahmen von R. Paul, Douglas English.

Speckmaus. 4 Tiere an einer Mauer. Glogau, Juni 1908 . . . . oben 522
Frühfliegende Fledermaus, kletternd (4 Bilder). Divarium 543
Zwei Abendsegler, sich zankend. Divarium 544
Zwei ruhende Abendsegler. Divarium 545

Rauhaarige Fledermaus
(Vesperugo Leisleri Kuhl.).

Aufnahme von O. Grabham.

Rauhaarige Fledermaus an einer Mauer (2 Bilder). Yorkshire (England), August 1909 549

Zwergfledermaus
(Vesperugo pipistrellus Schreb.).

Aufnahmen von O. Grabham, Graf Münster, Douglas English.

Zwergfledermaus an einer Mauer. Yorkshire (England), Mai 1904 . . 529
Seite
Zwergfledermaus auf einem Ast kletternd. Divarium 530
Zwergfledermaus auf einem Ast kletternd. Divarium 531
Zwergfledermaus. Linz, Mai 1910 . 532
Zwergfledermaus (2 Bilder). Divarium 551

Spätfliegende Fledermaus
(Vesperugo serotinus Schreb.).

Aufnahmen von O. Grabham, Douglas English.

Spätfliegende Fledermaus an einer Mauer. Isles of Wight. August 1909 546
Spätfliegende Fledermaus, kriechend. Divarium 547

Gefranste Fledermaus
(Vespertilio Nattereri Kuhl.).

Aufnahmen von Douglas English.

Gefranste Fledermaus, kriechend (2 Bilder). Divarium 539
Gefranste Fledermaus, aufgehängt und sitzend (2 Bilder). Divarium . . . 541

Bartfledermaus
(Vespertilio mystacinus Leisl.).

Aufnahme von F. W. Taylor.

Bartfledermaus, ruhend. York, Juni 1909 550

Wasserfledermaus
(Vespertilio Daubentoni Leisl.).

Aufnahmen von K. Soffel.

Wasserfledermaus auf einem Schutthaufen kriechend (Blitzlicht). Salona (Dalmatien), Mai 1909 522
Wasserfledermaus. Blitzlichtaufnahme in unbewohntem, zerfallenem Gebäude. Salona (Dalmatien), Mai 1909 524
Wasserfledermaus, unruhig vor dem Abfliegen. Blitzlichtaufnahme in unbewohntem, zerfallenem Gebäude. Salona (Dalmatien), Mai 1909 . . 525
Wasserfledermaus. Salona (Dalmatien), Mai 1909 . . . . . gegenüber 545

Register.

A.

	Seite
Abendsegler . .	522. 526. 543—546. 551
abramus (Vesperugo)	551
agrarius (Mus)	485
Alces alces (L.)	189
alces (Alces)	189
Alpenfledermaus	542. 544. 551
americanus (Alces)	190
Arctomys marmota (L.)	367
auritus (Plecotus)	533—537

B.

barbastellus (Synotus)	544. 545
Bartfledermaus	550. 551
Bechsteini (Vespertilio)	551
Blinder Maulwurf	357
Brandmaus	485
Breitohr	544. 545

C.

citillus (Spermophilus)	427
coeca (Talpa)	357
Cricetus cricetus (L.)	166
cricetus (Cricetus)	166

D.

Dachs	410
Dama dama (L.)	91
dama (Dama)	91
Damhirsch	91
Daubentoni (Vespertilio)	522. 524—526
discolor (Vesperugo)	545

E.

Eisbär	446
Elch	189
europaea (Talpa)	347

F.

fagorum (Martes)	396
Feldhase	321
ferrum equinum (Rhinolophus)	516. 517 520. 521. 523. 526. 552
Fledermäuse	515
Frühfliegende Fledermaus	522. 526. 543 bis 546. 551

G.

Gefranste Fledermaus	539. 541. 551
Gemeine Fledermaus	515. 516. 520. 551
Gemse	1
gigas (Alces)	190
glis (Myoxus)	70
Große Hufeisennase	516. 517. 520. 521. 523 526. 552
Großohrige Fledermaus	551

H.

Hamster	166
hipposideros (Rhinolophus)	517—519. 527 548

K.

Kleine Hufeisennase	517—519. 527. 548

L.

Langflüglige Fledermaus	551
Langohrige Fledermaus	533—537
Leisleri (Vesperugo)	549. 551
Lepus timidus (L.)	321

M.

machlis (Alces)	190
marinus (Ursus)	446
marmota (Arctomys)	367
Martes fagorum (L.)	396
Maulwurf	347
maurus (Vesperugo)	542. 544. 551
Mäuseohr	515. 516. 520. 551
Meles meles (L.)	410
meles (Meles)	410
Miniopterus Schreibersi (Natt.)	551
moschatus (Ovibos)	498. 499. 501
Mopsfledermaus	544. 545
Moschusochse	498. 501
murinus (Vespertilio)	515. 516. 520. 551
Murmeltier	367

Seite

Mus agrarius (Pall.) 485
Myoxus glis (L.) 70
mystacinus (Vespertilio) . . . 550. 551

N.

Nattereri (Vespertilio) . . . 539. 541. 551
Nilssoni (Vesperugo) 542
noctula (Vesperugo) 522. 526. 543—546. 551
Nordische Fledermaus 542

O.

Ovibos (moschatus). . nach 498. 499. 501

P.

palmatus (Alces) 190
pipistrellus (Vesperugo) 520. 523. 528—532 542. 551
Plecotus auritus (L.) . . . . . 533—537

R.

Rauhaarige Fledermaus . . . 549. 551
Rauharmige Fledermaus 551
Rhinolophus ferrum equinum (Schreb.) 516 517. 520. 521. 523. 526. 552
Rhinolophus hipposideros (Bchst.) 517—519 527. 548
rosmarus (Trichechus) 498. 505. 507. 509 513. 514
Rupicapra rupicapra 1
rupicapra (Rupicapra) 1

S.

Schreibersi (Miniopterus) 551
serotinus (Vesperugo) . . . 546. 547. 551
Siebenschläfer 70
Spätfliegende Fledermaus . 546. 547. 551
Speckmaus . . . 522. 526. 543—546. 551
Spermophilus citillus (L.) 427
Steinmarder 396
Synotus barbastellus (Schreb.) . 544. 545

T.

Seite

Talpa coeca 357
Talpa europaea (L.) 347
timidus (Lepus) 321
Trichechus rosmarus (L.) 498. 505. 507. 509 513. 514

U.

Umberfledermaus 542
Ursus marinus (Pall.) 446

V.

Vespertilio Bechsteini (Leisl.) . . . 551
Vespertilio Daubentoni (Leisl.) 522. 524—526
Vespertilio murinus (Schreb.) 515. 516. 520 551
Vespertilio mystacinus (Leisl.) . . 550. 551
Vespertilio Nattereri (Kuhl.) 539. 541. 551
Vesperugo abramus (Temm.) . . . 551
Vesperugo discolor (Natt.) 545
Vesperugo Leisleri (Kuhl.) . . 549. 551
Vesperugo maurus (Blas.) . 542. 544. 551
Vesperugo Nilssoni (Keys.-Bl.) . . . 542
Vesperugo noctula (Schreb.) . 522. 526 543—546. 551
Vesperugo pipistrellus (Schreb.) 520. 523 528—532. 542. 551
Vesperugo serotinus (Schreb.) 546. 547. 551

W.

Walroß . . 498. 505. 507. 509. 513. 514
Wanderfledermaus 542
Wasserfledermaus . . . . 522. 524—526

Z.

Ziesel 427
Zweifarbige Fledermaus 545
Zwergfledermaus 520. 523. 528—532. 542 551

